











„und Thut ein Gnügen Seinem Amt“  
Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag



Waulner J.

235351

# „und Thut ein Gnügen Seinem Amt“

Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag

Herausgegeben von  
Maria Erb, Elisabeth Knipf,  
Magdolna Orosz, László Tarnói

MTAK



0 00013 46710 4



Budapest, 2002

036140



Budapester Beiträge zur Germanistik, Band 39  
© bei den Autoren und Herausgebern

ELTE  
GERMANISZTIKAI INTÉZET  
KÖNYVTÁRA

ISSN 0138 905 X

ISBN 963 463 554 7

Die Reihe Budapester Beiträge zur Germanistik wird  
herausgegeben vom Germanistischen Institut der ELTE  
Typografie, Druck und Bindung: EFO Nyomda, Budapest

M. TUD. AKADÉMIAI KÖNYVTÁRA  
Könyvtár 3861/02

Budapest, 2002

**ELTE Germanistisches Institut**

H-1146 Budapest, Ajtósi Dürer sor 19-21.

tel.: (+36 1) 251-01-55 – fax: (+36 1) 343-23-11

e-mail: [germanistik@mailbox.hu](mailto:germanistik@mailbox.hu) – <http://germanistik.elte.hu>

## INHALTSVERZEICHNIS

## VORWORT

## TABULA GRATULATORIA

## I. SPRACHWISSENSCHAFT

- Péter Ács/Katalin Jobbágy/Henrik Jørgensen:  
Zu den morphologischen und syntaktischen Auswirkungen  
der Schwa-Assimilation im Dänischen . . . . . 19
- Maria Erb:  
Zugewinn oder Abbau? – Ungarische Lehnwörter in den neueren deutschen  
Sprachinselmundarten von Ungarn bis 1945 . . . . . 27
- Csaba Földes:  
Zum bilingualen Sprech- und Gesprächsstil der Ungarndeutschen . . . . . 43
- Károly Gerstner:  
Deutsche Dialekterscheinungen in ungarndeutschen geographischen Namen . . . . . 63
- Mária Gósy:  
Die Erscheinung der Akzentverschiebung . . . . . 71
- Regina Hessky:  
Vorüberlegungen zu einem Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten . . . . . 83
- Borbála Keszler:  
Die Modalität der Nominalsätze . . . . . 97
- Jenő Kiss:  
Fragen und Antworten im Spiegel einer dialektologischen Umfrage in Ungarn . . . . . 107
- Elisabeth Knipf-Komlósi:  
Methodologische Überlegungen zur Analyse  
von Wortbildungserscheinungen in der Mundart . . . . . 111
- Ottó Korencsy:  
Verbale Doppelpräfigierungen im Frühneuhochdeutschen und in der Gegenwartssprache 123



Klaus J. Mattheier: Sprachinseln als Arbeitsfelder. Zu den zentralen Forschungsdimensionen der Erforschung deutscher Sprachinseln .....	135
Erzsébet Mollay: Zur Konzeption des neuen Niederländisch-Ungarischen Handwörterbuchs.....	145
Judith Muráth: Fachwissen – eine Kernfrage bei fachlexikographischen Entscheidungen .....	153
István Nyomárkay: Deutsche Wörter und Wendungen in den Werken kroatischer Klassiker. Die Funktion der deutschen Wörter im Drama von Miroslav Krleža „In Agonie“ ...	163
Attila Péteri: Theoretische Vorüberlegungen zu einer kontrastiven Satzmodusforschung – Am Beispiel der deutschen und ungarischen Interrogativsätze .....	171
Kurt Rein: Sprachinselforschung in Budapest heute. Bericht über ein Hauptseminar „Sprachinselforschung“ an der ELTE Budapest WS 2001 .....	185
Imre Szigeti: Die deverbale -er-Nomina des Deutschen – Eine konzeptuelle Studie.....	191
Roberta V. Rada: Euphemismen in der politischen Kommunikation .....	213
Katharina Wild: Zur Stellung des Finitums in den „fuldischen“ Mundarten Südungarns .....	225

## II. LITERATURWISSENSCHAFT

András F. Balogh: Die Kontexte der ungarndeutschen Dramendichtung am Anfang des 19. Jahrhunderts ..	233
Árpád Bernáth: Handlungsmodelle zur Erklärung poetischer Werke. Eine Untersuchung des Romans „Und sagte kein einziges Wort“ von Heinrich Böll .....	245
Pierre Béhar: Kaiser Rudolfs II. Kreuzzug in Ungarn und die talismanische Malerei .....	263
Zsuzsa Bognár: „Geist als Handwerk“. Versuch eines Porträts von Michael Josef Eisler .....	273
Horst Fassel: Formen volkstümlichen Erzählens in den frühen Prosatexten von Ella Triebnigg-Pirkhert? .....	287

István Fried:	
Karl Georg Romy. Ein ‚Deutschungar‘ an der Grenze zweier Epochen . . . . .	303
Judit Gera:	
How did Karel van de Woestijne read the Early Flemish Paintings? . . . . .	309
Zoltán Kenyeres:	
Ästhetizismus und Ethizismus . . . . .	315
Gábor Kerekes:	
Erich Maria Remarques Deutschlandzyklus . . . . .	323
Ernő Kulcsár-Szabó:	
Wie (un)zugänglich sind literarische „Bewegungsbilder“? Zur Lesbarkeit kinetographischer Techniken in der Lyrik zwischen Avantgarde und Spätmoderne . . . . .	333
András Masát:	
Dialekte und Volksliteratur in Skandinavien im 19. Jahrhundert. Sprachliche Kodes und literarische Manifestierungen . . . . .	343
Antal Mádl:	
Lenau und der Tokajer Wein . . . . .	353
Péter Mádl:	
Mehrfache Spiegelung. Narration und Figurenstruktur in Sven Delblancs „Gunnar Emmanuel“ . . . . .	363
Hilda Merkl:	
Vierhundertjährige Nacht. Gesichtspunkte zur Beurteilung der gemeinsamen dänisch-norwegischen Literatur . . . . .	369
Magdolna Orosz:	
Reiseabenteuer und intertextuelle Spurensuche. Die Auflösung vorgegebener Erzählmodelle um die Jahrhundertwende . . . . .	377
Mária Rózsa:	
Die „Bibliographie der deutschsprachigen Presse Ungarns 1850–1920“ in Vorbereitung . . . . .	389
August Stahl:	
Brieflektüre zwischen Theorie und Praxis . . . . .	399
Ferenc Szász:	
Nikolaus Lenaus Gedicht „Die Heideschenke“ . . . . .	411
Mihály Szegedy-Maszák:	
Translation and Canon Formation . . . . .	423
László Tarnói:	
„Wonn ich von Studirn aufhear, so bin ich kan Student, und nix mehr“. Lustige Berichte eines Tölpels aus dem alten Pest-Ofen . . . . .	429



Péter Varga:

„Du bist ein ehrlicher, guter Mensch, hast ein treffliches Herz ...“:

Die Figur des 'edlen Juden' in einem ungarndeutschen Drama aus dem Jahr 1806 .. 439

András Vizkelely:

Drei deutsche Gebetbuchhandschriften

eines ungarischen Franziskaners aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ..... 447

### III. GESCHICHTE – VOLKSKUNDE – SPRACHPOLITIK

Katalin Árkossy:

Die Bedeutung und die heutigen Möglichkeiten der Kulturtradierung

am Beispiel des ungarndeutschen Volksliedes ..... 459

Györgyi Bindorffer:

Die Rolle der Geschichte im Leben der Ungarndeutschen.

Das Beispiel von Dunabogdány ..... 467

Marietta Boross:

Die Pester deutsche Gärtnerzunft ..... 481

Márta Fata:

„Das längere geschäftslose Herumtreiben hab ich satt“ – Typologie

der deutsch-ungarischen Migrationsbeziehungen im 19. Jahrhundert ..... 491

Tibor Frank:

Die Amerikanisierung Berlins nach dem Ersten Weltkrieg ..... 505

Ferenc Glatz:

Die Europäische Union und die Sprachen: Weltsprachen, regionale

Lingua franca, Muttersprachen und die deutsche Sprache ..... 513

Erzsébet Györgyi:

Tirol – Baden – Pest. Egy polgárcsalád kapcsolata az óhazával ..... 523

Éva H. Balázs:

A Baranya-háromszög (A visszacsatolás munkaanyaga 1941-ből) ..... 535

P. Martin Anton Jelli:

Schambeker Erbe im Schwarzwald: Aus der Ansiedlungszeit

der Schwaben im Ofner Bergland ..... 539

Hans-Jürgen Krumm:

Deutschunterricht in einer mehrsprachigen Welt – Konsequenzen

für die Deutschlehrausbildung ..... 543

Vilmos Voigt:

Fragen der Identität und der Ethnizität in der Volksüberlieferung ..... 555

VERZEICHNIS DER SCHRIFTEN VON KARL MANHERZ ..... 561

## Vorwort

Professor Karl Manherz beging am 1. Mai 2002 seinen 60. Geburtstag. Diesen Anlass nahmen wir als eine Möglichkeit wahr, seine Verdienste und seine bisherige Tätigkeit zu würdigen.

Im Rahmen eines kleinen Festaktes mit vielen Kollegen, Mitarbeitern, Wissenschaftlern aus benachbarten Bereichen und Fakultäten aus dem In- und Ausland gratulieren wir ihm herzlichst und feiern mit ihm gemeinsam diesen runden Geburtstag.

Zum Geburtstag entstand auch diese Festschrift, mit der die Herausgeber sowie die Beiträgerinnen und Beiträger, den Jubilanten, Prof. Dr. Karl Manherz, den Direktor des Germanistischen Instituts, den Germanisten und Dialektologen, den Dekan, den Kollegen und Freund, in den vielfältigen Arbeitszusammenhängen, ehren und beglückwünschen möchten.

Der vorliegende Band soll auch die Vielfalt seiner Aktivitäten in fachwissenschaftlichen, wissenschaftspolitischen und gesellschaftspolitischen Arbeitsbereichen und die Ausrichtung seiner Energien zur Mitgestaltung, Mitwirkung und Unterstützung an den Veränderungsprozessen in Lehre und Forschung im Hochschulbereich der letzten Jahrzehnte in Ungarn, andeuten.

Die wissenschaftlichen Wurzeln von Karl Manherz liegen in seiner Verbundenheit mit dem Ungarndeutschtum des Ofner Berglandes, wo er aufgewachsen ist. Als treuer und engagierter Student hat er die Seminare von Professor Claus Jürgen Hutterer zur deutschen Dialektologie eifrig besucht und hat sich dort – auf Anregung seines Professors – der Erforschung der Sprache und Kultur der deutschen Minderheit verschrieben. Seine dialektologischen und ethnografischen Erhebungen und die Feldforschung, die er bereits Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts in den von Ungarndeutschen bewohnten Ortschaften durchführte, galten als bahnbrechend und beispielgebend für die nachfolgenden Generationen von Germanisten in diesem Lande. Er hat als erster in diesem Bereich jene soziolinguistischen und dialektsoziologischen Methoden kennengelernt und hierzulande eingeführt, mit denen im modernen Zeitalter ein Sprachinseldialekt, eine gesprochene Sprache, die in ein soziales Umfeld streng eingebettet ist, erforscht und beschrieben werden konnte.

Seine Dissertation zum Thema sprachsoziologische Beschreibung der deutschen Mundarten in Westungarn war nicht nur die erste öffentliche Verteidigung mit einem

Minderheitenthema an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, sondern sie galt zugleich als die erste größere sprachsoziologische Arbeit über die deutsche Minderheit in Ungarn schlechthin. Mit seinem soziolinguistisch orientierten Herangehen setzt Karl Manherz an dem dialektgeografischen Konzept seines Lehrers Claus Hutterer an und führt es – mit modernen Methoden bereichert – weiter.

Sprache und Sprachgebrauch in Minderheitensituation ist für Karl Manherz an den gesellschaftlichen Menschen gebunden und in zeitliche, räumliche, geschichtliche und soziale Kontexte eingebettet. Die Organisationsform des gesellschaftlichen Zusammenlebens einer Minderheit mit einer Mehrheit in einer dreihundertjährigen Sprachkontaktsituation bedeutet für Karl Manherz die unzertrennbare Verflechtung von Sprachgebrauch und Brauchtumpflege. So schlägt er die Brücke von der Sprache, dem Dialekt der Minderheit, zur Ethnografie und stellt auf diese Weise einen neuartigen Beschreibungsansatz in der ungarndeutschen Dialektforschung bereit. Diese Sichtweise widerspiegelt sich nicht nur in seinen Publikationen und zahlreichen Vorträgen zu Sprache, Kulturtradition und Identität der deutschen Minderheit in Ungarn, sondern prägt und bestimmt weitgehend auch seine vielfältige und beharrliche Tätigkeit als Herausgeber auf diesem Gebiet. Es kann ohne Übertreibung festgestellt werden, dass die wissenschaftlichen Publikationen in diesem Bereich in Ungarn einzig an die Herausgebertätigkeit von Karl Manherz gebunden sind.

Nach Professor Hutterers Ruf nach Graz bot es sich geradezu an, dass er das Ordinariat seines Doktorvaters sowie die großen Forschungsprojekte wie den Ungarndeutschen Sprachatlas sowie den Ausbau eines Tonarchivs übernahm. In diesem Sinne gestalten sich auch die Schwerpunkte in Forschung und Lehre für Professor Manherz: die Erforschung der deutschen Dialekte in Ungarn, die Fachsprachenforschung in den deutschen Mundarten Ungarns, sprachsoziologische und volkskundliche Untersuchungen und Beschreibungen der deutschen Mundarten in Ungarn, die Folklore und Handschriften der Ungarndeutschen. Mit vollem Engagement initiierte er – als einer unter den Ersten an der geisteswissenschaftlichen Fakultät – die Doktorandenausbildung am Germanistischen Institut und gestaltet das Programm bis heute maßgebend. Zu seinen Doktoranden gehören zahlreiche junge Wissenschaftler, die sich in dem Minderheitenbereich aber auch in sonstigen Bereichen der Sprachwissenschaft eines guten fachlichen Rufs erfreuen. Doch neben all diesen Tätigkeiten räumt er auch der Lehre der deutschen Sprachgeschichte und Dialektologie, sowie der Einführung in die germanischen Sprachen einen wichtigen Platz ein.

Seine Einladungen als Humboldt-Stipendiat und als Gastprofessor an verschiedene Universitäten in Deutschland, sind berechte Beweise der Anerkennung seiner Arbeit. Genauso sind auch die zahlreichen Auszeichnungen, mit denen er geehrt wurde, ein Zeichen der Anerkennung seiner Tätigkeit. Aus Platzgründen können hier nur einige genannt werden:

- Donauschwäbischer Kulturpreis des Landes Baden-Württemberg (1984)
- Österreichisches Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst I. Klasse (1990)
- Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland (1995).



Der Weg vom wissenschaftlichen Werk zum Universitätsalltag war und ist für Karl Manherz etwas Selbstverständliches. Die Gründung der Fachbereiche Skandinavistik und Niederlandistik in Budapest, 1992 die Gründung des Germanistischen Instituts an der Loránd Eötvös Universität, die Gründung des Ungarndeutschen Forschungs- und Lehrerbildungszentrums 1995 mit dem Schwerpunkt Ungarndeutscher Sprachatlas und Deutschlehrer-Fortbildung, alle diese Einrichtungen sind das Ergebnis seiner unermüdlichen und erfolgreichen Tätigkeit in der Wissenschaftsorganisation.

Sein angeborenes organisatorisches Geschick (heute nennt man dies „Managertalent“), sein hohes Engagement für eine Sache, aber auch seine assertive Art im Umgang mit Kollegen, Mitarbeitern und Studenten, prädestinierten ihn geradezu für die Funktionen als Prodekan, dann Prorektor, langjähriger und zur Zeit erneut amtierender Dekan der Philosophischen Fakultät der ELTE. In dieser seiner Funktion hat er einen wesentlichen Beitrag zur strukturellen Umgestaltung der Philosophischen Fakultät in den – nicht leichten – Jahren nach der Wende geleistet.

Gleichsam gehören in dieses Arbeitsfeld auch die hohen Ämter, die wichtige Meilensteine seiner Laufbahn waren. 1989 wurde er als Vizeminister für Kultur und Bildung berufen, wo er verantwortlich für Wissenschaft, Forschung und Hochschulwesen, und der Initiator der wichtigen Entwicklungsprogramme TEMPUS und PHARE im ungarischen Hochschulwesen wurde. Später bekleidete er das Amt des Staatssekretärs, zuständig für die Belange der Minderheiten in Ungarn (1990-1992).

Diese hohen Ämter sowie seine wissenschaftlichen Verdienste in der Dialektologie und Volkskunde, in der Minderheitenforschung, im DaF-Bereich als Begründer der dreijährigen Lehrerbildung, als langjähriger Vorsitzender des Ungarischen Deutschlehrerverbandes, aber auch seine Verdienste in der Herausgebereigentätigkeit und als Gründer der Doktorandenschule am Germanistischen Institut in Budapest und dergleichen mehr, zeugen von einer ausserordentlichen Aktivität und Schaffenskraft, einem Geschenk, das nur wenigen zuteil werden kann. Seine Arbeitsfelder und konkreten Aufgaben hat er jeweils beharrlich und mit einem nie erschöpfenden, ja auch beneidenswertem Engagement durchgeführt. Für die von ihm als richtig erkannten Ziele kämpft und arbeitet er, sich selbst fordernd, die anderen vorantreibend und unterstützend.

Diese Art von wissenschaftlicher und gesellschaftlich verpflichteter Arbeit geht einher mit einer großen Bereitschaft zur Kooperation, mit einer Empathie und Loyalität gegenüber den Kollegen, Mitarbeitern, Doktoranden, Studenten, ohne jedoch den von ihm gesetzten hohen Maßstab in der Arbeit niedriger zu setzen. Er setzt sich uneingeschränkt für die Interessen der Mitarbeiter, Studenten und Doktoranden ein. Noch niemand ist mit „leerer Hand“ von einem Gespräch mit Professor Manherz herausgekommen, jeder bekam eine Ermutigung, eine gute Idee zu seiner Arbeit, ein zuversichtliches Entgegenkommen oder ein tröstendes Wort.

Auch an ehrenvollen Ämtern fehlt es nicht: von seinem mehr als zwei Jahrzehnte dauernden Vorsitz im Ungarischen Deutschlehrerverband war schon die Rede. In Beiräten und Gremien der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, des Ungarischen Akkreditierungskomitees, als Vorsitzender des Dekankollegs, als Präsident des Verbandes

der Ungarndeutschen (bis 1995), als Gründungsmitglied und Vorsitzender (bis 1994) der Aktion Österreich-Ungarn, als Mitglied des Kuratoriums und des wissenschaftlichen Beirats des Europa Instituts leistet er immer einen konstruktiven Beitrag.

Die breitgefächerte Palette der Aufsätze dieses Bandes ist mit der Vielfalt der vom Jubilar abgedeckten Tätigkeitsbereichen zu erklären: Sie widerspiegeln jene Arbeitsschwerpunkte und Felder, denen sich Professor Manherz zuwendet und mit denen er sich in irgendeiner Weise beschäftigt. Diese sind kurz aufgelistet die Sprachwissenschaft mit den Bereichen Dialektologie, Soziolinguistik, Dialektlexikografie, die Ethnografie, die Minderheitenkunde, die Geschichte, die Sprachpolitik, die Komparatistik, die Literatur und Kulturgeschichte.

Das Zitat aus dem Sankt Johanner Kodex „und Thut ein Gnügen Seinem Amt“ wurde bewusst als Titel der Festschrift gewählt. Es widerspiegelt eine Grundhaltung des Jubilars, jene Entschiedenheit und Entschlossenheit, mit der er die Aufgaben und Probleme angeht, mit der er sich für die Wissenschaft und die jeweilige Gemeinschaft, sei es die Universität und das Institut, die Kollegen, die Doktoranden und Studenten oder „nur für eine gute Sache“ uneingeschränkt und mit vollem Elan einsetzt, um die Sache voranzutreiben und zu Ende zu führen. Für diese seine Haltung zollen ihm seine Mitarbeiter Respekt und Anerkennung.

An dieser Stelle sei allen Beiträgerinnen und Beiträgern gedankt für ihre Bereitschaft zur Mitwirkung und jenen, die bei der Einrichtung der Manuskripte mitgeholfen haben: Für die philologische Betreuung und Redaktionsarbeit dem Dozenten Dr. László Jónácsik, den DAAD-Lektoren des Instituts, Annette Taßler und Dr. Andreas Herzog, die bei der Lektorierung der Beiträge, den Doktorandinnen Amália Kerekes und Katalin Horváth, die bei den Korrekturarbeiten geholfen haben sowie János Szabó für die Mitwirkung an der technischen Gestaltung. Ein Dank geht auch an alle, die bei der Herausgabe dieser Festschrift uns zur Seite standen. Ohne sie wäre dieser Band nicht entstanden.

Zu einem besonderen Dank sind wir den Sponsoren verpflichtet, ohne deren tatkräftige und großzügige finanzielle Unterstützung weder die Festschrift noch der Festakt hätte zustande kommen können:

Stiftung Aktion Österreich-Ungarn

A Magyarországi Nemzeti és Etnikai Kisebbségért Közalapítvány

Budapester Deutsche Selbstverwaltung

Deutsche Minderheitenselbstverwaltung Werischwar/Pilisvörösvár

Donauschwäbische Kulturstiftung Stuttgart

Gallus-Rehm-Stiftung München

Hanns-Seidel-Stiftung Budapest

Konrad-Adenauer-Stiftung – Aussenstelle Budapest

Kulturkontakt Austria – Projektbüro Budapest

Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen

Österreichisches Ost- und Südosteuropa-Institut – Aussenstelle Budapest

Philosophische Fakultät der ELTE

Pest megyei Közgyűlés Alelnöke

Es bleibt den Herausgebern nur noch übrig, dem Jubilar weiterhin viel Glück, lang andauernde Schaffenskraft und Freude an seiner vielseitigen Arbeit und dazu eine gute Gesundheit im Kreise seiner Familie zu wünschen.

Budapest, im April 2002

Die Herausgeber





## TABULA GRATULATORIA

- Ágel Vilmos, Szeged  
 Bábosik István, Budapest  
 Bacsó Béla, Budapest  
 Banczerowski, Janusz, Budapest  
 Bánréti Zoltán, Budapest  
 Barabás László, Nyíregyháza  
 Bárdos Judit, Budapest  
 Bárdosi Vilmos, Budapest  
 Bartha Magdolna, Budapest  
 Bassola Péter, Szeged  
 Bollobás Enikő, Budapest  
 Breier Zsuzsa, Berlin  
 Dingeldein, Heinrich, Marburg  
 Droste, Wilhelm, Budapest  
 Eperjessy Ernő, Budapest  
 Erdődy Gábor, Budapest  
 Faluba Kálmán, Budapest  
 Fodor Sándor, Budapest  
 Gáborján Katalin, Budapest  
 Gecső Tamás, Budapest  
 Gergely Jenő, Budapest  
 Granasztói György, Budapest  
 Gyivicsán Anna, Budapest  
 Hajdú Erzsébet, Budapest  
 Hambuch Géza, Budapest  
 Hargittai Emil, Budapest  
 Haselsteiner, Horst, Wien  
 Heinek Ottó, Budapest  
 Hunyady György, Budapest  
 Hutterer, Irén, Graz  
 Izsák Lajos, Budapest  
 Jeremiás Éva, Budapest  
 Jónácsik László, Budapest  
 Kalász Márton, Budapest  
 Kenesei István, Budapest  
 Kelemen János, Budapest  
 Kertész András, Debrecen  
 Kiefer Ferenc, Budapest  
 Király Edit, Budapest  
 Kiss Endre, Budapest  
 Klaudy Kinga, Budapest  
 Klinghammer István, Budapest  
 Knáb Erzsébet, Baja  
 Kocsány Piroska, Debrecen  
 Komlósi László, Pécs  
 Kovács József László, Budapest  
 Kövecses Zoltán, Budapest  
 Kurdi Imre, Budapest  
 Lantosné Imre Mária, Pécs  
 Lányi Dániel, Budapest  
 Medgyes Péter, Budapest  
 Nádasy Ádám, Budapest  
 Nagy Márta, Budapest  
 Nelde, Hans-Peter, Brüssel  
 Örkény Antal, Budapest  
 Pál Ferenc, Budapest  
 Papp Andrea, Budapest  
 Passuth Krisztina, Budapest  
 Pröhle Gergely, Berlin  
 Raczky Pál, Budapest  
 Salvi, Giampaolo, Budapest  
 Schwob, Anton, Graz  
 Szabó Miklós, Budapest  
 Szalay Lajos, Szombathely  
 Szendi Zoltán, Pécs  
 Szépe György, Pécs  
 Uzonyi Pál, Budapest  
 Varga László, Budapest  
 Wiesinger, Peter, Wien  
 Wolfárt János, Budapest  
 Wolfárt-Stang, Maria, Budapest  
 Zalán Péter, Budapest



I.

SPRACHWISSENSCHAFT



Péter Ács (Budapest), Katalin Jobbágy (Budapest), Henrik Jørgensen (Århus)

## Zu den morphologischen und syntaktischen Auswirkungen der Schwa-Assimilation im Dänischen

### 0. Einleitung

Die vorliegende Arbeit ist eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse einer breiteren Untersuchung, an der wir seit einiger Zeit arbeiten.<sup>1</sup> Ziel und Zweck der Darstellung ist, auf die Auswirkungen der Schwa-Assimilation außerhalb des rein phonologischen Systembereichs im Dänischen aufmerksam zu machen. Diese Auswirkungen sind von so eingreifender Natur, dass es gerechtfertigt erscheint, hier einen wirksamen Grund zu finden für die anscheinend atheoretische Vermutung, dass Dänisch eben schwierig zu lernen ist. Viele praktische Untersuchungen aus den letzten Jahren (Bleses 1998 und 2000; Juul 2001) bestätigen den schon von Werner (1981) dargestellten Eindruck, dass Dänisch eine schwierige Sprache ist, und zwar nicht nur für Fremdsprachenerwerber, sondern auch für die *native speakers*. Die vielen Stimmen aus dem praktischen Bereich können sich nicht irren; das Axiom der Sprachtheorie, alle Sprachen seien ungefähr gleich schwierig, dürfte gerade am Beispiel Dänisch eine komplizierte Ausnahme finden.

### 1. Zur Theorie der Schwa-Assimilation im Dänischen

Historisch gesehen ist die Schwa-Assimilation eine Folge der Akzentverschiebung im frühen Dänischen, die zum Ergebnis geführt hat, dass sämtliche dänische Dialekte eine starke Konzentration an Bedeutung und phonetischer Differenzierung in den betonten Silben haben, wogegen die unbetonten sowohl semantisch als auch phonetisch weniger differenziert sind. Das Extrem sind die nicht wenigen jütländische Dialekte, die systematischen Wegfall der unbetonten Silben (Apokope) aufweisen.<sup>2</sup>

Die Assimilation von Schwa hat drei Stufen unterschiedlicher Radikalität: Harmonisierung entsprechend dem sonorsten Nachbarlaut, Assimilation mit dem am meisten sonoren Nachbarlaut oder totaler Wegfall von Schwa. Auf der ersten Stufe behält das Schwa-Phonem seinen Platz in der Phonemkette; auf der zweiten ist dieser Platz bei der klanglichen Realisation mit dem sonorsten Nachbarlaut assimiliert, und auf der dritten Stufe ist der Schwa-Platz bei



<sup>1</sup> Vgl. Ács/Törkenczy 1986; Ács/Jørgensen 1990; Ács 1996; Ács/Jobbágy 2001.

<sup>2</sup> Vgl. hierzu Braunmüller 1987.



der Realisation vollkommen weggefallen. Entscheidend bei dieser Assimilation ist die Sonoritätshierarchie; sie sieht im Dänischen grob gesagt so aus:

Vokale > Halbvokale > Liquide > Nasale > stimmhafte Frikative > stimmlose Frikative > Klusile.

Aus Platzgründen unterlassen wir hier die Darstellung der genaueren Details.<sup>3</sup>

### 1.1. Harmonisierung von Schwa

Bei der Harmonisierung behält das Schwa-Phonem seinen Platz in der Phonemkette, die Klangfarbe ist aber mit dem am meisten sonorem Nachbarlaut völlig harmonisiert. Das ist z.B. der Fall nach betontem Vokal:

<i>nye</i>	{neue} >	[ˈny:y]
<i>frie</i>	{freie} >	[ˈfri:i]
<i>frue</i>	{Frau} >	[ˈfru:u] (oder [ˈfro:o] bei jüngeren Sprechern aufgrund des Übergangs <i>ru&gt;ro</i> )

Harmonisierung gibt es auch nach kurzem Vokal plus stimmhaftem Konsonant bzw. Halbvokal:

<i>kalde</i>	{nennen} >	[ˈkæll]
<i>kunne</i>	{können} >	[ˈkunn]
<i>veje</i>	{Wege} >	[ˈvæj]

Der Wegfall der ursprünglich frikativisch ausgesprochenen Entsprechungen von postvokalischem *d* und *g* gibt häufig Anlass zur Harmonisierung, da der Stammvokal in diesen Fällen der am meisten sonore Nachbarlaut ist:

<i>gode</i>	{gute} >	[ˈgo:o]
<i>pige</i>	{Mädchen} >	[ˈpi:i]
<i>bruge</i>	{brauchen} >	[ˈbru:u] (oder [ˈbro:o], vgl. oben)
<i>kage</i>	{Kuchen} >	[ˈkæ:ɛ]

### 1.2. Assimilation von Schwa

Bei der Schwa-Assimilation verschwindet der Platz des Schwa in der Phonemkette; die Funktion als Silbenträger wird von dem sonorsten Nachbarlaut übernommen. Dies ist typischerweise nach langem Vokal + stimmhaftem Konsonant (oder Halbvokal) der Fall:

<i>gøde</i>	{düngen} >	[ˈgø:ð]
<i>hale</i>	{Schwanz} >	[ˈhæ:]
<i>rene</i>	{reinigen} >	[ˈræ:n]

<sup>3</sup> Viele Details zu diesem Problem finden sich in: Heger (Ms.); Brink/Lund 1974; Ács/Jørgensen 1990.

Einige von diesen Assimilationen haben gewisse Auswirkungen, die durch das Zusammenwirken mit den Effekten der Infortisschwächung<sup>4</sup> entstehen:

<i>købe</i>	{kaufen}	>[ˈkø:bə]	>[ˈkø:ʊə]	>[ˈkø:u]
<i>sæve</i>	{sägen}	>[ˈsɛ:və]	>[ˈsɛ:ʊə]	>[ˈsɛ:u]
<i>sæbe</i>	{Seife}	>[ˈsɛ:bə]	>[ˈsɛ:ʊə]	>[ˈsɛ:u]

In solchen (historisch gesehen geschwächten) Schlussilben wird der Klusil in diesen Fällen allophonisch als Halbvokal ausgesprochen. Der dadurch entstandene Halbvokal wird dann durch die Schwa-Assimilation weiter assimiliert, wodurch eine ganz beeindruckende Spannweite von durchaus gängigen Aussprachen entsteht.

### 1.3 Wegfall von Schwa

In den radikalsten Fällen fällt Schwa in der praktischen Aussprache einfach weg. Dies passiert nach oder zwischen stimmlosen Phonemen:

<i>kaffe</i>	{Kaffee}	>[ˈkaf]
<i>stikkes</i>	{gestochen werden}	>[ˈsdegs]

Das Phänomen darf nicht mit der eigentlichen Apokope in den Dialekten (s.o.) verwechselt werden. In den Dialekten ist die Aussprache von solchen Silben konsequent. In der jetzigen Hochsprache kommt der Schwa-Wegfall vor, aber bei langsamer oder deutlicher Aussprache können die Silben ausnahmslos vorkommen.

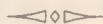
### 1.4. Feste Assimilation

Die Phonemkombinationen /ər/, /rə/ und /rər/ werden immer als [ʌ] oder [ɐ] verwirklicht. Die genaue Phonematisierung von diesen Endungen ist häufig unsicher und lässt sich nicht selten nur mehr durch Analogieschlüsse aus dem morphologischen Bereich vollziehen. Da diese Assimilation im Gegensatz zu den anderen obligatorisch ist, hat sie, z.B. bei morphologischen Bildungen, immer Priorität über die drei ersten Typen (vgl. unter 2.2).

## 2. Zu den Auswirkungen im Bereich der Morphologie

In einem Aufsatz aus dem Jahre 1989 hat Kurt Braunmüller sehr gründlich dargestellt, wie die dänische Morphologie anscheinend als völlig natürlich aufzufassen ist: die Endungen sind klar gegliedert, und es gibt wenige Synkretismen und Überschneidungen. Lars Heltoft (1998) zieht eine ähnliche Schlussfolgerung.

Interessant ist aber, dass diese Konklusion auf dem Schriftbild basiert, während sich für die gesprochene Sprache ein ganz anderes Bild abzeichnet. Der Hauptgrund dafür ist, dass die Schwa-Assimilation tief in die Deutlichkeit der Endungen eingreift; Endungen, die am



<sup>4</sup> Zur Infortisschwächung s. Skautrup 1944-1970, Bd. 1, 224-235.



Schriftbild deutlich ablesbar sind, werden in der Tat kaum deutlich signalisiert, bzw. ihr Erscheinungsbild wird durch die Assimilationsphänomene stark getrübt.

Das phonologische Material der Endungen im Dänischen besteht ausschließlich aus dem Schwa und dazu 5 Konsonanten, nämlich /d/, /s/, /ð/, /n/ und /r/. Davon sind die beiden ersten stimmlos, die drei letzten stimmhaft. Wie wir schon gesehen haben, bildet postvokalisches /r/ eine feste Assimilation mit Schwa. Die beiden anderen stimmhaften verschmelzen häufig mit Schwa, während die stimmlosen regelmäßig Wegfall von Schwa bewirken. Eine starke Verstümmelung der morphologischen Markierungen ist daher zu erwarten; das soll hier anhand der Pluralformen der Substantive im Detail dargestellt werden. Es gibt fünf verschiedene Allomorphe für den Plural der Substantive:<sup>5</sup>

1. Endung *-e*: *arbejder - arbejdere; snedker - snedkere; brev - breve; del - dele* { Arbeiter; Schreiner; Brief, Teil }
2. Endung *-r*: *pige - piger; rive - river* { Mädchen; Recken }
3. Endung *-er*, gelegentlich synkopiert: *sofa - sofaer; haj - hajer; orgel - orgler* { Sofa; Hai; Orgel }
4. Ohne Endung: *kort; net; sko; film* { Karte; Netz; Schuh; Film }
5. Mit Umlaut: *gås - gæs; fod - fødder; far - fædre; datter - døtre* { Gans; Fuß; Vater; Tochter }

Die Wörter mit Umlaut haben meistens zusätzliche Endungen; nur drei Wörter (*mand - mænd; barn - børn; gås - gæs*) bilden den Plural durch Umlaut allein (vgl. Hansen 1967, Bd. 2, S. 95 und 117).

Hinsichtlich der Natürlichkeit ist Gruppe 4 von vornherein eindeutig nicht-natürlich, da hier kein Unterschied zwischen Singular und Plural besteht. Wörter mit Vokalwechsel (Gr. 5) haben meistens einen deutlichen Unterschied zwischen den Formen, aber die für die Bildung verwendeten Vokale kommen nach synchroner Sicht recht planlos vor, und das ursprüngliche System des *i*-Umlauts lässt sich nicht mehr nachspüren. Bei den ersten drei Gruppen ist in der Schriftsprache ein deutlicher Unterschied vorhanden, der aber bei der praktischen Aussprache durch die Schwa-Assimilation häufig stark abgeschwächt wird. Die Auswirkungen der Schwa-Assimilation auf diese 3 Gruppen sollen hier genauer behandelt werden.

### 2.1. Die Endung *-e*

Bei nomina agentis, die bekanntlich auf *-er* ausgehen, besteht der Unterschied zwischen Singular und Plural ausschließlich in der Länge des *a*-Schwas:

*arbejder - arbejdere* { Arbeiter - Arbeiter Pl. } [ 'a:βaj'da - 'a:βaj'daa ]  
*snedker - snedkere* { Tischler - Tischler Pl. } [ 'sne'gʌ - 'sne'gaa ]



<sup>5</sup> Hansen 1967, Bd. 2, S. 95 f., verzeichnet insgesamt 7 allomorphische Typen, die aufgrund ihrer Verbindungsmöglichkeiten mit verschiedenen Verbalstämmen eingeteilt sind; davon sind allerdings zwei nur bei einem oder zwei Wörtern in Verwendung, und eine andere Gruppe davon umfasst die Pluralbildung in Fremdwörtern. Die Endungen *-er* und *-r* werden bei Hansen 1967 und Diderichsen 1946 als nur ein Allomorph aufgefasst; die Distribution davon wird hauptsächlich durch die prosodischen Worttypen geregelt. Da wir auf diese Regeln nicht näher eingehen möchten, behandeln wir in diesem Zusammenhang die beiden Allo-Allomorphe getrennt.

Ein solcher Unterschied ist minimal, was die Deutlichkeit angeht, und wird regelmäßig zum Opfer einer Allegroaussprache fallen.

Nach Vokoiden dürfte Assimilation regelmäßig vorhanden sein:

<i>bord - borde</i>	{Tisch - Tische}	[ˈbɔʰɐ - ˈbɔ:ɒ]
<i>brev - breve</i>	{Brief - Briefe}	[ˈbrɛʰv - ˈbrɛ:u]
<i>gård - gårde</i>	{Hof - Höfe}	[ˈgɔʰd - ˈgɔ:d]

Das Gleiche gilt für Stämme, die mit Nasal enden:

<i>del - dele</i>	{Teil - Teile}	[ˈdeʰl - ˈde:l]
<i>land - lande</i>	{Land - Länder}	[ˈlɛnʰ - ˈlɛnn]
<i>løgn - løgne</i>	{Lüge - Lügen}	[ˈlɔʰn - ˈlɔʰnn]

In diesen beiden Fällen besteht die Markierung aus dem Kontrast zwischen nicht-silbischer (Sing.) vs. silbischer (Plur.) Aussprache. Auch hier ist der Unterschied undeutlich und wenig standhaft bei Allegroaussprache.

Aufgrund der phonologischen Distribution sind stimmhafte frikative Schlusskonsonante nicht vorhanden; die entsprechenden Phoneme werden postvokalisch durch Vokoide vertreten. Es gibt aber ganz viele Beispiele für stimmlose Frikative und für Klusile (die ja im Dänischen immer stimmlos sind):

<i>hus - huse</i>	{Haus - Häuser}	[ˈhuʰs - ˈhu:sə / ˈhu:s]
<i>hat - hatte</i>	{Hut - Hüte}	[ˈhɛd - ˈhɛdə / ˈhɛd]
<i>hest - heste</i>	{Pferd - Pferde}	[ˈhæsd - ˈhæsdə / ˈhæsd]

In solchen Fällen ist das isolierte Schwa bei distinkter Aussprache deutlich zu hören; bei Allegroaussprache verschwindet es aber regelmäßig.

## 2.2. Die Endung -r

Bei dieser Endung tritt die feste Assimilation von /e/ und /r/ (s. 1.4. oben) regelmäßig auf. In vielen Fällen führt diese Assimilation dazu, dass der semantische Unterschied von zwei gleich langen Formen getragen wird, die sich aber hinsichtlich Aussprache immer ganz deutlich unterscheiden lassen:

<i>pige - piger</i>	{Mädchen - Mädchen Pl.}	[ˈpi:i] - [ˈpi:ɒ]
<i>kage - kager</i>	{Kuchen - Kuchen Pl.}	[ˈkɛ:ɛ] - [ˈkɛ:ɒ]

Wie man sieht, kann die feste Assimilation zwischen /r/ und /e/ auch dort verwirklicht werden, wo Schwa in der Singularform durch einen Vollvokal attrahiert wird.

Hinsichtlich der Deutlichkeit lassen diese Bildungen nichts zu wünschen übrig, aber im Prinzip ist die phonetische Masse in beiden Formen gleich, was als Bruch des Natürlichkeits- oder Ikonizitätsprinzips bewertet werden muss.

Ein Wort wie *rive - river* {Harke - Harken} ist ein unklarer Fall. Die distinkte Aussprache ist

eindeutig nicht-ikonisch; der semantische Unterschied wird von der Opposition zwischen zwei Typen von Schwa getragen:

[ˈri:uə] - [ˈri:uʌ]

- wogegen die weniger distinkte Aussprache mit Schwa-Assimilation im Singular viel ikonischer erscheint:

[ˈri:u] - [ˈri:uʌ]

Stämme, die auf ‚-re‘ enden, sind vollständig gleich im Singular und Plural:

<i>porre - porrer</i>	{Porree - Porrees}	[ˈpɔ:ɔ]- [ˈpɔ:ɔ]
<i>hare - harer</i>	{Hase - Hasen}	[ˈha:a]- [ˈha:a]
<i>myre - myrer</i>	{Ameise - Ameisen}	[ˈmy:ʌ]- [ˈmy:ʌ]
<i>pære - pærer</i>	{Birne - Birnen}	[ˈpɛ:ʌ]- [ˈpɛ:ʌ]

### 2.3. Die Endung -er

Bei dieser Endung gibt es Beispiele für eine deutliche Unterscheidung zwischen Singular und Plural:

<i>avis - aviser</i>	{Zeitung - Zeitungen}	[ɛˈviˈs]-[ɛˈviˈsʌ]
<i>bibliotek - biblioteker</i>	{Bibliothek - Bibliotheken}	[ˈbibliuˈteˈg]-[ˈbibliuˈteˈgʌ]

Stämme, die mit -r enden, bilden Pluralformen, die sich nur durch silbische Aussprache von den Singularformen (nichtsilbische Aussprache) unterscheiden:

<i>kontor - kontorer</i>	{Büro - Büros}	[kʌnˈtoʁˀ]-[kʌnˈtoˀʁ]
<i>papir - papirer</i>	{Papier - Papiere}	[pɛˈpiʁˀ]-[pɛˈpiˀʁ]

### 2.4. Schlussfolgerung

Das Hauptergebnis der Untersuchung ist insofern, dass die in der Schriftsprache deutliche Unterscheidung der Singular- und Pluralformen in der Aussprache häufig durch gleich lange (d.h. nicht-natürliche) Formen vertreten wird. Ganz viele Worttypen bauen die Pluralaussprache auf den Unterschied zwischen nicht-silbischer und silbischer Aussprache. Endlich muss man noch auf die nicht wenigen Typen aufmerksam machen, bei denen die Aussprache der Singular- und Pluralformen vollkommen gleich ist. Die Nicht-Natürlichkeit in diesem morphologischen Bereich dürfte damit ganz klar dargestellt sein.

## 3. Zu den Auswirkungen im Bereich der Syntax

In der Syntax trifft die Schwa-Assimilation gewisse syntaktische Funktionswörter, die - wenigstens bei normalem Redetempo - eine Schwa-haltige phonologische Form haben. Das gilt für das Kopulaverb *er* sowie für die unbestimmten Artikel (im Singular) *en* und *et*. Dadurch



entstehen ganz interessante lautliche Konstellationen, z.B. in Sätzen mit Kopulaverb alleine oder gefolgt von einem unbestimmten Artikel, eine durchaus nicht seltene Folge in einfachen Sätzen:

<i>Lizzie er en sød pige</i>	{Lizzie ist ein süßes Mädchen}	[ˈlisi i in ˈsøðˈpi:i]
<i>Allan er en flink fyr</i>	{Allan ist ein netter Kerl}	[ˈɛlɛn n n ˈflɛŋg ˈfyˈg]
<i>Sara er i fare</i>	{Sara ist in Gefahr}	[ˈsa:a a i ˈfa:a]

Es leuchtet ein, dass die durch die Assimilationen entstandenen vollkommen gleichen Lautstrecken nicht eben der Deutlichkeit dienen. In der Tat hört man im Dänischen viele anscheinend lange unbetonte stimmhafte Laute, die aber immer durch Ballung assimilierter Phoneme entstanden sind. Auch die Auflösung der anscheinend überlangen Vokalsegmente in kleinere, strukturell differenzierte Elemente ist eine ganz komplexe Aufgabe im Spracherwerb.

#### 4. Schlussbemerkungen

Die vorliegenden Tatsachen im Bereich der Schwa-Assimilation ermöglichen, wie gesagt, die Frage, ob die durch allgemeine Erfahrung belegten Schwierigkeiten des Dänischen auch theoretisch zu rechtfertigen sind.

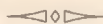
Eine solche Theorie ließe sich anhand der Quantität der strukturellen Schwierigkeiten ablesen. Wie wir gesehen haben, gibt es im Dänischen sehr viele Konsequenzen der Schwa-Assimilation; nicht nur im Bereich der Lautlehre, sondern auch im Bereich der Morphologie und der Syntax. Außerdem führen diese Konsequenzen häufig dazu, dass Unterschiede, die man eigentlich in einer Sprache von diesem Typus deutlich hätte hören müssen, nicht mehr hörbar sind, bzw. durch Unterschiede wie 'silbisch | nicht-silbisch' vertreten werden. Zu diesen beiden Faktoren: Dem verzerrten Aufbau mit vielen unerwarteten Synkretismen und der Verwendung ungewöhnlicher Unterschiede für morphologische Zwecke gesellen sich noch mehr ungewöhnliche Züge. Dänisch hat z.B. Vokalkonstellationen, die sich am Besten als fünf Stufen der Vokalöffnung verstehen lassen.<sup>6</sup> Bekanntlich sind drei ein selten überschrittener Normalfall (vgl. Schane 1973).

All dies deutet darauf hin, dass einer, der Dänisch lernen will, in seinen Erwartungen häufig enttäuscht wird und sich gezwungen sieht, ganz seltene phonetische Strukturen für den semiotischen Aufbau zu verwenden. In solchen Feststellungen liegt die theoretische Rechtfertigung der Annahme, Dänisch sei schwieriger lernbar als die meisten anderen Sprachen.

#### Literaturverzeichnis

Ács, P. 1996: Az interskandináv kommunikáció fonológiai aspektusa. Budapest.

Ács, P.; Jobbágy, K. (im Druck): Hvor naturlig er dansk fonologi og morfologi for udlændinge? In: Masát, A. (Hg.): Papers in Scandinavian Studies 9.



<sup>6</sup> Vgl. Basbøll/Wagner 1985.

- Ács, P.; Jørgensen, H. 1990: På afgrundens rand? In: Sooman, I. (Hg.): Vänbok. Festgabe für Otto Gschwantler. Wien, 1-10.
- Ács, P.; Törkenczy, M. 1986: Directionality and Post-Tonic Schwa-Deletion in Standard Danish and Standard British English. In: Balogh, A.; Masát, A. (Hgg.): Papers in Scandinavian Studies 2, 11-22.
- Basbøll, H.; Wagner, I. 1985: Kontrastive Phonologie des Deutschen und Dänischen. Tübingen (= Linguistische Arbeiten 160).
- Bleses, D. 1998: The role of input, productivity and transparency in Danish children's acquisition of past tense morphology. Odense (= Working Papers in Language and Communication 17).
- Bleses, D. 2000: Transparens og produktivitet i danske børns tilegnelse af verbers præteritum. In: Nydanske Studier 26/27, 165-197
- Braunmüller, K. 1987: Dialekt, Sprachverwandschaft und 'Drift': Zur Stellung des Sønderjysk in der germanischen Sprachfamilie. In: Lilius, P.; Saari, M. (Hgg.): The Nordic Languages and Modern Linguistics 6. Helsinki, 119-131.
- Braunmüller, K. 1989: Er det danske sprogs morfologi 'naturlig'? In: Kunøe, M.; Vive Larsen, E. (Hgg.): 2. møde om udforskningen af dansk sprog. Århus, 73-87.
- Brink, L.; Lund, J. 1974: Udtaleforskelle i Danmark. København.
- Hansen, Aa. 1967: Moderne dansk. 3 Bde. København.
- Heger, S.: Apropos'er. Nydansk fonetik. Ms. København.
- Heltoft, L. 1998: Det danske morfologiske system. Selskab for Nordisk Filologi. København. Årsberetning 1996/1997. København, 85-99.
- Juul, H. 2001: Fra analfabet til avanceret ortografibruger. In: Danske studier, 85-113.
- Schane, S. A. 1973: Generative Phonology. Englewood Cliffs.
- Skautrup, P. 1944-1970: Det danske Sprogs Historie. 5 Bde. København.
- Werner, O. 1981: Weshalb ist das gesprochene Dänisch für uns so schwierig? In: Poul (Hg.): Akten der 4. Arbeitstagung der Skandinavisten des deutschen Sprachgebiets. Hattingen, 37-71.

Maria Erb (Budapest)

## ZUGEWINN ODER ABBAU? - UNGARISCHE LEHNWÖRTER IN DEN NEUEREN DEUTSCHEN SPRACHINSELMUNDARTEN UNGARNS BIS 1945

### 0. Sprachinsel als Kontaktinsel

Geht man davon aus, daß Lehnbeziehungen zwischen zwei Sprachen qualitativ und quantitativ unterschiedlich gelagerte und geartete Kontakte voraussetzen, dann beinhaltet der Terminus *Sprachinsel* – „eine Wortschöpfung von außerordentlich starker Bildkraft und Lebensnähe“ (Kuhn 1934: 13) – schon an und für sich die Möglichkeit, aber darüber hinaus sogar die Unumgänglichkeit von Kontakten unterschiedlicher, so auch sprachlicher Natur, denn die geographische Nähe von Völkern, Sprachen und Kulturen ist – dies beweisen diverse Forschungen – einer der wirksamsten und tragendsten Stimulierungs- und Steuerungsfaktoren in Kontaktprozessen. Bei Sprachinseln ist sogar eine unmittelbare geographische Nähe und damit ein sehr hohes Kontaktpotential, das allerdings außerdem auch noch auf andere Faktoren zurückzuführen ist, von vornherein gegeben, denn sie stellen „Sprach- und Siedlungsgemeinschaften in einem anderssprachigen, relativ größeren Gebiet“ (Wiesinger 1980: 491) [...] dar, oder um mit Hutterer zu sprechen: sie sind „[...] räumlich abgrenzbare [...] Siedlungsräume einer sprachlichen Minderheit inmitten einer anderssprachigen Mehrheit“ (Hutterer 1982: 178). Auch die verschiedenen Definitionen von *Sprachinsel* – ohne detaillierter auf die durchaus lehrreiche, aufgefächerte, zeitweise auch durch- und überpolitisierte Begriffsgeschichte des Wortes an dieser Stelle eingehen zu wollen –, reflektieren direkter oder indirekter Weise auf diese Tatsache. Am eklatantesten formuliert diesbezüglich Walter Kuhn, der diesen Aspekt sogar ins Zentrum seiner Definition stellt: er spricht nämlich von „Marschengebieten [...], die den Angriffen des Meeres ausgesetzt sind“, von „Halligen im Völkermeer“, die „vom Meere des fremden Volkstums umbrandet und bedroht“ sind, denn „Stück für Stück nagt die gierige Flut sie los, spaltet einzelne Inseln und verschlingt sie ganz“ (Kuhn 1934: 13). Auch in der – allerdings wesentlich späteren und mehr soziolinguistisch ausgerichteten – Definition von Klaus Jochen Mattheier kommt dieser Aspekt zum Tragen, denn er definiert *Sprachinsel* unter anderem als „[...] eine durch verhinderte oder verzögerte sprachkulturelle Assimilation entstandene Sprachgemeinschaft [...]“ (Mattheier 1994: 334).

Die Tatsache, daß Sprachinseln für die Erforschung von Kontakten jeglicher Art sehr üppige und vielschichtige, wenn auch spezifische Untersuchungsobjekte darstellen, wird seit einiger Zeit allgemein akzeptiert und von verschiedenen Wissenschaften auch genutzt. Hervorzuheben wären diesbezüglich bestimmte Bereiche der Linguistik und die der Volkskunde; die Vertreter



der letzteren Disziplin haben sich im Rahmen der Sprachinselvolkskunde bzw. der interethnischen und Akkulturationsforschungen ziemlich früh des Themas angenommen – ich verweise nur auf die Arbeiten von Karasek, Weber-Kellermann und Schenk –, und haben sowohl in der Theorie als auch in der Praxis zur objektiven Beschreibung der tatsächlichen Lebenswirklichkeiten und der vielschichtigen Beziehungssysteme solcher Bevölkerungsgruppen beigetragen. Vor allem für frühere Arbeiten sind aber eher kritische Töne charakteristisch, besonders was die Bewertung der Kontakte anbelangt: Man hat diese zwar signalisiert, wenn des öfteren auch nur stillschweigend hingenommen und auch beschrieben – schon 1930 spricht Jungbauer, einer der ersten und maßgebendsten Theoretikern des Themas von *Altgut*, *Neugut* und *Lehngut* –, man hat in ihnen aber, ohne die einzelnen Kontaktphänomene auf Entstehungsgründe und Funktion zu prüfen, oft generell den Beginn des Untergangs der Volksgruppe gesehen.<sup>1</sup>

In den nun folgenden Ausführungen widmen wir uns auf Grund eines sprachlichen Korpus eben diesem Bewertungs-, Funktions- und Wirkungsaspekt der Problematik der usualisierten ungarischen Lehnwörter in den nachtürkischen deutschen Sprachinselmundarten von Ungarn bis 1945. Unsere Ausgangsbasis und primäre Untersuchungsebene ist zwar eine sprachliche, die Methoden und die Hinterfragungen der konkreten Analyse sind jedoch interdisziplinär. Abbau vs. Zugewinn, Verlust vs. Bereicherung, Notwendigkeit vs. 'Leichtsinn', Tradition vs. Innovation sind Gegensatzpaare, die nicht nur in kontaktlinguistischen Untersuchungen sehr oft diskutiert werden, sondern sehr häufig und mit Vorliebe – und dies hat besonders im Falle der deutschen Sprache eine lange und bewegte Tradition – auch von Sprachpflegern, Sprachpolitikern und Sprachplanern aufgegriffen werden. Daß eine adäquate Antwort auf diese Fragen immer nur eine exemplarische, auf die einzelnen konkreten Lehnphänomene bezogene und nie eine pauschale sein darf, muß nicht weiter erörtert werden. Darüber hinaus ist es aber sehr wichtig, daß man dabei über eine ausschließlich genetisch-sytemlinguistisch ausgerichtete buchhalterische Zuordnung und Inventarisierung hinausgeht und im Sinne einer komplexen Vorgehensweise auch jedwede Steuerungs- und Bedingungsfaktoren in die Untersuchung miteinbezieht, die letztendlich zur Entlehnung führten.

## 1. Zeitlicher Rahmen und Korpus

Bevor wir uns aber dem konkreten Thema zuwenden, sollen hier – in Kenntnis der Problembeladenheit und Vielschichtigkeit des Materials – einige wichtige Ausführungen über die Grundproblematik bzw. über den zeitlichen Ansatz und das Korpus stehen.

Die nachtürkischen oder neueren deutschen Sprachinseln von Ungarn entstanden aufgrund staatlich und privatherrschaftlich iniszierter und durchgeführter Ansiedlungsarbeit im Verlaufe des 18. Jahrhunderts und bilden somit im Prinzip seit dreihundert Jahren sowohl in areal-geographischer als auch in sozial-interaktionärer Hinsicht potentielle Kontaktflächen.<sup>2</sup> Als primäre und wichtigste Kontaktsprache fungierte seit jeher die Sprache des staatsbildenden Volkes, das Ungarische, erwähnt werden muß jedoch, daß im Vielvölkerstaat Ungarn – in Abhängigkeit von der



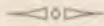
<sup>1</sup>Vgl. dazu: Weber-Kellermann (1959) 1978.

<sup>2</sup>Zur Ansiedlung, zu den Siedlungsräumen und zur Sprache siehe z.B. Hutterer 1991.



bevölkerungsmäßigen Zusammensetzung der einzelnen, auch von Deutschen bewohnten Siedlungsgebiete – auch andere Sprachen, so vor allem das Rumänische, das Slowakische und das Serbische, wenn auch in bedeutend geringerem Maße, aber als Kontaktsprachen nachzuweisen sind.<sup>3</sup> Die Art und die Intensität der Beziehungen der deutschen Sprachinselmundarten zu ihrer sprachlich-kulturell anders gearteten Umwelt wurden neben verschiedenen endogenen und exogenen Dominanten maßgebend auch vom Faktor Zeit gesteuert. Solange für die ersten(n) Phase(n) der Kontakte im allgemeinen der Repliksprache(n)<sup>4</sup> höchstgradig angepaßten Bezeichnungsentlehnungen (assimilierte und usualisierte Lehnwörter) typisch sind, zeichnen sich mit der Zeit die festen Konturen eines immer intensiveren, mehrfach zusammengesetzten, dynamisch-kumulativen Prozesses ab: Mit der wachsenden Kenntnis der Modellsprache Ungarisch erscheinen neben den in die Nehmersprache(n) nunmehr nicht vollständig oder gar nicht integrierten lexikalischen Entlehnungen immer mehr, oft nur okkasionelle Bedeutungsentlehnungen (vor allem Lehnübersetzungen, seltener -übertragungen) bzw. Lehnphänomene aus anderen sprachlichen Rängen (Morphologie, Syntax) und es kommt allmählich und z.T. auch generationsgebunden zu verschiedenen Formen der Zwei- bzw. Gemischtsprachigkeit und/oder – bei einigen Ortschaften oder Gebieten – eventuell sogar zur Unilingualisierung, d.h. zur vollständigen Auflösung der Sprachinselgemeinschaft mindestens in sprachlichem Sinne. Diesen, aus zeitgründen nur stichwortartig geschilderten Prozess durchlaufen im Grunde genommen alle nachtürkischen deutschen Sprachinselgemeinschaften und -mundarten von Ungarn, bemerkt werden muß allerdings, daß für das Nacheinander dieser einzelnen Intensitäts- und Qualitätsetappen einerseits fließende Übergänge und zeitweilige Überlappungen typisch sind, andererseits, daß in Abhängigkeit von siedlungsgeschichtlichen und -typischen bzw. wirtschaftlich-infrastrukturellen Begebenheiten gebietsmäßig faßbare zeitliche Verschiebungen zu konstatieren sind.<sup>5</sup>

Der zeitliche Rahmen unserer Ausführungen umfaßt – von der Ansiedlung bis 1945 – im Prinzip ungefähr zweihundertfünfzig Jahre, diese Zeitspanne kann jedoch in Abhängigkeit von der genaueren Ansiedlungszeit der einzelnen Ortschaften in konkreten Fällen auch um einige Jahrzehnte kürzer ausfallen. Dieses viertel Jahrtausend mutet – zumal als Untersuchungsperiode angesetzt – als Einheit an, und in gewisser Hinsicht, und zwar von einer höheren Warte aus betrachtet, stellt es auch eine dar. Das Ende des Zweiten Weltkrieges ist nämlich als die einschneidendste und wichtigste Jahreszahl in der bisherigen Geschichte



<sup>3</sup> Teils fungierten diese Sprachen als Modellsprachen teils als Vermittlersprachen bei bestimmten, im ostmittel- und südosteuropäischen Raum verbreiteten Wander- bzw. Kulturwörter. Vgl. dazu Abschnitt 2 ‚Die ungarischen Lehnwörter und ihre Einteilung in Sachgruppen‘.

<sup>4</sup> Es geht dabei eigentlich um verschiedene deutsche Ortsdialekte, deshalb hier auch die Pluralform in Klammern.

<sup>5</sup> So sind Streusiedlungen, deutsche Ortschaften in Industriegebieten bzw. in der Nähe der Hauptstadt Budapest dem ungarischen Einfluß im gleichen Zeitabschnitt sowohl qualitativ als auch quantitativ mehr ausgesetzt als das größere und kompaktere deutsche Siedlungsgebiet in Südungarn. Bis auf den heutigen Tag lassen sich diese temporalen und Intensitätsunterschiede an der Kompetenz- und Sprachgebrauchstruktur der verschiedenen deutschen Siedlungsgebiete ablesen: Dabei geht es in erster Linie nicht (mehr) um die Etablierung des Ungarischen im sprachlichen Repertoire der Ungarndeutschen, sondern viel mehr um die Position und den Gebrauch des Dialektes. Vgl. dazu: Erb/Knipf 2000; Erb/Knipf 1998.

der Kontakte der Ungarndeutschen zum Ungarischen, ja, sogar in der Geschichte der ungarndeutschen Mundarten zu werten, denn nach 1945 zeigen sich nicht nur in der Anzahl der Kontaktphänomene (rapide Vermehrung), sondern auch in ihrer Art gravierende Veränderungen im Vergleich zur vorangehenden Epoche. Mit einer feineren Untergliederung, einer hierarchischen Periodisierung läßt sich aber diese erste große Epoche in kleinere Abschnitte zerlegen, wobei historisch prägende Ereignisse – so der Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn im Jahre 1867 und das Ende des Ersten Weltkrieges im Jahre 1918 – jeweils als zeitliche Grenzen fungieren.

1945 ist also als Qualitäts- und Quantitätsgrenze in der Geschichte der Kontakte anzusehen, es gibt aber noch einen anderen Grund, und zwar forschungs- und überlieferungsgeschichtlicher Provenienz, der den Forscher geradezu zwingt, trotz beobachtbarer Binnengliederung die drei Zeitabschnitte seit der Ansiedlung zu einer Periode zusammenzulegen und als solche zu behandeln und damit sind wir bei unserem Korpus angelangt. Angaben zu den Kontakten und konkrete sprachliche Beispiele fließen in unserem Fall nämlich erst seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und da auch nur spärlich, vom Erwartungshorizont des Linguisten her gesehen sehr oft ungenau und bei weitem nicht flächendeckend in arealer Hinsicht. Gerade für die von uns untersuchte(n) Periode(n) ist der Quellenmangel sehr typisch, wir können auf Grund der technisch-mediengeschichtlichen Entwicklung nur auf schriftliche Quellen zurückgreifen und da auch nur – um das Prinzip der zeitlichen Synchronizität nicht zu verletzen – auf jene Belege, die bis zum Ende des untersuchten Zeitraumes dokumentiert worden sind, was eine ergänzende Relativierung durch die Einbeziehung späterer, auch gesprochener Quellen nicht ausschließt. Dadurch kann aber zumindest eine relative, wenngleich auch weiterhin problematische und keineswegs absolute Chronologie der einzelnen Lehnphänomene erreicht werden.

Aus verschiedenen Quellen – nicht selten mit einer gänzlich anderen Grundausrichtung – konnten letztendlich an die vierhundert usualisierte ungarische Lehnwörter für die untersuchte Epoche isoliert werden.<sup>6</sup> Dies ist allerdings eine Gesamtmenge, die neben solchen Lehnwörtern, die eine gebietsübergreifende entlehnerische Resonanz erfahren haben, auch solche enthält, die nur für einige oder sogar nur für eine einzige Ortsmundart dokumentiert wurden. Als Belegorte für unser Quellenmaterial können 34 Einzelortschaften und darüber hinaus vier größere Siedlungsgebiete angeführt werden, das Sathmargebiet, das Banat, das Ofner Bergland und die Stadt Apatin mit Umgebung. Trotz dieser qualitativen und areal-geographischen Einschränkungen weist das auf uns gebliebene Belegmaterial eine innere Kohärenz auf und ermöglicht in vielfacher Hinsicht wichtige Einblicke sowohl in sprachliche als auch in wirtschaftlich-kulturelle Etablierungsstrategien der Ungarndeutschen. Betont werden muß außerdem noch, daß es nicht nur für verschiedene Teilbereiche der Linguistik, sondern auch



<sup>6</sup> Die Auflistung der von uns bearbeiteten Quellen siehe im Anhang. Die Erschließung der Quellen erfordert übrigens philologische Kleinstarbeit, denn die überwiegende Mehrheit der Belege ist in Arbeiten mit einer oft gänzlich anderen Grundausrichtung zu finden. Deshalb ist auch davon auszugehen, daß das bisher geortete und bearbeitete Belegmaterial noch ergänzt werden kann – vor allem in arealer Hinsicht, d.h. was die Anzahl der Belegorte der einzelnen Kontaktphänomene anbelangt –, wir denken jedoch, daß es auch in diesem Umfang repräsentativ ist und eine solide Basis für die Untersuchung dieser vielschichtigen Problematik darstellt.



für diverse andere Wissenschaften, so u.a. auch für die Geschichtswissenschaft, für die Volkskunde, für die Soziologie und für die Psychologie als sehr reichhaltiges und vielschichtiges Korpus zu werten ist.

## 2. Die ungarischen Lehnwörter und ihre Einteilung in Sachgruppen

Kommen wir jetzt nach diesen, wenn auch längeren, aber zum richtigen Verständnis der eigentlichen Problematik wichtigen einleitenden Gedanken zu unserem Korpus. Wie bereits schon erwähnt, weisen die vierhundert Lehnwörter auch in ihrer arealen und zahlenmäßigen Unvollständigkeit mehrfach eine innere Kohärenz und Systematik auf, was auch darin zum Ausdruck kommt, daß ihre überwiegende Mehrheit bestimmten Sachbereichen, thematischen Reihen, bzw. Lekten zugeordnet werden kann. Dies wiederum legt – bei allen, zweifelsohne bestehenden differenten ortstypischen Begebenheiten und Verschiedenheiten – das Vorhandensein gemeinsamer Bedürfnisse, Steuerungsfaktoren, Möglichkeiten und Strategien beim Entlehnungsprozess nahe. Gewisse Übereinstimmungen sowohl im konkreten Lehnwortmaterial als auch in den erudierbaren Steuerungsfaktoren lassen sich einerseits bei den einzelnen nachtürkischen deutschen Ortsmundarten – trotz mundartlicher, siedlungsgeschichtlicher und arealer Unterschiede – feststellen, interessant ist jedoch, daß es darüber hinaus in bestimmten Bereichen des Lehnguts auch zwischen den älteren<sup>7</sup> und jüngeren deutschen Sprachinselmundarten und sogar auch zwischen diesen beiden und den anderen Minderheitensprachen von Ungarn gewisse Ähnlichkeiten gibt, worauf wir im Verlaufe unserer Ausführungen noch kurz zu sprechen kommen.

Vertreten sind in unserem Belegmaterial – hier aus umfänglichen Gründen allerdings nur durch einige Beispiele repräsentiert – folgende Bereiche:

1. Kleidung, Tracht: ung. *bakanacs* 'schwere Schnürschuhe, die bis oberhalb des Knöchels reichen'; ung. *bekecs* 'kurzer, taillierter, gefutterter Wintermantel mit Pelz'; ung. *bunda* 1. 'aus Schafspelz verfertigtes, ärmelloses, mantelartiges Kleidungsstück' (Hirtentracht) – 2. 'Wintermantel mit Pelz gefüttert'; ung. *bocskor* 'einfaches, schlichtes Schuhwerk aus Leder mit Riemen'; ung. *csizma* 'Stiefel'; ung. *gatyá* 1. 'weites Männerkleidungsstück (Hose) aus Leinen, das bis unter die Knie reicht und unmittelbar am Körper getragen wird' – 2. 'Unterhose'; ung. *szőr* 'weites, mantelartiges Oberbekleidungsstück der Männer mit Ärmeln, das man über die Schultern geworfen trägt' (Volkstracht);
2. Eßkultur, Speisen: ung. *csusza* 'dünn aufgerollte, in kleinen Stücke zerschnittene, gekochte Mehlspeise: Flecken'; ung. *gulyás* 'Gericht aus gedünstetem Rindfleisch mit Kartoffeln, Paprika und Zwiebeln: Gulasch'; ung. *kalács* (< slaw.) 'aus feinem Mehl mit Milch, Butter und Eier (im Backblech) gebackener Hefeteig'; ung. *palacsinta* (< rum.) 'dünne Mehlspeise aus Milch, Mehl, Eier und Zucker, die in der Pfanne gebacken, mit unterschiedlichen Füllungen bestrichen und danach zusammengerollt wird: Palatschinke'; ung. *paprikás* 'Gericht aus kleinen Fleischwürfeln, gebraten und gegart in Paprikaschmalz mit Zwiebeln'; ung. *pogácsa* (< südslaw.) 'rundes, salziges Gebäck aus fettigem Teig (oft auch mit Grämmeln zubereitet)'; ung. *szárma* (< serbokroat., rum.) 'gefülltes Kraut, Krautwickel';



<sup>7</sup> Gut dokumentiert sind die ungarischen Lehnwörter im Siebenbürgisch-Sächsischen. Vgl. dazu z.B.: Jacobi 1895.

3. Umgangs- und Anredeformen, Verhaltensmuster: ung. *éljen!* 'Vivat, Hoch!'; ung. *hogy volt?* 'Publikumsaufforderung zur Wiederholung bei öffentlichen Tanz- und Musikveranstaltungen';
4. Flüche, Schimpfausdrücke: ung. *a teremésit*; ung. *az anyád*, ung. *az apád*; ung. *az árgyélusát*; ung. *basztikuli*;<sup>8</sup>
5. Kinderspiele: ung. *csigázik* 'Kegelförmiges Spielzeug mit Peitsche antreiben'; ung. *kampó* 'Name eines Ballspiels'; ung. *patkó* 'rundes Eisenstück mit einem Loch in der Mitte, das die Kinder bei einem bestimmten Kinderspiel zum Zerschneiden von Knöpfen benutzen'; ung. *ujróta* 'beliebtes Ballspiel der Stadtkinder';
6. Landwirtschaft, Tierzucht:
  - a) Tierbezeichnungen: ung. *bika* 'das männliche Zucht tier bei Rindern'; ung. *csikó* 'Fohlen'; ung. *kacsa* 'Ente'; ung. *kakas* 'Hahn'; ung. *ménés* 'Gestüt';
  - b) Herationen für Haustiere bzw. Zurufe zum Antreiben und Lenken des Zugviehs: ung. *gyf* 'Interjektion, zum Antreiben von Pferden gebräuchlich'; ung. *hess* 'Heration zum Verscheuchen von Geflügel, etwa: *Husch!*';
  - c) Rufnamen für Tiere: Kuh-, Ochsen-, Pferde- und Hundennamen;
  - d) Pflanzennamen: ung. *kukorica* 'Mais, Kukuruz'; ung. *kadarka* (< serbokroat.) 'Name einer roten Weintraubensorte'; ung. *csicsóka* 'Topinambur' (*Helianthus tuberosus*); ung. *pipacs* 'Klatschmohn' (*Papaver rhoeas*);
  - e) Sonstige Ausdrücke: ung. *béres* 'Knecht, landwirtschaftlicher Lohnarbeiter'; ung. *gulyás* 'Pferdehirt'; ung. *akol* (< südslaw.) 1. 'Schafstall' – 2. 'umzäuntes Weidegebiet der Schafe'; ung. *sallang* 'aus schmalen Riemen geflochtener, fransenartiger Schmuck des Pferdes bzw. des Pferdegeschirrs'; ung. *petrence* 'kleiner Haufen Halmfutter, den man mit zwei Stangen oder einer Gabel tragen kann'; ung. *puszta* 1. 'großes, unbebautes und unbewohntes Gebiet' – 2. 'kleinere landwirtschaftliche Einheit oder Siedlung, die entfernt von der Ortschaft liegt';
7. Sachmodernismen: ung. *mozi* 'Kino'; ung. *villamos* 'Straßenbahn'; ung. *vonat* 'Zug';
8. Offizialsprache: *alispán* 'bis 1950: gewähltes Oberhaupt der Komitatsverwaltung'; ung. *hajdú* 1. 'Scherge im Dienste des Adels oder der Obrigkeit' – 2. 'Unteroffizier oder Gerichtsdiener im Dienste des Komitates oder der Stadt'; ung. *korbács* 'kurze, dicke Peitsche aus Riemen geflochten'; ung. *kortés* 1. 'Person (eig. Werber), die bemüht ist, seinen Auftraggeber zum Abgeordneten wählen zu lassen' – 2. 'Person, die die Werbetrommel für jmdn. rührt'; ung. *pengő* 'Bezeichnung der ungarischen Währung und Geldeinheit zwischen dem 1. Januar 1927 und dem 1. August 1946'; ung. *tüzér* 'Artillerist'.

Zu den ausgewählten Beispielen sei noch bemerkt, daß sie – um auch unter diesen Umständen ein annähernd symptomatisches Bild zu vermitteln – gezielt ausgesucht wurden: D.h., daß neben solchen Lehnwörtern, die von mehreren oder vielen deutschen Ortsmundarten integriert wurden, auch solche hier stehen, die nur für eine einzige Ortsmundart dokumentiert wurden. Die etymologischen Verweise bei einigen Lehnwörtern deuten auf die buntscheckige und weitverzweigte aber reale Sprachwirklichkeit im ostmitteleuropäischen Raum hin, mit typischen Kultur- und Wanderwörtern, bei denen sich die Modellsprache im Falle der deutschen Mundarten nicht immer eindeutig bestimmen läßt, sogar von Siedlungsgebiet zu Siedlungsgebiet variieren kann, und wo wir es oft mit der Zwischenschaltung von mehreren Vermittlersprachen zu tun haben.



<sup>8</sup> Flüche sind im allgemeinen sprach- und kulturspezifisch. Die ungarischen Flüche haben im Deutschen keine Äquivalenten und lassen sich auch nicht adäquat ins Deutsche übersetzen, deshalb wird hier auf eine inhaltlich-segmentierende Übersetzung verzichtet.



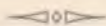
### 3. Zugewinn oder Abbau?

Und nun kommen wir zur unserer absichtlich vereinfachend und pauschal-provokativ formulierten Frage, 'Zugewinn oder Abbau?', d.h., inwieweit bzw. auf welcher Weise die ungarischen Lehnwörter die nachtürkischen deutschen Ortsdialekte beeinflußt oder verändert haben? Es sei allerdings bemerkt, daß die umfänglichen Beschränkungen in diesem Beitrag keine detaillierte, umfassende Analyse ermöglichen, wir waren jedoch bestrebt, die Wesenszüge der Problematik zu erfassen.

#### 3.1. Zugewinn

Ein bedeutender Teil der ungarischen Lehnwörter kann zweifelsohne der Kategorie Zugewinn oder Bereicherung zugeordnet werden, wobei sich diese Bereicherung doch auf verschiedene Weise manifestiert.

In die erste Gruppe gehören jene ungarischen lexikalischen Integrate, für die in den deutschen Mundarten kein konkurrentes, bedeutungsäquivalentes indigenes Element vorhanden war; somit schließt man mit diesen lexikalischen Transfers – die als Ergebnisse eines vielschichtigen Akkulturationsprozesses zu betrachten sind –, solche Nominationslücken, die sich nachweislich vor allem durch die Konfrontation mit einer anderen (fremden?) Kultur, mit anderen Sozial- und Beziehungssystemen, Wirtschaftsstrukturen und mit einem anderen Staatsaufbau aufgetan haben. Bei diesen Lehnwörtern kann man nicht nur von einem Zugewinn, sondern sogar von einer Notwendigkeit sprechen, denn sie tragen wesentlich zur Aufrechterhaltung der kommunikativen Leistungsfähigkeit der deutschen Dialekte auch unter den veränderten Umständen bei. Der Unterschied zwischen zwei Gemeinschaften mit unterschiedlicher Muttersprache manifestiert sich nämlich nicht allein im Sprachlichen, nur die Sprache als unterscheidendes Charakteristikum der einen von den anderen zu betrachten, ist zu einseitig und deshalb oft irreführend, denn das ganze außersprachliche, d.h. soziokulturelle, Umfeld von solchen Gemeinschaften ist voll von unübersehbaren Zeichen dieser Verschiedenheit. Verschiedenheit kann man nicht nur hören, sondern auch sehen, riechen, schmecken und anfassen, dazu gehören nicht nur die einzelnen Bereiche der Sachkultur – Siedlungsstruktur, Hausbau, Tracht, Eßkultur usw. –, sondern auch alle, verbalen wie nonverbalen Strategien und Formen der Daseinsbewältigung und die Reaktionen auf die Herausforderungen der jeweiligen Umwelt. „Sprachinsel“ wird generell nicht nur linguistisch verstanden, sondern als Sammelbegriff sämtlicher Lebensäußerungen der in einer Sprachinsel zusammengefaßten Gemeinschaft“ – formuliert Hutterer (Hutterer 1991: 101); und so ist es bis zu einem gewissen Grade selbsterklärend, daß das Aufeinandertreffen eines Mehrheitsvolkes und einer sowohl sprachlich als auch kulturell differenten Minderheit die zwingende Notwendigkeit der auch in Lehnwörtern faßbaren Anpassung und zum Teil Integration letzterer mit sich bringt. Im ungarischen Lehngut der ungarländischen deutschen Dialekte sind eine ganze Reihe solcher, zum Teil schon in frühesten Zeiten usualisierten Lexeme zu finden, die gerade diesen mehrschichtigen, anders gearteten usuellen Bereich teilweise abzudecken versuchen. Es handelt sich dabei um einen sog. 'sachlichen Kulturimport' und innerhalb dessen um ungarische Typika oder Exotika, wobei Inhalts- und Ausdrucksseite zusammen und zur gleichen Zeit entlehnt werden. Auf diesen Umstand weisen auch die zeitgenössischen Quellen hin: in der einen heißt es: „zum Teil übernahmen sie zusammen mit dem Gegenstand oder Begriff auch das Wort“ (Eszterle 1929: 67), in der anderen formuliert der Autor folgendermaßen:



\* Alle ungarischen Zitate sind von mir ins Deutsche übersetzt worden.

Die Wirkung der neuen Umgebung, in der sich die Ansiedler niedergelassen haben, macht sich auch im Wortschatz des deutschen Dialektes bemerkbar. Sie lernen eine Menge neuer Institutionen und Begriffe kennen, für die sie die Bezeichnungen aus der Sprache jener übernehmen, die sie damit bekannt gemacht haben (Kräuter 1907: 40).

Typisch ist auch, daß viele der zeitgenössischen Dokumentationen bei der Aufzählung der Lehnwörter mit zusammenfassenden Kategorien, wie „Lehnwörter, die sich auf spezifisch ungarische Verhältnisse beziehen“ oder „Typisch ungarische Wörter“ operieren. Die Wichtigkeit dieser Gruppe der Lehnwörter weist allerdings über das konkret Sprachliche hinaus, denn diese Integrate sind beredete Zeugen dafür, daß die Deutschen die auffallendsten und bedeutendsten Segmente einer typisch ungarischen Wirklichkeit – Sachverhalte und Verhaltensmuster – sich zu eigen machten und somit auch in die eigene Sachkultur und in das eigene Identitätsmuster eingliederten. Dies trifft nicht nur für die neueren, sondern – wie bereits erwähnt –, auch für die älteren deutschen Sprachinselmundarten zu: Ebenspanger behauptet in seinem Artikel über die ungarischen Lehnwörter der Hianzen: „Die Kleidung der Hianzenbauern wurde mit der Zeit ungarisch, genauso, wie ihre Denkweise“ (Ebenspanger 1882: 6). Gesagt werden muß allerdings auch, daß die Übernahme eines Wortes nicht in jedem Falle automatisch mit der Übernahme der Sache einher ging. Zwei Beispiele aus dem Banat sollen dies veranschaulichen: ung. *suba* ist ein „langer Mantel aus grobem Tuchfilz, den die *Rumänen* tragen“, ung. *szür* dagegen ist ein „langer Mantel aus groben Tuchfilz, den die *Ungarn* tragen“ (Horger 1899: 712). Beide fanden als Lehnwörter Eingang in die deutschen Dialekte des Banats, durch die Kursivsetzung und damit Hervorhebung des ethnischen Bezuges der Benutzer wird in der Quelle jedoch verdeutlicht, daß es hier nicht um einen sachlichen Kulturimport, sondern lediglich um eine sprachlich-kommunikative Bezeichnungsnotwendigkeit im sprachlich-kulturellen Miteinander geht. Hierher gehören vor allem viele Lehnwörter aus den Bereichen ‘Kleidung/Tracht’, ‘Eßkultur/Speisen’, ‘Verhaltensmuster’ bzw. aus dem Bereich ‘Kinderspiele’, denn die deutschen Kinder haben in ihrer neuen Heimat viele solche Spiele, Spielzeuge kennengelernt, die es in der alten Heimat nicht gegeben hat.<sup>10</sup> Auch der Bereich ‘Pflanzen’ ist in diesem Zusammenhang mit typisch ungarischen Pflanzennamen, so z.B. mit den Weintraubensorten *kadarka* und *bakator*, vertreten. Daß auch der größte Teil der Lehnwörter im Bereich der ‘Offizial- bzw. Amtssprache’ hierher gehört, ist weiter nicht verwunderlich, denn Offizial- und Amtssprachen sind höchstgradig terminologisierte Funktiolekte und als solche lassen sie im Allgemeinen keine Synonymität zu. Zu ihren lexikalischen Spezifika zählen u.a. die Bezeichnungen aller institutionalisierten, vergegenständlichten und personifizierten Erscheinungsformen des öffentlichen Lebens und der Staatsgewalt. Das Ungarische, als Sprache des staatsbildenden Volkes, deckte diesen Bereich vollständig ab, und so ist es selbstverständlich, daß die deutschen Mundarten diese Termini *technici* aus dem Ungarischen übernommen haben. Einen interessanten Einblick in die mentale Anpassung bzw. in die unterschiedliche ‘Volkscharakteriologie’ der Deutschen und der Ungarn gewährt allerdings die recht gut vertretene Kategorie ‘Flüche, Schimpfausdrücke’.<sup>11</sup> „Das Fluchen ist erst recht

<sup>10</sup> Die kindersprachlichen Ausdrücke machen übrigens über zehn Prozent des Belegmaterials aus.

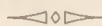
<sup>11</sup> Insgesamt konnten zwanzig Flüche und Schimpfausdrücke aus den Quellen isoliert werden, das macht immerhin fünf Prozent unserer Belege aus.



eine speziell ungarische Ware bei unseren Deutschen frommen Gemüts” – stellt Schäfer bereits 1896 fest (Schäfer 1896: 579), gesagt werden muß allerdings, daß diese Flüche mit einer Ausnahme während ihrer Integration in die deutschen Dialekte ihren derb-flätigen Charakter eingebüßt und eine deutliche Bedeutungsabschwächung erfahren haben.<sup>12</sup>

Diese erste Gruppe der Lehnwörter schließt Nominationslücken und dient damit im Grunde genommen – im Zeichen einer 'therapierenden Strategie' –, zur Aufrechterhaltung der kommunikativen Leistungsfähigkeit der deutschen Dialekte in der neuen Heimat. Im Quellenmaterial befinden sich aber auch Belege, die keine konkreten Bezeichnungslücken schließen, sondern sich in bestimmte mundartliche Wortfelder eingliedern, diese auf verschiedener Weise umstrukturieren bzw. die semantische Differenzierung und Präzisierung der Feldmitglieder bzw. Feldnachbarn ermöglichen oder nach sich ziehen und somit ebenfalls eine Art Bereicherung darstellen. So läßt sich in bestimmten Fällen die Herausbildung von Doubletten auf deutsch-ungarischer Basis dokumentieren, d.h., daß es in den deutschen Mundarten vor der Entlehnung semantisch annähernd äquivalente Wörter gab, die neben dem jeweiligen Lehnwort weiterbenutzt wurden. Wortpaare sind in vielen Fällen keine totalen Synonyme, denn sie zeigen in ihrer Verwendung feine semantische bzw. soziopragmatische Unterschiede. Das ung. *vizel* 'das Wasser lassen, urinieren' wird z.B. im Banat – „weil es als diskreter und vornehmer empfunden wird“ –, nur im Umgang mit Kindern gebraucht (Horger 1899: 713). Ebenso das ung. *sapka* 'eine bestimmte Kopfbedeckung der Männer', das neben dem mundartlichen *khapl* gebraucht wird, allerdings mit scherzhaft-witziger Intention. Einige Beispiele zeigen auch eine gewisse ungarisch-deutsch-mundartliche 'Arbeitsteilung' im dennotativen und konnotativen Bedeutungsbereich semantisch äquivalenter Wörter der beiden Sprachen, wobei das deutsche Formativ den denotativen, das ungarische den konnotativen Bereich abdeckt. Z.B.: ung. *macska* 'Katze' wird nur in der Bedeutung 'faule Frauenperson' verwendet, das Tier wird weiterhin mit dem indigenen Wort bezeichnet; ung. *csacsi* 'Esel': „das Tier wird nie so genannt, das Wort wird nur in Bezug auf Menschen, ganz besonders in Bezug auf Kinder gebraucht und wird als feiner empfunden als das deutsche *ézl*“ (Horger 1899: 706). Mit der Entlehnung des ung. *bika* 'Stier, Zuchtstier bei Rindern' – das Wort ist fast ausnahmslos in allen deutschen Dialekten von Ungarn zu finden –, wird die im Deutschen ungenügende Differenzierung zwischen dem Zuchtstier und dem junden Tier bzw. Ochsen ermöglicht. Noch ein weiteres Beispiel aus dem Bereich Tierzucht: ung. *csikó* 'Fohlen' wird zu einer altersspezifischen semantischen Differenzierung genutzt, denn mit dem ungarischen Lehnwort wird nur 'ein ganz junges Fohlen, unter einem Jahr' bezeichnet (Hajnal 1906: 53 und 58; Eszterle 1929: 66; Riedl 1933: 37).

Bevor wir uns dem Abbau des deutsch-mundartlichen Wortschatzes durch ungarische Lehnwörter zuwenden, muß kurz noch eine interessante Zwischenstufe erwähnt werden, und zwar die Kategorie der hybriden Komposita. Bei Minderheiten fällt ihre Zahl im



<sup>12</sup> Interessante Einblicke in die weitverzweigte Multilateralität und Multikulturalität dieser Problematik gewährt v.a. die Untersuchung von Karin Ney in vier siebenbürgisch-sächsischen Dörfern aus dem Jahre 1984. „Die Deutschen sind so phantasielos! Wenn sie mal richtig schimpfen wollen, langt es höchstens zu ‚Scheiße‘, stellt ein siebenbürger Sachse fest. Einem wütenden Sachsen steht dagegen ein reiches Inventar an Flüchen und Schimpfwörtern zur Verfügung, um seinem Herzen Luft zu machen – meist auf Rumänisch! Ein Sachse flucht auf Rumänisch: ein Rumäne auf Ungarisch! [...] Am besten kann man auf Ungarisch fluchen, aber Rumänisch ist auch nicht schlecht“ (Ney 1984: 125).

allgemeinen sehr hoch aus,<sup>13</sup> unsere 34 Belege weisen darauf hin, daß diese Möglichkeit auch von den Deutschen in Ungarn zu einem sehr hohen Prozentsatz genutzt wurde. Den größeren Teil der hybriden Komposita machen Determinativkomposita aus, bei denen als das semantisch spezifizierende Glied fast immer das ungarische Wort an das deutsche herantritt (z.B.: *mákkuchen* 'Mohnkuchen' aus ung. *mák* 'Mohn' und dt. *Kuchen*; *pipacsrot* 'klatschmohnrot/rot wie ein Klatschmohn' aus ung. *pipacs* 'Klatschmohn' (Papaver rhoeas) und dt. *rot*; *cirokbesen* 'Besen aus Mohrenhirse' aus ung. *cirok* 'Mohrenhirse' und dt. *Besen*); den anderen, kleineren bilden sog. tautologische Zusammensetzungen, die durch eine einfache Verbindung von bedeutungsäquivalenten Lexemen der beiden Sprachen entstanden sind (z.B.: *kakashahn* 'Hahn' aus ung. *kakas* 'Hahn' und dt. *Hahn*; *gulyaherde* 'Rinderherde' aus ung. *gulya* 'Herde' und dt. *Herde*; *kocsiwagen* 'aus Weidenruten angefertigter kleiner Wagen, Kinderspielzeug' aus ung. *kocsi* 'Kutsche, Wagen' und dt. *Wagen*). Die Kategorie der Determinativkomposita deutet darauf hin – dies bekräftigen übrigens auch die Ergebnisse der Untersuchung der semantischen Integration des Gesamtmaterials –, daß die Deutschen einen beträchtlichen Teil der ungarischen Lehnwörter aus einem spezifischen Kontext heraus entlehnt haben. Bei den unechten, tautologischen Zusammensetzungen können wir davon ausgehen, daß das ungarische Wort in den Wortbestand der deutschen Dialekte zwar eingegangen ist, das bedeutungsäquivalente indigene Lexem jedoch nicht verdrängen konnte, was von der starken und stabilen Position des Dialektes zeugt.<sup>14</sup>

### 3.2 Abbau des mundartlichen Wortschatzes

Sprachliche Lehnprozesse können sich nicht nur in Form von Zugewinn – wie das bei der vorhin behandelten Gruppe von Lehnwörtern der Fall ist –, sondern auch in Form von Abbau äußern. Unsere Quellen dokumentieren in hoher Anzahl auch solche ungarische Lehnwörter, die bereits zur Zeit der Datenerfassung ein indigenes Mundartwort verdrängt haben oder als zeitweilige Konkurrenzformen neben einem solchen auf dem besten Wege dazu waren.

Die Bewohner der ungarischen und rumänischen Nachbardörfer stehen bis heute im kontinuierlichen, lebendigen Kontakt zu den Deutschen in Niczkydorf, deshalb sind viele ungarische und rumänische Wörter so allgemein gebräuchlich, daß sie das ursprüngliche deutsche Wort aus dem Sprachgebrauch völlig verdrängt haben

– berichtet Ferenc Kräuter 1907 aus einer Ortschaft im Banat (Kräuter 1907: 41). Daß dieser Prozess der Verdrängung des indigenen Mundartwortes ein komplizierter und vor allem längerer Prozess gewesen sein muß, zeigen jene Belege, die ein zeitweiliges Nebeneinander des deutschen und des ungarischen Wortes dokumentieren, wobei das ungarische Wort in den meisten Fällen bereits zur Zeit der Datenerfassung eine weitaus größere Gebrauchsfrequenz besaß, als das deutsche. Es sollen hier nur einige Beispiele dafür stehen, allerdings mit zeitgenössischen Kommentaren: das ung. Lehnwort *éljen!* 'Vivat/Hoch!' ist „weit verbreitet, in Städten bekommt man, wenn auch selten, auch das deutsche 'hoch' noch zu hören (Horger 1899: 708); ung. *kuvik/csuviik* 'Steinkauz, Totenvogel': „Das



<sup>13</sup> Vgl. dazu z.B.: Naiditsch 1994.

<sup>14</sup> In diesem Zusammenhang spielt vermutlich auch die Motiviertheit bzw. Unmotiviertheit eine erhebliche Rolle.



Volk kennt dafür kein anderes Wort, es verwendet dafür manchmal höchstens 'Totenvogel'<sup>100</sup> (Horger 1899: 707); bei ung. *bika* 'Zuchttier bei Rindern: Stier' heißt es: „Das Wort Stier verwenden sie ganz selten, die Bauern kennen es vielleicht gar nicht“ (Horger 1899: 706); ung. *városháza* 'Gemeindehaus, Rathaus': „Das Gemeindehaus wird damit neuerdings bezeichnet, es verdrängt immer mehr das aus der deutschen Literatursprache übernommene *kemeintehaus* (Kräuter 1907: 44). Und noch ein abschließendes Beispiel, das aber zeigt, daß dieses Nebeneinander auch Jahrzehnte in Anspruch nehmen kann, bzw. auch bis in die jüngste Vergangenheit aufrechterhalten wurde: 1941 ist in Boglar/Vértesboglár (im Schildgebirge) ung. *kakas* 'Hahn' neben deutsch-mundartlich *hau* gebräuchlich. Der Fragebogen des „Ungarndeutschen Sprachatlasses“ dokumentiert für die Ortschaft noch in den siebziger Jahren das Nebeneinander des deutschen und des ungarischen Wortes, ohne jeglichen semantischen Unterschied.

Neben diesen Zwischenstadien läßt sich aber in vielen Fällen die endgültige Tilgung des indigenen Wortes nachweisen. Diese Tatsache macht sich jedoch nicht nur bei weniger frequentierten, seltener gebrauchten Wörter bemerkbar, sondern erfaßt neben dem alltäglichen Wortschatz sogar den sog. bäuerlichen Grundwortschatz, denn in den Bereichen Tierzucht und Landwirtschaft finden wir auffallend viele ungarische Transferenzen. Die nachtürkischen deutschen Siedler waren in ihrer überwiegenden Mehrheit Bauern, und so kann man davon ausgehen, daß der Wortschatz ihrer mitgebrachten Mundart in der Lage war – abgesehen von einzelnen ungarischen Spezifika – diese Bereiche vollständig abzudecken. Wir haben hier jedoch – wie es auch aus der Liste der Lehnwörter hervorgeht – viele Tierbezeichnungen, vor allem für Haustiere, bzw. Kollektiva für Haustiere, weiterhin Pflanzennamen, Herationen, Tiernamen bzw. auch viele sonstige Ausdrücke. Dieses „Eintauschen des Mitgebrachten“ basiert neben der hohen Gebrauchsfrequenz dieser Lexeme im sprachlichen Miteinander vor allem auf eruierbaren sprachexternen Faktoren. Weil diese aber zur komplexen und nach unserem Verständnis richtigen Beurteilung der Entlehnungen auch dieser Art fest dazugehören, soll hier kurz auf sie eingegangen werden.

a) In deutschen Haushalten und Einzelwirtschaften waren sehr oft Ungarn, aber – abhängig von der bevölkerungsmäßigen Zusammensetzung des Gebietes – auch Angehörige anderer Minderheiten, vor allem Slowaken und Rumänen, als Wirtschafts- und Hauspersonal beschäftigt, somit war das Ungarische in vielen deutschen Haushalten unmittelbar präsent.

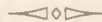
b) Hirten und Halter waren auch in von Deutschen bewohnten Gegenden traditionell Ungarn, bei den Ausdrücken im Zusammenhang mit der Pferdezucht kann man außerdem aus einer wirtschaftlichen Dominanz der Ungarn als Pferdenation ausgehen. „Die meisten Wörter kamen in unsere Mundart durch die Hirten, die in unserem Dorfe ebenso wie in den deutschen Nachbarortschaften ungarischer Herkunft waren“ – berichtet Hajnal aus Ißzimmer/Isztimér (Hajnal 1906: 67). Dasselbe stellt Potoczky in seiner Monographie über Sebegin/Zebegény fest: „die Ochsenhirten sind Ungarn (in den Augen der Dorfbevölkerung ist dies ein niedriger Beruf)“ (Potoczky 1910: 45).

c) Die hohe Anzahl der ungarischen Lehnwörter im Zusammenhang mit der Tierzucht deutet auf bestehende wirtschaftliche und Handelskontakte hin. Tiere wurden von den Vertretern verschiedener Ethnien des Landes auf Märkten gehandelt, Ungarisch fungierte zwischen den einzelnen Sprachen als Vermittlersprache, als 'lingua franca'. Daß man den Haustieren ungarische Rufnamen gab, ist jedoch nicht als typisch deutsche Strategie zu werten, denn die Haustiere haben bei allen Minderheiten von Ungarn

durchgehend ungarische Rufnamen gehabt.<sup>15</sup> Tiere wechseln den Beitzer, und weil sie sich nicht ohne weiteres umbenennen lassen, einigte man sich scheinbar stillschweigend auf die Sprache des Mehrheitsvolkes. Das Verfahren setzte vermutlich bei den kommandierungsbedürftigen Tieren, bei Pferden, Kühen und Stieren ein und wurde dann in einem Analogverfahren auch auf andere Haustiere – Hunde und Katzen – übertragen. Larissa Naiditsch berichtet übrigens über die gleiche Strategie bei den Deutschen um Petersburg: „Russische Rufnamen wurden gewöhnlich den Haustieren gegeben“ (Naiditsch 1994: 35).

### 3.3. Abzugewinn?

Neben Zugewinn und Abbau lassen sich bereits in der behandelten Periode die Konturen einer dritten, jedoch nicht unproblematischen Kategorie erkennen, die allerdings erst in der Zeit nach 1945 außerordentlich häufig vertreten sein wird, denn bis 1945 wurden in unseren Quellen diesbezüglich insgesamt nur sechs Lehnwörter dokumentiert (*kalauz* ‘Schaffner’; *mozi* ‘Kino’; *posta* ‘Post’; *postás* ‘Briefträger’; *villamos* ‘Straßenbahn’ und *vonat* ‘Zug’); Es geht dabei hauptsächlich um die sog. Sachmodernismen. Durch die Sprachinsellage, durch die fehlenden oder mangelnden Kontakte zum deutschen Sprachgebiet waren die nachtürkischen deutschen Sprachinselgemeinschaften und ihre Mundarten von der Entwicklung der deutschen Sprache isoliert. Durch die Assimilierung des deutschen Städtebürgertums im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, durch den Verlust der eigenen Intelligenz verlor das deutsche Bauerntum fast jegliche Chancen auf eine Verbindung zu den gehobeneren Varietäten der eigenen Muttersprache. Die Kluft zwischen den auf sich gestellten deutschen Bauernmundarten aus dem 18. Jahrhundert und dem, von der rasanten technisch-wirtschaftlich-wissenschaftlichen Entwicklung bestimmten 20. Jahrhundert wurde immer größer; es taten sich in den deutschen Dialekten immer mehr Nominationslücken auf, die somit, in Ermangelung einer anderen Möglichkeit, mit Hilfe des Ungarischen als Innovationsprache geschlossen wurden. Neben der temporalen Diskrepanz und dem eingeschränkten Repertoire der Ungarndeutschen in der eigenen Muttersprache muß hier auch die varietäten- und funktionsspezifische Diskrepanz zwischen dem Ungarischen und den deutschen Mundarten erwähnt werden. In diesem Fall geht es in erster Linie nicht um das Aufeinandertreffen zweier genetisch verschiedener Sprachen, sondern um das einer vollständig ausgebauten Schrift- sowie Hochsprache und eines Substandards – mit deutlich voneinander abweichenden strukturellen und kommunikativen Möglichkeiten, Funktionen und Domänenrepräsentanz. Angesichts der bisherigen Ausführungen bin ich der Meinung – obwohl man bei dieser Gruppe der Lehnwörter aus verschiedenen Standpunkten heraus evt. sowohl für Abbau als auch für Zugewinn plädieren könnte (deshalb auch ‚Abzugewinn‘) –, daß die Grundkonstellation hier doch eine andere ist.



<sup>15</sup> Vgl. dazu folgende Stelle bei Reichnitz über die ungarischen Lehnwörter bei den Rumänen im Komitat Hajdú-Bihar: „Wenn es viel ‚gunoi‘ (ganaj) [= ‚Mist‘, auch ein ungarisches Lehnwort M.E.] gibt, spannt er die Bimbau, die Daru, die Virág, die Csákó (Kuhnamen) ein; oder den Betyár, Bátor, Bicskás, Bársony, Büszke, Szürke, Vilma, Jancsi, Pista, Rántotta usw. (Pferdenamen) und zieht ihn auf das Feld hinaus“ (Reichnitz 1896: 301).

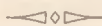
#### 4. Zusammenfassung

Unsere Ausführungen bezogen sich anhand eines aus 400 Lehnwörtern bestehenden Belegmaterials auf einen möglichen, allerdings sehr oft und mit Vorleibe aufgegriffenen Aspekt von Sprachkontakten, nämlich auf die Auswirkungen dieser auf den indigenen Wortschatz der Repliksprache. Dieser Fragestellung kommt bei unseren Entlehnungssprachen eine besondere Bedeutung zu, zumal es sich um Sprachinselmundarten handelt, die im allgemeinen ein sehr hohes Kontaktpotential aufweisen, bei denen aber zugleich die Muttersprache als das bedeutendste identitätsstiftende und -erhaltende Element zu werten ist. Die sowohl gesellschaftlich als auch sprachlich spezifische Situation solcher Gemeinschaften fand auch in unserem Falle ihren Niederschlag im Lehnwortbestand, und zwar auf derart differenzierte Weise, daß für ihre Beschreibung „klassische“ Pauschalkategorien wie 'Abbau' oder 'Zugewinn' allein nicht ausreichen. Auch innerhalb dieser Einstufungen haben wir es mit verschiedenen Sub- und Übergangskategorien zu tun, hinzu kommt noch der im letzten Abschnitt geschilderte Konstellationstyp, der von den beiden anderen in vielerlei Hinsicht deutlich abweicht. Zusammenfassend läßt sich behaupten, daß die neueren deutschen Sprachinselmundarten von Ungarn bis 1945 (auch) im Bereich des Wortschatzes ihren indigen-deutschen Charakter grundsätzlich bewahrt haben, auch wenn in manchen Bereichen – begründet durch die aus ihrer besonderen Situation resultierenden Bedürfnissen und Möglichkeiten – „das Eintauschen des Mitgebrachten“ (Weber-Kellermann/Schenk 1977: 45) nachzuweisen ist.<sup>16</sup>

#### Literaturverzeichnis

##### Quellen

- Bakonyi, János 1940: Márkó telepítése és nyelvjárása [Siedlungsgeschichte und Mundart von Marka.]. Budapest.
- Bauer, Hilda 1933: Nagyárpád: Mundart und Sitte. Pécs.
- Dengl, János 1907: Az orczyfalvi német német nyelvjárás hangtana [Lautlehre der Mundart von Orczydorf]. Budapest.
- Eszterle, M. Edit 1929: A budakeszi német nyelvjárás hangtana [Lautlehre der deutschen Mundart von Wudigeß]. Budapest.
- Folláth, Ferenc 1941: Szóképzés a budakörnyéki német nyelvjárásban [Wortbildung in den deutschen Mundarten des Ofner Berglandes]. Budapest.
- Hajnal, Márton 1906: Az isztiméri német nyelvjárás hangtana [Lautlehre der deutschen Mundart von Ißzimmer]. Budapest.



<sup>16</sup> Dieser Beitrag entstand im Rahmen des Bolyai-Stipendienprogramms der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.



- Happ, József 1915: Béb község német nyelvjárásának hangtana [Lautlehre der deutschen Mundart der Gemeinde Bib]. Budapest.
- Horger, Antal 1899: A bánsági sváb nyelvjárás magyar szavai [Ungarische Lehnwörter der schwäbischen Mundart des Banats]. In: Egyetemes Philológiai Közlöny 7, 702-716.
- Jakob, Károly 1926: Magyar jövevényszók a verbászi német nyelvjárásban [Ungarische Lehnwörter im deutschen Dialekt von Werbaß]. In: Magyar Nyelvőr 55, 203-204.
- Járai, József 1944: A kaposfői német telepesek és nyelvjárásuk [Die Somajomer deutschen Siedler und ihre Mundart]. Budapest.
- Kräuter, Ferenc 1907: A niczkyfalvi német nyelvjárás hangtana [Lautlehre der deutschen Mundart von Niczkydorf]. Budapest.
- Lindenschmidt, Mihály 1905: A verbászi német nyelvjárás hangtana [Lautlehre der deutschen Mundart von Werbaß]. Budapest.
- Mornau, József 1915: A szeghegyi német nyelvjárás hangtana [Lautlehre der deutschen Mundart von Sekitsch]. Budapest.
- Müller, József 1901: A franzfeldi német nyelvjárás [Die deutsche Mundart von Franzfeld]. In: Egyetemes Philológiai Közlöny 25, 728-740 und 809-822.
- Neuhaus, Frigyes 1927: A zirci német nyelvjárás hangtana [Lautlehre der deutschen Mundart von Sirtz]. Budapest.
- Popper, Stefánia 1906: A zombolyai német nyelvjárás [Die deutsche Mundart von Hatzfeld]. Budapest.
- Potoczky, Lajos 1910: A zebegényi német nyelvjárás [Die deutsche Mundart von Sebegin]. Budapest.
- Révai, József 1910: A csenei német nyelvjárás hangtana [Lautlehre der deutschen Mundart von Tschene]. Budapest.
- Riedl, Ferenc 1933: A budaörsi német (középbajor) nyelvjárás alaktana [Formenlehre der (mittelbairischen) deutschen Mundart von Wudersch]. Budapest.
- Róth, János 1911: A kucorai német nyelvjárás hangtana [Lautlehre der deutschen Mundart von Kuczura]. Budapest.
- Schäfer, Károly 1896: Vándormagyarok (Apatin és környéke). [Wandernde Ungarn (Apatin und Umgebung)]. In: Magyar Nyelvőr 25, 579-581.
- Schäffer, István 1908: A kalaznói német nyelvjárás hangtana [Lautlehre der deutschen Mundart von Kalasch]. Budapest.
- Schilling, Rogerius 1933: Dunakömlöd és Németkér telepítés-, népiség és nyelvtörténete [Siedlungs-, Volkstums- und Sprachgeschichte der Gemeinden Kimling und Kier]. Budapest.
- Schmidt, Henrik 1899: A verbászi német nyelvjárás [Die deutsche Mundart von Werbaß]. In: Egyetemes Philológiai Közlöny 23, 806-828.



Tafferner, Antal 1941: Vértesboglár. Egy hazai német település leírása [Boglár: Beschreibung einer ungarndeutschen Siedlung]. Budapest.

Tóth, Károly 1934: Das Bikácsér Deutschtum und seine Mundart. Beitrag zur Mundartenforschung [sic!] und Sitte. Debrecen.

Vonház, István 1908: A szatmármegyei német nyelvjárás hangtana [Lautlehre der deutschen Mundart in der Gespanschaft Sathmar]. Budapest.

Weidlein, János 1930: A murgai német nyelvjárás alakntana [Formenlehre der deutschen Mundart von Marke]. Budapest.

Wittmann, Adam 1943: Die Mundart von Pusztavám. Bistritz.

### Forschungsliteratur (in Auswahl)

Erb, Maria 1997: Ungarische Lehnwörter in den neueren deutschen Sprachinselmundarten von Ungarn bis 1945. Strukturlinguistische und soziopragmatische Untersuchungen. Diss. (Ms.) Budapest.

Erb, Maria; Knipf, Elisabeth 2000: Observations on the Proficiency of the German Minority of Hungary. In: Minorities Research. A Collection of Studies by Hungarian Authors 2, 99-110.

Erb, Maria; Knipf, Elisabeth 1998: Sprachgewohnheiten bei den Ungarndeutschen. Vorergebnisse einer Untersuchung. In: Hutterer, Claus Jürgen; Pauritsch, Gertrude (Hgg.): Beiträge zur Dialektologie des ostoberdeutschen Raumes. Referate der 6. Arbeitstagung für bayerisch-österreichische Dialektologie, 20.-24. 9. 1995 in Graz. Göttingen, 253-265.

Ebenspanger, János 1882: A hiencz nyelvbe olvadt magyar szavak [Ungarische Lehnwörter in der Sprache der Heanzen]. In: Felsőlvői ág. hitv. ev. nyilv. tanintézetek értesítője 6.

Hutterer, Claus Jürgen 1982: Sprachinselforschung als Prüfstand für dialektologische Arbeitsprinzipien. In: Besch, Werner [u.a.] (Hgg.): Dialektologie: Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin/New York. Bd. 1 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 1.2), 178-189.

Hutterer, Claus Jürgen 1991: Hochsprache und Mundart bei den Deutschen in Ungarn. In: Ders.: Aufsätze zur deutschen Dialektologie. Hg. von Karl Manherz. Budapest (= Ungarndeutsche Studien 6), 253-281.

Jacobi, Karl 1895: Magyarische Lehnwörter im Siebenbürgisch-Sächsischen. In: Programm des Evangelischen Gymnasiums A. B. in Schäßburg. Schäßburg.

Kuhn, Walter 1934: Deutsche Sprachinselforschung: Geschichte, Aufgaben, Verfahren. Plauen.

Mattheier, Klaus Jochen 1994: Theorie der Sprachinsel. Voraussetzungen und Strukturierungen. In: Bernd, Nina; Mattheier, Klaus Jochen (Hgg.): Sprachinselforschung. Ein Gedenkschrift für Hugo Jedig. Frankfurt am Main, 333-348.

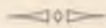
Naiditsch, Larissa 1994: Wortentlehnung – Kodemischung – Kodewechsel: Sprachinterferenzen in den Mundarten der deutschen Kolonisten bei Petersburg-Leningrad. In: Berend, Nina; Mattheier, Klaus Jochen (Hgg.): Sprachinselforschung. Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig. Frankfurt am Main, 31-45.

- Ney, Karin 1984: Rumänische Transferenzen in vier siebenbürgisch-sächsischen Ortsmundarten des Kreises Hermannstadt/Rumänien. Marburg.
- Polenz, Peter von 1979: Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet. In: Braun, Peter (Hg.): Fremdwort-Diskussion. München, 9-31.
- Reichnitz, Ignác 1896: Magyar szók a hajdú megyei oláhoknál [Ungarische Lehnwörter bei den Rumänen im Komitat Hajdú]. In: Magyar Nyelvőr 25, 300-301.
- Weber-Kellermann, Ingeborg (1959) 1978: Zur Frage der interethnischen Beziehungen in der „Sprachinselvolkskunde“. In: Dies. (Hg.): Zur Interethnik: Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen und ihre Nachbarn. Frankfurt am Main, 125-149.
- Weber-Kellermann, Ingeborg; Schenk, Annemie 1977: Deutsche in Südosteuropa. In: Zeitschrift für Volkskunde, 43-59.
- Weber-Kellermann, Ingeborg (Hg.) 1978: Zur Interethnik: Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen und ihre Nachbarn. Frankfurt am Main.
- Weidlein, Johann 1961: Deutsch-ungarische Kulturbeziehungen im Spiegel der Sprache. In: Südostdeutsches Archiv 3, 197-201.
- Weidlein, Johann 1962: Zur Frage der ungarischen Lehnwörter in den donauschwäbischen Mundarten. In: Donauschwäbisches Archiv 5, 178-183.
- Wiesinger, Peter 1983: Deutsche Dialektgebiete außerhalb des deutschen Sprachgebietes: Mittel-, Südost- und Osteuropa. In: Besch, Werner [u.a.] (Hgg.): Dialektologie: Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin/New York. Bd. 2 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 1.2.), 900-930.

Csaba Földes (Veszprém)

## Zum bilingualen Sprech- und Gesprächsstil der Ungarndeutschen

1. Im Rahmen der Forschungen zur Sprache der Ungarndeutschen haben die arealinguistisch-sprachgeographischen Fragestellungen von jeher eine eminente Rolle gespielt.<sup>1</sup> Allerdings handelte es sich dabei nicht immer bloß um reine formalsprachliche Beschreibungen der einzelnen linguistischen Ebenen, sondern auch um die soziokulturelle Einbettung von Sprache, z.B. um die soziolinguistische Staffelung der ungarndeutschen Mundarten. Das Ziel dieser Arbeiten bestand vor allem – der Homogenitätsannahme des Strukturalismus entsprechend – in einer systemlinguistischen Beschreibung des „reinen“ (d.h. ungemischten) Dialekts, was eine weitgehende „Idealisierung“ des Objekts bedeutet. Aber gerade in einer Region mit einer Verschränkung von mehreren Sprach(varietät)en und Kulturen scheint es mir überaus wünschenswert zu sein, den systemlinguistischen Ansatz durch einen verwendungslinguistischen zu ergänzen, dem eine Heterogenitätshypothese zugrunde liegt. Denn die Sprachwirklichkeit lässt sich in ihrer Komplexität nur auf eine solche Weise angemessen darstellen und erläutern. In diesem Sinne kann für solche Untersuchungen u.a. die Kontaktlinguistik einen günstigen disziplinären und methodischen Rahmen bieten. So wird außerdem in jüngster Zeit (etwa seit Ende der 80er bzw. Anfang der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts)<sup>2</sup> den interkulturellen Aspekten und den Sprachenkontakten<sup>3</sup> im Karpatenbecken allmählich – aber meiner Meinung nach immer noch nicht in hinreichendem Maße – Aufmerksamkeit geschenkt (vgl. Földes 2002b). Wird doch sowohl das gegenwärtige – und unverwechselbare – Gesicht der ungarndeutschen Varietäten als auch das kommunikativ-interaktionale Verhalten der Ungarndeutschen m.E. gerade von einer Bandbreite von Kontaktphänomenen maßgebend bestimmt. Denn die Affinität zu Hybridisierung (zu Mischungen) trifft auf die Sprache (das Sprachgebrauchssystem) und die gesamte Kommunikationskultur von deutschen Minderheiten in hohem Maße zu. Deutsch als Minderheitensprache existiert ja per definitionem andauernd in einem



<sup>1</sup> Vgl. vor allem die Arbeiten von Hutterer (z.B. 1960; 1963 und 1991) sowie Manherz (z.B. 1977; 1983 und 1998).

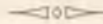
<sup>2</sup> Siehe etwa das Plädoyer von Hinderdael/Nelde (1988).

<sup>3</sup> Zu der von mir seit längerem verwendeten kontaktlinguistischen Begrifflichkeit vgl. Földes (1996: 13 ff. und 1999: 33 ff.).



dichten Geflecht von mehreren Sprach(varietät)en bzw. Kulturen<sup>4</sup> und unterliegt daher vielfältigen Sprachenkontakten sowie nicht selten sogar Sprachenkonflikten. Die sprachliche und kommunikative Situation<sup>5</sup> wird weitestgehend durch das Kulturphänomen Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit determiniert: Einsprachigkeit im Deutschen gibt es heute unter deutschen Minderheiten in Ungarn kaum mehr. Im Gefüge von drei wechselwirkenden Hauptvarietäten – ungarndeutscher Ortsdialekt (als Haussprache), ungarische Standardsprache (als Öffentlichkeits- und Prestigesprache) und deutsche Standardsprache (als Sprache von Medien und z.T. des Schulunterrichts) – unterliegt die Struktur der sprachlichen Dominanzverhältnisse von Generation zu Generation einer Verschiebung. Bei den alten und ältesten Ungarndeutschen ergibt sich in der Regel die Reihenfolge Dialekt-Standarddeutsch-Ungarisch, bei der mittleren bis älteren Altersgruppe<sup>6</sup> Ungarisch-Dialekt-Standarddeutsch und bei den jüngeren Sprechern Ungarisch-Standarddeutsch-Dialekt.<sup>7</sup> Diese lebensweltliche Mehrsprachigkeit und erlebte Transkulturalität<sup>8</sup> führen vielfach zu einem spezifischen bi- bzw. multilingualen Interaktionsverhalten, dessen sachkundige Explizierung und vor allem angemessene Bewertung in der Fachliteratur noch aussteht. Dabei sei nachdrücklich eingeräumt, dass es schwierig ist, inter-, multi- und transkulturelle Konfigurationen in den Fachwissenschaften gegenstandsadäquat zu erfassen. Denn es mangelt an entsprechenden Vorarbeiten: Einerseits, weil die meisten Untersuchungen mit anderen Paradigmen figurieren – mit solchen, die für Bedingungen der (relativen) Einsprachigkeit und Einkulturigkeit bestimmt sind – und andererseits, weil für kulturwissenschaftlich orientierte Projekte (z.B. im Falle von Kulturraum-Studien) eine umfassend fundierte kulturtheoretische Grundlage noch nicht in jeder Hinsicht zur Verfügung steht.

In diesem Zusammenhang lässt sich für die Linguistik z.B. feststellen: Die Sprachnormen wurden bislang allenfalls aus der Sicht der Einsprachigkeit definiert, beschrieben und interpretiert, die Perspektive bi- bzw. multilingualer Sprecher liegt in der Regel außerhalb jeglicher sprachwissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit der Normen-Thematik. Auch Juhász, der bekannte Budapester Sprachgermanist, hat den bilingualen Diskursmodus<sup>9</sup> deutscher Minderheiten als „einen Sprachgebrauch“ erachtet, „der sich nicht klassifizieren und noch weniger bewerten lässt“ (1986: 200).



<sup>4</sup> Vgl. ausführlicher Földes (2002a).

<sup>5</sup> Zur aktuellen sprachlichen Lage der Ungarndeutschen vgl. z.B. Manherz (1998: 45 ff.).

<sup>6</sup> Wegen ihrer oft mangelhaften Sprachkompetenz im Deutschen können die in der Nachkriegszeit Geborenen bzw. Aufgewachsenen ironisch, aber wohl treffend eine „stumme Generation“ genannt werden.

<sup>7</sup> Ähnliche Befunde über die – wie z.B. Wild formuliert – „generationsmäßige Entfaltung des äußeren Sprachwechsels“ liegen in der Forschungsliteratur an mehreren Stellen vor, z.B. bei Wild (1990: 112 f.).

<sup>8</sup> Vgl. zum Begriff der Transkulturalität Welsch (1999: 194 ff.).

<sup>9</sup> Er selbst hat diesen Terminus nicht benutzt. Im Übrigen hat er sich an der entsprechenden Stelle seines referierten Aufsatzes nicht mit Ungarn, sondern mit dem Elsass befasst. (Zum bilingualen Diskursmodus vgl. Abschnitt 2.)



Vor diesem Horizont möchte der vorliegende Beitrag deshalb die „prototypische“ deutsche Sprechweise<sup>10</sup> und den kommunikativen Habitus<sup>11</sup> von bi- bzw. multilingualen Ungarndeutschen, wie diese Erscheinungen bei der Ingroup-Kommunikation in Spontangesprächen unter Gruppenmitgliedern in verschiedenen Alltagssituationen zu beobachten ist, unter dem Gesichtspunkt der (sprachlichen und kommunikativen) Normen-Problematik beschreiben und hinterfragen sowie Aspekte ihrer Bewertung diskutieren.<sup>12</sup> Damit soll ferner ein Baustein zur Modellierung bi- bzw. multilingualer und bi- bzw. transkultureller Sprachverhaltenssysteme – im Hinblick auf ihre Struktur, Hierarchie und Dynamik – vorgelegt werden.

2. Dass zwei- bzw. mehrsprachige Sprecher bei der intragruppalen Kommunikation im Rahmen eines komplexen Sprachverhaltensmodells besondere Interaktionsstrategien und -formen entwickeln, ist in der einschlägigen Forschung seit längerem bekannt. Bereits bei Haugen (1953: 60 ff. und später z.B. 1978: 283 ff.) findet man Hinweise auf die Unterscheidung zwischen einer einsprachigen, von den Wörterbüchern und Grammatiken kodifizierten „rhetorischen“ Norm und einer bilingualen Norm.<sup>13</sup> Auch z.B. Gumperz (1986: 107) verfährt ähnlich und behandelt die zwei Sprachen eines bilingualen Menschen als Teil eines einzigen Ganzen, d.h. desselben sprachlichen Repertoires. Kolde (1981: 23 f. und 155 ff.) nennt dies „Mehrsprachigennorm“ oder gar „Mischsprache“.

Auf der Folie des von mir vertretenen Sprachenmischungskonzeptes (vgl. detaillierter Földes 2002a: 351) lässt sich postulieren, dass die zumeist übliche – und unreflektierte – Beschreibungs- und Interpretationspraxis, für die kommunikative (vor allem mündliche) „Norm“ der zwei- bzw. mehrsprachigen Menschen (in diesem Falle der Ungarndeutschen) die Modelle, Instrumentarien und Maßstäbe der (geschriebenen) Sprache von Unilingualen anzuwenden, nicht valid ist. Vielmehr sehe ich in der von Lüdi und Py (1984: 51 ff.) „bilingualistische“ Konzeption genannten bilingualen



<sup>10</sup> In diesem Zusammenhang spreche ich von „kommunikativen Praktiken“. In Anlehnung an Fiehler (2000: 97 f.) verstehe ich darunter ein Konzept der Kommunikationsteilnehmer, an dem sie sich orientieren und mit dessen Hilfe sie ihre kommunikative Praxis – produktiv wie rezeptiv – strukturieren und organisieren.

<sup>11</sup> Hinsichtlich der tieferen Dimensionen gehe ich davon aus, dass sich nicht nur die „Oberfläche“ der sprachlichen Gestaltung von Redeprodukten, sondern auch die Diskurstraditionen und Kommunikationskulturen der Ungarndeutschen von denen der Sprecher binnendeutscher Varietäten grundsätzlich unterscheiden. So wäre zu postulieren, dass sich die Ungarndeutschen infolge der Abweichung ihrer kommunikationskulturellen Traditionen und kommunikativen Strategien (einschließlich der zugrunde liegenden Kulturmuster) von anderen Kommunikationsweisen und Diskursnormen bestimmen lassen als die Bundesdeutschen einerseits und die Ungarn andererseits. Diese (wahrlich inter- bzw. transkulturelle) kommunikative Zwischenstellung – ich möchte sie „Fugen-Position“ nennen – fällt u.U. beiden (weitgehend unilingualen und monokulturellen) Gemeinschaften beim sprachlich-kulturellen Handeln auf. Das löst bisweilen eine leichte Verunsicherung, ein Befremden, Negativattributionen oder gar kommunikative Fehlschläge aus. In der weiteren Forschung sollten diese Differenzialaspekte ausführlicher erschlossen und interpretiert werden.

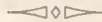
<sup>12</sup> Diese Ausführungen greifen zu wesentlichen Teilen auf Überlegungen zurück, die ich in Földes (2002c) publiziert habe.

<sup>13</sup> Die bilinguale Norm soll in meiner Arbeit als eine Art Gebrauchsnorm verstanden werden. Man sollte dabei beachten, dass 'Norm' m.E. weniger eine linguistische, vielmehr eine soziologische Kategorie ist. Deswegen spielt die Frage eine entscheidende Rolle, welchen Normerwartungen man als Sprecher in einem Sozium entsprechen will.

Sprach- und Kommunikationskompetenz einen geeigneten Beschreibungs- und Interpretationsrahmen. Der binnendeutsche Standard soll dabei der Operationalisierbarkeit halber als Bezugsgröße – aber keineswegs als Bewertungsmaßstab! – angesehen werden. Entsprechend kann die Primärsprache von zwei- oder mehrsprachigen Personen als eine Sondervarietät betrachtet werden, die ich „Kontaktvarietät“<sup>14</sup> (im vorliegenden Fall: „Kontaktdeutsch“) nenne. Eines ihrer hervorstechenden Merkmale besteht darin, dass der bilinguale Sprecher z.B. regelmäßig aus der jeweils anderen Sprache (bzw. Varietät) Elemente, Strukturen und Muster übernimmt<sup>15</sup> und/oder die Sprachen abwechselnd benutzt,<sup>16</sup> was (vor allem in der Parole) zu verschiedenen Arten und Typen von Sprachenmischung<sup>17</sup> führt. Mitglieder zwei- bzw. mehrsprachiger Gemeinschaften halten nämlich ihre Sprachwelten in aller Regel nicht strikt getrennt, sondern überschreiten in ihrer gesprochensprachlichen kommunikativen Alltagspraxis kreativ die Grenzen einer Sprache, indem sie kommunikative Möglichkeiten aus mehreren sprachlichen und kulturellen Systemen in den Dienst einer effektiven Interaktion stellen (plakativ ausgedrückt: die Sprache „geht fremd“). Somit bedeutet die Kulturrealität Sprachenmischung als soziale Praxis das Durchbrechen der funktionalen Sprachentrennung. Dabei ergeben sich regulär Strukturen, Kombinationen und Gebrauchspräferenzen, die herkömmliche einzelsprachliche Wohlgeformtheitsbedingungen verletzen, was zugleich eine ziemliche Herausforderung für die linguistische Theorie bedeutet. Mithilfe von bi- bzw. multilingualen kommunikativen Praktiken kann in der Ingroup außerdem eine verbale Konstruktion und Aufrechterhaltung von lebensweltlicher „Nähe“ erfolgen (Terminus nach Koch/Oesterreicher 1985: 15 ff.).

So gehören z.B. Hybriditäten in Sprache und Kommunikation – wie im folgenden Beleg aus dem schwäbischsprachigen Hajosch/Hajós<sup>18</sup> – fest zum sprachkommunikativen Alltag der meisten Ungarndeutschen:

*Soll ma itt em polgármester<sup>19</sup> saj ajándék zimacsomagolni and teand legalább zwi, drei szaloncukor odr eappes naj? Akkor szép lenne.* (Standarddeutsch:<sup>20</sup> Soll man nicht dem „polgármester“ [= Bürgermeister] sein „ajándék“ [= Geschenk] zusammen-„csomagolni“ [= packen] und tut „legalább“ [= wenigstens] zwei, drei „szaloncukor“ [= Süßigkeit am



<sup>14</sup> Mein Terminus bezieht sich – wie die nachfolgenden Ausführungen zeigen werden – auf ein bilinguales Sprachgepräge und hat mit dem Terminusgebrauch von Wiesinger (2001: 53) nichts zu tun, bei dem „Kontaktvarietät“ an mehreren Stellen im Sinne von „Nachbarvarietät“ verwendet wird. Bei ihm steht auch z.B. „Kontaktraum“ in der Bedeutung „Nachbarregion“ (2001: 50).

<sup>15</sup> Das sind Aspekte der Sprache.

<sup>16</sup> Hier handelt es sich um Aspekte der Kommunikation.

<sup>17</sup> Sprachenmischung betrachte ich als Oberbegriff für sämtliche synchronen Manifestationen von Sprachenkontakt (wie Transferenz, Kode-Umschaltung usw.).

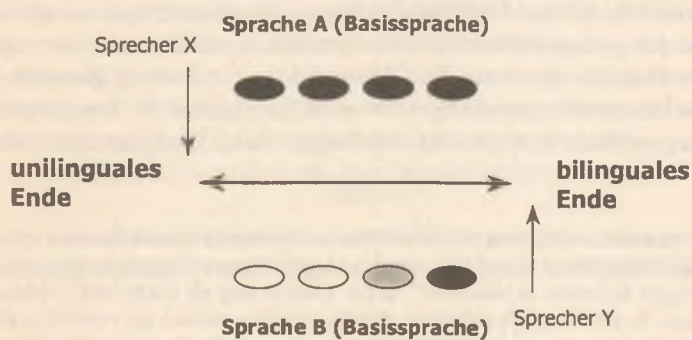
<sup>18</sup> Zum Hintergrund dieses Belegs vgl. mein kontaktlinguistisches Projekt (z.B. Földes 1996 und 2002a.).

<sup>19</sup> Die Übernahmen aus dem Ungarischen erscheinen bei allen Belegen gemäß der ungarischen Orthographie und typographisch – zur prägnanteren Kennzeichnung und Hervorhebung – im **Fett**druck.

<sup>20</sup> Darunter verstehe ich hier – zur größtmöglichen Wahrung der Authentizität – die texttreue Wiedergabe des sprachlichen Belegs mit Elementen und Mitteln der deutschen Standardsprache, unabhängig davon, ob im binnendeutschen Standard die gegebene lexikalische oder morphosyntaktische Ausformung gebräuchlich ist oder nicht. Angesichts der Tatsache, dass das Deutsche zunehmend als eine „plurizentrische“, „plurinationale“ oder zumindest als eine „pluriareale“ Sprache angesehen wird (vgl. etwa Ammon 1998), gibt es ja sowieso keinen gänzlich einheitlichen Standard.



Weihnachtsbaum] oder etwas hinein? „Akkor szép lenne.“ [=Dann wäre es schön.] Zwei- bzw. mehrsprachige Personen befinden sich in ihrer kommunikativen Alltagspraxis an verschiedenen Punkten eines Situationskontinuums, die verschiedene Diskursmodi – als spezifische sinnhafte Weisen, ein Gespräch zu realisieren – verlangen. Bei Interaktionen mit ausschließlich unilingualen Sprechern sind die zwei- und mehrsprachigen Individuen an dem einen Ende des Kontinuums (in der Grafik 1 ganz links) – im unilingualen Sprachverwendungsmodus – anzusiedeln. Den anderen Endpol verkörpert der bi- bzw. multilinguale Sprachverwendungsmodus (in der Grafik 1 ganz rechts), d.h. wenn zwei- und mehrsprachige Sprecher mit solchen Kommunikationspartnern interagieren, denen praktisch dasselbe sprachkommunikative Repertoire zur Verfügung steht und mit denen sie im Allgemeinen eine gemischtsprachige Kommunikation praktizieren (d.h. den Kode umschalten, Lexeme etc. transferieren usw.). Das sind die beiden Extrempunkte, zwischen denen sich die zwei- und mehrsprachigen Sprecher – in Abhängigkeit vom Kommunikationspartner, dem Thema, der Situation usw. – in verschiedenen Intervallen befinden können. Dies soll durch Grafik 1 (in Anlehnung an Grosjean 1997, Quelle: Navracics 1999: 78) veranschaulicht werden, auf der sich die Basissprachen A und B (in unserem Fall der ungarndeutsche Ortsdialekt und Ungarisch) am oberen und unteren Rand ansiedeln, während das Kontinuum den mittleren Teil einnimmt. Am unilingualen Ende des Kontinuums passen sich die zwei- bzw. mehrsprachigen Personen der Sprache des ausschließlich einsprachigen Kommunikationspartners an, ihre anderen Sprach(varietäten) werden (möglichst) vollständig ausgeschlossen. Die Helligkeit bzw. Dunkelheit der unteren Kreise zeigt, in welchem Grade die Sprache B im gegebenen Fall aktiv ist. So ist ersichtlich, dass Sprecher X die Sprache A als Basissprache verwendet und seine Sprache B gänzlich ausschaltet. Das andere Ende des Kontinuums markiert Situationen, in denen zwei- bzw. mehrsprachige Sprecher mit anderen zwei- bzw. mehrsprachigen Sprechern kommunizieren. In diesen Fällen gelangen in der Regel beide Basissprachen A und B – z.B. in der Form von Kode-Umschaltungen – weitgehend zum Einsatz. Das alles bedeutet letztlich, dass zweisprachige Menschen in ihrer kommunikativen Praxis nicht nur zwischen ihren beiden Sprachen, sondern auch zwischen zwei Diskursmodi: dem monolingualen und dem bilingualen Sprachgebrauch wählen können. Dadurch kann mithin bei zwei- bzw. mehrsprachigen Personen eine Mischung im Prinzip in zweierlei Hinsicht auftreten: Einerseits – auf der systemlinguistischen Ebene – als Mischung von Elementen, Strukturen und Modellen, andererseits – auf der Ebene der Kommunikation – als Mischung der Diskursmodi.



Grafik 1

In kognitiver Hinsicht sind Kontaktphänomene das Produkt einer simultanen Aktivierung von mehreren sprachlichen Kenntnissystemen. Zum einen zeigt sich diese Koaktivierung im Nebeneinander, zum anderen in der Überblendung von Elementen beider Sprachen (z.B. bei interlingualen Kontaminationen). Für die Sprecher handelt es sich um eine Art systemübergreifende Synonymie in einem größeren Rahmen, aus dem die am besten passenden Elemente, Strukturen oder Modelle ausgewählt werden können. (Einer weitgehend zwei- bzw. mehrsprachigen Kompetenz dauerhaft eine nur einsprachige Performanz zuzuordnen, wäre m.E. ein Widerspruch in sich.) Daher werde ich diese Vorgänge als normale Erscheinungsformen und Ausprägungen innerhalb eines zweisprachigen Handlungsrahmens; im Gegensatz etwa zu Weiss (1959: 27 f.), der sie als „Mischungsfehler“ bzw. „Sprachmischungsfehler“ apostrophiert oder aus der jüngsten Zeit zu Spillner (1992: 173), der über „negative Folgen wie sprachliche Interferenzen und Sprachmischung“ räsoniert (vgl. auch Abschnitt 3). Vielmehr stimme ich prinzipiell Gumperz (1982: 59 ff.) zu, wenn er z.B. die Kode-Umschaltung der Zweisprachigen im Rahmen seines sozial-anthropologischen Zugriffs als Interaktionsstrategie charakterisiert.

3. Wie aus dem in Abschnitt 2 präsentierten spektakulären Beleg hervorgeht, zeigt das gegenwärtige deutsche Dialektmaterial unter dem mitunter exzessiven Kontaktdruck der Umgebungssprache Ungarisch oftmals eine Art „Radikalisierung“ von Sprache, wobei ihre Beurteilung zahlreiche und mehrdimensionale Fragen aufwirft (als „Kontaktkreativität“ oder aber als „Kontaktmutation“). Daher erfordern Aspekte von Norm, Bewertung und Attitüden eine besondere Beachtung. So drängt sich die Frage nach den Wertungs- und Einstellungszusammenhängen dieser Redeprodukte auf im Spannungsfeld zwischen einer Abwertung als „lexikalische Verirrungen“ bzw. als „morphosyntaktische Entgleisungen“ einerseits und einer Rehabilitierung gemischtsprachiger Redeprodukte – als ein Zeichen für „Kontaktkreativität“ – andererseits.

Es wurde bereits in Punkt 2 angedeutet, dass zum bi- bzw. multilingualen Diskursmodus bi- bzw. multilinguale kommunikative Praktiken gehören, d.h. dass im zwei- bzw. mehrsprachigen und transkulturellen Bezugsrahmen die verschiedenen Sprachvarietäten in einem komplexen Interaktionssystem eingesetzt werden. Dabei ist das gesprochensprachliche bi- bzw. multilinguale Kommunikationsverhalten – wie dort erwähnt – vor allem dadurch gekennzeichnet, dass die Sprecher verschiedene bi- bzw. multilinguale kommunikative Praktiken einsetzen. Zum Beispiel (a) in ihre Rede oft Elemente, Strukturen und Muster aus der jeweils anderen Sprachvarietät übernehmen (= Transferenz), (b) nicht selten den Kode wechseln (= Kode-Umschaltung),<sup>21</sup> und (c) sich sonstiger Arten bi- bzw.



<sup>21</sup> Bartha (1999: 116) meint, dass es „nicht einmal im Falle von Personen, die beide Sprachen auf hohem Niveau und auf einer vergleichbaren Stufe beherrschen, möglich ist, im bilingualen Repertoire die einzelnen Kodes als völlig reine, autonome Einheiten zu behandeln“. In der Tendenz mag sie Recht haben, dennoch würde ich relativierend anfügen: Es gibt bilinguale Individuen, die ihre Sprachen praktisch nie vermischen und weitgehend jeweils nach den Usancen der „einsprachigen“ Norm kommunizieren und in ihrer Rede keine Spuren der jeweils anderen Sprache erkennen lassen. Solche Personen beschreibt auch etwa Baetens Beardsmore (1982: 7) im Rahmen des „ambilingualism“.

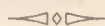


multilingualer Praktiken – wie z.B. zwischensprachliche Dopplung – bedienen. Diese kommunikativen Praktiken und als deren Folge die Manifestationen der Sprachenmischung erscheinen für die meisten zweisprachigen Personen wie auch für die sachkundigen Bilinguismus-Forscher als etwas völlig Selbstverständliches, während sie sich für einsprachige „Nicht-Eingeweihte“ schwer nachvollziehen, erklären und einordnen lassen. Deswegen empfinden sie diese spezifischen bilingualen Diskursmodi und die mit denen korrelierenden kommunikativen Praktiken meist als befremdlich, u.U. sogar als unzivilisiert, quasi als ein Verfall in „kannibalistische“ Unsitten. Selbst namhafte germanistische Linguisten konstatieren etwas undifferenziert, durch Sprachenkontakte werde „gegen die Normen einer Sprache verstoßen“ (Juhász 1986: 199) oder urteilen wie Braunmüller (1995: 147) über das Südschleswigdänische als deutsch-dänische Transferenzvarietät: „Objektiv gesehen kann man diese Art von Sprachgebrauch nur als äußerst nachlässig oder sogar schlicht als undänisch bezeichnen“.<sup>22</sup>

Sprachenmischungsvorgänge werden also sowohl aus der Außensicht (Heterostereotyp) als auch aus der Innensicht (Autostereotyp) traditionell negativ beurteilt: Spätestens Ende des 19. Jahrhunderts, als sozialdarwinistische Positionen (siehe Vogt 1997) in weiten Kreisen rezipiert wurden, erhielt jede Mischung bzw. Hybridisierung schnell einen unguuten Beigeschmack (vgl. Kremnitz 1994: 21). Dementsprechend abschätzig fiel und fällt die Bewertung von Sprachenkontakthänomenen aus. Vielleicht geht diese Ablehnung sozialpsychologisch auch darauf zurück, dass Mehrsprachigkeit seit dem biblischen Turmbau von Babel als eine Strafe Gottes aufgefasst wurde.

Das Problembündel ist äußerst komplex: Schon im Vorfeld jeglicher Wertungs- und Einstellungszusammenhänge beginnen die Schwierigkeiten mit der adäquaten Bestimmung, Beschreibung und Verortung der Verfasstheit von „bilingualer Kompetenz“; etwa: Wie hängen Art und Häufigkeit von Sprachenmischungshänomenen und eine funktionale Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit zusammen? Da hierzu noch viele grundlegende Detailuntersuchungen fehlen, schwanken die Stellungnahmen nicht unwesentlich. Manche Linguisten (vgl. Hinweise bei Skutnabb-Kangas 1981: 213) erblicken z.B. im Ausmaß der Transferenzen (bei ihr: „Interferenzen“) einen Indikator für den Grad der Zweisprachigkeit, nach der Formel: Je mehr Transferenzen, desto weniger Bilinguismus, bzw. das Fehlen von Transferenzen mache sogar den Bilinguismus aus. Auf ähnliche Weise meint Juhász (1986: 203): „Für die Existenz der Mehrsprachigkeit spricht das Fehlen von Interferenzen“. Selbst Bilinguismus-Forscher kreieren in wissenschaftsterminologischer Hinsicht – wohl nicht intendiert – Bezeichnungen, die an sich nicht wertfrei sind. So bedient sich etwa der Psycholinguist Grosjean (1982: 300) für interlinguale Beeinflussungen (Transferenzen/Interferenzen) der Bezeichnung „interlinguale Devianzen“, die den Eindruck vermittelt, als lägen irgendwelche Abnormitäten vor.

Meiner Meinung nach dürfen die Sprachenkontakterscheinungen nicht auf normativ-puristischer Grundlage angegangen werden, zumal selbst in der binnendeutschen Normdiskussion (schon



<sup>22</sup> Søndergaard (1984) vertritt in gleicher Weise eine negative Einstellung dem hybridisierten Südschleswigdänischen gegenüber.

mit Blick auf die Einsprachigkeit) immer mehr einer „toleranten Norm“ das Wort geredet wird<sup>23</sup> (vgl. den eigentlich auf A. Martinet zurückgehenden Terminus bei Hove 2001: 96). Ein sprachliches „Reinheitsgebot“ zu fordern, erschiene mir für bi- bzw. multilinguale Kontexte alles andere als angemessen. Im Sinne der Soziolinguistik gibt es ohnehin keine „korrekte“ und „inkorrekte“ Sprachverwendung. Cook (1995: 51 ff.) betont zu Recht, die „Multikompetenz“ von Zweisprachigen kann nicht mit der Kompetenz von Einsprachigen verglichen werden. Daher dürfen nicht alle Sprachenmischungsvorkommen pauschal als ein Zeichen von Semilinguismus (wie z.B. in der sog. Ausländerpädagogik gemeinhin angenommen) oder als Pidginisierung, als eine Art Verfall von Minderheitensprachen betrachtet werden, wie dies heute noch sogar in vielen linguistischen Fachpublikationen der Fall ist, z.B. bei Andrić (1995: 236 und 243) für das Ungarische der Ungarn in Serbien oder bei Bock (1994: 59) für das Deutsch der Russlanddeutschen. Des Weiteren beklagt Chmiel (1988) rigoros „fehlerhafte Strukturen der deutschen Sprache in Oberschlesien, die aus dem störenden Einfluß des Polnischen resultieren“ (S. 117 f.), sowie den „negativen Transfer aus dem Polnischen“ (S. 121) – auch wenn er diesen Prozess als ein „typisches Phänomen in den Grenzregionen“ (S. 118) erachtet. Reiters Verdikt deklariert sogar für die Zeit vor 1945: „Wie miserabel das Deutsch des Oberschlesiers im Grunde war“ (1960: 55). Joó (1986: 83 f.) bezeichnet die Diglossie schlichtweg als „verzerrte Zweisprachigkeit“ (mit Originalterminus: „*torz kétnyelvűség*“) und sieht bei Minderheitensprachen in Mischungsphänomenen mit der Mehrheitsprache pauschal einen „Sprachverfall“.

Petrović (1995) wertet die „essekerische“ deutsche Mundart (im heutigen Kroatien) als „exotische Mischsprache“ (S. 97) mit „Sprachentartung“ (S. 98). Fast noch radikaler fällt übrigens die sprachkritische Einschätzung der Deutsch schreibenden Essegger Schriftstellerin Wilma von Vukelich über diese Mundart aus, nämlich, dass sie

überhaupt keine Sprache [war], sondern ein Sprachgemisch, das sich kaum wiedergeben läßt und nur von den dort Geborenen und Aufgewachsenen von einer Maut bis zur anderen gesprochen und verstanden wurde. Es ist ein Idiom mit verschluckten Endsilben, Konsonanten und Vokalen, kein reiner Ton, sondern alles wie in einem Nebel. Kein Satz, in dem sich nicht ein paar fremdartige Elemente mischen, keine Spur von Syntax, Grammatik oder Orthographie (1992: 95).

Aber was wieder die ausgewiesenen Linguisten betrifft, so läßt Juhász (1986: 204) ebenfalls eine kritische Stimme verlauten: „Zweifellos ist der switching code kein Zeichen hoher Sprachkultiviertheit“. In analoger Weise bewertet Berend (1998: 2) den „deutsche[n] Regionaldialekt“ der Russlanddeutschen als „von verschiedenen russischen Einflüssen ‚infiziert‘“,<sup>24</sup> während ihnen Frank (1992: 163) sogar „sprachliche Mißgriffe“ vorwirft. Issabekow (1991: 96) geht noch weiter und will „sich darüber Gedanken machen“, warum in der Rede der Russlanddeutschen „so viele russische Wörter und Russizismen vorkommen“ und gelangt letztlich zu dem Schluss, dass die Gründe dafür in der „mangelhaften geistigen Entwicklung“ [sic!] (ebenda) zu suchen seien. Um seinen Standpunkt ganz eindringlich zu verdeutlichen, verweist er auf der nächsten Seite seines



<sup>23</sup> Wiesinger (2001: 46) konstatiert sogar, dass sich „in den deutschsprachigen Ländern zunehmend eine Lockerung des sprachlichen Normbewußtseins“ und eine „Destabilisierung hochsprachlicher Normen“ bemerkbar machen.

<sup>24</sup> Durch die Anführungsstriche beim Gebrauch des Wortes *infiziert* wird die Pejoration allerdings etwas relativiert.



Artikels wiederholt auf ihren „nationalen Nihilismus, de[n] auffallenden Rückgang in der geistigen Entwicklung“ wie auch auf den „geistig-kulturellen Verfall eines ganzen Volkes“ (Issabekow 1991: 97).<sup>25</sup>

Selbst die Angehörigen der Minderheit beurteilen in unterschiedlichen Publikationen die für ihre Sprache und Kommunikation charakteristischen Kontaktphänomene durchweg recht negativ. Walter (1988: 144 f.) problematisiert z.B. für seine ungarndeutsche Ortschaft Perwall/Perbál: „Die Mischsprachigkeit führte leicht zu einer sprachlichen Verarmung und Abnahme des Wortschatzes in beiden Sprachen. [...] So fühlte sich mancher [...] zwischen zwei Sprachen hin- und hergerissen und resignierte.“ Im Falle von Sawed/Závod wird von Mayer (1990: 198) beklagt:

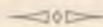
[J]ene eingeschlichenen Bezeichnungen arteten in Orten mit gemischtsprachiger Bevölkerung derart aus, dass die Leute, mehr schlecht als recht, ein Kauderwelsch aus Deutsch und Ungarisch in wirrer Art als Allgemeinsprache benutzten. Solche Personen nannte man bei uns 'öszvér' (Maulesel), weil sie zu Sprachmischlingen degeneriert waren.

Treszl prangert die Kontaktphänomene bei den Ungarndeutschen mal als „Sprachmischerei“, mal als „Sprachenmischmasch“, jedoch am häufigsten als „Sprachmengerei“ (1975: 49 ff.) an. In seinem programmatisch-sprachpuristischen Artikel legt er Folgendes dar:

[D]a ein Sprachenmischmasch nur von einer kleinen Gruppe von Menschen verstanden wird, kommt es zur 'Lockerung der geistigen Gemeinschaft mit den Einsprachigen'. Was wiederum zu Spannungen zwischen den Volkgruppen führen kann. Sprachenstreitigkeiten, ja sogar Kriege und Vertreibung anderssprachiger Minderheiten sind die Folgen (1975: 50).

Damit kommt er m.E. schon der obigen Extremposition von Issabekow nahe. Denn ganz abgesehen von der ohnehin recht militanten und wenig sachkundigen Diktion der These, bleibt auch inhaltlich unklar, wieso der sprachliche „Mischmasch“ der Ungarndeutschen zu „Kriegen“ und zu ihrer eigenen (!) „Vertreibung“ (nach dem Zweiten Weltkrieg) geführt haben soll.

Die ablehnende Einschätzung gemischtsprachiger Redeprodukte ist offenkundig ein universell verbreitetes Phänomen, denn sogar zweisprachige Personen sind mit ihrer Sprachkompetenz nur selten zufrieden. So wurde und wird den Vorgängen und Ergebnissen der Sprachenmischung auch außerhalb Europas sowohl auf der Ebene der Selbstreflexion der Sprecher als auch im wissenschaftlichen Schrifttum herkömmlich ein durchaus ablehnendes Urteil entgegengebracht: Zum Beispiel fiel Vočadlo (1938: 169) „der chaotische und ephemere Jargon der europäischen Immigranten in Amerika“ auf. Stielau (1980) hat hinsichtlich des Nataler Deutsch „Unsauberkeiten“ (S. 241) bescheinigt und meinte, bei den Deutschsprachigen in Südafrika „erschrickt man oft über die Nachlässigkeit und Unwissenheit, die die Mehrzahl – nicht nur die Eltern, vielfach auch die Lehrer – in Bezug auf die Sprache an den Tag legt“ (S. 5). Für diese kritischen Sichtweisen kann man meiner Ansicht nach – bei einer etwas vergrößernden Sicht der Dinge – zwei Gründe benennen: Zum einen, dass der Dialekt (die Dialektalität) als Phänomen in den Umgebungssprachen oftmals eine andere soziolinguistische Rolle spielt, zum anderen, dass die Kontaktvarietäten in ihrer oralen Prägung nicht (bzw. nur eingeschränkt) literaturfähig sind.



<sup>25</sup> Issabekows extreme Diagnose kann man m.E. allenfalls nur sprachpolitisch interpretieren.

Jenseits jeder (meist) pädagogisch motivierten Verteufelung von Sprachenmischung sollten also synchrone Manifestationen von Sprachenkontakten ganz anders beurteilt werden. Es handelt sich weder um Sprachproduktions- noch um kognitive Defizite:<sup>26</sup> Sprachkontaktbedingte Innovationen sind im mehrsprachigen und multi- bzw. transkulturellen Kontext – sobald die fremde Aura der kontaktsprachlichen Elemente, Strukturen und Muster nicht mehr vorhanden ist – (wie bereits weiter oben angedeutet) etwas Selbstverständliches. Bilingualen Gemeinschaften steht in der Ingroup-Kommunikation jede „sprachsystematische Fremdenfeindlichkeit“ fern. Die gemischtsprachigen Redeprodukte sind auch nicht schlicht als eine Art „Semilinguismus“ abzuqualifizieren, denn alles hängt schließlich davon ab, welche Art von Sprachkompetenz das Individuum in den für das Individuum relevanten gesellschaftlichen Kontexten benötigt. Erst dann hat man es m.E. mit einem Semilinguismus zu tun, wenn der Sprecher nicht imstande ist, im Rahmen der Alltagskommunikation seine kommunikativen Absichten funktional zum Ausdruck zu bringen, d.h. wenn er kommunikativ nicht mehr handlungsfähig ist. (Das kann selbstverständlich auch bei einsprachigen Sprechern durchaus der Fall sein!) Insgesamt kommt es darauf an, in welchem Ausmaß, in welcher Intensität und mit welcher Frequenz Sprachenmischungsvorgänge stattfinden und darauf – wie oben gesagt –, ob sie wirklich den Regeln und Entwicklungstendenzen der Empfänger- bzw. Replikasprache angepasst werden (können). Hybride Sprach- und Redeprodukte sind naturgemäß nur im weitgehend bi- bzw. multilingualen Diskursmodus als zulässig anzusehen. Letztlich geben natürlich die jeweiligen Settings und die Textsorte den Ausschlag. Entscheidend sind Augenmaß und Situationsangemessenheit, wann also auf welchen Diskursmodus – mit all den korrespondierenden bilingualen kommunikativen Praktiken – rekurriert wird.

Vielleicht sollte man für bi- bzw. multilinguale Sprach- und Kulturräume Mittel und Wege zu einer positiven Valorisierung bzw. Funktionalisierung von Sprachenmischung suchen.<sup>27</sup> Unter anderen (als in der hier in Frage stehenden) soziokulturellen Bedingungen gibt es schon Beispiele dafür, dass gemischtsprachige Texte eindeutig positive Assoziationen wie Esprit, Modernität und Dynamik auslösen (sollen), etwa in bundesdeutschen Produktnamen, Überschriften und Werbetexten. So heißt ein Morgenmagazin in „Sat 1“ anglodeutsch *Weck up* und so fungieren z.B. bei McDonald's „denglische“<sup>28</sup> Sprüche wie *Have you schon gefrühstückt?* als regelmäßiger Bestandteil einer offenbar erfolgreichen Werbestrategie und -taktik. In diesem Sinne könnte die ausgeprägte Neigung zur Sprachenmischung bei der hier in Betracht gezogenen ungarndeutschen Varietät u.U.<sup>29</sup> als hochgradige – ich nenne sie – „Kontakt kreativität“ charakterisiert werden.

Auch wenn manche Forscher, wie z.B. Bailey (1980: 42), „Entlehnungen“ und ähnliche Kontakterscheinungen als „unnatürliche Entwicklungen“ betrachten, konnten die von mir durchgeführten Recherchen jedoch meine Überzeugung bestätigen, dass sie durchaus im Rahmen



<sup>26</sup> Dem sog. „elaborierten“ Kode sollte hier m.E. nicht – wie in der sprachsoziologischen Kode-Theorie üblich (vgl. Bernstein 1987) – ein „restringierter“, sondern ein „Umgangskode“ gegenübergestellt werden.

<sup>27</sup> Eine Verankerung der bi- bzw. multilingualen kommunikativen Praktiken in gesellschaftlichen Wissenssystemen wäre ebenfalls angebracht.

<sup>28</sup> Zuweilen trifft man bei McDonald's „pseudo-bilinguale“ Persiflagen auch in Bezug auf andere Sprachen wie z.B. die *Los Wochos* genannten mexikanischen Wochen.

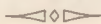
<sup>29</sup> Aber natürlich nicht bei jeder Manifestation von Hybridität in Sprache und Kommunikation.



der „natürlichen“, normalen Entwicklung einer Sprache unter Mehrsprachigkeitsbedingungen zu sehen sind. Denn: Wenn eine Sprache/Sprachvarietät in der Lage ist, Einheiten, Strukturen und Modelle aus anderen Sprach(varietät)en aufzunehmen und sie ihrem eigenen Sprachsystem, dessen Regeln und Entwicklungstendenzen entsprechend zu adaptieren und zu integrieren, ist das ein beredetes Zeugnis der Lebenskraft der betreffenden Sprache/Sprachvarietät bzw. der ethnolinguistischen Vitalität der Sprechergruppe. Sprachenkontakteinflüsse – besonders lexikalische Transferenzen – waren schließlich der Preis für die funktionale Erhaltung der behandelten (aber auch anderer) ungarndeutschen Varietät(en), wenngleich in einem strukturell etwas veränderten Zustand. Es sollte m.E. ohnehin nicht um einen „Erhalt“ im traditionellen Sinne einer Konservierung, sondern um eine „Modernisierung“ der gegebenen Varietät gehen. Denn Variabilität ist ein inhärentes Merkmal natürlicher Sprachen; eine funktionelle Sprache (im Sinne von Coseriu 1992: 285) lebt ja letztendlich von den verschiedenen Arten der Variation. Vorkommensbelege für bi- bzw. multilinguale kommunikative Praktiken vermögen außerdem zu zeigen, dass Weinreichs Vorstellung (1968: 73) vom „idealen Zweisprachigen“, der nur dann von einer Sprache in die andere wechselt, wenn dies durch eine Änderung der Redesituation erfordert wird, aber nie innerhalb eines Satzes, in der tatsächlichen Sprach- und Kommunikationsrealität widerlegt wird. Man kann dieses Phänomen mithin nicht einfach – wie Weinreich (1968: 73) – auf einen unvollständigen Spracherwerb in beiden Sprachen zurückführen, weil ja gerade manche intrasentenzielle Kode-Umschaltungen eine ziemlich hohe bilinguale Kompetenz voraussetzen, sodass bei Kode-Umschaltungen kaum syntaktische Konflikte zwischen den aufeinander treffenden grammatischen Systemen auftreten. In diesem Sinne werden an den Schaltstellen die syntaktischen Regeln beider Sprachen weitgehend eingehalten, also selbst wenn zu verschiedenen Grammatiken gehörende Satz- bzw. Konstituentenbaupläne zusammengefügt werden.

Dennoch sind andererseits – auch wenn damit noch weitaus keine degenerierte „Schuttsprache“<sup>30</sup> vorliegt – zunehmende Verfallsmomente insbesondere im lexikalischen Bereich der urtümlichen ungarndeutschen Varietäten nicht zu übersehen. Es gibt nämlich Indizien dafür, dass Sprachenmischungen nicht nur intentional erfolgen, d.h. ein intendierter, funktionaler und kreativer Gebrauch der Sprache(n) vorliegt; Beobachtungen zeigen, dass bilinguale erwachsene (ältere) Ungarndeutsche sogar im Umgang mit unilingualen Kleinkindern nicht selten gemischtsprachige Äußerungen verwenden. Das zeigt, dass es vielen Sprecher(inne)n schon ein gewisses Monitoring bzw. eine pragmatische Kontrolle fehlt.

Es handelt sich um einen facettenreichen, lang andauernden und keineswegs linearen Prozess.<sup>31</sup> Spezifische Kommunikationsanforderungen und Kommunikationsformen einer



<sup>30</sup> Gern hätte ich den metaphorischen Ausdruck „Trümmersprache“ verwendet, er ist aber im germanistischen Schrifttum (auch) in einer anderen Lesart gebräuchlich, nämlich als Terminus für solche toten „Klein-Corpus-Sprachen“, für die die Quellen so spärlich sind, dass man sie als „Trümmer“ bezeichnen muss (vgl. Untermann 1989: 15 f.).

<sup>31</sup> Ziegler (1996: 47) stellt über die Sprache der „Deutschbrasilianer“ die leider nicht näher begründete und mir daher nicht ganz transparente These auf, zufolge derer „die deutsche Sprache in Brasilien nicht allmählich verschwindet, d.h. nicht erst 10%, dann 20%, dann 30% usf. der deutschen Sprachkompetenz verlorengehen, sondern ein abrupter Bruch stattfindet.“ Selbst wenn man seinen Aussagen Richtigkeit unterstellt, hat sie im Falle der Ungarndeutschen im Lichte meiner Ausführungen wohl keine Gültigkeit.

multilingualen und multi- bzw. transkulturellen Kommunikationsgemeinschaft führen beim Individuum in der Regel zur Herausbildung eines hochkomplexen, flexiblen und offenen Polysystems und einer Konstellation von Sprachen/Varietäten und Kulturen, die sich je nach der Art und Weise der Sozialisation, der Intensität der Kontakte, des schulischen und beruflichen Werdegangs, der Einstellungen zum ungarndeutschen Ortsdialekt, zum Standarddeutsch und zur Landessprache Ungarisch – als Reflexe sozialer Faktoren bei einem Individuum – stabilisieren. Es handelt sich mithin um einen Vorgang mit multidimensionalen Ausprägungen und multifaktoralen Beeinflussungen. Dabei ist ein in Dynamik befindliches Spannungsfeld zwischen Evolution<sup>32</sup> und Erosion<sup>33</sup> von Sprache zu beobachten. Nicht zuletzt deshalb wären eine systematische Sprachstandsdiagnostik wie auch weitere kommunikativ-interaktionistische Forschungen<sup>34</sup> im Hinblick auf das Deutsche als Minderheitensprache sicher von wertvollem Aufschluss.

Bezüglich der Auswertung und Einordnung der obigen Befunde halte ich noch einen Aspekt für überlegenswert. Nelde (1986: 262) hat die Ergebnisse seiner kontaktlinguistischen Analyse am Material einer deutschbelgischen Zeitung so zusammengefasst: Sie „zeigt zur Genüge, dass eine Fehleranalyse in einem deutschen Minderheitssprachgebiet ähnliche Verstöße ans Licht brächte, wie sie von Ausländern, die Deutsch als Fremdsprache lernen, verübt werden“ (Nelde 1986: 263). Im Sinne meines hier vorgestellten Konzepts über bilinguale Sprach- und Kommunikationskompetenz bei deutschen Minderheiten sollten die kontaktbedingten Eigentümlichkeiten im Deutschen nicht als Verstöße oder Fehler eingestuft werden; das Ziel kann ja auch keine „Fehleranalyse“ sein, allenfalls eine Beschäftigung mit spezifischen sprachlichen Manifestationen von Bi- bzw. Multilinguismus sowie von Sprachen- und Kulturenkontakt. In diesem Lichte ist ein Vergleich mit den Lernenden des Deutschen als Fremdsprache nicht sinnvoll. Gleichwohl fällt auf, dass eine erhebliche Teilmenge der durch die bilinguale Sprachkompetenz erzeugten „ungarndeutschen“ Sprachbesonderheiten den Sprachprodukten von Deutsch lernenden Ungarischmuttersprachlern nicht ganz unähnlich ist. Die im Hintergrund im Gehirn ablaufenden kognitiven Mechanismen sind zwar – auf einer Metaebene betrachtet – in beiden Fällen vergleichbar, die konkreten psycholinguistischen Aspekte wie auch der soziolinguistische Rahmen sind aber jeweils unterschiedlich, daher sollten solche Vergleiche ausgeblendet werden.

Eine weitere Randbemerkung scheint mir noch wichtig zu sein: Bevor man sich anschickt, ein kritisches Urteil über die sprachliche und kommunikative Kompetenz von zwei- bzw. mehrsprachigen Sprechern zu fällen, möge man an Grosjeans (1992) Feststellung denken, dass man auch ziemlich überraschende Ergebnisse erhalte, wenn die sprachkommunikative

<sup>32</sup> Zum Grundprinzip der evolutionären Veränderungsprozesse in der Sprache vgl. z.B. Keller (1990: 18, 137 f., und besonders 175-190) und von Polenz (1991: 28 und besonders 68-78).

<sup>33</sup> Zur Begrifflichkeit der „Erosion“ vgl. Dahl (2001).

<sup>34</sup> Dazu können Ansätze wie etwa die Ethnomethodologie (z.B. Streeck 1987), die ethnomethodologische Konversationsanalyse (z.B. Bergmann 1994), das Kontextualisierungskonzept (z.B. Gumperz 1992) oder die handlungstheoretische Diskursanalyse (z.B. Ehlich/Rehbein 1986) relevante ausbaufähige Analyse- und Interpretationsmethoden bereitstellen.



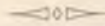
Kompetenz von unilingualen Personen – denen von bilingualen ähnlich – diversen sprachlichen Messungen und Tests unterwerfen würde.

4. Alles in allem lässt sich resümieren, dass bi- bzw. multilinguale Ungarndeutsche bei dem für sie hochgradig kennzeichnenden bilingualen Diskursmodus mit den entsprechenden kommunikativen Praktiken einen spezifischen, ausgesprochen kontextgebundenen bilingual-oszillierenden Sprech- bzw. Gesprächsstil<sup>35</sup> an den Tag legen, der je nach Setting variiert. Soziolinguistisch-ethnographische Forschungen unterscheiden zwischen einem strategischen und einem habituellen Stil (vgl. Dittmar 1997: 222-228). Inwiefern, wann und wo der Sprechstil von bi- bzw. multilingualen Ungarndeutschen strategische<sup>36</sup> bzw. habituelle<sup>37</sup> Züge aufweist, stellt eine untersuchenswerte Frage dar. Es wäre in der künftigen Forschung überdies näher herauszuarbeiten, welchen Einfluss die konstitutiven Hintergründe auf das beschriebene Sprachhandeln im Geflecht von zwei Sprachen und Kulturen haben.

In summa kann man m.E. auch für die deutsch-ungarische Relation Elemente der Theorie von Oksaar (1988: 20 und 1991: 173) adaptieren und in diesem Rahmen postulieren, dass bei den bi- bzw. multilingualen Sprechern zwei kommunikative Verhaltensweisen zu unterscheiden sind:

- (1) die normative (die vor allem um formale Korrektheit bemüht ist und auf einer Folie sprachlicher Richtigkeit mit einer raschen und mehrschichtigen Analyse- und Synthesearbeit die falschen Möglichkeiten auszuschließen sucht) und
- (2) die rationelle<sup>38</sup> (die sich eher an der inhaltlichen Exaktheit<sup>39</sup> und Effektivität orientiert).

Für die Kommunikation von bi- bzw. multilingualen Personen scheint dieses rationelle Leitkonzept den Ausschlag zu geben,<sup>40</sup> man kann hier auch von einer Art (bi- bzw. multilingualer) Optimierungsstrategie<sup>41</sup> sprechen, zumal ja im Sinne der Pragmatik jedes sprachliche Handeln – als eine Art soziales Handeln – auf Wirkungen ausgelegt ist. Und das intendierte Wirkungspotential kann im bi- bzw. multilingualen Milieu mithilfe (oraler)



<sup>35</sup> Zum Begriff „Sprech- und Gesprächsstil“ vgl. die Einleitung von Sandig/Selting (1997, bes. S. 5) und auch die Beiträge des Sammelbandes.

<sup>36</sup> Beispielsweise zur verbalen Konstruktion von „Nähe“ (vgl. Abschnitt 2).

<sup>37</sup> Dass sich bi- bzw. multilinguale Ungarndeutsche mitunter sogar in Aktivitäts- und Situationstypen mit einsprachigen Personen ihrer sozialen Gruppe (z.B. Kleinkindern, etwa: bilinguale Oma mit unilingualer Enkelin) des bilingualen Diskursmodus bedienen und Hybriditäten in Sprache und Kommunikation verwenden, legt nahe, dass dieses sprachkommunikative Verhalten bereits habitualisiert ist.

<sup>38</sup> Anders als ich bedient sich Oksaar durchweg des Adjektivs *rational* (1988: 20 und 1991: 173).

<sup>39</sup> Im Sinne einer semantisch-kommunikativen Exaktheit, die des Öfteren mit emotionalen und sozialen Konnotationen einhergeht.

<sup>40</sup> Besonders im Falle einer gesprochenen Nichtstandardvarietät. Rigorose Normativität ist selbst bei einsprachigen Personen ohnehin eher den geschriebenen Standardvarietäten eigen. Genauer gesagt, bedarf es hier einer medialen Unterscheidung: Schriftliche Kommunikation richtet sich grundsätzlich an der überregionalen standardsprachlichen Norm aus, während für die mündliche Kommunikation neben überregionalen Standards auch regionale Standards oder gar Substandards als Orientierungspunkte dienen können.

<sup>41</sup> Dabei gibt es kein „absolutes Optimum“, sondern lediglich ein „relatives Optimum“, vgl. zur Terminologie ausführlicher Ronneberger-Sibold (1980: 227 ff.) und von Polenz (1991: 31).



bilingualer verbaler Strategien zweifellos effizient erzielt werden. Mit anderen Worten: Es kommt nicht in jedem Kontext auf die (in unilingualer Hinsicht) „lupenreine“ Verwendung von Lexik und Grammatik an, sondern oft auf das flexible und gewandte Kombinieren wie auch auf das strategisch-taktische akrobatische „Jonglieren“ mit den Sprach(variätät)en. Folglich könnte ‚natürlicher Sprachgebrauch‘ im Falle des „Kontaktdeutsch“ (entgegen Bailey 1980 in Abschnitt 3) unter dem Blickwinkel der Relevanztheorie (vgl. Sperber/Wilson 1996, bes. S. 122) als eine Sprachverwendung definiert werden, bei der ein Maximum an kontextuellen Effekten bei einem Minimum an Verarbeitungsaufwand erreicht wird. Von daher handelt es sich also primär (noch) nicht um einen Dialektabbau (im Sinne einer Dialektaufgabe), sondern um einen Dialektumbau bzw. – globaler gesehen – um eine Umstrukturierung in der Architektur des gegebenen ungarndeutschen Dialekts.

Andererseits fällt auch zunehmend ins Gewicht, dass bei den Ungarndeutschen in den letzten Jahrzehnten eine gewisse Spracherosion<sup>42</sup> (nach einer anderen Bildlichkeit: Sprachkorrosion, vgl. Protassova im Druck: 260 f.) eingetreten ist. In diesem Zusammenhang muss man auf den abnehmenden deutschsprachigen Anteil und die angeschlagene Sprachgewandtheit im kommunikativen Repertoire der ungarndeutschen Kommunikatoren hinweisen (Stichwort: Deutsch verwandelt sich immer mehr zu einer Alters- und Erinnerungssprache).

### Literaturverzeichnis

Ammon, Ulrich 1998: Plurinationalität oder Pluriarealität? Begriffliche und terminologische Präzisierungsvorschläge zur Plurizentrität des Deutschen – mit einem Ausblick auf ein Wörterbuchprojekt. In: Ernst, Peter/Patocka, Peter (Hrsg.): Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag. Wien, S. 313-322.

Andrić, Edit 1995: A szerb nyelvnek a vajdasági magyar nyelvre gyakorolt hatása. In: Kassai, Ilona (szerk.): Kétnyelvűség és magyar nyelvhasználat. Budapest (A 6. Élőnyelvi Konferencia előadásai), S. 235-243.

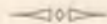
Baetens Beardsmore, Hugo 1982: Bilingualism: Basic Principles. Clevedon/Avon. (Multilingual Matters).

Bailey, Charles-James N. 1980: Yroëthian Linguistics and the Marvelous Mirage of Minilectal Methodology. In: Ureland, P. Sture (Hrsg.): Sprachvariation und Sprachwandel. Probleme der Inter- und IntraLinguistik. Akten des 3. Symposions über Sprachkontakt in Europa, Mannheim 1979. Tübingen (Linguistische Arbeiten 92), S. 39-50.

Bartha, Csilla 1999: A kétnyelvűség alapkérdései. Beszélők és közösségek. Budapest.

Berend, Nina 1998: Sprachliche Anpassung. Eine soziolinguistisch-dialektologische Untersuchung zum Rußlanddeutschen. Tübingen (Studien zur deutschen Sprache 14).

Bergmann, Jörg 1984: Ethnomethodologische Konversationsanalyse. In: Fritz, Gerd/Hundsnurscher, Franz (Hrsg.): Handbuch der Dialoganalyse. Tübingen, S. 3-16.



<sup>42</sup>Zum Terminus vgl. Fußnote 33.

- Bernstein, Basil 1987: Social class, codes and communication. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): Sociolinguistics. Soziolinguistik. Erster Halbband. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; Bd. 3.1), S. 563-578.
- Bock, Alwine 1994: Sprachmangeleratz im Kommunikationsverkehr der Rußlanddeutschen. In: Wild, Katharina (Hrsg.): Begegnung in Pécs/Fünfkirchen. Die Sprache der deutschsprachigen Minderheiten in Europa. Pécs (Studien zur Germanistik; 2), S. 53-61.
- Chmiel, Peter 1988: Zum Problem der sprachlichen Integration deutscher Aussiedler aus Oberschlesien. In: Abmeier, Hans-Ludwig/Chmiel, Peter/Gussone, Nikolaus/Zylla, Waldemar (Hrsg.): Oberschlesisches Jahrbuch. Bd. 4. Dülmen, S. 117-128.
- Cook, Vivian 1995: Multi-Competence and Effects of Age. In: Singleton, David/Lengyel, Zsolt (Eds.): The Age Factor in Second Language Acquisition. A Critical Look at the Critical Period Hypothesis. Clevedon/Philadelphia/Adelaide, S. 51-66.
- Coseriu, Eugenio 1992: Einführung in die Allgemeine Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Tübingen (UTB; 1372).
- Dahl, Östen 2001: Complexification, erosion, and baroqueness. In: Linguistic Typology 5. 2-3. S. 374-377.
- Dittmar, Norbert 1997: Grundlagen der Soziolinguistik. Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben. Tübingen (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 57).
- Ehlich, Konrad/Rehbein, Jochen 1986: Muster und Institution. Untersuchungen zur schulischen Kommunikation. Tübingen (Kommunikation und Institution 15).
- Fiehler, Reinhard 2000: Gesprochene Sprache – gibt's die? In: Ágel, Vilmos/Herzog, Andreas (Hrsg.): Jahrbuch der ungarischer Germanistik 2000. Budapest/Bonn, S. 93-104.
- Földes, Csaba 1996: Mehrsprachigkeit, Sprachenkontakt und Sprachenmischung. Flensburg (Flensburger Papiere zur Mehrsprachigkeit und Kulturrevielfalt im Unterricht 14/15).
- Földes, Csaba 1999: Zur Begrifflichkeit von „Sprachenkontakt“ und „Sprachenmischung“. In: Lasatowicz, Maria Katarzyna/Joachimsthaler, Jürgen (Hrsg.): Assimilation – Abgrenzung – Austausch. Interkulturalität in Sprache und Literatur. Frankfurt a.M.[u.a.] (Oppelner Beiträge zur Germanistik 1), S. 33-54.
- Földes, Csaba 2002a: Kontaktsprache Deutsch: Das Deutsche im Sprachen- und Kulturenkontakt. In: Haß-Zumkehr, Ulrike/Kallmeyer, Werner/Zifonun, Gisela (Hrsg.): Ansichten der deutschen Sprache. Festschrift für Gerhard Stickel zum 65. Geburtstag. Tübingen (Studien zur deutschen Sprache 25), S. 347-370.
- Földes, Csaba 2002b: Sprachkontaktforschung Deutsch-Ungarisch. Erkenntnispotenzial, Forschungsgeschichte und Gegenwartsaspekte. In: Erb, Maria/Manherz, Károly (Hrsg.): Akten der Gedenktagung zu Ehren von Prof. Claus Jürgen Hutterer und Prof. Karl Mollay. Eötvös-Loránd-Universität Budapest, 24.11.2000. Budapest 2002 (Budapester Beiträge zur Germanistik) (im Druck).
- Földes, Csaba 2002c: Zur Problematik sprachlicher und kommunikativer Normen im Kontext von Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit und Transkulturalität. (im Druck).

- Frank, Helene 1992: Zur sprachlichen Entwicklung der deutschen Minderheit in Rußland und der Sowjetunion. Frankfurt a.M.[u.a.] (Europäische Hochschulschriften: Reihe 1; 1323).
- Gloning, Heike 1994: Sprachliche Interferenzen im donauschwäbischen Siedlungsraum und ihre Bewertung durch die Sprecher. In: Gehl, Hans/Purdela Sutaru, Maria (Hrsg.): Interferenzen in den Sprachen und Dialekten Südosteuropas. Tübingen (Materialien; 4/1994), S. 17-30.
- Grosjean, François 1982: Life with Two Languages. An Introduction to Bilingualism. Cambridge, Mass./London.
- Grosjean, François 1992: Another View of Bilingualism. In: Harris, Richard Jackson (Ed.): Cognitive Processing in Bilinguals. Amsterdam/London (Advances in psychology; 83), S. 51-62.
- Gumperz, John J. 1992: Contextualization Revisited. In: Auer, Peter/Di Luzio, Aldo (Eds.): The contextualization of language. Amsterdam [u.a.] (Pragmatics and beyond/New series; 22), S. 39-53.
- Gumperz, John J. 1982: Conversational code switching. In: Gumperz, John J.: Discourse strategies. Cambridge [u.a.] (Studies in Interactional Sociolinguistics; 1), S. 59-99.
- Gumperz, John J. 1986: Wie können wir das Verhalten von bilingualen Gruppen beschreiben und messen? In: Raith, Joachim/Schulze, Rainer/Wandt, Karl-Heinz (Hrsg. u. übers.): Grundlagen der Mehrsprachigkeitsforschung. Forschungsrahmen, Konzepte, Beschreibungsprobleme, Fallstudien. Stuttgart (ZDL-Beihefte; 52), S. 105-114.
- Haugen, Einar 1953: The Norwegian Language in America. A Study in Bilingual Behavior. Vol. 1. Philadelphia.
- Haugen, Einar 1978: Language Norms in Bilingual Communities. In: Dressler, Wolfgang U./Meid, Wolfgang (Eds.): Proceedings of the Twelfth International Congress of Linguists. Vienna, August 28-September 2, 1977. Innsbruck (Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft; Sonderband), S. 283-286.
- Hinderdael, Mike/Nelde, Peter H. 1988: Plädoyer für eine kontaktlinguistische Betrachtungsweise der ungarndeutschen Minderheit. In: Germanistische Mitteilungen, Brüssel, Nr. 28. S. 109-114.
- Hove, Ingrid 2001: Wie sollen die Deutschschweizer/Deutschschweizerinnen Hochdeutsch sprechen? In: Sprachspiegel 57. 3. S. 90-100.
- Hutterer, Claus Jürgen 1960: Geschichte der ungarndeutschen Mundartforschung. Berlin (Sächsische Akad. d. Wiss. Leipzig, Phil.-Hist. Klasse, Berichte über die Verhandlungen; 106, 1).
- Hutterer, Claus Jürgen 1963: Das ungarische Mittelgebirge als Sprachraum. Historische Lautgeographie der deutschen Mundarten in Mittelungarn. Halle /Saale (Mitteldeutsche Studien; 24).
- Hutterer, Claus Jürgen 1991: Der Dialekt als diatopische und diastratische Einheit. In: Hutterer, Claus Jürgen: Aufsätze zur Dialektologie. Hrsg. von Karl Manherz. Budapest (Ungarndeutsche Studien; 6), S. 15-24.
- Issabekow, I. [sic!] 1991: Systembezogene und funktionale Besonderheiten der Sprache der Sowjetdeutschen in Kasachstan. In: Die Deutschen in der Bruderfamilie der Sowjetvölker. Materialien der wissenschaftlich-praktischen Republikkonferenz, die am 16.-17. Juni 1989 in Alma-Ata stattfand. Alma-Ata: Kasachstan. S. 93-97.



Joó, Rudolf 1986: A nyugat-európai kisebbségi nyelvek helyzete. Nyelvpolitika Nyugat-Európában. In: Modern Nyelvoktatás 21. S. 81-90.

Juhász, János 1986: Probleme der Norm beim Sprachkontakt. In: Narr, Brigitte/Wittje, Hartwig (Hrsg.): Spracherwerb und Mehrsprachigkeit. Festschrift für Els Oksaar zum 60. Geburtstag. Tübingen (TBL; 295), S. 199-212.

Keller, Rudi 1990: Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. Tübingen (UTB; 1567).

Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf 1985: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz: Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36. S. 15-43.

Kolde, Gottfried 1981: Sprachkontakt in gemischtsprachigen Städten. Vergleichende Untersuchungen über Voraussetzungen und Formen sprachlicher Interaktion verschiedensprachiger Jugendlicher in den Schweizer Städten Biel/Bienne und Fribourg/Freiburg i.Ue. Wiesbaden (ZDL, Beihefte; 37).

Kremnitz, Georg 1994: Gesellschaftliche Mehrsprachigkeit. Institutionelle, gesellschaftliche und individuelle Aspekte. Ein einführender Überblick. 2., korr. Aufl. Wien.

Lüdi, Georges/Py, Bernard 1984: Zweisprachig durch Migration. Einführung in die Erforschung der Mehrsprachigkeit am Beispiel zweier Zuwanderergruppen in Neuenburg (Schweiz). Tübingen (Romanistische Arbeitshefte; 24).

Manherz, Károly 1977: Sprachgeographie und Sprachsoziologie der deutschen Mundarten in Westungarn. Budapest.

Manherz, Karl 1983: Die Ungarndeutschen und ihre Wissenschaft. Budapest.

Manherz, Karl (Zgst. u. Hrsg.) 1998: Die Ungarndeutschen. Budapest (Welt im Umbruch; 1).

Mayer, Anton 1990: Über unsere Muttersprache. In: Mayer, Anton (Hrsg.): Závod in der Tolnau. Heimatbuch zur Geschichte des Dorfes Závod und dessen Bewohnern [sic!]. Ettlingen, S. 198-199.

Navracscics, Judit 1999: A kétnyelvű gyermek. Budapest (Egyetemi Könyvtár: Alkalmazott Nyelvészet).

Oksaar, Els 1988: Zweisprachigkeit. Anmerkungen aus psychologischer Sicht. In: Lesle, Ulf-Thomas (Red.): Niederdeutsch und Zweisprachigkeit. Befunde – Vergleiche – Ausblicke. Beiträge zum Symposium des Instituts für niederdeutsche Sprache an der Universität Bremen, 29.-31.10.1986. Leer (Schriften des Instituts für Niederdeutsche Sprache; Reihe Dokumentation; Nr. 15), S. 9-24.

Oksaar, Els 1991: Mehrsprachigkeit im Spiegel der kommunikativen und interaktionalen Kompetenz. Theoretische und methodologische Überlegungen zur Sprachkontaktforschung. In: Iwasaki, Eijiro (Hrsg.): Begegnung mit dem „Fremden“: Grenzen – Traditionen – Vergleiche; Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokyo 1990. Bd. 3. München, S. 170-176.

PETROVIĆ, VELIMIR 1995: Kroatische Einflüsse im Essekerischen. In: Zagreber Germanistische Beiträge 4. S. 97-114.

Polenz, Peter, von 1991: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. I. Berlin/New York (Sammlung Götschen; 2237).

- Protassova, Ekaterina (im Druck): Sprachkorrosion: Veränderungen des Russischen bei russischsprachigen Erwachsenen und Kindern in Deutschland. In: Meng, Katharina/Rehbein, Jochen (Hrsg.): Kinderkommunikation – einsprachig und mehrsprachig. Münster, S. 259-292.
- Reiter, Norbert 1960: Die polnisch-deutschen Sprachbeziehungen in Oberschlesien. Wiesbaden (Veröffentlichungen der Abteilung für Slawische Sprachen und Literaturen des Osteuropa-Instituts an der Freien Universität Berlin; 23).
- Ronneberger-Sibold, Elke 1980: Sprachverwendung – Sprachsystem: Ökonomie und Wandel. Tübingen (Linguistische Arbeiten; 87).
- Sandig, Barbara/Selting, Margret 1997: Einleitung. In: Selting, Margret/Sandig, Barbara (Hrsg.): Sprech- und Gesprächsstile. Berlin/New York, S. 1-8.
- Skutnabb-Kangas, Tove 1981: Bilingualism or not. The Education of Minorities. Clevedon (Multilingual Matters; 7).
- Søndergaard, Bent 1984: Language Contact in the German-Danish border region. In: Ureland, P. Sture/Clarkson, Ian (Eds.): Scandinavian Language Contacts. Cambridge, S. 221-229.
- Sperber, Dan/Wilson, Deirdre 1996: Relevance. Communication and Cognition. Second Edition. Reprinted (twice). Oxford/Cambridge.
- Spillner, Bernd 1992: Deutsch-italienische Interferenzen bei Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit. In: Nelde, P. H. (ed.): It's easy to mingle when you are bilingual. Bilingualism and Contact Linguistics. Bonn (Plurilingua; 13), S. 173-186.
- Stielau, Hildegard Irma 1980: Nataler Deutsch. Eine Dokumentation unter besonderer Berücksichtigung des englischen und afrikaansens Einflusses auf die deutsche Sprache in Natal. Wiesbaden (Deutsche Sprache in Europa und Übersee; 7).
- Streeck, Jürgen 1987: Ethnomethodologie. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): Sociolinguistics. Soziolinguistik. Erster Halbband. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 3.1), S. 672-679.
- Treszl, Toni 1975: Nachteile der Mischsprachigkeit. In: Unser Hauskalender. Jahrbuch der Ungarndeutschen. Stuttgart. S. 49-52.
- Untermann, Jürgen 1989: Zu den Begriffen „Restsprache“ und „Trümmersprache“. In: Beck, Heinrich (Hrsg.): Germanische Rest- und Trümmersprachen. Berlin/New York (Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde; 3), S. 15-19.
- Vočadlo, Otakar 1938: Some Observations on Mixed Languages. In: Barr, K[aj]/Brøndalm, Viggo/Hammerich, L.L./Hjelmlev, Louis (Réd.): Actes de Quatrième Congrès International de Linguistes. Tenu à Copenhague du 27 août au 1er septembre 1936. Copenhague, S. 169-176.
- Vogt, Markus 1997: Sozialdarwinismus. Wissenschaftstheorie, politische und theologisch-ethische Aspekte der Evolutionstheorie. Freiburg [u.a.].
- Vukelich, Wilma von 1992: Spuren der Vergangenheit. Erinnerungen aus einer k.u.k. Provinz. Osijek um die Jahrhundertwende. Herausgegeben von Vlado Obad. München (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe C, Bd. 12).

- Walter, Josef 1988: Sprache und Mundart in Perbál. In: Perbál/Perwall. Geschichte und Erinnerungen an unsere Heimatgemeinde in Ungarn. Zusammenstellung: Josef Walter. Hrsg. „Förderkreis Heimatbuch Perbál“. Hirschberg/Gro. S. 144-147.
- Weinreich, Uriel 1968: Languages in Contact. Findings and Problems. With a Preface by André Martinet. Sixth Printing. The Hague/Paris.
- Weiss, Andreas V. 1959: Hauptprobleme der Zweisprachigkeit. Eine Untersuchung auf Grund deutsch/estnischen Materials. Heidelberg (Bibliothek der allgemeinen Sprachwissenschaft; Dritte Reihe).
- Welsch, Wolfgang 1999: Transculturality – The Puzzling Form of Cultures Today. In: Featherstone, Mike/Lash, Scott (Eds.): Spaces of Culture: City, Nation, World. London (Theory, culture & society), S. 194-213.
- Wiesinger, Peter 2001: Die sprachpolitische Positionierung der deutschen Sprache und des DaF/DaZ-Unterrichts in der Welt der Mehrsprachigkeit. In: Deutschunterricht für Ungarn 16. 1-2. S. 42-58.
- Wild, Katharina 1990: Sprachliche Situation der Deutschen in Südungarn. In: Nelde, Peter (Hrsg.): Deutsch als Muttersprache in Ungarn. Forschungsberichte zur Gegenwartslage. Stuttgart (Deutsche Sprache in Europa und Übersee; 13), S. 101-114.
- Ziegler, Arne 1996: Deutsche Sprache in Brasilien. Untersuchungen zum Sprachwandel und zum Sprachgebrauch der deutschstämmigen Brasilianer in Rio Grande do Sul. Essen (Kultur der Deutschen im Ausland; 2).





Károly Gerstner (Budapest)

## Deutsche Dialekterscheinungen in ungarndeutschen geographischen Namen

1. Der erste großangelegte Versuch, sämtliche, im Volksmund lebenden geographischen Namen des historischen Groß-Ungarns zu sammeln, datiert aus den 1860er Jahren. Auf Anregung des Historikers und Akademiemitglieds Frigyes Pesty wurden den Gemeinden Fragebogen zugeschickt: Diese enthielten unterschiedliche Fragen im Zusammenhang mit der der Bevölkerung bekannten Geschichte der betreffenden Ortschaften, mit den Ortsnamen, die hauptsächlich von den Bauern gebraucht wurden usw. Es lag an den Gemeindefürsprechern, Richtern, Geistlichen und Lehrern, die das Sammeln hätten verrichten müssen, wie gewissenhaft der Auftrag ausgeführt wurde. Es gibt zahlreiche Ortschaften, deren Material sehr reich und auch für wissenschaftliche Untersuchungen geeignet ist, aber groß ist die Zahl derjenigen Gemeinden, die auf die Fragen gar keine Antwort gaben, da sie das Wesen dieser Arbeit nicht verstehen konnten oder diese Tätigkeit für überflüssig hielten. So ist die Sammlung nicht von gleich guter Qualität, außerdem blieb das doch zusammengetragene Material in überwiegender Mehrheit bis heute als Manuskript liegen. Zu den wenigen Ausnahmen gehört das publizierte Namengut z.B. der damaligen Komitate Bihar, Borsod, Fejér, Komárom, Tolna und Veszprém.

In den nächsten Jahrzehnten, vor allem in den 30er und 40er Jahren des 20. Jahrhunderts wurden innerhalb der im Friedensvertrag von Trianon (1920) festgestellten neuen Staatsgrenzen Ortsnamensammlungen ausgeführt, die das Material nur von kleineren Gebieten umfassten und die sich entweder nur mit dem Namenbestand der ungarischen Bevölkerung oder nur mit dem der sprachlich-ethnischen Minderheiten beschäftigten. Dieses letztere bezog sich vor allem auf die deutsche Minderheit, die damals – vor allem in Transdanubien – in vielen Dörfern die zahlenmäßige Mehrheit bedeutete (vgl. z.B. Bárdos 1933; Péterdi 1934).

2. Eine neue landesweite Sammlung wurde in der Mitte der 1960er Jahre vorgenommen. Das Ziel auch dieser Arbeit war es, die im heutigen Ungarn gebrauchten geographischen Namen (Ortschaftsnamen, Straßennamen, Flurnamen, Gewässernamen usw.) zu veröffentlichen, wobei dieses Material auch mit gewissen historischen Angaben (z.B. mit Namen von Katasterkarten aus dem 19. und dem angehenden 20. Jahrhundert) ergänzt wurde.

Die Veröffentlichung der geographischen Namen der einzelnen Komitate begann 1964 mit dem Band des Komitates Zala (Südwestungarn; s. ZMF). Diesem folgten die Sammelbände auch aus anderen Teilen des Landes. In dieser Hinsicht ist das Territorium Transdanubiens (westlich der Donau) sehr gut bearbeitet: Mit Ausnahme der Komitate Győr-Moson-Sopron

(Norwestungarn) und Fejér (Osttransdanubien) ist das Namengut in den letzten 35 Jahren bereits publiziert worden. In den Gebieten östlich der Donau ist nur das Material des gesamten Komitats Heves (Nordungarn), mehrerer ehemaliger Bezirke des Komitats Szabolcs-Szatmár-Bereg (Ostungarn) und einiger kleinerer Landschaften der Großen Ungarischen Tiefebene im Druck erschienen; zum Stand der Sammlung und Veröffentlichung vgl. Ördög (2000: 152-153). Die Namenssammlungen dieser Art sind natürlich nicht als Selbstzweck entstanden. Wie es wohl bekannt ist, können sie wichtige Beiträge zu ethnographischen, siedlungs- und wirtschaftswissenschaftlichen Forschungen liefern, sie können aber auch für linguistische, vor allem dialektologische Untersuchungen herangezogen werden.

3. Die in den hinter uns liegenden drei Jahrzehnten ausgeführte Sammelarbeit richtete und richtet sich nicht nur auf die ungarischen Namen der einzelnen Ortschaften: Es wurde vorgenommen, auch diejenigen Namen aufzuzeichnen, die im Kreise der sprachlich-ethnischen Minderheiten Ungarns gebraucht sind. Die Veröffentlichung der nichtungarischen (u.a. deutschen) Namen ist eine bewusste Zielsetzung dieser Arbeit: Dadurch wird nämlich ein reiches Material jenen Forschern geboten, die sich für mehrsprachige Benennungen und parallele Namen interessieren oder die sich mit den in Ungarn gesprochenen Varietäten z.B. des Deutschen beschäftigen. In dieser Hinsicht enthalten die Sammelbände der transdanubischen Komitate ein umfangreiches Material zur Erforschung verschiedener Aspekte der ungarndeutschen Mundarten – wie es im folgenden an einigen Beispielen dargestellt wird.

4. Aber bevor ich mich mit dem bearbeiteten Material befassen würde, möchte ich kurz über die Geschichte und die territoriale Gliederung der Ungarndeutschen schreiben (ausführlich s. Hutterer 1963 und 1975; Manherz 1977; – in beiden eine reichhaltige Bibliographie zum Thema). Die überwiegende Mehrheit der deutschen Bevölkerung des heutigen Ungarns lebt in drei Gruppen von verschiedener Größe in Transdanubien. Von diesen wurde die kleinste, deren Dörfer an der österreichischen Grenze in Westungarn liegen, bereits im Mittelalter, in der Árpádenzeit (11.-13. Jh.) angesiedelt. Die beiden anderen Gruppen, d.h. die Deutschen des Ungarischen Mittelgebirges nördlich vom Plattensee/Balaton bis in den Donauwinkel und in den Raum um Budapest bzw. die von Südosttransdanubien mit dem Zentrum Fünfkirchen/Pécs, kamen Jahrhunderte später nach Ungarn: Nach der 150 Jahre dauernden Türkenherrschaft, nach der Befreiung von Ofen/Buda im Jahre 1686 ließen sich deutschsprachige Gruppen in mehreren Wellen im verwüsteten und entvölkerten Land nieder. Die Ansiedlung, die unter Kaiser Karl VI. (als Karl III. König von Ungarn) begann, erfolgte teils auf Privatinitiative von einigen Grundherren, dies wurde aber allmählich von der Königlichen Kammer verdrängt, vor allem während der Herrschaft von Maria Theresia (1740-1780). Die letzte organisierte Kolonisation fand unter Joseph II. statt, somit umfasste die Einwanderung der Deutschen nach Ungarn das ganze 18. Jahrhundert.

5. Aus sprachlicher Hinsicht ist es sehr wichtig, dass die Deutschen der erwähnten ungarischen Gebiete aus dem mittel- und süddeutschen Raum in ihre neue Heimat kamen, wo sie oft in derselben engeren Umgebung angesiedelt wurden, was zur ethnischen und dadurch auch zur sprachlichen (mundartlichen) Verschmelzung führte. Infolge der Mundartmischung und des sprachlichen Ausgleichs entstanden – mit Ausnahme einiger isolierter Fälle – Mischmundarten, die sich jedoch unter dem Einfluss einer größeren deutschen Dialektgruppe ausgeglichen hatten.



So kann man über „bairische“ und „fränkische“ Ausgleichsdialekte in Ungarn sprechen. Eine Ausnahme bilden die Mundarten in Westungarn, die die organischen Fortsetzungen der ostösterreichischen Sprachvarietäten sind.

Die Sprache der deutschen Siedlungen in Westungarn und in überwiegendem Maße auch im Ungarischen Mittelgebirge gehört zum sogenannten ostdonaubairischen Dialekt. Diese Gruppe lässt sich aufgrund phonetischer Kriterien in zwei Teile gliedern. Das wichtigste Kennzeichen ist, welche Form die Fortsetzung des althochdeutsch-altbairischen Diphthonges *uo* hat: So unterscheiden sich voneinander die sogenannten *ui*-Mundarten (*mu<sup>u</sup>idə* ‘Mutter’, *plujd* ‘Blut’ usw.) bzw. die *uo*-Mundarten (*mu<sup>u</sup>odə* ‘Mutter’, *plud* ‘Blut’ usw.).

Die deutschen Siedlungsmundarten in Südosttransdanubien haben ein fränkisches, d.h. mitteldeutsches Gepräge, aber in einigen Dörfern können auch bairische Eigentümlichkeiten beobachtet werden.

6. Außerhalb der syntaktischen Dialekterscheinungen sind die verschiedenen Dialekteigenheiten – wie bekannt – im Wort enthalten: Phonetisch-phonologische, morphologische und auch semantische Erscheinungen werden durch lexikalische Einheiten getragen, die auch zur Bezeichnung geographischer Objekte, also als geographische Namen, verwendet werden können. In meiner kurzgefassten Untersuchung möchte ich anhand von Namen dieser Art darstellen, dass einige Erscheinungen der ungarndeutschen Mundarten auch am Namengut der ungarndeutschen Dörfer gut erkennbar sind. Meine Angaben stammen aus den bereits veröffentlichten Namensammlungen der Komitate Vas (Westungarn), Komárom-Esztergom, Veszprém (beide im Ungarischen Mittelgebirge) und Tolna (Südosttransdanubien) bzw. aus dem unpublizierten Material des ehemaligen Bezirks Sopron des Komitats Győr-Moson-Sopron (Nordwestungarn): Ich habe zunächst Namen aus 33 Dörfern herangezogen. Die Mitteilung der Daten geschieht auf folgende Weise: Nach der Abkürzung des Sammelbandes steht die Nummer der gegebenen Ortschaft im jeweiligen Band (s. Quellen); nach dem Schrägstrich ist die Bezugsnummer des gegebenen geographischen Objektes dieser Ortschaft zu finden. Die Angaben sind – von einigen geringfügigen, zumeist drucktechnisch bedingten Änderungen abgesehen – in derselben Form zitiert, wie sie in den Sammelbänden stehen, also in ungarischer dialektologischer Transkription. Es ist wichtig zu bemerken, dass bei der Aufzeichnung der Namen nur die phonematischen, nicht aber die phonetischen Eigenheiten in Betracht gezogen worden sind.

6.1. Das reichste Material ist natürlich phonetisch-phonologischer Art. Im folgenden sind einige Beispiele angeführt, die den Unterschied zwischen den bairischen und nichtbairischen Ausgleichsdialekten bzw. innerhalb der bairischen Gruppe hinsichtlich des Lautbestandes demonstrieren.

6.1.1. Die Fortsetzung des ahd.-ab. Diphthonges *ai* ist im allgemeinen und vor allem im Westen der Diphthong *oə* ~ *uə*, während in den bairischen Mundarten in der Mitte und im fränkischen Südosten ein langes *á* zu finden ist:

„klein“: *kluə* – Va 41/2 *Kluagószn* ‘Kleingasse’; Va 132/8 *Kluapëg* ‘Kleinberg’; aber *klá* – VeA 19/186 *Óváklahejzl* ‘Oberkleinhäusel’; K 17/52 *Kláni Ákə* ‘Kleine Äcker’; T 103/126 *Klálávír* ‘Klein-Lavír’ usw.

„Stein“: *stuə* – Va 41/29 *Stuáná* ‘Steiner’; Va 131/35 *Stuaokhá* ‘Steinacker’; aber *stá* – VeA 19/185 *Stákipl* ‘Steingipfel’; VeP 46/105 *Stápruh* ‘Steinbruch’; K 45/46 *Stápëəh* ‘Steinberg’ usw.

„Weide“: *voæt* – VeA 6/55 *Szāonoæt* ‘Sauweide’; VeA 14/75 *Hosszu-hegy-Voæt* ‘Hosszú-hegy-Weide’; aber *vát* – VeP 46/109 *Pēarivát* ‘Bergweide’; K 17/42; *Hēasoftszhutvād* ‘Herrschaftshutweide’; T 24/44 *Kencvāt* ‘Gänseweide’ usw.

Eine ähnliche Erscheinung ist auch in den folgenden Wörtern zu beobachten: *Heide*, *Geiß*, *zwei* usw.

**6.1.2.** Für den ahd.-ab. Diphthong *uo* stehen in den bairischen Mundarten die Diphthonge *ui* bzw. *uə*, in den nichtbairischen dagegen *u ~ ú*.

„Hut“ (als Weideland): *hujd* – VeP 5/59 *Hujdvoatokə* ‘Hutweidenacker’; K 44/26 *Laungi Hujtvād* ‘Lange Hutweide’; bzw. *huæt* – K 17/100 *Kláhejzləhuætívād* ‘Kleinhäuslerhutweide’; K 23/80 *Huərvādstikl* ‘Hutweidenstückel’; aber *hút* – K 32/94 *Hútvād* ‘Hutweide’; T 24/50 *Pauenhútvāt* ‘Bauernhutweide’ usw.

„Grube“: *krujm* – VeA 6/28 *Sōdəkrujm* ‘Schottergrube’; K 45/88 *Khujgrujmákə* ‘Kohlengrubenäcker’; bzw. *kruəm* – K 5/198 *Peitl-Kruəm* ‘Peitl-Grube’; K 48/29 *Tājhtkruəmákəl* ‘Teichgrubenackerl’; aber *krúvə* – VeA 19/183 *Szandrúvə* ‘Sandgrube’; T 101/73 *Szántkrúvər* ‘dass.’ usw.

Ähnliche Erscheinungen treten auch z.B. in den Wörtern *Fuß*, *Schuster* usw. auf.

**6.1.3.** Die ahd.-ab. Lautverbindung *ē+l* wird in der bairischen Gruppe zu einem labialen kurzen *ö* oder langem *ō* mit oder ohne *l*, in der nichtbairischen bleibt dagegen die Lautverbindung erhalten:

„Feld“: *fōd ~ fōlt* – Va 132/30 *Hauptfōlt* ‘Hopfenfeld’; VeA 36/75 *Pfoərəfōd* ‘Pfarrerfeld’; K 17/45 *Hēasoftszfōd* ‘Herrschaftsfeld’; aber *fēlt* – VeA 19/120 *Fēldākə* ‘Feldacker’; VeV 23/81 *Hēasā ftszfēld* ‘Herrschaftsfeld’; T 24/53 *Fervēsfeld* ‘Färbersfeld’ usw.

**6.1.4.** Die folgende Erscheinung gehört in den Untersuchungsbereich sowohl der Phonologie als auch der Morphologie. Im untersuchten Material (und wohl auch darüber hinaus) gibt es ziemlich viele Wörter, die im Sg. Nom. in der heutigen Hochsprache und meistens auch in den nichtbairischen Mundarten auf *-e* auslauten, aber die in den bairischen Mundarten auch in diesem Kasus ein adaptiertes *-n* enthalten:

„Gasse“: nichtbairisch – K 16/16 *Agusztəkászə* ‘Augustagasse’; T 28/1 *Unrkász* ‘Untergasse’; aber bairisch – K 17/10 *Auvri Kőzn* ‘Obere Gasse’; K 48/1 *Häoptkoszn* ‘Hauptgasse’ usw.

„Hütte“: nichtbairisch – T 25/121 *Killērhit* ‘Gellér-Hütte’; T 83/87 *Klősznhitē* ‘Glashütte’; VeV 23/71 *Klāsznhitəplác* ‘Glashüttenplatz’; aber bairisch – K 38/591 *Pōdis-Hitn* ‘Bodis-Hütte’; S(Fertőrákos)/57. *Johthitn* ‘Jagdhütte’; VeV 19/1 *Ojthitn* ‘Althütte’ usw.

Wiese: nichtbairisch – K 16/158 *Cihlōvəvizə* ‘Ziegelofenwiese’; T 25/108 *Pradeviz* ‘Breite Wiese’; VeV 23/103 *Sloszvīzə* ‘Schlosswiese’; aber bairisch – K 11/214 *Pfoarəvizn* ‘Pfarrerwiese’; K 17/29 *Sluváknvīzn* ‘Slowakenwiese’; VeV 16/168 *Tajhvīzn* ‘Teichwiese’ usw.

**6.2.** Auch auf dem Gebiet der Morphologie gibt es manche Beispiele im untersuchten Material, die den Unterschied zwischen den größeren Dialektgruppen darstellen. Ich möchte hier bloß die Diminutivsuffixe kurz behandeln. In den bairischen Mundarten trifft man überall Diminutivformen mit dem Suffix *-el* beziehungsweise *-erl* an. Das auf mittelhochdeutsches *-chen* zurückgehende Suffix *-jə* steht dagegen nur in der mitteldeutschen Mundartgruppe.



In der Bedeutung 'Wasserquelle' steht in den bairischen Mundarten z.B. *prindl* 'Brünnel', eine Ableitung zu *Brunnen*: VeP 46/76 *Hãoszvínprindl* 'Hauswiesenbrünnel'; K 17/78 *Vojdákəprindl* 'Waldackerbrünnel'; K 45/64 *Stáprindl* 'Steinbrünnel' usw.

Mit diesem Diminutivsuffix sind auch die folgenden Wörter entstanden: K 17/107 *Hojdəstíkl* 'Halterstückel' zu *Stück*; VeA 14/20 *Szándkász* 'Sandgässel' zu *Gasse*; VeA 14/116 *Páhl* 'Bächel' zu *Bach* usw.

Einige Beispiele für das mitteldeutsche Suffix *-jə*: VeV 23/53 *Khírhəkészjə* 'Kirchengässchen'; T 24/13 *Klákészjə* 'Kleingässchen', beide zu *Gasse*; VeV 23/79 *Roəviszjə* 'Rohrwieschen' zu *Wiese*; VeV 23/161 *Krintyə* 'Gründchen' zu *Grund* usw.

**6.3.** Dialekterscheinungen sind natürlich auch im Wortschatz zu beobachten. Auch in dieser Hinsicht enthalten die Namensammlungen ziemlich viele Wörter, von denen einige hier eine kurze Erörterung verdienen.

**6.3.1.** Für den Begriff 'Begräbnisstätte' stehen in allen drei deutschen Dialektgebieten Transdanubiens *frúthóf* oder *frejthóf* 'Friedhof': Va 132/39 *Frithaufvej* 'Friedhofweg'; K 17/2 *Frejdhau* 'Friedhof'; T 71/42 *Frúthófpèrk* 'Friedhofberg' usw.

In dieser Bedeutung findet sich nur im Südosten das Wort *Kirchhof*: T 24/34 *Kerhóp* 'Kirchhof'; T 78/3 *Kerihóf* 'Kirchhof'; T 103/5 *Kèrihofkász* 'Kirchhofgasse' usw.

**6.3.2.** Im östlichen Teil des Ungarischen Mittelgebirges wird für 'Kaufladen' meistens das Wort *Geschäft* gebraucht: K 16/48 *Khunzumkséft* 'Konsumgeschäft'; K 17/25 *Kséft* 'Geschäft'; K 23/14 *Krejlə rejkséft* 'Greißlereigeschäft' usw.

Im westlichen Teil dieses Gebiets ist dagegen in derselben Bedeutung das Wort *Gewölbe* bekannt: VeA 19/31 *Kvəlp*; VeP 46/26 *Kvöb*; VeV 3/15 *Kvöp* usw.

**6.3.3.** Vor allem im Ungarischen Mittelgebirge wird für die Bezeichnung von kleineren Tälern, Vertiefungen, nassen Wiesen, Röhrichten usw. das Dialektwort *Sutte(n)* gebraucht: K 11/213 *Szutn*; K 17/63 *Laungszutn* 'Langsutte'; K 30/26 *Kámszutn* 'Gärtensutte'; VeP 3/129 als historischer Beleg [K<sub>1</sub> 1857 *Sutter Aecker*] usw. Dieses Wort ist im heutigen Deutsch nicht mehr gebräuchlich, aber im Mittelhochdeutschen kann *sute*, *sutte* '(blubbernde) Pfütze' (EWD 3: 1759 *Sud*; Lexer: Twb. *sut*) belegt werden, und auch ältere Wörterbücher bzw. Dialektwörterbücher enthalten ähnliche Angaben. Im Grimmschen DtWb. (10/4: 1359-61) steht bei <sup>2</sup>*Sutte*: 'Morast; Pfütze; schmutzige Flüssigkeit, die sich an tiefliegenden Stellen versammelt'. Ebenfalls hier wird darauf hingewiesen, dass das Wort vor allem in den mittel- und süddeutschen Dialekten bekannt ist. Vgl. dazu: bair.-österr. *sutt*, *sutten*, *sutt-n* 'Pfütze; kleineres morastiges Gebiet in der Flur' (Schmeller 2: 339), tir. *sutte* 'Morast; Schlamm; schlammige Vertiefung in der Flur' (Schatz 2: 623). Man kann wohl behaupten, dass das bairisch-österreichische und das ungarndeutsche Wort aufgrund der Bedeutungen miteinander zusammenhängen.

**6.3.4.** Im publizierten Namenmaterial gibt es auch manche Benennungen, die nur einmal belegt sind: so z.B. im Dorf Vöröstó (VeV. 53) der geographische Name *Szél*« (81). An dieser Stelle gab es einst einen kleinen Teich, aus dem das Vieh getrunken hat. Dieser Name kann mit dem deutschen mundartlichen (ostmitteldeutschen, nordbairischen) Verb



(*sich*) *sielen* 'sich im Schlamm, in einer Pfütze wälzen (vor allem Schwarzwild)' zusammenhängen, das eine parallele Form zum hochdeutschen Verb *suhlen* ist (Grimm: DtWb. 10/1: 956; EWD 3: 1632, 1761). Das Vöröstóer Dialektwort ist eine Substantivbildung zum Verb *sielen* (wie auch das hochdeutsche Wort *Suhle* 'sumpfige Stelle im Wald, Kotlache' zum Verb *suhlen*) und hatte früher wohl die Bedeutung 'Pfütze'.

7. In diesem kurzen Beitrag habe ich das reiche Namenmaterial lediglich unter einigen dialektologischen Aspekten behandelt, das umfangreiche Corpus eröffnet jedoch weitere Forschungsperspektiven auch z.B. in den Bereichen Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte, Motivation der Namengebung, Mehrsprachigkeit.

## Literaturverzeichnis

### Quellen

#### 1. Namensammlungen

K = Komárom megye földrajzi nevei [Die geographischen Namen des Komitats Komárom]. Budapest 1985. – 5. Nyergesújfalu, 11. Dorog, 16. Csolnok, 17. Leányvár, 23. Máriahalom, 32. Baj, 38. Tatabánya, 44. Kecskéd, 45. Vértessomló, 48. Várgesztes.

S = Győr-Moson-Sopron megye földrajzi nevei. A soproni járás [Die geographischen Namen des Komitats Győr-Moson-Sopron. Bezirk Sopron]. Ms.

T = Tolna megye földrajzi nevei [Die geographischen Namen des Komitats Tolna]. Budapest 1981. – 24. Gyöng, 25. Diósberény, 28. Varsád, 71. Mucsfa, 78. Grábóc, 83. Mőcsény, 103. Alsónána.

Va = Vas megye földrajzi nevei [Die geographischen Namen des Komitats Vas]. Szombathely 1982. – 41. Vaskeresztes, 131. Rábafüzes, 132. Jakabháza.

VeA = Veszprém megye földrajzi nevei. Bd. 3: Az ajkai járás [Die geographischen Namen des Komitats Veszprém. Bd. 3: Bezirk Ajka]. Budapest 1991. – 6. Bakonypölöske, 14. Magyarpolány, 19. Kislőd, 36. Úrkút.

VeP = Veszprém megye földrajzi nevei. Bd. 2: A pápai járás [Die geographischen Namen des Komitats Veszprém. Bd. 2: Bezirk Pápa]. Budapest 1987. – 3. Gyarmat, 5. Bakonypéterd, 46. Nagytevel.

VeV = Veszprém megye földrajzi nevei. Bd. 4: A veszprémi járás [Die geographischen Namen des Komitats Veszprém. Bd. 4: Bezirk Veszprém]. Budapest 2000. – 3. Fenyőfő, 16. Olaszfalu, 19. Lócut, 23. Városlőd, 53. Vöröstó.

ZMF = Zala megye földrajzi nevei [Die geographischen Namen des Komitats Zala]. Zalaegerszeg 1964.

#### 2. Wörterbücher

EWD = Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Hg. v. Pfeiffer, Wolfgang. 3 Bde. Berlin 1989.  
Grimm: DtWb. = Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von Heyne, Moritz [u.a.]. 16 Bde. Leipzig 1854-1954.

Lexer: Twb. = Lexner, Matthias: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. 33. Aufl. (mit Nachträgen). Leipzig 1969.

Schatz = Schatz, Josef: Wörterbuch der Tiroler Mundarten. 2 Bde. Innsbruck 1955-1956.

Schmeller = Schmeller, J. Andreas: Bayerisches Wörterbuch. 2. Ausg. 2 Bde. München 1872/1877.

**Forschungsliteratur**

- Bárdos, István 1933: Pécs régi utcanevei (= Német Philologiai Dolgozatok 57). Budapest.
- Hutterer, Claus Jürgen 1963: Das Ungarische Mittelgebirge als Sprachraum. Halle an der Saale.
- Hutterer, Claus Jürgen 1975: Die deutsche Volksgruppe in Ungarn. In: Manherz, Karl (Hg.): Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen. Budapest, 11-36.
- Manherz, Karl 1977: Sprachgeographie und Sprachsoziologie der deutschen Mundarten in Westungarn. Budapest.
- Ördög, Ferenc 2000: Veszprém megye földrajzi nevei IV. A veszprémi járás' című mű bemutatása. In: Névtani Értesítő 22, 151-157.
- Péterdi, Ottó 1934: Az észak-bakonyaljai német falvak dűlőnevei (= Német Philologiai Dolgozatok 61). Budapest.





Mária Gósy (Budapest)

## DIE ERSCHEINUNG DER AKZENTVERSCHIEBUNG

### Der Akzent

Der Akzent bedeutet in der Phonetik eine Art Hervorhebung einer Silbe in ihrer Umgebung. Das kann, was die Artikulation betrifft, auf verschiedene Art und Weise erfolgen, was zu unterschiedlichen akustischen Merkmalen führt. Der Akzent ist relativ, er wird in einem bestimmten Verhältnis verwirklicht, unabhängig von den aktuellen physikalischen Werten. Man unterscheidet zwischen Wortakzent und lexikalischem Akzent bzw. dem Akzent, der der hervorgehobene Teil einer längeren Redeeinheit ist. Letzterer wird auch abhängig von der Größe bzw. den Funktionen der Redeeinheit als Phrasenakzent, Satzakzent etc. bezeichnet. Die Phonetik unterscheidet neben dem Hauptakzent einen Nebenakzent bzw. Nebenakzente, deren artikulatorische Verschiedenheit akustisch nachweisbar ist.

In der Phonologie ist die grundsätzliche Funktion des Akzents die Hervorhebung bzw. die Sicherung des Kontrastes auf Wort- und/oder Satzebene. Im Ungarischen gibt es phonologisch keine unterschiedlichen Akzentstufen, das Vorhandensein oder der Mangel des Akzents sind nur nach Kálmán und Nádasy (2000) von Bedeutung. Varga (2000) widerspricht dieser Behauptung mit der Analyse des phonologischen Status der Nebenakzente. Zwischen den Sprachproduktionsmöglichkeiten „wählen“ die einzelnen Sprachen unterschiedlich, und dadurch ist auch die Wahrnehmung des Akzents durch den Hörer unterschiedlich. Der Hörer identifiziert den Akzent auf der Grundlage verschiedener (vor allem akustischer) Informationen (Trask 1996). Im Englischen scheint unter dem Gesichtspunkt der Wahrnehmung zum Beispiel die Hierarchie der akustischen Schlüssel bedeutsam zu sein. Danach wird ein Akzenterlebnis realisiert durch a) Erhöhung der mittleren Sprechtonhöhe, b) Verlängerung der Sprechdauer, c) größere Intensität (Laver 1994: 513). Im Ungarischen spielt vor allem die größere Intensität eine bedeutende Rolle; aber bei der Perzeptionsentscheidung üben auch andere Faktoren Einfluss aus, wie z.B. die mittlere Sprechtonhöhe und deren Veränderung, semantische Faktoren, Pausen sowie das Sprechtempo (Gósy 1999). Der Akzent hat sprachlich mehrere Funktionen: in seiner rhythmischen Funktion unterbricht er die Monotonie der Aussprache der Morpheme von unterschiedlicher Länge, in syntagmatischer Funktion markiert er die Grenze der einzelnen sprachlichen Einheiten, in seiner syntaktischen Funktion widerspiegelt er durch die Verwendung von Haupt- und Nebenakzent die Zusammensetzung des Wortes, durch den Satz- bzw. Thesenakzent ist das kontinuierliche Sprechen besser und leichter zu erkennen und wahrzunehmen, was das Verstehen von Mitteilungen aus mehreren Wörtern und längeren

Texten fördert (vgl. Deme 1962; Szende 1976). Der Akzent kann auch eine semantische Funktion haben, die die unterschiedlichen Artikulationsmöglichkeiten identischer Lautreihen sichert (das kann aber in der Regel mit dem Auftreten anderer akustischer Merkmale verbunden sein).

Die ungarische Fachliteratur nennt den Akzent schon Anfang des 19. Jahrhunderts „Betonung“ und weist dabei auf die größere „Härte“ der betonten Silbe bei der Aussprache hin (O. Vértes 1980). Zu einer heftigen Debatte führte eine im Jahre 1856 publizierte Arbeit von Hunfalvy, nach der es im Ungarischen zwei verschiedene Akzente gebe: einen dem Sinn nach und einen der Aussprache nach. Ersterer drücke den Hauptsinn aus, der zweite den logischen Sinn. Zum Beispiel liegt der Hauptakzent im Wort *látogattathamálak* auf der Silbe *lá*, aber die Aussprache hebt auch in gewissem Maße die Silben *iat* und *ná* hervor. Es ist schon von historischem Interesse, dass Brassai z.B. der Meinung war, das Ungarische habe keinen Wortakzent (O. Vértes 1980: 138). Hegedüs (1935) macht einen Unterschied zwischen dem Akzent (*hangsúly*) und der Betonung, bei ihm sind die Betonung und die größere Intensität sowie der Akzent und die Hervorhebung jeweils identische Begriffe. Bei Laziczius (1944: 172) erscheint die verstärkte Muskelkontraktion als Erklärung für den Akzent oder die Betonung; neben dem in der Lautstärke auftretenden Akzent erwähnt er auch die Verschiedenheit der Dauer und der Tonhöhe der betonten Silbe (ebd., 177). Fónagy hält die Unterscheidung von Akzent und Betonung weder theoretisch noch unter dem Gesichtspunkt der Experimentalphonetik für begründet; seiner Auffassung nach ist der Akzent eigentlich der größere Kraftaufwand (1958: 52), der bei der größeren Intensität, der Erhöhung der Tonhöhe, der Dehnung der einzelnen Laute, der Vermehrung der Luftmenge beim Ausatmen zu beobachten ist. Bárczi führt die Entstehung des Akzents auf drei verschiedene Gründe zurück: 1. sprachhistorischer oder traditioneller Grund; das ist der historische Akzent, 2. emotionaler Akzent und 3. logischer bzw. hervorhebender oder gegensätzlicher Akzent. Zu dem letzteren gehört auch der sog. metasprachliche Akzent. Der Sinn dieser Klassifikation ist es, dass der Sprecher während der Sprachproduktion von dem sog. historischen Akzent abweichen kann, wenn er dazu emotionale oder logische (usw.) Gründe hat.

Was verstehen wir unter dem historischen oder traditionellen Akzent? Typologisch gesehen lassen sich die Sprachen danach einteilen, ob der Wortakzent immer bei einer bestimmten Silbe auftritt (fester Akzent) oder nicht (freier Akzent). Unter diesem Gesichtspunkt wurden 444 Sprachen untersucht, und es wurde festgestellt, dass bei 67% der Sprachen ein fester, bei den restlichen Sprachen ein freier Akzent vorhanden ist. Unter den 306 Sprachen mit festem Akzent liegt der Akzent bei 114 Sprachen auf der ersten Silbe (37,3%), bei 97 Sprachen auf der letzten Silbe, bei 77 Sprachen auf der vorletzten, bei 12 Sprachen auf der zweiten und bei 6 Sprachen auf der vorvorletzten Silbe (Hyman 1977). Das Ungarische mit seinem festen Akzent auf der ersten Silbe gehört zu der größten Gruppe.

Der Akzent hat auch unter dem Gesichtspunkt des sprachlichen Rhythmusbegriffs eine bestimmende Rolle. Pike unterscheidet „Silbensprachen“ und „Akzentsprachen“ (1945); mit dieser Gruppierung schuf er die Grundlage für die Analysen, die sich mit dem Rhythmus der Sprachen beschäftigen. Seine Klassifizierung wurde überall auf der Welt fast ohne Einwand akzeptiert. Der Definition nach verstehen wir unter Silbensprachen die Sprachen, in denen die Länge der einzelnen Silben etwa gleich ist, während bei den Akzentsprachen die Länge der Einheiten von einem Akzent bis zum nächsten etwa gleich ist. Diese



Zweiteilung der Sprachen ist schließlich identisch mit der Unterscheidung zwischen den Sprachen mit dem sog. festen und freien Akzent. Die Silbensprachen haben einen festen Akzent, während die Akzentsprachen über einen freien Akzent verfügen. Das Französische wird als charakteristisches Beispiel für die Sprachen mit festem Akzent, das Englische für die mit freiem Akzent betrachtet. Ladefoged empfiehlt, neben den Sprachen mit freiem Akzent (z.B. Englisch und Deutsch) und denen mit festem Akzent (z.B. Tschechisch, Polnisch und Swahili) auch eine dritte Gruppe zu unterscheiden, wo ein Phrasenakzent vorhanden ist (seiner Meinung nach gehört dazu z.B. Französisch; vgl. 1975: 222).

Der ungarische Wortakzent ist fest, d.h. der Akzent liegt immer auf der ersten Silbe des gegebenen Wortes, aber daraus ergibt sich natürlich nicht, dass in fortlaufender Rede jedes einzelne Wort betont ist. Der ungarische lexikalische Akzent wird immer auf der ersten Silbe eines selbstständigen Morphems realisiert. Zu der artikulatorischen Verwirklichung verwendet das Ungarische vor allem die Betonung, d.h. durch größere Muskelkontraktion produzieren wir eine größere Lautstärke. Wahrscheinlich kann man mit dem sog. Akzentgesetz von Fogarasi/Arany/Horváth (das darauf beruht, dass die ungarische Rede aus 4 Silben-Einheiten besteht, vgl. Elekfi 1968) die Auffassung verknüpft werden, dass auf jeder ungleichen Silbe eines Wortes, das aus mehr als zwei Silben besteht, auch Nebenakzente entstehen können (z.B. Balassa/Simonyi 1985; Deme 1961).

Bei dem festen Akzent gibt es im Ungarischen keine Ausnahme (abgesehen von den emotional bedingten oder metasprachlichen Ausnahmen). Durch die Wirkung der Gefühle treten aber auch bei den Sprachen mit freiem Akzent Abweichungen auf. Beispiele aus dem Deutschen: *'unheimlich* bzw. *un'heimlich* oder *'grenzenlos* bzw. *grenzen'los* oder *ein 'elender Kerl* bzw. *ein e'lender Kerl* (vgl. Jespersen 1932: 213). Erscheint aber im Ungarischen das Wort *egér* in irgendeinem Kontext, kann man sich nicht vorstellen, dass die zweite Silbe des Wortes *iskola* betont wird (der Akzent wird im Späteren durch Großbuchstaben gekennzeichnet): \*eGÉR, isKOla, iskoLA.

Fónagy (1958) erwähnt zwar, der Akzent könne sich durch die Wirkung der Intonation bei Sätzen verschieben, die aus zwei oder mehr Silben bestehen (Aussage- bzw. Fragesatz: „Apad. Apad?“ ‚Das Wasser sinkt. Sinkt das Wasser?‘). Seine Feststellungen beweist er mit Daten, die er aus instrumentellen Untersuchungen gewann. Das kognitive Akzenterlebnis des Hörers hält aber wahrscheinlich auch in diesen Fällen die erste Silbe für betont. Die sprachwissenschaftlichen, genauer genommen phonetischen und phonologischen Arbeiten über den ungarischen Akzent sind eindeutig der Meinung, dass der ungarische lexikalische Wortakzent – unabhängig davon, ob es sich um ein einfaches oder ein zusammengesetztes Wort handelt – auf der ersten Silbe liegt (Bárczi 1960; Deme 1962; Varga 2000).

### Zusammenstellung der gesammelten Daten

Trotz alledem verbreitet sich in unseren Tagen eine seltsame Akzentverschiebung immer mehr, die sogar für den Alltagsmenschen sehr auffallend ist. Seit Januar 2001 nahm ich acht Monate lang Beispiele für diese Erscheinung (mit kürzerem Kontext) auf. Die Beispiele stammen aus Fernsehsendungen (vor allem Nachrichten), Rundfunksendungen, sprachwissenschaftlichen Konferenzen, Besprechungen zu fachlichen Themen und Privatgesprächen. Die Erscheinung der Akzentverschiebung lässt sich keinem Sprecher zuordnen, obwohl außer Zweifel steht,



dass es Personen gibt, bei denen sie viel häufiger vorkommt als bei anderen. Was ist charakteristisch für diese Erscheinung? Der nicht normative Akzent erscheint einerseits bei der Verwirklichung des lexikalischen Akzents (i), andererseits des sog. syntagmatischen Akzents (ii). In dem Wort bzw. in der Wortstruktur fällt der Hauptakzent in einer emotionslosen, durchschnittlichen Kommunikation nicht auf die übliche Silbe. (Die emotionalen, metasprachlichen oder aus anderen Gründen entstandenen Akzentverschiebungen – z.B. wie „tiszteLEGJ!“ – ‚salutiert‘ wurden natürlich nicht zu dieser Gruppe gezählt.)

1. Bei der Verwirklichung des lexikalischen Akzents lässt sich feststellen, dass der Wortakzent, den man auf der ersten und nur auf ersten Silbe erwartet, sich auf weitere, später gesprochene Silben verschiebt. Die gesammelten Beispiele lassen sich in zwei Gruppen teilen. Die eine beinhaltet die Erscheinungstypen bei den einfachen, die andere die bei den zusammengesetzten Wörtern.

1.1. Bei den *zusammengesetzten Wörtern* erscheint der Hauptakzent auf der ersten Silbe des zweiten Wortes, d.h. der sog. sekundäre Akzent übernimmt die Funktion des primären Akzents, z.B. (im Deutschen ist es nicht überall möglich, die Beispiele wortwörtlich zu übersetzen):

*már évSZÁzadok óta használják* (‘seit JahrHUnderten wird etw. benutzt’)

*alacsony alkoholTArta lma van* (‘etw. hat einen niedrigen AlkoholGEhalt’)

Besonders auffallend ist es bei den Eigennamen:

*ők már MagyarORszágon születtek*

*és ott voltunk SzékelyUDvarhelyen* (‘und wir waren in SzékelyUDvarhely’)

In dem gesammelten Material kam besonders häufig die Akzentverschiebung bei den zusammengesetzten Zahlwörtern vor:

*huszonHAtodikán jelenik meg*

*tizenNÉgyen hiányoztak* (‘es fehlten vierZEHN Personen’)

Bei den mehrfach zusammengesetzten Wörtern trägt nicht selten die erste Silbe der letzten Zusammensetzung den Hauptakzent:

*orvostanHAllgatók tartanak elődást* (‘MedizinSTUdenten halten Vorträge’)

Besonders seltsam ist das Beispiel mit dem Modifikationswort „csaknem“ (‘beinahe’), das in einer Nachrichtensendung so ausgesprochen wurde, dass der Akzent auf dem Verneinungswort lag:

*így az csakNEM nyolcvanezer emberre vonatkozik* (‘so bezieht sich das auf beinahe [~nurNICHT] 80000 Menschen’)

An den Beispielen lässt sich gut beobachten, dass der verschobene Akzent nicht nur auf ungeraden Silben vorkommt, was üblicherweise die Stelle des Nebenakzents ist, sondern auch auf geraden Silben.

1.2. Akzentverschiebung innerhalb eines *einfachen* (d.h. nicht zusammengesetzten) Wortes, z.B.:  
*a preexperiMENTális kutatások sajátossága* (‘die Eigentümlichkeit der präexperiMENTellen Forschungen’)

*a szövegben előforduLÓ szavak* (‘in dem Text vorkommenDE Wörter’)

Bei den Präfixverben bzw. den aus ihnen gebildeten, zu anderen Wortklassen gehörenden Wörtern wird der Akzent von dem Präfix verschoben, z.B.:

*Aláírták a fegyver beSZOlgáltatásról szóló* (‘sie unterschrieben den ... über die AbGAbE der Waffe’)

*elKÉPzelhetetlen* ('unvorSTELLbar')

Auch die erste Silbe der Superlative verliert den Akzent, dadurch bekommt die zweite Silbe den Hauptakzent:

*nem is a legVilágosabban megfogalmazott dolgok*

Eine ganz neue Erscheinung ist, dass die Endung den Hauptakzent trägt:

*ilyenKOR előjönnek*

*és 1848-TÓL mindenki* ('und SEIT 1848 alle')

*világBAN*

2. In bestimmten Wortkonstruktionen verbreitet sich immer mehr die Hauptakzentverschiebung auf das gewöhnlich nicht betonte Wort, bzw. das gewöhnlich den Hauptakzent tragende Wort bekommt nur den sekundären oder gar keinen Akzent. Diese Erscheinung kommt vor allem bei den attributiven Konstruktionen vor, wo nicht das Attribut, sondern – fälschlicherweise – das damit näher bestimmte Wort den Hauptakzent trägt.

2.1. Beispiele für die Strukturen mit Qualitäts- und Quantitätsattributen:

*apád az északi PARTra visz minket* ('dein Vater bringt uns ans nördliche Ufer')

*egy esküvői Vacsora ötven forint* ('Ein HochzeitsMAHL kostet 50 Forint')

Oft werden die Wörter wie „út" ('Weg'), „utca" ('Straße'), „tér" ('Platz') ... betont:

*felújítják a Rákóczi Utat* ('der Rákóczi WEG wird renoviert')

*a Marcibányi TÉRre indultak* ('sie gingen auf den Marcibányi PLATZ')

2.2. Beispiele für die Possessivstrukturen, wo nicht der Besitzer, sondern wieder fälschlicherweise, der Besitz den Akzent trägt:

*a 19. század KÖzepén* ('Mitte des 19. Jahrhunderts')

*a mi KORunk* ('unsere ÄRa')

2.3. Auch die Postpositionen werden oft in bestimmten Strukturen betont:

*az asztal ALatt láttam* ('UNter dem Tisch sah ich')

*a világháború UTán kezdtek* ('NACH dem Weltkrieg begannen sie').

Folgende Fragen tauchen im Zusammenhang mit dieser Erscheinung auf: a) Was verursacht sie? b) Warum verbreitet sie sich immer mehr? c) Gab es schon ähnliche Erscheinungen in der „Geschichte" der ungarischen Sprache?

Die erste Debatte um den lexikalischen Wortakzent kennt die ungarische Sprachwissenschaft unter dem Namen „Pesti Napló hangsúlypöre" (sie erschien 1856 im „Pesti Napló"). Greguss und Kemény kritisierten zwei Schauspieler des Nationaltheaters, die Präfixwörter so betonten, dass die Betonung nicht auf der ersten Silbe lag (z.B. „megÖrülök" 'ich werde WAHnsinnig'; „szétsZAggatom" 'ich zerreiße es'). Egressy antwortete, dass Emotionen die Regeln der Betonung außer Acht lassen können.

Wie schon erwähnt wurde, verschiebt sich Emotionen wegen bzw. bei der Verwendung des sog. „Gegenakzents" der Akzent von der ersten Silbe, und diese Erscheinung wurde durch wissenschaftliche Analyse bewiesen (Laziczius 1944). Vargás phonologische Untersuchung zeigte, dass der zweite Teil der Wortzusammensetzungen eindeutig einen sekundären Akzent hat und den primären Akzent nicht tragen kann (2000: 93).

Nagy (1947) erwähnt, unter den Künstlern des alten Nationaltheaters sei es oft zur heftigen Diskussion gekommen, ob man das Attribut oder das mit dem Attribut stehende Wort betonen sollte. Horváth kämpft schon 1941 gegen das Verlorengehen des Attributs, als er die Ergebnisse des „Jó magyar ejtési verseny" ('Wettbewerb der guten ungarischen Aussprache')



betrachtet und erwähnt: „Für das Deformieren der Lautform ist die Akzentsetzung an falscher Stelle hauptverantwortlich. Diese linkische Betonung zerreißt Phrasen, hebt unwichtige Satzteile hervor, erwürgt die bedeutenden und stellt die ungarische Rede in einem völlig dmlichen Licht dar.“ (zitiert in: Nagy 1947: 106; bers. von mir, M. G.). Nagy nennt die Erscheinung Akzentdeformierung.

In der Zeitschrift „Magyar Nyelvr“ wurde die Studie von Bulányi veröffentlicht, der die Sprechweise von Intellektuellen, Universitätslehrern und Studenten analysierte auf die falsche Betonung in einfachen und zusammengesetzten Wörtern („megTÉrit“, „kiLgozza“, „legSlyosabb“ bzw. „rtékHAtr“, „bnatPNZ“, „jogIgny“ usw.) bzw. in attributiven Konstruktionen („ersebb FNYT“, „msik FELttel“ usw.; vgl. 1944: 333 und 336) hin. Diese Verschiebung des Akzents bezeichnet er als Fehler, etwas Unkorrektes, und er plädiert für das logische, sinnvolle, nachvollziehbare Sprechen.

Deme erwähnt, in den attributiven Konstruktionen sei das Betonen des Attributs häufig, aber es könne auch vorkommen, dass das bezeichnete Wort betont werde, wenn es eine neue Information trägt (1962: 460). Papp erkennt in seinem Universittsmanuskript bei den attributiven Konstruktionen nur das Betontsein des Attributs an (1966: 469). Auch nach den ausführlichen phonologischen Analysen muss das Betontsein des Attributs als normativ betrachtet werden, es sei denn, aus semantischen Gründen ist die Hervorhebung des näher bestimmten Wortes notwendig. Man könnte sagen, bei der Akzentverschiebung der attributiven Konstruktionen scheinen Fremdsprachen, vor allem das Englische eine Wirkung auszuüben. Dagegen spricht die Tatsache, dass diese Verschiebung auch bei Sprechern festzustellen ist, die nur wenig oder überhaupt kein Englisch beherrschen. Meiner Meinung nach strebt der Sprecher danach, das Wort (z.B. das näher bestimmte Wort) oder den Teil eines Wortes (z.B. den Wortstamm nach dem Präfix) hervorzuheben, das oder der die wichtigste Information beinhaltet, um das Verstehen zu erleichtern. Diese Erklärung ist aber nicht für alle Fälle der festgestellten Akzentverschiebung ausreichend, besonders nicht bei den zusammengesetzten Wörtern.

Es wurde eine Forschungsreihe durchgeführt a) um zu überprüfen, nach welchen akustischen Parametern ungarische Muttersprachler einen Akzent für betont halten und b) um objektive, mit verschiedenen Geräten gemessene Fakten, Daten für die Erscheinung der Akzentverschiebung ermitteln zu können.

## Material und Methode

Für das Perzeptionsexperiment wurden 68 jeweils aus zwei, drei und fünf Silben bestehende einfache und zusammengesetzte ungarische Wörter auf Tonband (mit dem richtigen Akzent) in zwei zufällig (random) gewählten Reihenfolgen (z.B. *csiga, ksr, betegeire* bzw. *pemetef, kvszr, katonazene*) aufgenommen. Die Wörter gehörten zu unterschiedlichen Wortklassen und waren teils mit einer Endung versehen, teils endungslos. In den Silben der insgesamt 68 Wörter kamen abwechselnd phonologisch kurze und lange Vokale vor, alle ersten Silben gehörten zu dem CV-Typ (z.B. *kgy, teregeti, koszor, ks*). Die restlichen Silben der Wörter enthielten Vokale von phonologisch unterschiedlicher Länge. Das Material wurde mit einem nach unten durchlässigen Filter (auf 1800Hz, 36dB/Oktav) so bearbeitet, dass die Wörter nicht zu erkennen waren. Das so vorbereitete Material wurde je 10 Versuchspersonen mit Ungarisch bzw. Englisch als Muttersprache (Universitätsstudenten, Durchschnittsalter: 20 Jahre)



vorgespielt. Sie hatten die Aufgabe, auf dem Testblatt zu markieren, wo sie einen primären und – falls vorhanden – einen sekundären Akzent hörten. (Auf dem Blatt wurden die Silben mit einem X markiert.) Es wurde ihnen nicht mitgeteilt, um welche Sprache es sich hier handelte und ob die Wörter zu einer oder mehreren Sprachen gehörten.

Die in den vergangenen Monaten aufgenommenen – unserer subjektiven Beurteilung nach – falsch betonten Wörter und Wortverbindungen wurden auch mit dem Kay Elemetrics CSL 4300B digitalen Zeichenverarbeitungsgerät analysiert. Die gewonnenen Daten wurden auch statistisch (ANOVA) analysiert (mit dem SPSS 8.0 for Windows Software).

## Ergebnisse

In der ersten Untersuchungsreihe wurden die 68 Wörter, die das Material des Perzeptionsexperiments bildeten, noch mit weiteren 2 Sprechern aufgenommen und danach das ganze Material instrumentell analysiert. Es wurden die Intensität und die mittlere Sprechtonhöhe der Silben der erwähnten Wörter anhand der isolierten Aussprache dreier erwachsener Sprecher (2 Frauen, 1 Mann) gemessen. Unter dem Gesichtspunkt der jetzigen Forschung wurden die akustischen Parameter der ersten und nicht-ersten Silben in der Aussprache aller Sprecher (insgesamt wurden über 1000 Daten verarbeitet) ausgewertet. Es wurde der Frage nachgegangen, ob man durch objektive Messungen beweisen kann, dass der Hörer im Ungarischen den Akzent aufgrund größerer Intensität wahrnimmt. Etwa 80% der zweisilbigen Wörter zeigen eine Intensitätsverstärkung der ersten Silbe; bei etwa je 10% ließ sich zwischen den zwei Silben kein Unterschied feststellen, oder die Verstärkung trat nur in geringem Maße auf der zweiten Silbe auf. Die Tonhöhe war ausnahmslos auf der ersten Silbe höher als auf der zweiten. Im Falle der dreisilbigen Wörter wird die Intensität zwischen der ersten und zweiten Silbe bei der dritten Silbe weiter vermindert. Die Intensität der dritten Silbe in den drei- und viersilbigen Wörtern zeigt eine ähnliche Verminderung wie vorher beschrieben. Die Intensität der ersten und zweiten Silben in den fünfsilbigen Wörtern ähnelt der in den viersilbigen, die Verminderung auf der dritten und vierten Silbe ist bedeutender als in dem Fall der viersilbigen Wörter. Auf der letzten Silbe der fünfsilbigen Wörter steigt die Intensität und erreicht beinahe die der zweiten Silbe (vgl. Abb. 1).

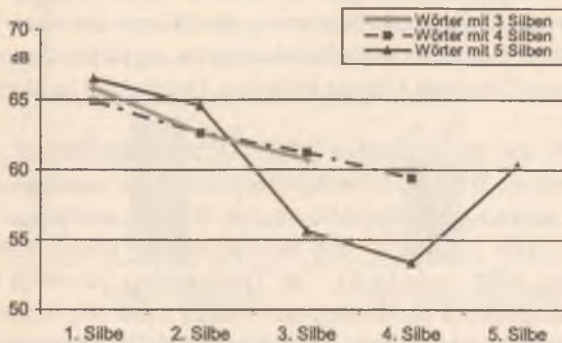


Abb. 1: Durchschnittliche Intensitätswerte der Silben von Wörtern, die aus drei, vier und fünf Silben bestehen (anhand der Daten von 3 Sprechern)

Das Ziel des Perzeptionsexperiments war es, zu erfahren, ob der Intensitätsunterschied von ungarischen Muttersprachlern als entscheidendes Akzenterlebnis wahrgenommen wird (im Gegensatz z.B. zu Engländern, für die – laut Fachliteratur – die Länge von größerer Bedeutung ist). Bei dem Experiment mit den 68 Wörtern wurde die erste Silbe von 77,14% der Versuchspersonen mit Ungarisch als Muttersprache als betont beurteilt (std=14,19), während es bei den Versuchspersonen mit Englisch als Muttersprache nur 46,66% waren (std =18,25, p=0,000). Es wurde untersucht, ob die Silbenzahl einen Unterschied bei der Wahrnehmung verursacht. Separat wurden die gegebenen Akzentbeurteilungen für die Wörter unterschiedlicher Länge analysiert. Die Versuchspersonen mit Ungarisch als Muttersprache nahmen den Akzent auf der ersten Silbe wahr 84,4 % (std=10,5) bei den zweisilbigen, 75,9% (std=16,8) bei den dreisilbigen, 82,7% (std=12,79) bei den viersilbigen und 75,45% (std=16,25) bei den fünfsilbigen Wörtern. Die Durchschnittswerte zeigen eindeutig, unabhängig von der Wortlänge, die Dominanz der Akzentwahrnehmung auf der ersten Silbe (auch die statistische Analyse zeigte keine signifikante Abweichung abhängig von der Silbenzahl). Es wurde die eventuelle Wirkung der Länge des Vokals in der ersten Silbe auf die Akzentwahrnehmung sowohl bei den Versuchspersonen mit Ungarisch als auch mit Englisch als Muttersprache untersucht. Die Ergebnisse sind in Tab. 1 zusammengefasst.

Länge des Vokals	Akzentwahrnehmung auf der ersten Silbe (%)			
	Gruppe mit Ungarisch		Gruppe mit Englisch	
	als Muttersprache			
	Durchschn.	std. dev.	Durchschn.	std. dev.
kurz	65,83	14,43	50,83	13,78
lang	85,83	1,83	41,66	15,27

Tabelle 1: Die Wirkung der Länge des Vokals in der ersten Silbe auf die Akzentwahrnehmung

Die Durchschnittswerte weisen bei den einzelnen Gruppen einen Unterschied auf, der besonders groß bei den Wörtern ist, die in der ersten Silbe einen langen Vokal haben. Signifikant ist der Unterschied nach den statistischen Analysen zwischen den zwei Gruppen bzw. innerhalb der ungarischen Gruppe bei der Akzentwahrnehmung der Wörter, die einen langen oder einen kurzen Vokal beinhalten. Bei der Akzentwahrnehmung der englischen Gruppe spielt die Länge des Vokals in der ersten Silbe eine kleinere Rolle (der Unterschied ist nicht signifikant).

Es wurde analysiert, was für Tendenzen in der Akzentwahrnehmung bei den einfachen bzw. zusammengesetzten Wörtern zu beobachten sind. In der ungarischen Gruppe konnte kein bedeutender Unterschied festgestellt werden: Bei den einfachen Wörtern nahmen durchschnittlich 82,63% (std=12,4) den Akzent auf der ersten Silbe wahr, bei den zusammengesetzten 80% (std=14,9). Der Unterschied ist nicht signifikant. Die Versuchspersonen mit Englisch als Muttersprache nahmen aber den Akzent in den einfachen und den zusammengesetzten Wörtern in geringem Maße unterschiedlich wahr; der Durchschnittswert bei den einfachen Wörtern: 49,47% (std=13,11), bei den zusammengesetzten 40,52% (std=14,32). (Der Unterschied ist nicht signifikant.)

Die experimentell-phonetische Analyse der Erscheinung der Akzentverschiebung Anhand der auf Tonband aufgenommenen Spontanrede wurden die Intensitätswerte bei den Wörtern gemessen, die unserer Auffassung nach eine unübliche Betonung tragen. Zwei Gruppen wurden instrumentell untersucht: die einfachen Wörter und die attributiven Konstruktionen. In Tabelle 2 werden die gewonnenen Daten dargestellt.

Ort des Akzents	Intensität der Silbe (dB)	
	Durchschnitt	std. dev.
auf der ersten Silbe	63,39	7,82
auf der nicht-ersten Silbe	70,41	5,64
auf dem Attribut	63,13	5,8
auf dem näher bestimmten Wort	69,25	3,64

Tabelle 2: Die durchschnittliche Intensität der verschiedenen Silben in den Wörtern und attributiven Konstruktionen, die eine Akzentverschiebung aufweisen

Die gemessenen Werte weisen eindeutig die auslösende Rolle des Perzeptionserlebnisses und dadurch die Tatsache der Akzentverschiebung nach. In den untersuchten Fällen legen die Sprecher den Hauptakzent nicht auf die erste, sondern auf die zweite oder weitere Silbe, das lässt sich objektiv zeigen. Die Intensität der ersten und die der nicht-ersten Silbe unterscheidet sich voneinander durchschnittlich in etwa 7dB, was für die Wahrnehmung bedeutend ist (der Unterschied zwischen der betonten und unbetonten Silbe ist signifikant,  $p=0,000$ ). Bei Akzentverschiebung in den attributiven Konstruktionen ist auf dem bestimmten Wort eine etwa 6dB größere Silbenintensität zu beobachten (der Unterschied ist auch hier signifikant:  $p=0,005$ ). Es wurden die durchschnittlichen Intensitätswerte der entsprechenden Silben bei der historischen Aussprache und der Aussprache mit Akzentverschiebung miteinander verglichen. Die Ergebnisse sind in Abbildung 2 zusammengefasst.

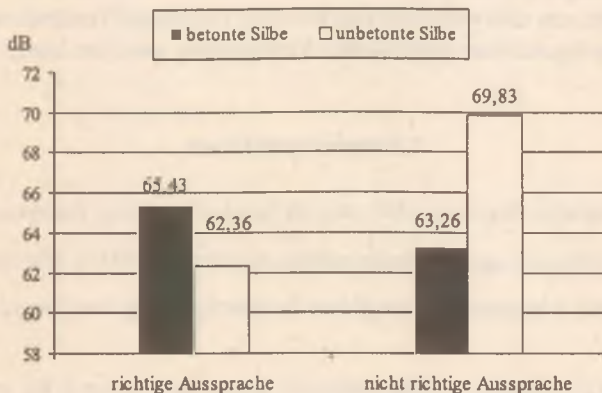


Abb. 2: Der durchschnittliche Intensitätswert der (phonologisch) betonten (Akzent auf der ersten Silbe) und unbetonten Silben in zwei- und dreisilbigen Wörtern mit richtiger und nicht richtiger Aussprache



Bei der richtigen (traditionellen und erwarteten) Betonung ist die durchschnittliche Intensität der betonten Silbe um etwa 3dB größer als die der unbetonten. Wenn dazu noch die mittlere Sprechtonhöhe erhöht wird, wird die Akzentwahrnehmung des Hörers noch entscheidender. Bei der falschen Betonung beträgt der durchschnittliche Intensitätsunterschied zwischen den betonten und unbetonten Silben mehr als 6dB, d. h. etwa doppelt so viel wie der Unterschied bei der richtigen Betonung.

### Schlussfolgerungen

Die analysierte Erscheinung der Akzentverschiebung ließ sich phonetisch nachweisen, sie wurde auch instrumental untersucht. Unter dem Gesichtspunkt der Psycholinguistik ist sie mindestens zum Teil zu erklären, sie weist aber ohne Zweifel auf eine Tendenz sprachlicher Veränderung hin.

Unter dem Gesichtspunkt der suprasegmentalen Realisierung der ungarischen Sprache ist die Erscheinung eindeutig negativ: sie hat keine Traditionen, und kein äußerer oder innerer, sprachlicher oder nichtsprachlicher Faktor spricht für die Notwendigkeit dieser Veränderung. Sie verursacht aber Probleme für das Verstehen, denn sie steht den Hypothesen der Hörer gegenüber, und dadurch erschwert sie das Verstehen. Es ist eine allgemein bekannte psycholinguistische Tatsache, dass den Hörer die grammatischen Anomalien viel weniger stören als die akustischen (Gósy 1999). Die allgemein angenommene Absicht des Sprechers, das einwandfreie Funktionieren des Verstehensprozesses zu fördern, misslingt: die „falsche“ Betonung kann zu einer langsameren Verarbeitung, zum Erschweren des Verstehens führen. Unter dem Gesichtspunkt der Typologie taucht folgende Frage auf. Die untersuchte Verschiebungerscheinung des lexikalischen Akzents kann dazu führen, dass das Ungarische eine Art Übergang zwischen den Sprachen mit freiem und festem Akzent bilden würde. Das wäre aber – die 444 analysierten Sprachen betrachtet – beispiellos. Umso mehr, da sich die untersuchte Erscheinung der Akzentverschiebung mit keiner Artikulations- oder phonologischen Regel beschreiben lässt. Es sind weitere soziophonetische Analysen nötig, um zu entscheiden, um eine wie große und wie weit verbreitete Tendenz es sich handelt, ob man wirklich von irgendeiner sprachlichen Veränderung sprechen kann.

### Literaturverzeichnis

- Balassa, József; Simonyi, Zsigmond 1895: Magyar hangtan és alaktan. Budapest.
- Bulányi, György 1944: A magyar hangsúly romlása. In: MNy 40 (1944), 330-342.
- Deme, László 1961: A hangsúly és a hanglejtés. In: MMNyr 1. Hg. von Tompa, József. Budapest, 115-123.
- Deme, László 1962: Hangsúly, szórend, hanglejtés, szünet. In: MMNyr 2. Hg. von Tompa, József. Budapest, 458-523.
- Elekfi, László 1968: Mondatformák és mondathangsúlyok fonetikai vetülete. In: NyK 70, 329-350.

- Fónagy, Iván 1958: A hangsúlyról. Budapest.
- Gósy, Mária 1999: Pszicholingvisztika. Budapest.
- Hegedűs, Lajos 1935: A magyar nemzeti versritmus kérdése. Pécs.
- Hyman, L. (Hg) 1977: Studies in Stress and Accent. In: Southern California Occasional Papers in Linguistics 4, 23-39.
- Jespersen, Otto 1932: Lehrbuch der Phonetik. Leipzig/Berlin.
- Kálmán, László; Nádasdy, Ádám 2000: A hangsúly. In: Strukturális magyar nyelvtan. Bd. 2: Fonológia. Hg. von Kiefer, Ferenc. Budapest, 393-468.
- Ladefoged, Peter 1975: A Course in Phonetics. New York.
- Laziczius, Gyula 1944: Fonétika. Budapest.
- Laver, John 1994: Principles of Phonetics. Cambridge.
- Nagy, Adorján 1947: A beszédtechnika vezérfonala. Budapest.
- Papp, István 1966: Lefró magyar hangtan. Budapest.
- Pike, Kenneth 1945: The Intonation of American English. Ann Arbor.
- Szende, Tamás 1976: A beszéd folyamat alaptényezői. Budapest.
- Trask, R. L. 1996: A Dictionary of Phonetics and Phonology. New York.
- VARGA, LÁSZLÓ 2000: A magyar mellékhangsúly fonológiai státusáról. In: Nyr 124, 91-108.
- Vértés O., András 1980: A lefró magyar hangtan története. Budapest.





Regina Hessky (Budapest):

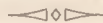
## Vorüberlegungen zu einem Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten<sup>1</sup>

1. Wenn man das umfangreiche und vielfältige Schaffen des Jubilars betrachtet, fällt auf, dass die Notwendigkeit der lexikographischen Erfassung der ungarndeutschen „Wortschätze“ zwar immer wieder artikuliert worden, ein ungarndeutsches Wörterbuch jedoch bis heute ein Desiderat geblieben ist (u.a. Manherz 1986; 1989a; 1989b).

In dem vorliegenden Beitrag als Geburtstagsgabe sollen einige ausgewählte Aspekte der Problematik eines Wörterbuchs der ungarndeutschen Mundarten aus lexikographischem Blickwinkel angeschnitten werden. Ich stütze mich dabei auf Arbeiten aus den drei involvierten Bezugsbereichen: aus der Dialektlexikographie, der ungarndeutschen Dialektologie und der Wörterbuchforschung. Die entwickelten Gedanken sind als Anregung zur Konzipierung eines Wörterbuchs gedacht.

2. Einschlägige (sprich: dialektlexikographische) Arbeiten liegen in der sonst umfangreichen Literatur zu den ungarndeutschen Dialekten<sup>2</sup> bedauerlicherweise in eher geringer Zahl vor. Die lexikographische Dimension der Problematik wird meist – wenn überhaupt – am Rande erwähnt. Lediglich das „Wörterbuch des Dialekts der Deutschen in Vaskút, Südungarn“ ist eine Arbeit dieser Art (Schwalm 1979), die man als aner kennenswerte Leistung ohne (meta)lexikographische Fundierung am ehesten ein einsprachiges Glossar nennen sollte. Als integraler Bestandteil einer breiter angelegten wissenschaftlichen Arbeit wurde außerdem vor einigen Jahren ein insgesamt 285 Einträge umfassendes, zweisprachig angelegtes und auch lexikographisch durchdachtes Wörterbuch ungarischer Lehnwörter in den neueren deutschen Sprachinseln von Ungarn bis 1945 vorgelegt (Erb 1997).

2.1 Der Notwendigkeit der lexikographischen Kodifizierung der ungarndeutschen Mundarten war man sich in Kreisen der Dialektforscher in der ungarischen Germanistik seit langem durchaus bewusst. Davon zeugen einschlägige Publikationen (u.a. Tafferner 1941) und auch die Tatsache, dass in den vergangenen Jahrzehnten einer recht intensiven sprachgeographischen Erforschung der deutschen Mundarten in Ungarn auch diese Aufgabe



<sup>1</sup> Für die Bereitstellung des Belegmaterials sowie für Gespräche über die laufenden Projekte danke ich Maria Erb und den Mitarbeitern des Ungarndeutschen Forschungszentrums (Budapest).

<sup>2</sup> Da in Ungarn eine Vielzahl von mehr oder weniger verschiedenen deutschen Mundarten bekannt sind, die sich zu drei großen Dialektgruppen zusammenfassen lassen, und derzeit noch keine Wörterbuchkonzeption vorliegt, ist es nicht möglich, konsequent von Mundart- oder Dialektwörterbuch zu sprechen.

immer mitbedacht wurde. So heisst es z.B. bei Mollay: „Im März 1960 hielt ich auf Anregung von Wolfgang Steinitz und Theodor Frings in der Klasse für Sprache und Literatur der Akademie der Wissenschaften zu Berlin einen Vortrag über die Germanistik in Ungarn und bezeichnete dabei als sprachwissenschaftliche Hauptaufgaben der ungarländischen Germanistik die Schaffung: 1. eines „Wörterbuchs des Frühneuhochdeutschen in Ungarn“; 2. eines „Ungarndeutschen Mundartwörterbuchs“ und 3. eines „Ungarndeutschen Sprachatlasses“, samt den dazu gehörenden Einzeluntersuchungen“ (Mollay 1986: 111). Ebenfalls in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts hatte Hutterer zur Erforschung der ungarndeutschen Dialekte mehrere konkrete Projekte initiiert und für ihre Verwirklichung die wissenschaftliche Grundlegung vorgenommen (u.a. Hutterer 1991). Ihm schwebte ein dreifaches Ziel vor: die Schaffung eines Ungarndeutschen Sprachatlasses (UDSA), im Anschluss daran und nach Hutterers ursprünglicher Intention, die mit Tafferners Auffassung übereinstimmt, dreier regionaler Mundartwörterbücher – entsprechend den drei großen Siedlungsräumen in Ungarn – sowie die Einrichtung des Tonarchivs der deutschen Mundarten (Hutterer 1991: 188). In einem Bericht von Manherz über den Stand der Arbeiten wird das Wörterbuchprojekt als Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten (WUM) erwähnt, woraus allerdings nicht hervorgeht, ob und aus welchen Überlegungen Hutterers ursprüngliche Vorstellung von drei Wörterbüchern aufgegeben worden ist (Manherz 1986; 1989a).

**2.2** Wenn man sich in der gegenwärtigen Situation über mögliche Wörterbuchkonzeptionen aus lexikographischer Perspektive Gedanken macht, ist zunächst zu klären, was sich in der einschlägigen Literatur (Wörterbuchforschung, Dialektologie bzw. Dialektlexikographie) an verwertbarem Wissen und an Erfahrungen findet.

Metalexikographische Arbeiten, die Dialektwörterbücher als zentrales Thema behandeln, finden sich in vergleichsweise geringer Zahl, obwohl Kühn schon 1978 eine ansehnliche Liste der Dialektwörterbücher des Deutschen (etwa 210 Titel) vorgelegt hat (Kühn 1978: 125-140). In dem Handbuch „Wörterbücher – Dictionaries – Dictionnaires“ (= HSK 5.1-5.3) werden Spezialwörterbücher dieser Art unter der Überschrift „Auf Varietäten der Sprache bezogene Wörterbücher“ behandelt und am Beispiel französischer Dialektwörterbücher erörtert (Rézeau 1990). Schließlich ist Wiegands grundlegendes Werk zur Wörterbuchforschung zu erwähnen, in dem auch Fragen der Dialektlexikographie mit berücksichtigt sind (Wiegand 1998).

In den beiden Bänden des Handbuchs „Dialektologie“ (= HSK 1.1-1.2) sind Dialektwörterbücher das zentrale Thema von insgesamt vier Artikeln (Zender 1982; Kühn 1982; Scheuermann 1982; Friebertshäuser 1983), wobei die lexikographische Perspektive lediglich bei Kühn im Mittelpunkt steht. Die anderen Autoren konzentrieren sich eher auf die Beschreibung und Analyse vorliegender Dialektwörterbücher und die materialbezogenen inhaltlichen Aspekte als auf die immanent lexikographisch-metalexikographischen Fragen der Erstellung von Wörterbüchern dieses Typs.

In Kühns Beitrag wird die Dialektlexikographie bestimmt als „die Praxis des Wörterbuchschreibens im Bereich der Mundarten (Dialekte)“ (Kühn 1982: 702). Das Mundartwörterbuch wird hier als eigenständiger, in sich geschlossener Wörterbuchtyp dargestellt, „in dem der Wortschatz nach regionalfunktionalen Gesichtspunkten verzeichnet ist“ (Kühn 1982: 703). Zugleich wird eingeräumt, dass die „Produkte“ der Mundartlexikographie eine außerordentliche Heterogenität aufweisen, wofür recht verschiedene Faktoren verantwortlich sind.



3. Der lexikographische Gesamtprozess wird in der Regel in drei Phasen, in die Planungs-, die Erarbeitungs- und die Produktionsphase gegliedert. Im Rahmen dieser ersten Überlegungen zu einem Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten sollen einige Fragen erörtert werden, die bereits in der Planungsphase zu beantworten sind (Wiegand 1998: 136 ff.). Aus Umfangsgründen beschränke ich mich von diesen auf a) den Wörterbuchtyp und die Wörterbuchfunktion (3.1), b) die Wörterbuchgrundlage (3.2) und c) einige Aspekte der Gesamtanlage sowie der Mikrostruktur (4.).

3.1 In der Literatur zur Wörterbuchforschung findet man in Abhängigkeit von dem gewählten oder dem dominierenden Typologiekriterium verschiedene Typologien, über die Hausmann einen Überblick vermittelt (Hausmann 1989b). Schon Kühn hatte allerdings darauf hingewiesen, dass es verschiedene Möglichkeiten für die typologische Einordnung von Wörterbüchern gibt: "Der Aspektenreichtum lexikographischer Kodifikationsmerkmale ist in Abhängigkeit des Lexikonbenutzers und dessen Interessen und Informationsbedürfnissen zu sehen. Dabei sind so viele Arten von Wörterbüchern denkbar, wie es Interessen und Informationsbedürfnisse gibt, die von einzelnen Mitgliedern der Sprachgemeinschaft an die lexikographische Wissenschaft herangetragen werden" (Kühn 1978: 3f.).

Mundartwörterbücher erscheinen in aller Regel unter den Spezialwörterbüchern und sind bei Kühn unterteilt in (a) großlandschaftliche, (b) regionale und (c) Ortsmundartwörterbücher (Kühn 1978: 125). Als besondere Kategorie sind die Wörterbücher verschiedener Sprachinselmundarten verzeichnet (Kühn 1978: 141). Ausgehend von dieser Klassifikation ist ein Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten/Dialekte als Sprachinselwörterbuch einzuordnen.

Obwohl bestimmte Fragen der Wörterbuchtypologie zwar nach wie vor kontrovers diskutiert werden, scheint sich in Fachkreisen zunehmend die sog. "HSK-Typologie" durchzusetzen. Nach der dem „Handbuch zur Lexikographie“ zu Grunde gelegten und in breiten Kreisen akzeptierten Typologie wäre ein ungarndeutsches Dialektwörterbuch unter den Spezialwörterbüchern in die Kategorie der Wörterbücher mit markiertem Wortschatz ausserhalb der Standardsprache einzuordnen (Hausmann 1989b: 977). Innerhalb dieser doch ziemlich komplexen Subklasse ergibt sich allerdings als genauere typologische Zugehörigkeit unter dem Aspekt des Wörterbuchinhalts mit Recht die Benennung: (ungarndeutsches) Mundart- oder Dialektwörterbuch.

Wie bei jedem Wörterbuchprojekt müssen auch bei der Konzipierung eines Dialektwörterbuchs im Vorfeld die Fragen nach dem *Zweck* und der *Funktion der Kodifizierung* (unter Berücksichtigung der Materialbasis) beantwortet werden. Das zentrale Anliegen (somit Zweck und Funktion) der Dialektlexikographie ist sicherlich zu bestimmen als "das Registrieren, Inventarisieren und Explizieren der mundartlichen Sprachvarietät(en)" (Kühn 1982: 703). Die genaueren Zielsetzungen einzelner Wörterbücher weisen allerdings eine große Mannigfaltigkeit auf: „Registrieren, Inventarisieren und Explizieren semantischer Differenzen zwischen Standardsprache und Dialekt bilden die Grundmotivation jeglicher Mundartlexikographie. Trotz dieser gemeinsamen Grundmotivation sind die postulierten Zielsetzungen der Mundartwörterbücher äußerst divergent" (Kühn 1982: 711). Dominierend ist nach Kühn die Intention, „durch die Kodifikation des mundartlichen Wortschatzes teils aus wissenschaftlichen Gründen [...], teils aus kulturhistorischen Motiven einen Beitrag zur Sicherung und Konservierung der Mundart [zu] leisten" (Kühn 1982: 713).

Da die ungarndeutschen Mundarten weitgehend gesprochene Varietäten sind und sich sehr stark im Rückgang befinden, gewinnt ihre lexikographische Kodifikation ihre Legitimität grundsätzlich durch die Notwendigkeit der möglichst umfassenden Dokumentation. Das



Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten lässt sich somit vor allem in die *Dokumentationslexikographie* einordnen, wenn sich die beiden Kategorien Gebrauchswörterbuch und Dokumentationswörterbuch auch nicht immer scharf trennen lassen (Hausmann 1989a: 5). Einem Dokumentationswörterbuch liegen – neben den Dokumentationswünschen der Mundartlexikographen – auf der Benutzerseite primär ausserordentlich vielfältige Forschungswünsche zu Grunde. Ein solches Verständnis der Wörterbuchfunktion legt also eine möglichst umfassende Kodifizierung nahe, wobei auch auf Benutzerfreundlichkeit großer Wert gelegt werden sollte.

3.2 Als wichtigste Quelle und somit als *Wörterbuchgrundlage* kommen in diesem Fall lediglich zwei Arten von Quellen in Frage. Zum einen die mit großem Arbeitsaufwand verbundene Materialerhebung, die in den vergangenen vier Jahrzehnten einerseits von Claus Jürgen Hutterer, andererseits von Karl Manherz persönlich und von seinen zahlreichen Schülern durchgeführt worden ist und auch die Grundlage für das Tonarchiv und den Sprachatlas bildet, dessen Ausarbeitung bereits erhebliche Fortschritte gemacht hat. Zum anderen liegen zahlreiche weitere wissenschaftliche Arbeiten vor, die im Rahmen diverser Projekte, als Diplom- bzw. Promotionsarbeiten entstanden sind.

3.2.1 Mit dem von Hutterer ausgearbeiteten Forschungsprogramm wurde ein recht komplexes Ziel angestrebt. Einerseits formulierte Hutterer die Aufgabe, „nicht nur einzelne, für je eine Gegend als charakteristisch bezeichnete Belegorte zu erheben, sondern **a l l e d e u t s c h b e s i e d e l t e n O r t s c h a f t e n** unserer Sprachinseln, damit wir nicht Gefahr laufen, wichtige Isoglossen außer acht zu lassen“ (Hutterer 1991: 187). Die vorliegenden Primärdaten enthalten Informationen sowohl zu Einzelmundarten als auch zu „zusammenhängenden Gruppen innerhalb des Sprachraums“ (Manherz 1989a: 372). Ferner wurde Wert darauf gelegt, eine in jeder Hinsicht allseitige Forschung durchzuführen: „Neben der horizontalen Gliederung ist auch die vertikale Schichtung der ungarndeutschen Mundarten in die Arbeit einzubeziehen. [...] **K o n f e s s i o n s u n t e r s c h i e d e n** wurde bei uns auch früher Rechnung getragen; wir möchten daneben auch die **g e s c h l e c h t s -** bzw. **a l t e r s b e d i n g t e n** Abweichungen im Sprachgebrauch der Ungarndeutschen behandelt wissen, um Altes und Neues in ihrer Wechselwirkung klarstellen zu können.“ (Hutterer 1991: 187).

Wie Manherz feststellt, konnte als Ergebnis dieser Befragung „ein reiches Material auch für die Dialektlexikographie“ (Manherz 1986: 166) gesammelt werden. Weitere Charakteristika dieses Materials, die auch für die Konzipierung eines Wörterbuchs von Bedeutung sein können, sind das Vorhandensein eines Registers der Fach- bzw. Handwerkersprachen, der berücksichtigten bäuerlichen Bereiche sowie die von Hutterer ausgearbeitete, den Spezifika der ungarndeutschen Mundarten angepasste Lautschrift für die exakte Erfassung der Wortformen (Manherz 1989a: 374).

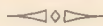
3.2.2 Aus den bereits mehrfach zitierten Berichten von Manherz geht u.a. hervor, dass die großangelegte, über viele Jahre hinweg durchgeführte Datenerhebung nach Hutterers theoretisch-methodologischen Vorgaben durchgeführt wurde (Manherz 1989a: 372f.). Hutterer hatte das Fragebuch zusammengestellt, das 600 Fragen zur Phonetik und zum Wortschatz enthält. Für das aufgenommene Wortmaterial ist charakteristisch, dass neben „Fragen allgemeiner Natur wie *Brot, Vater, Mutter* u. dgl. [...] auch Fragen aufgenommen [wurden], die den eigentümlichen

Bauernwortschatz sowie Brauchtum und Lebensbedingungen des Volkes betreffen. [...] In semantischer Hinsicht lag es auf der Hand, solchen Begriffen den Vorzug zu geben, die im ganzen Arbeitsgebiet bekannt und nicht an irgendein Dorf bzw. einen Beruf o.ä. gebunden sind. Im Ergebnis sind ungefähr folgende Begriffskreise aufgenommen worden: *Kulturpflanzen - Vögel - Käfer und Insekten - Obstarten - Bäume, Wald, Flur - Verwandtschaftsverhältnisse - Kleidungsstücke - Viehzucht - Dorf, Haus, Bauten, Hotter* (Flurbezeichnungen) - *Feiertage - Gemüsegarten - Nahrung - Körper - Feldarbeiten - Brauchtum - Berufe - Wochentage - Zahlssystem*'' (Manherz 1989a, 373-4). Die Abfragung wurde an insgesamt 375 (473 in Manherz 1989a: 368) Forschungspunkten vorgenommen. Wie folgender Ausschnitt des Fragebuchs (für die Belegorte Hajós, Császártóltés, Nemesnádudvar) zeigen, beschränkten sich die Fragen nicht auf isolierte Wörter, sondern es wurden auch komplexere Einheiten/Strukturen erfragt, die potentiell grammatische Schlussfolgerungen erlauben und als solche auch bei einem Wörterbuch die Grundlage für die Kodifikation bestimmter grammatischer Informationen bilden<sup>1</sup>:

## UDSA: 321-336

321. trinken-saufen .....	329. Kirche .....
inni-vedelni	templom
322. tranken .....	330. Kirchtag .....
itatni	bucsu +
323. wir können es machen .....	331. ung. pipacs + .....
megtehetjük	332. klein .....
324. wir kennen euch .....	kicsi
ismerünk benneteket +	333. kleiner .....
325. Kinn .....	kisebb
áll	334. Klumpen .....
326. Kinnbacke .....	fapapucs +
pofa /disznónál/ +	335. Kochlöffel .....
327. Kinnkette .....	főzőkanál
állódzólánc /lónál/ +	336. ich bin gekommen .....
328. Schnackerl .....	jöttem
csuklás +	

Die vorliegende (und grösstenteils computergespeicherte) Materialmenge ist eindrucksvoll. Berücksichtigt man allein die wesentlichen Richtwerte: die Antworten auf 600 Fragen an 375 (nach Ergänzung 473) Forschungspunkten ergeben allein schon 235 000 Daten mit potentieller lexikographischer Verwertbarkeit (die natürlich durch die Zahl der Informanten zu multiplizieren ist). Hinzu kommen weitere Daten zur sozialen und funktional-pragmatischen Differenziertheit des erfassten Wortschatzes. Als Ergebnis der bereits abgeschlossenen ersten Phase der Materialbearbeitung (für die Zwecke des UDSA) liegen Listen vor, die sämtliche mundartlichen Formen der erfragten standarddeutschen Wortformen/Wörter enthalten (phonetische und lexikalisch-semantische Varianten). Die hier eingefügten Beispiele zeigen Ausschnitte aus den



<sup>1</sup> Der Ausschnitt zeigt, dass das Fragebuch zweisprachig (deutsch-ungarisch) angelegt ist. Das Pluszeichen zeigt den wortgeographischen Charakter der betreffenden Frage an.

Listen „033. Stachelbeere“ mit insgesamt 143 (phonetischen) Belegen, verteilt auf mindestens 6 verschiedene Wortformen, „034. Großmutter“ mit insgesamt 128 (phonetischen) Belegen, verteilt auf 7 verschiedene Wortformen sowie „150. Mücke“:<sup>4</sup>

### 033. Stachelbeere

033. B26 Stachelbeere: *egrēsl*  
 033. B260 Stachelbeere: *trūʒl*  
 033. B264 Stachelbeere: *grətša*  
 033. B264b Stachelbeere: *agratsa*  
 033. B265 Stachelbeere: *kəgrats*  
 033. B266 Stachelbeere: *kruslpär*

### 034. Großmutter

034. B137 Großmutter: *krosmotər*  
 034. B139 Großmutter: *krəsmətɾ*  
 034. B14 Großmutter: *altmətər*  
 034. B140 <Bäuerisch> Großmutter: *krōšmo<sup>u</sup>tə <a>*  
 034. B140 <Handwerkerspr.> Großmutter: <grosmama>, *grosmutə*  
 034. B140b Großmutter: *kro<sup>u</sup>smutə*  
 034. B144 Großmutter: *krəsmotər*  
 034. B145 Großmutter: *kro<sup>u</sup>smutər*  
 034. B146 Großmutter: *krōsmotr*  
 034. B16 Großmutter: *altmutər*  
 034. B164 Großmutter: *grōsmutər*, *altmutər* <Urgroßmutter>

### 150. Mücke

150. B265 Mücke: *kälz*  
 150. B266 Mücke: *kälzə*  
 150. B24b Mücke: *k<sup>ç</sup>eltsə*  
 150. B87 Mücke: *k<sup>ç</sup>eltse*  
 150. B104 Mücke: *kelDzø*  
 150. B118 Mücke: *keldzə*  
 150. B275 Mücke+: *kelts*

Wie zu sehen ist, findet man in bestimmten Fällen weitere, ergänzende (pragmastilistische) Informationen, wie z.B. *bäuerisch*, *H.* für *Handwerkssprache*, *B.* für *Bergmannssprache*, *W.* für *Weidmannssprache*, *kath.* für *katholisch*, *ev.* für *evangelisch* (lutherisch), *neu* für *Neologismus*, *kind.* für *kindersprachlich*, *j.* für *jugendsprachlich* u.a. (Quelle: „Anleitung



<sup>4</sup> Das vor dem Forschungspunkt stehende B ist das Zeichen für die zweite große Region von den insgesamt drei Regionen, die angesetzt werden.



zum Fragebuch"). Daran ist übrigens auch abzulesen, dass bei der lexikographischen Darstellung der ungarndeutschen Dialekte – in Reichmanns Terminologie – die Bezeichnungsgeographie der Bedeutungsgeographie vorgeht (Reichmann 1976: 82).

3.3 Wie bereits erwähnt wurde, schwebte Hutterer selbst ursprünglich die Erstellung dreier regionaler Mundartwörterbücher vor (Hutterer 1991: 187) – entsprechend den drei großen deutschen Siedlungsräumen in Ungarn: dem Ostdonaubairischen in Westungarn und im Ungarischen Mittelgebirge, dem Rheinfränkischen in der Schwäbischen Türkei und in der Batschka sowie dem Schwäbischen in Ost- und Südungarn (Manherz 1986). Die drei Großräume nannte man A-, B- und C-Gebiete. Leider findet man in Hutterers Arbeiten und auch sonst in der einschlägigen Literatur nichts Näheres zur Konzeption der Wörterbücher, insbesondere keine lexikographisch verwertbaren Hinweise zu ihrem geplanten oder überhaupt möglichen „Profil“ (Wörterbuchtyp). So ist z.B. nicht bekannt, ob ihm etwa drei nach einheitlicher Konzeption erstellte selbständige Wörterbücher vorschwebten – oder ob die lexikographischen Daten in einem „Gesamtwörterbuch“, jedoch nach den drei großen Siedlungsräumen differenziert, dargestellt werden sollten.

Die Antwort auf die Frage nach der Wörterbuchbasis ist also eine wichtige, fundamentale Vorentscheidung zugleich über den *Inhalt* des Wörterbuchs: Drei regionale Wörterbücher, wie sie von Tafferner und Hutterer geplant worden waren, oder eines – und in diesem Fall was für eines? Bei der ersten Alternative kann man auf das für den Sprachatlas bearbeitete Material als primäre Wörterbuchbasis zurückgreifen, im zweiten Fall muss man unmittelbar von dem erhobenen mundartlichen Material, d.h. den noch nicht aufbereiteten Primärdaten ausgehen und diese im Einklang mit den konzeptionellen Vorgaben aufbereiten. Eine Kombination der beiden Vorgehensweisen könnte sich allerdings als sinnvoll erweisen, wenn als Ziel ein polyfunktionales Wörterbuch angestrebt wird, in dem zum einen Ortsmundarten, aber auch die drei ungarndeutschen Großraummundarten/-dialekte verzeichnet sind.

Die Erstellung einer lexikographischen Ausgangsdatei ist eine Arbeitsphase von entscheidender Bedeutung, die den Ausgangspunkt des weiteren lexikographischen Arbeitsprozesses bildet. Sie kann allerdings erst vorgenommen werden nach der Entscheidung über die Wörterbuchfunktion(en) und den Wörterbuchtyp, weil sich aus diesen Entscheidungen ableiten lässt, welche Aufgaben sich in dieser Arbeitsphase noch ergeben. Dabei sollte man die Erfahrungen aus dialektlexikographischen Analysen weitgehend berücksichtigen und die Heterogenität der Materialgrundlage, soweit es nur geht, eliminieren. Diese Arbeitsphase stellt hohe Anforderungen an die Mitarbeiter und erfordert solide fachliche Kompetenz. Die Voraussetzungen scheinen durch das wissenschaftliche Potential der ungarischen Dialektologen (einschließlich Nachwuchs) gesichert zu sein. Aus der Perspektive des Wörterbuchs lässt sich diese Arbeitsphase allerdings nur in Wechselbeziehung mit bestimmten lexikographischen Vorgaben optimal durchführen. Der wichtigste Bezugspunkt dürfte dabei die genaue Bestimmung der Zielsetzungen über das Globalziel hinaus sein. Die Wechselbeziehung besteht darin, dass als Zielsetzung nur bestimmt werden kann, was der gesamten, erweiterten Materialgrundlage als unmittelbare oder mittelbare authentische Information zu entnehmen ist und als abgesichert gelten kann. Aus Umfangsgründen muss aber eine weitere Erörterung dieser Problematik hier ausgeklammert bleiben.

4. Wörterbuchbasis und Wörterbuchfunktionen bilden nicht nur bei der Erwägung möglicher Optionen für die Gesamtanlage, sondern auch bei der Gestaltung der Makro-, Medio- und

Mikrostruktur wichtige Bezugspunkte. Da aus den dialektologischen Arbeiten z.B. nicht bekannt ist, ob etwa drei nach einheitlicher Konzeption erstellte selbständige Printwörterbücher geplant waren oder die lexikographischen Daten in einem „Gesamtwörterbuch“, jedoch nach den drei großen Siedlungsräumen differenziert, dargestellt werden sollten, steht im vorliegenden Beitrag die Frage im Vordergrund, was beim gegenwärtigen Stand der (meta)lexikographischen Forschung als erstrebenswertes Ziel angesehen werden kann.

4.1 Als „einfachste“ Version kann die Erstellung eines semasiologischen, mit den standardsprachlichen deutschen Wortformen als Lemmazeichen alphabetisch angeordneten Wörterbuchs in Erwägung gezogen werden. Dieses Lemmatisierungsprinzip leitet sich aus der Tatsache ab, dass es sich bei den ungarndeutschen Mundarten vorrangig um gesprochene Varietäten handelt. Da man sich auch im Fragebuch, im Laufe der Datenerhebung, dieser Vorgehensweise bediente (ergänzt durch die ungarischen Entsprechungen), kann man grundsätzlich davon ausgehen, daß der mundartliche Wortschatz von der deutschen Standardsprache her fast problemlos erschlossen wird. Selbst in diesem Fall ist jedoch zusätzlich das Problem zu lösen, dass mit ungarischen Lehnwörtern zu rechnen ist (vgl. vor allem Erb 1997) und auch im Fragebuch stellenweise nur die ungarische Entsprechung, ohne das standardsprachliche deutsche Wort, angegeben ist (vgl. im Fragebuch: 331. *ung.* pipacs +). In einem solchen Wörterbuch, das auf Grund der computergespeicherten Datei bzw. des für den Sprachatlas bereits aufbereiteten Materials relativ schnell und leicht zu erstellen ist, können als minimale Informationsmenge dem standarddeutschen Lemmawort (das zugleich als semantische Angabe steht), die Form- und Aussprachevarianten in den drei Großregionen folgen (A-, B-, C-Gebiet). Welche weiteren Datenklassen in die Lemmastruktur aufgenommen werden können/müssen, lässt sich entscheiden in Abhängigkeit davon, welche Informationen der Materialbasis zu entnehmen sind - etwa die Angaben bei „039. Tochter“ <ev.> *mādl*, *toxtōr*, <kath.> *mētli* <neutr.> oder grammatische Informationen zur Verbkonjugation (s. die Fragen 323. wir können es machen; 324. wir kennen euch; 336. ich bin gekommen). Auf diesem Weg kann eine Mikrostruktur mit obligatorischen und fakultativen Positionen gestaltet werden. Als Ergebnis entsteht ein integriertes, diatopisches semasiologisches Wörterbuch, das allerdings durch ein entsprechendes Verweissystem zugleich die Funktion dreier syntopischer Wörterbücher erfüllen kann. Auf Grund des für den Sprachatlas bearbeiteten Materials ist es möglich, innerhalb der einzelnen Großregionen weiter zu differenzieren unter Zuhilfenahme der dort verwendeten Siglen.

Einen einfachen Wortartikel kann man sich dann schematisch wie folgt vorstellen:

*Orgel*:            [A-Gebiet: ...]  
                       B-Gebiet:  
                       ● *ørgl*  
                       ▲ *oriγal*  
                       ○ *origal*  
                       ✦ *ārgal/ārjal*  
                       ✕ *u<sup>o</sup>riγal*  
                       ◆ *orgal*  
                       ■ *uørgl/uørgvl* etc  
                       [C-Gebiet: ...]



Ein solches semasiologisches Wörterbuch muss allerdings einige Nachteile in Kauf nehmen. In diesem Fall ist lediglich ein einziger schneller Zugriff über das standardsprachliche Lemmazeichen möglich, denn der andere über ein Register, mit der Liste der durchnummerierten Belegorte, wäre wohl mit einer zu langen Suchzeit verbunden. Daher könnte es den (zugegebenermaßen vage beschriebenen) Dokumentationswünschen und möglichen, diversen Forschungsbedürfnissen von potenziellen Benutzern wohl nur sehr mangelhaft Rechnung tragen. So müssten sie auch darauf verzichten, das besonders wertvolle Material der Fach- und Berufssprachen auf schnellem Weg aufzufinden.

**4.2** Ein semasiologisch-onomasiologisches Printwörterbuch kommt den Forschungsbedürfnissen eher entgegen und kann die sich aus der Materialbasis und den zahlreichen weiteren einschlägigen Arbeiten ergebenden, vielfältigen Informationen angemessener, vor allem benutzerfreundlicher darstellen. Dieser Aspekt ist besonders wichtig, zumal auch Manherz betont: "Für die Dialektlexikographie sind vor allem die Fachsprache bzw. Handwerkersprachen von besonderer Bedeutung" (Manherz 1986: 17). Die Vorteile einer Kombination der semasiologischen und onomasiologischen Darstellung hat Reichmann im Zusammenhang mit Sprachstadienwörterbüchern dargestellt (u.a. in Reichmann 1986), und seine Argumente lassen sich auch auf ein Dialektwörterbuch übertragen. In der Tat erwähnt Reichmann als Beispiel für diese Kombination u.a. auch dialektbezogene Wörterbücher (Reichmann 1986: 89). Die Umsetzbarkeit der Verbindung von semasiologischem und onomasiologischem Aspekt sieht Reichmann teils im makro-, teils im mikrostrukturellen Bereich. Im makrostrukturellen Bereich ist vor allem an Register zu denken, über die das Nachschlagen im semasiologisch angeordneten Wörterbuchteil gezielter vorgenommen werden kann.

Diese Kombination des semasiologischen und des onomasiologischen Prinzips hat den Vorteil, dass das gesamte Material (auch) nach Fach- und Berufssprachen geordnet erscheint, wobei innerhalb der einzelnen Gruppensprachen das Alphabet befolgt wird. Durch ein Register der Fachgebiete und Berufe sowie der entsprechenden Verweissymbole sind schnelle und mehrere Zugriffsmöglichkeiten und dadurch eine benutzerfreundliche Gestaltung zu gewährleisten. Zu überlegen ist ferner ein weiteres Register mit den ortsspezifischen Form- und Aussprachevarianten zu den einzelnen Lemmawörtern, die ebenfalls durch eine wohl durchdachte Verweisstruktur auffindbar sein könnten.

**4.3** Beim heutigen Entwicklungsstand der Lexikographie kann ein computerlesbares Wörterbuch aus den Überlegungen zu einem Wörterbuchprojekt nicht mehr ausgeklammert bleiben. Dabei geht es nicht nur um einen weltweiten modischen Trend, dem man sich anschließen sollte, sondern um eine Effizienzsteigerung des lexikographischen Gesamtprozesses und gleichzeitig eine Vervielfachung der Nutzungsmöglichkeiten des Wörterbuchs infolge des elektronischen Mediums. Es eröffnet sich hier nämlich die Möglichkeit, relativ zum Printwörterbuch das Vielfache an Informationen zu speichern und diese den Benutzern auf schnellstem Weg, über die verschiedensten Suchpfade zugänglich zu machen. Das monofunktionale Printwörterbuch als Prototyp kann dabei höchstens methodologisch, in der Planungsphase als eines von verschiedenen Wörterbuchmodulen richtungsweisend sein, wobei den durch den Computer eröffneten Möglichkeiten das polyfunktionale Wörterbuch als Endprodukt entspricht.



**4.3.1** Bereits in den zwei Halbbänden „Dialektologie“ der HSK-Reihe widmete man der „automatischen Lexikographie“ einen selbständigen Artikel (Scheuermann 1982). Dabei war mit „automatisch“ nicht mehr und nicht weniger gemeint, als dass „einzelne Arbeitsschritte der lexikographischen Tätigkeit mit Hilfe einer elektronischen Datenverarbeitungsanlage (EDV) ausgeführt werden“ (Scheuermann 1982: 736). Dem damaligen Entwicklungsstand entsprechend war damals von einem Computerwörterbuch noch keine Rede. Lediglich ist man der Frage nachgegangen, auf welche Weise die EDV in den einzelnen Arbeitsphasen des lexikographischen Prozesses mit Erfolg einzusetzen war, und als Illustration dieser Möglichkeiten diente bei Scheuermann das Niedersächsische Wörterbuch.

**4.3.2** In den vergangenen Jahrzehnten konnte die computerisierte bzw. die Computerlexikographie bedeutende Fortschritte verzeichnen, so dass man heute mit Recht zwischen computerunterstützter Lexikographie und Computerlexikographie als zwei fundamental verschiedenen Bereichen unterscheidet (Wiegand 1998). Die Vorteile des computerunterstützten lexikographischen Prozesses lassen sich in den Stichworten Zeit-, Raum- und Kostenersparnis, Arbeiterleichterung und Qualitätssteigerung zusammenfassen (ebda.: 153).

Experten der Computerlexikographie versäumen nicht hervorzuheben, dass die Medienspezifität vor allem dann genutzt werden kann, wenn man beim „Nachdenken“ über ein elektronisches Wörterbuch nicht von einem Printwörterbuch ausgeht, das lediglich per Computer benutzt werden kann - man denke hier an die CD-Rom-Versionen von Printwörterbüchern. Es kommt vielmehr darauf an, bereits in der Planungsphase der Medienspezifität und den sich daraus ergebenden Möglichkeiten Rechnung zu tragen (Storrer/ Freese 1996).

Die Medienspezifität des Computerwörterbuchs besteht in der *Hypertextualität*, *Multimedialität* und in der Möglichkeit, „intelligente“ *Zugriffsangebote* zu entwickeln. In Storrer/Freese 1996 finden sich zu diesen Begriffen nicht nur Erläuterungen, sondern auch anschauliche Beispiele, u.a. ein zweisprachiges schwäbisch-englisches Wörterbuch (Storrer/ Freese 1996: 101 f.).

**4.3.3** *Hypertextualität* bedeutet die Möglichkeit, je nach Bedarf ein ganzes Netzwerk von jeweils eigenständigen Dokumenten in einem einzigen Wörterbuch zusammenzuführen, so dass diese miteinander mittels computerisierter Verweisungen (Hyperlinks) verbunden sind (Storrer/Freese 1996: 119). Daraus leitet sich für das ungarndeutsche Mundartwörterbuch im Prinzip die Möglichkeit ab, dass auf Grund der vorhandenen Materialbasis drei Großraum-Wörterbücher, *n* fachsprachliche Wörterbücher und *n* Wörterbücher zu (onomasiologischen) Begriffsfeldern integriert werden. Als weitere Option können auch sämtliche Formvarianten desselben standardsprachlichen „Lemmawortes“ zugänglich gemacht werden (bei „034. Großmutter“ sind es z.B. insgesamt 128 phonetische Belege). Die Zahl der Wörterbuch-Bauteile lässt sich aber auch darüber hinaus erweitern, und es entfällt dann auch die Frage: *ein* diatopisches vs. *drei* syntopische Wörterbücher, da diese als Module in den Hypertext integrierbar sind. Ein so aufgebautes Wörterbuch eignet sich vorzüglich als Quelle nicht nur bei Forschungen zu den drei Großraum-Mundarten, sondern auch bei Forschungen zu verschiedenen Einzel-/Ortsmundarten. Wenn man schließlich außer den Bezeichnungsvarianten in einem

“Bedeutungsmodul” auch die dialektalen Sememe der einzelnen Wortformen erfasst, werden dadurch die Verwendungsmöglichkeiten zusätzlich erweitert, wobei es sich aber keineswegs um eine abgeschlossene Liste handelt (denkbar ist zusätzlich auch ein zweisprachiges Modul mit Ungarisch).

Aus dieser kurzen Skizze dürfte ersichtlich sein, dass der Hypertext mit Recht als “interessantes Strukturierungsprinzip für elektronische Wörterbücher” bezeichnet wird: “Die vielfältigen Verweisungen zwischen den Bauteilen von Wörterbüchern können durch Hyperlinks nachgebildet werden. Dies ermöglicht eine komfortable Verweisverfolgung, die im Gegensatz zum gedruckten Wörterbuch nicht mit erneutem Blättern und Suchen verbunden ist.” (Storrer/Freese 1996: 120).

**4.3.4** Die *Multimedialität* ermöglicht die Vermittlung von auditiven und über den Text hinaus visuellen Informationen (Bilder und sogar Video). Die vielseitigen Beschreibungen, (foto)grafischen Darstellungen von Fachsprachen, Handwerken und Berufen, einschließlich der Werkzeuge und Produkte, Arbeitsvorgänge usw., die in den verschiedenen monographischen Arbeiten dokumentiert sind, legen eine derartige Erweiterung des Wörterbuchs nahe. Auch die durch das Tonarchiv gegebene Möglichkeit der Erweiterung des Computerwörterbuchs durch eine auditive Komponente sollte nicht ungenutzt bleiben. Diese könnte im Falle der ungarndeutschen Dialekte eine besonders wertvolle (und attraktive) Komponente des Wörterbuchs sein, da es um weitgehend im Rückgang befindliche Sprachvarietäten geht.

**4.3.5** Das *Zugriffsangebot* kann beim elektronischen Wörterbuch mehrere Zugriffsmöglichkeiten enthalten, “zwischen denen ein Benutzer je nach Benutzungssituation und aktuellem Informationsbedarf wählen kann” (Storrer/Freese 1996: 125). Außer dem einfachen blätternden Zugriff unterscheidet man die beiden Grundtypen, hypertextorientierter (über optisch ausgezeichnete sog. Aktionswörter oder über Graphiken per Mausclick aktivierbare) und retrievalorientierter Zugriff (d.h. Suche nach den Wortformen mit Anzeige der Treffer), die auch kombiniert werden können. Welcher Zugriff bei einem konkreten Wörterbuch die optimale Lösung ist, machen Storrer/Freese von der Funktion des Wörterbuchs abhängig. In dem vorliegenden Beitrag ist die Funktion des ungarndeutschen Dialektwörterbuchs etwas undifferenziert als Befriedigung diverser wissenschaftlicher Forschungsinteressen bestimmt worden. Zu diesen gehören möglicherweise auch Fragestellungen soziolinguistischer und kontaktlinguistischer Provenienz, und die Fragebücher geben tatsächlich Auskunft u.a. über Geschlecht, Alter, Konfession und Beruf der Informanten. Für eine detailliertere Funktionsliste fehlen gegenwärtig die notwendigen, abgesicherten Informationen über die ganze Vielfalt der Primärdaten in der lexikographisch nichtaufbereiteten Datei, die sich aber lexikographisch aufbereiten lassen. Man sollte sich wohl auf jeden Fall für eine kombinierte hypertext- und retrievalorientierte Zugriffsmöglichkeit entscheiden.

Im Zusammenhang mit einem elektronischen Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten ist somit zu überlegen, wie viele “Wörterbuch-Module” auf welche Weise zu einem Hypertext verbunden werden können. Grundlage dieser Überlegungen können die Datenklassen bilden, die der Wörterbuchbasis zu entnehmen sind, sowie die Benutzungssituationen und der Informationsbedarf der potentiellen Benutzer. Die Nutzung der medienspezifischen Vorteile



Hypertextualität, Multimedialität und „intelligente“ Zugriffsangebote verspricht insgesamt eine vielfältige Nutzbarmachung der vorläufig lexikographisch noch nicht aufbereiteten Materialbasis für die verschiedensten Forschungs- und sonstigen Anwendungszwecke.

5. Das Erstellen eines Wörterbuchs ist ein höchst komplexer Prozess, in dem die verschiedenen Arbeitsschritte miteinander aufs engste verbunden sind. Erfahrungsgemäß hängt die Qualität des Endprodukts unmittelbar damit zusammen, wie gründlich und erfolgreich in der Planungsphase die notwendigen Vorentscheidungen überlegt und getroffen worden sind. Der vorliegende Text versteht sich als bescheidener Schritt, der allerdings nicht einmal eine lexikographische Pilotstudie zu ersetzen vermag. Hoffentlich ist er aber geeignet, zu dieser komplexen Arbeit, bei der auf die Zusammenarbeit von Dialektforschern, Lexikographen (und im Falle eines Computerwörterbuchs die Mitarbeit eines Programmierers) nicht verzichtet werden kann, wenigstens einen bescheidenen Beitrag zu leisten.

### Literaturverzeichnis

- Erb, Mária 1997: Ungarische Lehnwörter in den neueren deutschen Sprachinseln Ungarns bis 1945. Strukturlinguistische und sozio-pragmatische Untersuchungen. I-II. Budapest: ELTE (Typoskript).
- Friebertshäuser, Hans 1983: Ergebnisse dialektologischer Beschreibung: lexikalisch-semantische Eigenschaften deutscher Dialekte. In: Besch, Werner; Knoop, Ulrich; Putschke, Wolfgang; Wiegand, Herbert Ernst (Hgg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin/New York; Halbbd. 2, 1283-1295 [= HSK 1.1-1.2].
- Hausmann, Franz Josef 1989a: Die gesellschaftlichen Aufgaben der Lexikographie in Geschichte und Gegenwart. In: Hausmann, Franz Josef; Reichmann, Oskar; Wiegand, Herbert Ernst; Zgusta, Ladislav (Hgg.): Wörterbücher – Dictionaries – Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Berlin/New York; Halbbd. 1, 1-19 [= HSK 5.1-5.3].
- Hausmann, Franz Josef 1989b: Wörterbuchtypologie In: Hausmann, Franz Josef; Reichmann, Oskar; Wiegand, Herbert Ernst; Zgusta, Ladislav (Hgg.): Wörterbücher – Dictionaries – Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Berlin/New York; Halbbd. 2, 968-980 [= HSK 5.1-5.3].
- Hutterer, Claus Jürgen 1991: Aufsätze zur deutschen Dialektologie. Hg. v. Karl Manherz. Budapest [= Ungarndeutsche Studien 6].
- Kühn, Peter 1978: Deutsche Wörterbücher. Eine systematische Bibliographie. Tübingen [= Reihe Germanistische Linguistik 15].
- Kühn, Peter 1982: Typen lexikographischer Ergebnisdarstellung. In: Besch, Werner; Knoop, Ulrich; Putschke, Wolfgang; Wiegand, Herbert Ernst (Hgg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin/New York; Halbbd. 1, 702-723 [= HSK 1.1-1.2].
- Manherz, Karl 1986: Zum Stand der ungarndeutschen Dialektlexikographie. In: Friebertshäuser, Hans (Hg.): Lexikographie der Dialekte. Beiträge zu Geschichte, Theorie und Praxis. Tübingen, 15-20.



- Manherz, Karl 1989a: Ungarndeutscher Sprachatlas (UDSA). In: Veith, Werner H.; Putschke, Wolfgang (Hg.): Sprachatlanten des Deutschen. Laufende Projekte. Tübingen, 367-382.
- Manherz, Karl 1989b: Ungarndeutsches Wörterbuch (WUM). In: Veith, Werner H.; Putschke, Wolfgang (Hg.): Sprachatlanten des Deutschen. Laufende Projekte. Tübingen, 383-385.
- Mollay, Karl 1986: Das Wörterbuch des Frühneuhochdeutschen in Ungarn. In: Ágel, Vilmos; Paul, Rainer; Szalai, Lajos (Hgg.): Beiträge zur historischen Lexikographie. Budapest, 111-121 [= Budapester Beiträge zur Germanistik 15].
- Reichmann, Oskar 1976: Germanistische Lexikologie. Stuttgart [= Sammlung Metzler 82].
- Reichmann, Oskar 1986: Das Frühneuhochdeutsche Wörterbuch. III. Die Aufbereitung semasiologischer Sprachstadienwörterbücher vorwiegend unter onomasiologischem Aspekt. In: Ágel, Vilmos; Paul, Rainer; Szalai, Lajos (Hgg.): Beiträge zur historischen Lexikographie. Budapest, 83-109 [= Budapester Beiträge zur Germanistik 15].
- Rézeau, Pierre 1990: Le dictionnaire dialectal: l'exemple français. In: Hausmann, Franz Josef; Reichmann, Oskar; Wiegand, Herbert Ernst; Zgusta, Ladislav (Hgg.): Wörterbücher – Dictionaries – Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Berlin/New York; Halbbd. 2, 1467-1475 [= HSK 5.1-5.3].
- Scheuermann, Ulrich 1982: Automatische Lexikographie. In: Besch, Werner; Knoop, Ulrich; Putschke, Wolfgang; Wiegand, Herbert Ernst (Hgg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin/New York; Halbbd. 1, 736-749 [= HSK 1.1-1.2].
- Schwalm, Paul 1979: Wörterbuch des Dialekts der Deutschen in Vaskút, Südungarn. München.
- Storrer, Angelika; Freese, Katrin 1996: Wörterbücher im Internet. In: Deutsche Sprache 2, 97-153.
- Tafferner, Anton 1941: Gedanken zu einem „Ungarländisch-Deutschen Wörterbuch“. In: Deutsche Forschungen in Ungarn 6, 340-ff.
- Wiegand, Herbert Ernst 1998: Wörterbuchforschung. Untersuchungen zur Wörterbuchbenutzung, zur Theorie, Geschichte, Kritik und Automatisierung der Lexikographie. Berlin/New York; Teilbd. 1.
- Zender, Matthias 1982: Prinzipien und Praxis dialektaler Lexikographie am Beispiel des Rheinischen Wörterbuches. In: Besch, Werner; Knoop, Ulrich; Putschke, Wolfgang; Wiegand, Herbert Ernst (Hgg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin/New York; Halbbd. 1, 113-126 [= HSK 1.1-1.2].



Borbála Keszler (Budapest)

## Die Modalität der Nominalsätze

1. Die Beurteilung des Begriffes Nominalsatz in der Fachliteratur ist nicht eindeutig, und auch die Auffassung der Stilisten und der Grammatiker ist etwas unterschiedlich. Die Stilisten und die Grammatiker sprechen von nominalem Stil, nominaler Konstruktion, nominalen Sätzen, wenn im Text bzw. im Satz die Nomina gegenüber den Verben vorherrschen (vgl. z.B. Kovalovszky 1984: 381 f.; Brauch 1970: 343 f.; Bußmann 1983: 350; Weinrich 1993: 988). Andere ordnen die Sätze ohne Verb in diese Kategorie ein, aber es gibt auch Ansichten, nach denen auch die ungliederten Sätze (also diejenigen, die aus Interjektionen oder bestimmten Modaladverbien bestehen) Nominalsätze sind (vgl. Grevisse 1986; Brauch 1970: 141). (Selbstverständlich haben der nominale Stil und die nominale Konstruktion in der Stilistik noch weitere grammatische Merkmale, so z.B. das Weglassen von Konjunktionen, Suffixen und Postpositionen, der häufige Gebrauch von deverbalen Substantiven, die Häufung der Nomina usw. Diese haben jedoch hinsichtlich der Modalität keine besondere Bedeutung, so dass ich mich im folgenden nicht mit ihnen befasse.)

Ich betrachte hier die Sätze ohne Verb als Nominalsätze und untersuche die Modalität solcher Sätze, wobei ich auch auf die Modalität der ungliederten Sätze zu sprechen komme.

Der Begriff der 'Modalität' ist noch unklarer als der des Nominalsatzes, ja vielleicht ist er sogar einer der kompliziertesten Begriffe der Sprachwissenschaft.

Mit den verschiedenen Bestimmungen der Modalität hat sich z.B. Kiefer mehrmals (1986: 3-37 und 1990) beschäftigt, wobei er einerseits die Probleme aufgezeigt hat, die sie aufwerfen, und andererseits gezeigt hat, auf welche sprachlichen Erscheinungen sich die einzelnen Definitionen erstrecken. Da hier in erster Linie der modale Grundwert der einzelnen Satzarten von Interesse ist, muss ich von einer Definition ausgehen, die die Modalität als eine Attitüde des Sprechenden auffasst.

Der Modalwert eines Satzes kommt durch Operatoren und grammatische Mittel zum Ausdruck, die die Attitüde des Sprechenden ausdrücken.

Tabelle 1 enthält die grammatischen Ausdrucksmittel der verschiedenen Satzarten. Diese Ausdrucksmittel sind zum Teil keine spezifischen Merkmale der betreffenden Satzarten, sondern nur Begleiterscheinungen (so z.B. das Gradadverb *milyen* [wie], das Verbotswort *ne* [nicht], die Interjektionen usw.).



Tabelle 1: Übersicht über die grammatischen Ausdrucksmittel der Satzarten

	Aus- sage- satz	Wunschsatz		Aufforderungs- satz	Fragesatz		Ergän- zungs- frage	
		mit Wunschartikel oder Konjunktion dieser Funktion	allgemein ohne Wunschartikel		ohne Fragewörter -e [ob (... wohl)], <i>ugye</i> [nicht wahr] (... wohl)], <i>ugye</i> [nicht wahr]	mit Fragewörtern -e [ob (... wohl)], <i>ugye</i> [nicht wahr]		
Modal- suffix	-	-	+	+	m	m	m	
Emotionale Intonation	m	+	-	-	m	m	m	
Frageintonation	-	-	+	m	+	-	-	
Lexikologisches Element	Fragepartikel <i>vajon</i> [ob ... wohl]	-	-	-	-	m	m	
	Fragepartikel -e, <i>ugye</i>	-	-	-	-	-	-	
	Fragepronomen	-	-	-	-	-	+	
	Wunschartikel oder Konjunktion dieser Funktion	-	+	-	-	-	-	
	Verbotswort <i>ne</i> [nicht]	-	m	-	m	m	m	
	Gradadverbien <i>milyen</i> [wie], <i>olyan</i> [solch], <i>annyira</i> [so sehr], <i>úgy</i> [so]; Betonungspartikel <i>he, de</i> [wie]	-	-	-	-	-	m nur bei <i>ugye</i>	-
	Modalpartikeln <i>hadd</i> [laß], <i>csak</i> [nur]	-	-	m	-	-	-	-
	Interjektion*	-	m	-	m	m	m	m
	Umgekehrte Wortfolge	m	m	m	m	m	m	+

Zeichenerklärung: + = muß im Satz vorkommen

- = kann in der Satzart nicht vorkommen (Beides sind Kriterien, die zur Bestimmung des konkreten Satzes zu einer Satzart unbedingt nötig sind.)

m = im Satz möglich

\* In den Satz einzubauende (*vaj de jó!* [O wie schön!]) oder dem Satz anzuschließende (*Óh, bár elfelejthetném!* [Oh, könnte ich es nur vergessen!]) Interjektion

2. Die Tabelle enthält, gemäß der im Ungarischen üblichen Aufteilung, fünf Satzarten, und innerhalb dieser unterscheidet man je zwei Haupttypen des Wunschsatzes und des Fragesatzes. Vier (Aussagesatz, Ausrufesatz, Aufforderungssatz, Fragesatz) von diesen fünf Satzarten werden meist auch in der europäischen Fachliteratur behandelt (vgl. z. B. Quirk/Greenbaum 1977; Heidolph/Flämig/Motsch 1981; Alonso 1982; Grevisse 1986; Engel 1988 usw.). Von Wunschsätzen als gesonderte Satzart ist jedoch meines Wissens in keiner europäischen Grammatik die Rede. Die Sätze, die einen Wunsch ausdrücken (und in den anderen Sprachen keine eigenen formalen Erkennungszeichen haben), werden unter die Aufforderungssätze eingereiht, die (wie es heißt) hinsichtlich ihres Grades unterschiedlich sein, vom Wunsch bis zum strengen Befehl viele verschiedene Inhalte ausdrücken können. Einige deutsche Autoren (vgl. z.B. Jüttner 1981: 772) werfen auf, dass verselbständigte Konditionalsätze des Typs *Käme er doch!*; *Wenn er doch käme!*; *Daß er doch käme!* im Deutschen als Wunschsätze aufgefaßt werden können.

In der Tabelle kommen zwei herkömmliche Typen von Fragesätzen vor, die Entscheidungsfrage und die Ergänzungsfrage.

Die europäischen Grammatiken und einige ungarische Autoren nennen jedoch mehr Typen von Fragesätzen. Die Grammatiken von Quirk/Greenbaum (1977: 191 f.), Engel (1988: 54 f.) und von Heidolph/Flämig/Motsch (1981: 766-771) usw. behandeln die Doppelfrage (oder Alternativfrage) gesondert. (Diese nimmt auch Kiefer 1983: 209-213 in sein System auf.) Solche sind z.B. *Jogász vagy orvos Péter?* [*<Ist>* Peter Jurist oder Arzt?], *Szép vagy csúnya a lány?* [*<Ist>* das Mädchen hübsch oder hässlich?] usw.

Die genannten Grammatiken sowie mehrere Handbücher zur Stilistik und zur Sprachwissenschaft (vgl. z.B. NyKk. = „Nyelvművelő Kézikönyv“ [Handbuch der Sprachpflege] 1147 f.) sprechen außerdem noch von ‘Überzeugungsfragen’, ‘Aufmerksamkeit weckenden Fragen’ und ‘rhetorischen Fragen’. Diese dienen (wie schon ihre Namen zeigen) der Erweckung und Aufrechterhaltung der Aufmerksamkeit, der Erhöhung der Expressivität usw. und bleiben auch oft unbeantwortet. Manchmal beantwortet sie der Autor selbst, z. B.: „*Földi élet, hol a réved?*“ [Erdenleben, wo *<ist>* dein Ziel?]. (János Vajda: “Nádas tavon“ [Auf einem verschilften See]. Gedicht).

Einige Autoren behandeln auch die *Rückfragen* gesondert (vgl. Engel 1988: 55). Ein Beispiel dafür ist die Rückfrage auf die Frage *Péter katona?* [*<Ist>* Peter Soldat?]; *Hogy Péter katona?* [Ob Peter Soldat *<ist>*?]. Ähnlich, aber doch anders ist die sogenannte ‘Echofrage’ (vgl. ebd.; Bußmann 1983: 148), die eine Wiederholung einer Aussage als Frage ist, mit der Bedeutung und Intonation von *Jól hallottam?* [Habe ich richtig verstanden?]. Letztere bezeichnen Fónagy und Magdics (1967: 58) als ‘zur Wiederholung auffordernde Frage’, z. B. die Frage, die die Aussage *Péter húszéves.* [Peter *<ist>* zwanzig Jahre alt.] anzweifelt: *Hány éves Péter?* [Wie alt *<ist>* Peter?]. Dass dieser Satz in eine gesonderte Kategorie gehört, zeigt sich darin, dass er zwar ein Fragewort enthält (formal also eine Ergänzungsfrage ist), aber doch die für Entscheidungsfragen typische Frageintonation aufweist.

Fónagy und Magdics (1967: 152) sprechen außerdem von der sogenannten ‘Kontrollfrage’, z. B. *Szép lány, ugye?* [Ein hübsches Mädchen, nicht wahr?].

Kiefer (1983) grenzt noch eine ‘offene Frage’ ab, die daran zu erkennen ist, dass sie zwar formal der Ergänzungsfrage ähnlich ist, aber nicht nach einem Satzteil fragt, weshalb man sie meist auch nicht mit einem Wort oder einem Satz beantworten kann. Die Beantwortung

der offenen Frage erfordert zumeist eine umfangreichere Darlegung, z.B. *Mi a véleményed az új oktatási törvényről?* [Was <ist> deine Meinung zu dem neuen Gesetz über das Unterrichtswesen?] usw.

Bei der Besprechung der Modalität der Nominalsätze werde ich außer auf die zwei Typen von Fragesätzen, die in der Tabelle genannt sind, ab und zu auch auf die eben erwähnten Arten von Fragesätzen eingehen, obwohl diese meist keine grammatischen Ausdrucksmittel enthalten, die von denen der beiden herkömmlichen Typen abweichen, und sich normalerweise einem der beiden in der Tabelle genannten Haupttypen zuordnen lassen. Und nun zu den unbedingt notwendigen und den strikt verbotenen Merkmalen der in der Tabelle angeführten Satzarten. Hinsichtlich der Nominalsätze ist hier in erster Linie von Interesse, in welchen Satzarten eine Verbform, und zwar eine Verbform in einem bestimmten Modus, stehen muß. Dies gilt für den Wunschsatz und für den Aufforderungssatz. Allem Anschein nach können also Sätze dieser beiden Typen nicht zu den Nominalsätzen gehören. So kann man zunächst feststellen, dass die Nominalsätze nur Aussagesätze, Ausrufesätze oder Fragesätze sein können. Es lohnt sich jedoch außerdem zu untersuchen, ob jeder beliebige Nominalsatz ein Aussage-, Ausrufe- oder Fragesatz sein kann, oder ob dies auch von der Satzstruktur abhängt. Um dies entscheiden zu können, muss man sich unbedingt einen Überblick über die verschiedenen Typen der Nominalsätze verschaffen.

3. Meiner Meinung nach sieht eine reale strukturelle Aufteilung der Nominalsätze folgendermaßen aus (vgl. auch Nagy 1983: 30; weiterhin Brauch 1976: 143-147; Grevisse 1986: 672-674).

1. Infinitiv als einziges Hauptglied im Satz: *Vak ügetését hallani | Eltévedt hajnali lovasnak ...* [Das wilde Traben <ist> zu hören | Von dem irregegangenen frühmorgendlichen Reiter ...] (Endre Ady: "Az eltévedt lovas" [Der irregegangene Reiter]. Gedicht).

2. Infinitiv als Subjekt im gegliederten vollständigen Satz: *Szabad a madárnak ágról-ágra szállni* [Dem Vogel <ist es> erlaubt, von Ast zu Ast zu fliegen] (Volkslied).

3. Nomen als Prädikat im gegliederten vollständigen Satz: *Kékek az alkonyi dombok ...* [Blau <sind> die Hügel der Dämmerung ...] (Mihály Babits: "Leoninusok" [Leoninische Verse]).

4. Unvollständige Nominalsätze

a) Sätze, die aus einem oder mehreren (meist in der Funktion des Subjekts gebrauchten) Substantiven bestehen: *Csönd.* [Stille.] (Dezső Kosztolányi: "Künn a sárgára pörkölt nyári kertben" [Draußen im gelb gebrannten sommerlichen Garten]. Gedicht); *Legelők.* [Weiden.] (Dezső Kosztolányi: "Vidék nappal, éjszaka" [Auf dem Lande bei Tag, bei Nacht]. Gedicht); *Puhafa, pántlika, lomb és dobogó.* [Weichholz, Bändchen, Laub und Podium.] (Mihály Babits: "A gólyakalifa" [Kalif Storch]. Roman).

b) Sätze, die aus einer nominalen Gruppe bestehen (vor allem attributive Syntagmen, eventuell adverbiale Syntagmen mit attributivem Wert): *Tünderi reggel.* [Ein märchenhafter Morgen.] (Dezső Kosztolányi: "Oly jó ébredni" [Es ist so schön zu erwachen]. Gedicht); *Ezer kacaj. Ezer jajszó. Ezer szín.* [Tausend<faches> Gelächter. Tausend Wehrufe. Tausend Farben.] (Dezső Kosztolányi: "Esti Kornél rimei" [Die Reime des Kornél Esti]. Gedicht); *Vén óra, régi székek, fanyar illat, kísértetek.* [Eine alte Uhr, alte Stühle, ein herber Duft, Gespenster.] (Dezső Kosztolányi: "A nagyanyámhoz vittek el aludni" [Sie haben mich zum Schlafen zu meiner Großmutter gebracht]. Gedicht); *Végtelen napjaim menete.* [Der



Gang meiner unendlichen Tage] (Dezső Kosztolányi: "Negyven pillanatkép" [Vierzig Momentaufnahmen]).

c) Vom Gesichtspunkt des Prädikats unvollständige Sätze mit Adverbialbestimmung: *Künn a vihar, elfáradt lassú rívás, I benn villanyfénynél őszi takarítás ...* [Draußen der Sturm, ermüdetes langsames Klagen, I drinnen bei Lampenlicht herbstliches Saubermachen ...] (Dezső Kosztolányi: "Szeptemberi áhítat" [September-Andacht]. Gedicht); *Délutánonként tea.* [Nachmittags Tee.] (Géza Gárdonyi: "A kürt" [Das Horn]. Novelle); *Ah, itt a zaj fészke.* [Ah, hier <ist> das Nest des Lärms.] (Mihály Babits: "Kártyavár" [Kartenhaus]. Roman).

Hier können auch diejenigen Nominalsätze eingeordnet werden, die lediglich aus einem einzigen Adverb oder einem Verbalpräfix bestehen, z.B. *Ott.* [Dort.], *Messze.* [Weit.], *El!* [Weg!], *Vissza!* [Zurück!] usw.

d) Vom Gesichtspunkt des Prädikats unvollständige Sätze mit Adverbialpartizip: *Az ól ajtaja kitérva.* [Die Tür des Stalls geöffnet.] (Attila József: "Holt vidék" [Tote Landschaft]. Gedicht).

e) Unvollständige Sätze ohne Subjekt: *Nagyon sok.* [Sehr viel.]; *Neveltség, ugye?* [Lächerlich, nicht wahr?].

Wie auch aus den Beispielen deutlich wird, kann jeder der hier genannten Sätze ein Aussagesatz sein. Bei den Ausrufesätzen dagegen kommen manche Typen schon seltener vor, so z. B. die mit Adverbialpartizip und die mehrgliedrige Kette possessiver Syntagmen.

4. Die meisten strukturellen Typen der Nominalsätze können auch in Form von Fragesätzen, also als Entscheidungs-, Ergänzungs-, Doppel-, rhetorische, Rück-, Echo- und Kontrollfragen vorkommen (vgl. Tabelle 2). Eine Ausnahme bilden Sätze, die ein Adverbialpartizip enthalten, denn sie können nicht als Ergänzungsfragen vorkommen (da in diesem Fall das Verb *van* [ist] stehen müßte). In gewisser Hinsicht sind auch Sätze mit Infinitiv als einzigem Hauptglied und solche mit einem Infinitiv als Subjekt Ausnahmen, da sie nur als Ergänzungsfragen vorkommen können, wenn nach einer Ergänzung des Infinitivs gefragt wird, z.B. *Mit látni ott?* [Was <gibt es> dort zu sehen?], *Hol tilos dohányozni?* [Wo <ist es> verboten zu rauchen?] usw. Hier ist noch anzumerken, dass Nominalsätze mit der Fragepartikel *-e* [ob (... wohl)] praktisch nur als Nebensätze vorkommen können, und zwar zumeist in der indirekten Rede.

Die von Kiefer erwähnte Funktion einer offenen Frage können in erster Linie diejenigen vollständigen Nominalsätze erfüllen, deren Prädikat ein Inhalt erwartendes Substantiv ist. (Der Begriff kommt bei Hadrovics 1969: 202, 235-242 vor. Zur semantischen Problematik solcher Wörter vgl. auch Molnár 1977: 31-81, 100-105.) Inhalt erwartende, also eine nähere Ausführung erfordernde Substantive sind z.B. *vélemény* [Meinung], *ok* [Grund], *tapasztalat* [Erfahrung] usw. Offene Fragen mit solchen Substantiven sind z.B. *Mi a véleményed a tegnapi bemutatóról?* [Was <ist> deine Meinung zu der gestrigen Filmpräsentation?], *Mi újság?* [Was <gibt's> Neues?], *Mi baj?* [Was <ist> los?], *Mi a célod?* [Was <ist> deine Absicht?] usw.

Ausserdem können auch Sätze mit einem Infinitiv als einzigem Hauptglied offene Fragen sein, z.B. *Mi mindent hallani a faluban?* [Was <gibt es> alles zu hören im Dorf?], und gelegentlich auch Sätze mit einem Infinitiv als Subjekt, z.B. *Miért olyan fontos neked elmenned?* [Warum áist esñ dir so wichtig fortzugehen?].

Ausnahmsweise kann auch der unvollständige Satz als offene Frage vorkommen, und zwar die

aus dem Pronominaladverb *Hogyhogy?* [*hogy* 'wie'; etwa: Wie soll ich das verstehen?] bestehende. Wenn man die ungegliederten Sätze ebenfalls zu den Nominalsätzen rechnet, ergibt sich ein Bild, das etwas von dem oben dargestellten abweicht. Die ungegliederten Sätze können nämlich Aussagesätze sein, z.B. *Nem.* [Nein.], *Igen.* [Ja.], und Fragesätze verschiedener Art, z. B. *Igen?* [Ja?], *Nem?* [Nein?], *Ugye nem?* [Nein, nicht wahr?], *Nem, mi?* [Nein, was?]. Sie können jedoch nicht als Ergänzungsfragen und als offene Fragen gebraucht werden. Andererseits kommen in ungegliederten Sätzen, im Gegensatz zu den Nominalsätzen in eigentlichen Sinne, auch Aufforderungen vor, z.B. *Hess!* [Husch!], *Pszt!* [Pst!], *Csitt!* [Pst!], *Hoci!* [Her damit!] usw. Diese Möglichkeiten veranschaulicht Tabelle 2.

5. Beim Durchsehen der Tabelle II. fällt auf, dass bei den Sätzen, die unvollständig sind, weil das Prädikat fehlt, keine Aufforderungssätze vom Typ *Bátran!* [Nur zu!], *Csend!* [Ruhe!], *Leszállni!* [Aussteigen!], *El innen!* [Weg hier!] usw. angeführt sind, obwohl man sie allgemein als Aufforderungssätze betrachtet. In Wirklichkeit aber werden diese Sätze nicht gemäß ihrem eigenen Wert, in ihrer eigentlichen Funktion gebraucht, sondern in einer anderen Funktion, nämlich anstelle einer anderen Satzart. In solchen Fällen spricht man (um die herkömmliche Terminologie zu verwenden) von einem Widerspruch zwischen Funktion und Form. Und dieses Problem hängt schon eng mit den Sprechakten zusammen, die in Ungarn erstmalig von Pléh/Radics (1982: 67-108) besprochen wurden. Die Verfasser haben, Austin folgend, darauf hingewiesen, dass man bei einer Äußerung das, was man ausspricht, von dem, was man tut, unterscheiden muß. Diese Schichten der Äußerung nennt Austin 'Lokution' (= die wörtliche, mit grammatischen Mitteln ausgedrückte Bedeutung der Äußerung) und 'Illokution' (= die Funktion der Äußerung, diejenige Handlung, die durch das Aussprechen erfolgt). Er zeigt außerdem auf, dass die lokutive Bedeutung oft nicht mit dem übereinstimmt, was der Sprechende zu sagen beabsichtigt (ebd., 94 f.). Denn ein Glas Wasser kann man einerseits so verlangen: *Adját egy pohár vizet!* [Gib mir ein Glas Wasser!], man kann aber auch sagen: *Nem adnál egy pohár vizet?* [Würdest du mir ein Glas Wasser geben?]. Die illokutive Bedeutung, die hier suggeriert wird, ist in beiden Fällen eine Aufforderung, während die lokutive Bedeutung im zweiten Satz eine Frage ist. – Daraus kann man den Schluß ziehen, dass die Modalität eines Satzes nur feststellbar ist, wenn die grammatischen Merkmale und der Kontext zusammen untersucht werden (vgl. auch Péter 1986: 2; sowie Kiefer 1986: 20). Von den ausländischen Verfassern haben sich Erwin Tipp und seine Mitarbeiter mit dem Phänomen beschäftigt, dass in bestimmten Situationen syntaktische Strukturen mit unterschiedlicher Modalität dieselbe Funktion erfüllen können, bzw. dass ein und dieselbe Modalität verschiedene Funktionen haben kann (vgl. Pléh/Radics 1982: 103).

Bei den Nominalsätzen sind zwei Arten der Vermischung von Funktion und Form möglich, und zwar der Ausrufesatz mit Frageform (*Hát szép ez?* [Das <ist> schön?]) und der Aufforderungssatz mit Aussage- oder Aufrufeform (*Bátran!* [Nur zu!], *Indulás!* [Los <geht's>!], *Leszállni!* [Aussteigen!], *El!* [Weg!] usw.). Die stilistische Wirkung und die Expressivität dieser Sätze ist viel größer als die solcher, in denen die lokutive und die illokutive Bedeutung übereinstimmen. Nicht zufällig hält Örkény Formen wie *Leszállni!* [Aussteigen!], *Fékezni!* [Bremsen!] usw. für besonders „blutrünstige“ Verbformen, d.h. für Aufforderungen. Natürlich muss man noch hinzufügen, dass die stilistische Wirkung dieser Sätze nicht ausschließlich durch den Widerspruch von lokutiver und illokutiver Bedeutung und nicht allein durch die Nominalität zustande kommt, sondern ausgesprochen komplex ist.

Wenn man die ungegliederten Sätze ebenfalls zu den Nominalsätzen rechnet, kann man die

Tabelle 2: Eigenheiten der Satzkonstruktion in den einzelnen Satzarten

	Aussagesatz	Ausrufesatz	Wunschsatz		Aufforderungs- satz	Fragesatz		Ergänzungsfrage
			mit Wunsch- partikel	ohne Wunsch- partikel		Entscheidungsfrage mit Fragewort -e, ugye	ohne Fragewort -e, ugye	
Gegliedert, minimal konstruierter oder erweiterter Satz	<i>Péter katoná.</i> [Peter (ist) Soldat]	<i>Ez ő!</i> [Das (ist) er!] <i>Sok a hangya!</i> [(Es gibt) viele Ameisen!]	-	-	-	ohne Fragewort -e, ugye <i>Méltó Jenő a kitüntetése?</i> [(Ist) Jenő der Auszeichnung würdig?]	mit Fragewort -e, ugye <i>Ugye őráltáség ilyen időben indulni?</i> [Nicht wahr, (es ist) verrückt, bei solchem Wetter loszugehen?]	<i>Mennyi az idő?</i> [Wie spät (ist es)?] <i>Mit lámi ott?</i> [Was (gibt es) dort zu sehen?]
	Prädikat fehlt	<i>Az asztal.</i> [(Das ist) der Tisch.]	<i>A kalapom!</i> [(Das ist) mein Hut!]	-	-	<i>Péter?</i> [(Ist das) Peter?]	<i>Ugye ő?</i> [Nicht wahr, (das ist) er?]	<i>Ki? [Wer?]</i> <i>Hol? [Wo?]</i>
Gegliedert, unvollständiger Satz	<i>Nagy dolog.</i> [(Das ist) eine große Sache]	<i>Szép feladat!</i> [(Das ist) eine schöne Aufgabe!]	-	-	-	<i>Elfogadható?</i> [(Ist das) akzeptabel?] <i>Nagyon sürgős?</i> [(Ist es) sehr eilig?]	<i>Ugye fontos?</i> [Nicht wahr, (es ist) wichtig?]	<i>Mennyire magas?</i> [Wie hoch (ist es)?]
	Ungegliedert	-	<i>Eh! [...]</i> <i>Jaj! [O weh!]</i>	-	<i>Hess! [Husch!]</i> <i>Psz! [Pst!]</i> <i>Csitt! [Pst!]</i>	<i>Igen? [Ja?]</i> <i>Nem? [Nein?]</i>	<i>Nem-e?</i> [Wirklich nicht?] (Ein anderes Beispiel gibt es nicht)	-



ungegliederten Sätze *Nos?* [Nun?] und *Na?* [Na?] unter die Aufforderungssätze mit Frageform einreihen.

6. Zusammenfassend kann man feststellen, dass die Nominalsätze in erster Linie als Aussagesätze, Ausrufesätze und Fragesätze vorkommen. Wenn man außerdem noch die illokutive Bedeutung berücksichtigt, können sie jedoch auch die Funktion von Aufforderungen haben.

Das Problem der Modalität der Nominalsätze ist in vieler (in grammatischer ebenso wie in stilistischer) Hinsicht noch nicht gelöst. In dieser Studie wurde nur versucht, einige grundlegende Fragen der Problematik zu untersuchen, um mit ihren Ergebnissen einen Beitrag zur Erschließung der größeren Zusammenhänge zu leisten.

### Literaturverzeichnis

Alonso, M. 1982: *Ciencia del lenguaje y arte del estilo*. I, 11. Madrid (Duodecima edición, cuarta impresión).

Brauch, Magda 1976: A nominális szerkesztésmód Kosztolányi Dezső műveiben [Die nominale Konstruktion in Dezső Kosztolányis Werken]. In: Szabó, Z. (Hg.): *Tanulmányok a magyar impresszionista stílusról* [Studien zum ungarischen Impressionismus]. Bukarest, 140-162.

Brauch, Magda 1970: A nominális szerkesztésmód mint stilsztikai eljárás [Die nominale Konstruktion als stilistische Verfahrensweise]. In: I. OK = Az I. Osztály Közleményei [Mitteilungen der I. Klasse (der Ungarischen Akademie der Wissenschaften)]. Nr. 14, 233-247.

Bußmann, H. 1983: *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart.

Engel, U. 1988: *Deutsche Grammatik*. Heidelberg.

Fónagy, Iván/Magdics, Klára 1967: *A magyar beszéd dallama* [Die Melodie der ungarischen Rede]. Budapest.

Grevisse, M. 1986: *Le bon usage. Grammaire française*. Paris–Gembloux.

Hadrovics, László 1969: *A funkcionális magyar mondatan alapjai* [Die Grundlagen der funktionalen ungarischen Satzlehre]. Budapest.

Heidolph, K. E.; Flämig, W.; Motsch, W. 1981: *Grundzüge einer deutschen Grammatik*. Berlin.

Jüttner, Fritz 1981. Zur Systematisierung der Abwandlungen. In: Heidolph, K. E.; Flämig, W.; Motsch W. (Hgg.), 765-838.

Károly, Sándor 1962: *A mondatfajták* [Die Satzarten]. In: Tompa, J. (Hg.): *MMNyR = A mai magyar nyelv rendszere* [Das System der ungarischen Gegenwartssprache]. Budapest, 23-64.

Károly, Sándor 1964: *A mondatfajták vizsgálata a funkció és a forma szempontjából* [Die Untersuchung der Satzarten bezüglich Funktion und Form]. In: *NyK = Nyelvtudományi Közlemények* [Sprachwissenschaftliche Mitteilungen] 66, 67-88.

Kiefer, Ferenc 1983: *A kérdő mondatok szemantikájáról és pragmatikájáról* [Semantik und Pragmatik

der Fragesätze]. In: Rácz, E.; Szathmári, I. (Hgg.): Tanulmányok a mai magyar nyelv szövegtana köréből [Abhandlungen zur Textlinguistik der ungarischen Gegenwartssprache] Budapest, 213-230.

Kiefer, Ferenc 1986: A modalitás fogalmáról [Der Begriff Modalität]. In: NyK = Nyelvtudományi Közlemények [Sprachwissenschaftliche Mitteilungen] 88, 3-37.

Kiefer, Ferenc 1990: Modalitás [Modalität]. Budapest (Linguistica Ser. C, Relationis, 1) .

Kovalovszky, Miklós 1984: Nominális stílus [Nominalstil] (Stichwort). In: Világirodalmi lexikon [Lexikon der Weltliteratur] Bd. 9. hg. v. Király, I. Budapest, 281 f.

Molnár, Ilona 1977: A tartalmatlan *hogy* kötőszós összetett mondatok típusai szemantikai szempontból [Zusammengesetzte Sätze mit der inhaltslosen Konjunktion *dass* aus semantischer Sicht]. In: NytudÉrt = Nyelvtudományi Értekezések [Sprachwissenschaftliche Studien] 94. Budapest.

Nagy, Ferenc 1983: Az impresszionista prózastílus statisztikai vizsgálata [Statistische Untersuchung des impressionistischen Prosastils]. In: MNy = Magyar Nyelv [Ungarische Sprache] 79, 28-41.

Péter, Mihály 1986: A nyilatkozat mint a nyelvi közlés alapegysége [Die Äußerung als Grundeinheit der sprachlichen Mitteilung]. In: MNy = Magyar Nyelv [Ungarische Sprache] 82, 1-10.

Pléh, Csaba; Radics, Katalin 1982: Beszédaktus-elmélet és kommunikációkutatás [Sprechakttheorie und Kommunikationsforschung]. In: ÁltNyT = Általános Nyelvészeti Tanulmányok [Abhandlungen zur Allgemeinen Sprachwissenschaft] 14, 87-108.

Quirk, R./Greenbaum, S. 1977: A University Grammar of English. London.

Rácz, Endre 1980: Kérdő mondat [Fragesatz] (Stichwort). In: Nyelvművelő kézikönyv [Handbuch der Sprachpflege] Budapest, Bd. 1, 1145-1148.

Tompa, József 1976: Anyanyelvi olvasókönyv [Muttersprachliches Lesebuch]. Budapest.

Weinrich, Harald 1993: Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim [u.a.]





Jenő Kiss (Budapest)

## Fragen und Antworten im Spiegel einer dialektologischen Umfrage in Ungarn

1. Es ist bekannt, dass die metalinguistischen Reflexionen den Sprachgebrauch bzw. alles, was mit Sprachen und Sprachgebrauch irgendwie zusammenhängt, in großem Maße beeinflussen. So ist es auch mit den Dialekten, den Dialektsprechern und dem Dialektgebrauch. Eben deshalb ist es wichtig, diesem Problemkreis von Seiten der Dialektologie die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. (Die soziolinguistische und dialektologische Fachliteratur über die in Frage kommenden Probleme ist ziemlich groß, aber diejenigen, die sich mit diesbezüglichen Problemen beschäftigen, gut bekannt. Aus diesem Grunde erlaube ich mir, auf das Mitteilen einer ausgewählten Bibliographie zu verzichten.)

Im Frühjahr 2001 habe ich eine Erhebung zur Erfassung metalinguistischer Kenntnisse eines bestimmten, soziologisch klar umrissenen Informantenkreises begonnen, um relevante Daten bezüglich der Meinungen über Dialekte, Dialektsprecher sowie den Dialektologie-Unterricht an Universitäten und Hochschulen im Karpatenbecken zu gewinnen, an denen das Fach Ungarische Sprache und Literatur unterrichtet wird. Ich hatte ferner vor, Näheres darüber zu erfahren, wie ungarische Linguisten – Dialektologen wie Nicht-Dialektologen – die ungarische Dialektologie von heute beurteilen. Ich bediente mich selbst erstellter Fragebögen, deren Fragen schriftlich zu beantworten waren. Die Untersuchung wurde noch nicht abgeschlossen. Der vorliegende Aufsatz stellt einige der hierbei gewonnenen Ergebnisse vor.

2. Die Studenten – 823 an der Zahl – haben je einen Fragebogen bekommen und die Fragen während einer linguistischen Stunde schriftlich beantwortet. Es handelt sich also um sprachliche Selbstreflexionen, mit anderen Worten sog. subjektive Angaben bzw. Daten.

A) Ich wollte mich unter anderem darüber informieren, wieviel Prozent der Informanten diejenigen Studenten ausmachten, die aus Gegenden stammen, wo Dialekt gesprochen wird bzw. die selber mehr oder weniger Dialekt sprechen können. Es ist nämlich anzunehmen, dass Studenten mit mundartlichen Kenntnissen bzw. Hintergrund und Kontakten mehr konkrete Kenntnisse und weniger falsche Vorstellungen über die Dialekte und Mundarten, die Dialektsprecher und den Dialektgebrauch besitzen und meistens doch mehr Interesse dem Dialektologie-Unterricht entgegenbringen, als diejenigen, die keine Dialektkompetenz und keinen dialektalen Hintergrund haben. Das Ergebnis: 78,9% der Informanten besitzen keinen Dialekt-Hintergrund, demgegenüber können nur 21,1% mehr oder weniger Dialekt sprechen. Wenn man bedenkt, dass mehr als die Hälfte der ungarischsprachigen Bevölkerung im Karpatenbecken (circa 13 Millionen Muttersprachler in Ungarn und den Nachbarstaaten)

Dialekt bzw. neben der regionalen Umgangssprache auch Dialekt sprechen kann, muss behauptet werden, dass die Studenten mit Dialekt-Kenntnissen in dieser Studenten-Gruppe (Fach: Ungarische Sprache und Literatur) stark unterrepräsentiert sind. Wie zu erwarten war, gibt es signifikante Unterschiede je nach dem, ob es sich um Studenten in der Hauptstadt (Budapest), in den sog. „Provinzstädten“ in Ungarn oder in Städten der Nachbarstaaten handelt. Bekannterweise ist nämlich die Dominanz der Standardsprache in der Hauptstadt am größten und unter den Mitgliedern der Minderheiten am geringsten. Die Statistik zeigt folgendes Bild:

Studenten	mit Dialekt-Kenntnissen	ohne Dialekt-Kenntnisse
In Ungarns Nachbarstaaten	66,6%	33,3%
In Städten auf dem Lande	14,8%	85,2%
In der Hauptstadt	8,5%	91,5%

B) Ich wollte auch wissen, inwieweit die Studenten der Hungarologie sich dessen bewusst waren, welche Stereotypen in der Gesellschaft bezüglich des Dialektgebrauchs bzw. der Dialektsprecher vorherrschen. Gefragt wurden allerdings nur diejenigen 650 Studenten, die noch vor ihrem Dialektologie-Studium standen, die also über diesen Fragenkreis keinen systematischen Unterricht bekommen hatten. Die meisten wohl impliziten Kenntnisse der Studenten korrelieren mit den Erfahrungen und Erhebungen der Linguisten. Nämlich 40,5% der Befragten meinen, dass die Meinung in der Gesellschaft weit verbreitet ist, Dialektgebrauch sei ein Zeichen des Ungebildetseins. 16% vertreten die Meinung, dass viele Menschen den Dialektgebrauch als fehlerhaft, inkorrekt ansehen.

C) Seit der Aufklärung wird die Frage immer wieder aufgeworfen, wie lange Dialekte bzw. Mundarten noch gesprochen werden. Alles schien dafür zu sprechen, dass das Aussterben der Dialekte kurz bevorstünde. So war es auch in Ungarn. Nur ausnahmsweise waren andere Stimmen zu hören. Ein Mundartforscher in Ungarn hat im Jahre 1914 auf die frühere düstere Prognose seiner Vorläufers so reagiert, dass die älteren Leute in der untersuchten Region auch 82 Jahre später immer noch so sprechen, wie sein Vorgänger es in seiner damaligen Beschreibung registriert hatte. Der Rückzug der Mundarten hat auch in Ungarn nach dem 2. Weltkrieg stark zugenommen. Es gibt eine Reihe von gesellschaftlichen, soziopsychologischen, wirtschaftlichen, kulturellen usw. Faktoren, die diesen Prozess bestimmten. Unter diesen Faktoren spielte die Veränderung der Einstellung der Dialektsprecher ihrem eigenen Dialekt gegenüber eine besondere Rolle. Ein wichtiger Wendepunkt in der Einstellung der Dialektsprecher in Ungarn hängt mit der nach sowjetischen Mustern durchgeführten Zwangsmodernisierung der Landwirtschaft zusammen. Es wurden (sehr oft mit verschiedenen Formen staatlicher Gewalt) landwirtschaftliche Produktionsgemeinschaften zustandegebracht. Große Massen von Bauern, also die Basis der dialektsprechenden Bevölkerung, mussten jahrelang in Unsicherheit leben. Die von oben befohlene und dirigierte Modernisierung hatte unter anderem zur Folge, dass die selbstregulierende innere Ordnung der bäuerlichen Gesellschaft zerstört wurde. Wichtige Formen bäuerlicher Traditionen wurden als kleinbürgerlich, reaktionär und schädlich gebrandmarkt. Das frühere Wertesystem der bäuerlichen Bevölkerung wurde teils aufgelöst, und als Folge traten Identitätsprobleme unter der Landbevölkerung auf. Das war in den fünfziger Jahren, und was eben nach diesen Jahren, Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre beobachtet



werden konnte, war, dass die in Frage stehende Bevölkerungsgruppe sich ihrer eigenen Mundart in öffentlichen Gesprächssituationen massenweise zu schämen begann. Zweifelsohne wurde dies (zumindest teilweise und nicht unbedingt gewollt) durch die amtliche Ideologie unterstützt, nach der die Arbeiter und Bauern infolge der Kulturrevolution bald ein höheres Niveau an allgemeiner Bildung erreichen würden, und als deren Begleiterscheinung dann auch die Dialektsprecher nur die Standardsprache sprächen. Es ist nachgewiesen, dass die Veränderung der Einstellung der Dialektsprecher einen großen Anteil daran hat, dass sich die sogenannte binnensprachliche Diglossie in den sechziger Jahren unter der dialektsprechenden Landbevölkerung in Ungarn so rasch und massenweise verbreitet hat. Ist der Sprachvarietätenwechsel (Dialekt > Standardsprache) bei den Dialektsprechern eingetreten? In einigen Fällen ja, sonst nicht. Steht das Verschwinden der Dialekte in Ungarn vor der Tür? Nein. Zwar haben die Dialekte manche Domänen zugunsten der Standardsprache aufgegeben, zwar sind sie systemlinguistisch der Standardsprache näher gerückt, ferner werden sie von weniger Menschen und seltener gespochen, sie leben aber weiterhin. Die allermeisten Dialektsprecher sind (binnensprachlich) diglott in dem Sinne, dass sie neben ihrem Dialekt auch die Standardsprache bzw. in den meisten Fällen eine regionale Umgangssprache sprechen. Die Tatsache, dass sich großräumige regionale Umgangssprachen herausgebildet haben, ist ein zusätzlicher Beweis für die Lebenskraft der Dialekte.

Wie sehen die Studenten die Zukunft der ungarischen Dialekte? 40,8% der Studenten, die ihr Dialektologie-Studium abgeschlossen haben, vertraten die Meinung, dass die Dialekte früher oder später aussterben würden – die meisten fügten hinzu: leider. 31,8% der Befragten meinen, dass die Dialekte erhalten bleiben – viele fügten hinzu: wenn auch weniger Dialekte anzutreffen sein werden als heute. 32,6% konnte sich nicht entscheiden, meistens mit der Begründung, dass die Zukunft der Dialekte nicht vorauszusehen ist. Übrigens: am pessimistischsten äußerten sich die ungarländischen, vor allem die in der Hauptstadt studierenden Informanten, am optimistischsten waren die Studenten der ungarischen Minderheiten in Ungarns Nachbarländern. Das erklärt sich in erster Linie durch die alltägliche Erfahrung der Informanten, dass nämlich Dialektsprechen in der Hauptstadt am wenigsten, demgegenüber unter den Mitgliedern der Minderheiten am meisten verbreitet und zu hören ist.

D) Es ist bekannt, dass die Unterschiede zwischen den Dialekten bzw. der Standardsprache und den Dialekten im Ungarischen viel geringer sind als zum Beispiel im Deutschen und Italienischen. Abgesehen von den Tschango-Dialekten in der Moldau (Rumänien) kann von schwerwiegenden Kommunikationsschwierigkeiten nicht die Rede sein. Selbstverständlich gibt es Verständnisprobleme, wenn Mundartsprecher Dialektwörter bzw. mundartliche Phraseologismen gebrauchen, die in der Standardsprache bzw. in anderen Dialekten nicht geläufig sind. Diese Kommunikationsschwierigkeiten können aber mit verschiedenen Kommunikationstechniken relativ leicht gemeistert werden. Wie beurteilen die Informanten dieses Problem? Auf die Frage, ob der Dialektgebrauch im Ungarischen Probleme in der Kommunikation hervorruft oder nicht, haben wir folgende Antworten bekommen: 1. der Dialektgebrauch kann unter Umständen Kommunikationsschwierigkeiten mit sich bringen (wenn nämlich Mundartwörter gebraucht werden): 53,6%. 2. Der Dialektgebrauch bedeutet keine Probleme in der Kommunikation: 31,2%. 3. Der Dialektgebrauch bringt Verständnisprobleme in der Kommunikation mit sich: 15,1%.



E) Wir haben gesehen, dass die Dialekte auch in Ungarn als stigmatisierte Varietäten gelten (siehe ). Als solche werden sie von vielen Sprechern als minderwertig, grob usw. angesehen. Es scheint eben deshalb wichtig zu wissen, ob Studenten, die später Lehrer(innen) werden, auch Positives in den Dialekten und im Dialektgebrauch sehen oder nicht. Ich habe also die Frage gestellt, ob die Fähigkeit des Dialektsprechens als Positivum angesehen werden kann. 93% der 650 Informanten, die also kein Dialektologie-Studium absolviert haben, haben mit „ja“ und nur 7% mit „nein“ geantwortet. Dieses Ergebnis zeugt von guten diesbezüglichen metalinguistischen Kenntnissen der Studenten.

3. Es ist zu hoffen, dass der Unterricht dialektologischer Kenntnisse überall erfolgreich abläuft und dazu beitragen wird, die noch anzutreffenden falschen Stereotypen abzubauen und das Heimatgefühl der Dialektsprecher in ihrem Dialekt zu stärken und zu festigen hilft.

Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)

## Methodologische Überlegungen zur Analyse von Wortbildungserscheinungen in der Mundart

1. Jede natürliche Sprache ist ihrem Wesen nach als ein heterogenes Gebilde zu betrachten und zudem auch variabel. Es geht um jene inhärenten Eigenschaften der natürlichen Sprache, die bei der Beschreibung einer Sprache/Varietät unumgänglich in Rechenschaft gezogen werden müssen. Durch die Heterogenität und die Variabilität entsteht zwar eine erhebliche Komplexität im Analysevorgang, gleichzeitig wird aber dadurch die Vitalität und Funktionstüchtigkeit der betreffenden Sprache/Varietät signalisiert und in einem gewissen Sinne auch garantiert.

Der vorliegende Beitrag will einen in der ungarländischen Dialektforschung bislang ziemlich vernachlässigten Bereich, den der dialektalen Wortbildung, bzw. deren methodologische Fragen, anschnitten. Dieses Forschungsthema sowie andere aus dem syntaktischen, lexikalischen und phonetischen Bereich lassen sich in die Reihe jener dialektologischen Untersuchungen einordnen, die vom Jubilar in seiner Budapester Werkstatt schon seit mehreren Jahrzehnten vorangetrieben werden.

Das Untersuchungsphänomen Sprache, ob das nun die Standardvarietät, eine regionale Varietät oder eben eine nur mündlich existente Varietät einer Sprachgemeinschaft oder kleineren Sprachgruppe ist, wird immer als offenes, sich ständig änderndes und keinesfalls homogenes System betrachtet, das von vielen inner- und außersprachlichen, von kommunikativ, sozial und situativ bedingten Faktoren bestimmt wird. Insbesondere gilt dies für das System der Mundarten: „... jede grammatische Darstellung einer natürlichen Sprache steht vor der unlösbaren Aufgabe, wie zeitliche, soziale und geographische Varianten innerhalb eines Sprachsystems zu beschreiben sind.“ (Tatzreiter 1988: 71).

Für eine gleichgestellte Behandlung der Mundart plädiert Hutterer in seinen „Sieben Thesen zur Dialektforschung“, die bis heute nichts von ihrer Aktualität eingebüßt haben. Eindeutig wird dies in der zweiten These ausformuliert:

daß die Mundart über ein eigenes System verfügen kann – und im Falle des Deutschen auch verfügt – und somit sich nicht einmal von den strukturellen Untersuchungen ausschließen läßt. Die Mundart ist demnach ein in sich faßbarer, auch nach ihrem eigenen System erklärbarer Komplex, mit einem strukturalistischen Terminus: ein eigenständiges Korpus, dessen Erforschung letzten Endes auch methodologisch der Erforschung sonstiger Korpora ähnlicher Rangordnung gleichgesetzt werden kann (Hutterer 1991: 55).

Das Erforschen der Heterogenität und Variabilität einer sprachlichen Erscheinung in den Dialekten stellt den Forscher/Dialektologen bei der Untersuchung und auch Beschreibung

seines Forschungsgegenstandes, bzw. bei der Beschreibung der einzelnen Sprachebenen der Mundarten, vor erhebliche Schwierigkeiten. In der vorliegenden Erörterung sollen einige Schwierigkeiten methodischer Art, namentlich die bei der Wahl der entsprechenden Untersuchungsmethoden angesprochen werden.

2. In der ungarndeutschen Dialektforschung wurde in dialektologischen Forschungsarbeiten und wissenschaftlichen Untersuchungen der Frage der Methoden und der Methodenwahl, bis in die letzte Zeit, nicht allzu viel bzw. fast keine Aufmerksamkeit geschenkt. In den zu dialektologischen Themen entstandenen Arbeiten orientierte man sich in der Regel an den methodischen Vorgehensweisen der internationalen und heimischen Forschungsliteratur.<sup>1</sup> Jeder Forscher erarbeitet(e) selbst für sein Forschungsgebiet eigene, auf das betreffende Gebiet und auf seinen Forschungsgegenstand zugeschnittene Methoden, doch es fand dazu kein öffentlicher Erfahrungsaustausch und auch keine wissenschaftliche Auseinandersetzung statt, wobei sich in letzter Zeit immer mehr der Anspruch zeigt, dies in einem öffentlichen Wissenschaftsdiskurs zu tun.

Dialektbezogene linguistische Untersuchungen in der Gegenwart sind in jüngster Zeit entweder deskriptiv/taxonomisch oder soziolinguistisch ausgerichtet, je nach der Verpflichtung des Forschers, je nach Forschungstradition des Landes, oder je nach Forschungssituation des untersuchten Bereichs. Selten findet sich jedoch ein Näherkommen der Methoden, oder eine Integration beider genannten Ansätze. Auf die konkreten Methoden bezogen verläuft die Trennung zwischen deskriptiver und soziolinguistischer Verfahren folgenderweise: Bei der Beschreibung einzelner systemlinguistischen Erscheinungen, wie z.B. flexionsmorphologischer Fragen, syntaktischer Fragen oder Wortschatzfragen, werden eher strukturell-taxonomische Verfahren bevorzugt; bei handlungsorientierten Fragestellungen z.B. des dialektalen Sprachgebrauchs, der Sprachkompetenz, der Spracheinstellungen, greift man eher zu den gängigen soziolinguistischen Methoden.

Im Folgenden möchte ich auf die Vor- und Nachteile von einigen Methoden eingehen, die m.E. auch für wortbildungsdialektologische Untersuchungen verwendet werden können. Der grundsätzliche Ausgangspunkt ist, dass die meisten dialektalen Untersuchungen, so auch eine Untersuchung der dialektalen Wortbildung, ohne Korpus – und in Anbetracht einer fehlenden Schriftlichkeit der Dialekte, auch ohne Sprecher – nicht vorstellbar ist. Die Untersuchungsgrundlage muss vor allem eine solide Materialbasis sein, die zur Analyse der Wortbildungsarten und Wortbildungsprozesse konkrete Belege liefert. Die Belegsammlung entsteht durch die gründliche Analyse und Auswahl gesprochener Texte, die von *native speakern* gesprochene Mundarttexte sind. Hierbei tauchen gleich mehrere Fragen auf, deren Beantwortung in Kenntnis der komplexen Situation der Sprachinselminderheiten gar nicht so leicht ist. Wer gilt überhaupt als *native speaker*? Ist ein *native speaker* etwa identisch mit einem idealen Dialektsprecher? Oder ist gar jeder Dialektsprecher ein *native speaker*? Es kann die Frage überhaupt auch so gestellt werden: Gibt es heute noch ideale Dialektsprecher in einer Sprachinselsituation? Es ist nicht Ziel dieses Aufsatzes, diese Fragen zu beantworten, doch will damit angedeutet werden, dass bereits die Erstellung eines Belegmaterials mit erheblichen Reliabilitätsfragen verbunden ist.



<sup>1</sup> Vgl. dazu die auch in Ungarn in den letzten Jahren erschienenen Werke, wie Wardhaugh (1995), die entsprechenden Kapitel zur Methodik in Kiss (1995) bzw. zur Methodik der Erforschung der Zweisprachigkeit in Bartha (1999).



Gewiss ist, dass jedes erhobene sprachliche Material „nur“ ein Register der Gewährsperson repräsentiert, ein Register, das durch diastratische und vielmehr diasituative Parameter eingeordnet ist, und es ist auch Tatsache, dass jeder Sprecher, auch Dialektsprecher, über mehrere Register verfügt.

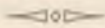
Die oben gestellten Fragen führen uns zu einer nächsten Frage, namentlich, wie und mit welchen Methoden so eine Materialbasis (Belegsammlung) erstellt werden kann.

Grundsätzlich kann bei Untersuchungen der einzelnen Sprachebenen in den Dialekten auf vorhandene, bereits publizierte Korpora,<sup>2</sup> bzw. auf nicht publizierte, doch in Dissertationen<sup>3</sup> erschienene Korpora zurückgegriffen werden, die eine gute Belegquelle bieten. Dabei spielt die Zeit der Aufnahmen der Korpusbelege eine wichtige Rolle. Es ist nämlich Grundvoraussetzung, dass auf den Zustand der Gegenwartssprache einer Sprachgemeinschaft bezogene Untersuchungen womöglichst nicht anhand älterer und alter sprachlicher Belege vorgenommen werden sollten. Die objektive Darstellung eines aktuellen Sprachzustandes soll und muss auf der Folie von aktuellen Belegen und Texten erfolgen. In der Dialektsoziologie ist die Unterscheidung zwischen quantitativen und qualitativen Methoden bekannt und geläufig. Zu den ersteren gehören die sog. harten Methoden, jene, bei denen die gesammelten Daten und Angaben quantitativ, also statistisch ausgewertet werden können<sup>4</sup> und die über eine Reliabilität verfügen. Dazu eignen sich am besten die Fragebogenerhebungen. Diese Methode scheint nur auf den ersten Blick einfach zu sein, in Wirklichkeit ist es eine recht komplizierte Methode, deren Vorbereitungsphase mindestens so viel Zeit, wenn nicht mehr, in Anspruch nimmt, als die Auswertungsphase. Auch innerhalb dieser Methode gibt es zahlreiche Arten. Bei meinen Untersuchungen zu den dialektalen Wortbildungserscheinungen habe ich mit der Interview-Methode sowie mit zwei Arten von Fragebogen gearbeitet.<sup>5</sup> Die Interviews benötigte ich zur Gewinnung von Wortbildungen in einem gesprochenen mundartlichen Text.

Bei der Interview-Methode ist jedoch damit zu rechnen, dass die Präsenz des Forschers, des Explorators, die natürliche Kommunikationssituation – sei das auch eine gewöhnliche Lebenssituation – immer stört. Von vielen wird die Meinung vertreten, dass Interviews zur Erhebung normalsprachlichen Materials ungeeignet seien, doch – aufgrund der Erfahrungen in Ungarn – scheint diese Methode bei den Sprachinselminderheiten erfolgreich angewendet werden können, weil Gewährspersonen viel mehr bereit und offener sind, frei über ein selbstgewähltes Thema zu sprechen, als sich einer zeitaufwendigen, nach bestimmten, vorgegebenen Fragen erstellten Fragebogenuntersuchung zu stellen.

Auch der psychische Effekt fällt für die erste Methode positiver aus als für die zweite. Ein weiterer Vorteil des Interviews ist, dass man verhältnismäßig zusammenhängende Texte erheben kann, die auch einen Einblick in den themenabhängigen Wechsel der Varietäten des Sprechers ermöglichen. Allerdings ist damit zu rechnen, dass die Analyse bzw. Auswahl der entsprechenden Belege aus dem Text eine zeitintensive Phase der Forschung darstellt.

Ein Vorteil von gut zusammen gestellten Fragebogenuntersuchungen ist ihre im allgemeinen genaue und objektive Auswertungsmöglichkeit. Es gibt bestimmte Bereiche von wissenschaftlichen Fragestellungen in der Dialektologie, wie z.B. die Erhebung der



<sup>2</sup> Vgl. Wild (1995) ist ein Korpus zu den fuldischen Mundarten der Branau.

<sup>3</sup> Vgl. Knab (1994): Diss. A Pécs; Knipf-Komlósi (1993) Diss.B. Akademie der Wissenschaften Budapest.

<sup>4</sup> Vgl. Schlobinski (1997).

<sup>5</sup> Vgl. Knipf-Komlósi (1993).

Sprachkompetenz der Gewährspersonen, die mit der Fragebogen-Methode sehr gut erhoben werden können. In methodischer Hinsicht problematischer erwies sich ein zweiter Fragebogen, der die Sammlung von dialektalen Wortbildungsbelegen erzielte.

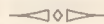
Keiner von den beiden verwendeten Fragebogenuntersuchungen war unkompliziert. Bei dem ersten Fragebogen musste darauf geachtet werden, dass keine suggestiven, die Antwort der Gewährsperson in irgendeiner Weise beeinflussenden Fragen gestellt werden, zum anderen war auch wichtig, dass durch die allzu offenen Fragen die Auswertung sehr schwierig werden konnte. Dennoch scheint mit einem Fragebogen zur Sprachkompetenz eine solide Grundlage für den Hintergrund der sprachlichen Daten gesichert zu sein.

Da für jede Form der gesprochenen Sprache die Paraphrasierungen und auch ein bestimmtes Maß an Redundanz typisch ist, konnten durch die im Vorfeld aufgenommenen Interviews (freie Erzählungen und Gespräche mit Gewährspersonen über beliebige Themen) nicht genügend Wortbildungsbelege erhalten werden. So wurden im zweiten Fragebogen Fragen verschiedenen Typs gestellt, z.B. wurde ein gebildetes Wort umschrieben, bzw. es wurde der Begriff in ungarischer Sprache angegeben, oder es sollte in einem Kontext eine Nominationslücke gefüllt werden. Die Fragestellungen standen unter meinen Vorannahmen, die auf meinen bisherigen allgemeinen Erfahrungen und Vorkenntnissen über die dialektale Varietät basierten.

In vielen Fällen konnte ich auch die erwarteten Antworten nicht bekommen, d.h. die betreffende Wortbildung „kam nicht“ von der nach Alter, Geschlecht, sozialer Schichtung ausgewählten Gewährsperson.

Wenngleich in der dialektsoziologischen Fachliteratur die teilnehmende Beobachtung als „softe“ und umstrittene Methode<sup>6</sup> erachtet wird, betrachte ich diese – aufgrund meiner Erfahrungen in der Feldforschung – als eine wichtige, nicht ignorierbare Methode bei der Erforschung von Minderheitensprachen, denn sie ist „gut geeignet, um 1. möglichst natürliches und 2. schwer zugängliches Sprachmaterial zu erhalten“ (Schlobinski 1997: 51).

Auch Hutterer plädiert für die Relevanz dieser Methode: „Infolge der im Idealfall absoluten Dichte der Forschungspunkte kommt in der Sprachinsel dem durch Beobachtung zu erhebenden Spontanmaterial ein größeres Gewicht zu, als dies bei Großatlanten möglich ist“ (ders. 1991: 108). Auch wenn diese Dichte der Forschungspunkte schon lange nicht mehr gegeben ist, kann man die Beobachtung als eine komplementäre Methode zu anderen betrachten, so zu der o.g. Fragebogenerhebung. So heißt es an einer anderen Stelle bei Hutterer: „Die Methode der Beobachtung eignet sich zwar am besten zur Systemforschung, d.h. als Forschungsmittel der Dialektologie, doch ist sie sehr zeitintensiv“ (eda. 109). Jedenfalls spricht die Erfahrung dafür, dass sie selbst zur Erhebung grammatischer Erscheinungen in Sprachinseln sehr gut geeignet ist, weil sie viele wertvolle Erkenntnisse und Erfahrungen über konkrete spontane Wortformen und Wortbildungen liefert, auch viele – bereits erhobene – Details ins rechte Licht rücken kann. Ein großer Nachteil bleibt allerdings ihre Auswertung, die äußerst zeit- und energieaufwendig ist. Beobachtete sprachliche Phänomene müssen zunächst sorgfältig sortiert (z.B. in diesem Fall nach Wortbildungsart, Wortbildungsbedeutung) und in das Gesamtkorpus integriert werden. Eine weitere Schwäche zeigt sich u.a. auch darin, dass die Rolle des Beobachters in dieser



<sup>6</sup> Z.B. bei Jodlbauer (1993).



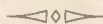
eigentlich aus der Ethnografie stammenden Methode umstritten bleibt. Der Explorator wird nämlich selbst Teil der beobachteten Situation, des Gesprächs, zum anderen aber darf/soll er die Situation, das Gespräch keinesfalls durch seine Anwesenheit beeinflussen. In manchen Situationen ist dies nicht durchführbar. Bei einer teilnehmenden Beobachtung zur Erhebung des Sprachgebrauchs einer Sprachminderheit kann man wohl eine passive Stellung einnehmen, doch kann man dies nicht tun, wenn man als teilnehmender Beobachter an Ort und Stelle auch mal Vergewisserungsfragen stellen muss, wodurch man wichtige Details, z.B. über Sprachbewusstheit, erfahren kann.

Als eine weitere wichtige Ergänzung der erwähnten Methoden erachte ich das zu den einzelnen Aufnahmesituationen, bei der Fragebogenbefragung, bei Interviews, und auch bei der teilnehmenden Beobachtung erstellte Protokoll.

Die in kleinen Details zusammengetragenen Daten, Wortbelege und Hintergrundinformationen müssen geordnet, dann miteinander korreliert werden und zuletzt in einen Zusammenhang gestellt werden, damit sie eine kohärente Methode ergeben. So wurde aus methodischer Sicht die Aufnahmesituation als Teil der Hintergrundinformationen, zu einem wichtigen Einflussfaktor auf das Sprachverhalten der Gewährspersonen. Die anfangs wahrnehmbare Gespanntheit der Aufnahmesituation war u.a. aus der nicht-alltäglichen Situation (Vorbereitung der technischen Aufrüstung, Aufnahmegerät usw.) herzuleiten. Doch auch nach längeren Gesprächen konnte wahrgenommen werden, dass besonders Männer – ungeachtet ihres sozialen Status – gerne ihren Sprachregister wechselten. Sie waren sichtlich bestrebt, sog. hochdeutsche Wörter in ihr Gespräch einzubauen (vgl. *Bebauung*, das in der Mundart kein übliches Wort ist), oder sie versuchten oft ungarische Wörter ins Deutsche zu übersetzen. Die auf diese Weise „entstandenen“ Wörter verdanken ihr Dasein allein der Situation (*Eingeltali* – als einfache Übersetzung aus dem Ungarischen *beosztottak*). In Anbetracht der Situationsaspekte kann in solchen Fällen auch eine Vorselektion der „kreierten“ Wörter nötig werden.

Zusammenfassend zur Methodenwahl kann festgestellt werden, dass es keine Ausschließlichkeit der einen oder anderen Methode zu geben scheint, sondern entsprechend der jeweiligen Forschungssituation und dem jeweiligen Untersuchungsgegenstand eine Kombination bzw. eine spezifische Anordnung der bewährten Methoden in der gegebenen Situation anzustreben ist.

3. In seinem Aufsatz über den Status der Dialektbeschreibung im Bereich Morphologie stellt Tatzreiter (1994: 30 ff.) aufgrund des Stands der 80er bis Mitte der 90er Jahre eine Typologie der morphologischen Arbeiten hinsichtlich der verwendeten Methode auf. Im Sinne dieser Einteilung kann man im dialektologischen Bereich über 1. registrierend-deskriptive, 2. über taxonomisch-strukturell orientierte Arbeiten sprechen oder 3. über die, etwa in den letzten 20-25 Jahren erschienenen, modifizierend-generativ angelegten Arbeiten. Die durch die Sprachtheorie angeregten neueren Richtungen in der sprachwissenschaftlichen Beschreibung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben teilweise auch in der Dialektologie ihren Niederschlag in Form eines neuen Beschreibungsansatzes<sup>7</sup> gefunden. Es werden moderne linguistische Methoden auf ein Sprachsystem oder auf die Mundart eines Belegortes angewendet, der soziolinguistisch als Dialekt gilt. Denn es soll keineswegs



<sup>7</sup> Ausschlaggebend sind die Arbeiten von Harnisch (1987) und Rowley (1993).



in Abrede gestellt werden, dass die in der Dialektologie gut bewährten Ortsgrammatiken weiterhin ein interessantes Terrain für die Erprobung methodischer Neuerungen bilden und gleichzeitig auch allgemeinlinguistisch interessante Erkenntnisse zu dem analysierten sprachlichen Phänomen liefern. Über die unentbehrliche Rolle der Ortsgrammatik in der heutigen dialektalen Forschung hebt Dieter Stellmacher vor: „Die dialektologische Forschungsgeschichte hat jedoch erwiesen, dass die Ortsgrammatik nicht nur in der areal ausgerichteten Dialektgeographie einen Platz hat(te), sondern sehr wohl auch in der vertikal bestimmten Soziolinguistik“ (1989: 431).

Doch insgesamt – das stellt Tatzreiter (1994: 32) fest – gibt es eine relativ geringe Zahl von morphologischen Untersuchungen und auch diese beschränken sich größtenteils auf die sog. klassischen Probleme der Wortartenabgrenzung, der Pluralformen und der Verbflexion. Während die phonetischen Erscheinungen der einzelnen Dialekte in ihrer Vielfältigkeit reflektiert wurden und werden, syntaktische Forschungen auch immer öfter fokussiert werden, sind jedoch die Wortbildungserscheinungen in den einzelnen Mundarten bislang unzureichend erforscht.

An Ursachen, die hier als Erklärungsgrundlage dienen können, fehlt es wohl nicht. So wird immer wieder die Meinung laut, dass man sich keine besonderen und neuen Forschungsergebnisse von einer solchen Forschung versprechen kann, zumal – wie das auch die spärlich vorhandene Forschungsliteratur auf deutschem Sprachgebiet zeigt – bislang keine völlig neuen, noch nicht bekannten oder gar auffallenden Wortbildungsmittel- und -muster in den Mundarten ermittelt werden konnten. Zum anderen scheint in Fachkreisen noch immer die Annahme zu herrschen, dass dialektale Wortbildung ausschließlich diachron angegangen werden sollte.

In Anbetracht der vielfältigen Beschreibungsmöglichkeiten der Wortbildung kann jedoch behauptet werden, dass Wortbildungserscheinungen der Mundart nicht nur vor einem diachronen Hintergrund wichtige sprachgeschichtliche Erkenntnisse liefern können, wie durch die Beschreibung der Entstehung der einzelnen Affixe und deren Bedeutungsentwicklung, sondern auch synchron gesehen ist die Wortbildung ein Spiegelbild der kontinuierlichen Wechselwirkung von außerlinguistischen und systemlinguistischen Faktoren in Sprachkontaktsituation. Wie das bei Wilss – zwar nicht auf eine Mundart, sondern auf die Standardvarietät bezogen – nachzulesen ist, dass

hier [d.h. in der Wortbildung] werden die kommunikativen Bedürfnisse einer Sprachgemeinschaft kristallisationspunktartig sichtbar. Diese kommunikativen Bedürfnisse sind an der außersprachlichen Wirklichkeit oder der Lebenswelt orientiert. Zwischen außersprachlicher Wirklichkeit und sprachlicher Bewältigung dieser Wirklichkeit besteht eine Ursache/Folge-Beziehung, weil nämlich die für einen bestimmten Zeitraum maßgebenden referentiellen und soziokulturellen Ereignisse und Entwicklungen sprachliche Aktivitäten auslösen, die u.a. in der Dynamisierung der vorhandenen Wortbildungsmuster ihren Niederschlag finden [...] (Wilss 1986: 81).

Bezogen auf die dialektalen Wortbildungen heisst dies, dass die Sprachgemeinschaft die in ihrem Leben wichtigen soziokulturellen Ereignisse reflektiert, und diese dann ihren sprachlichen Niederschlag finden. Dadurch entsteht eine sprachliche Form, die in gewisser Hinsicht von einer ursprünglichen Form abweichen kann oder auch mit Hilfe nicht-nativer, hier ungarischer Elemente, in dialektalen Matrix-Wortbildungsarten gebildet wird, z.B. *Der is reich wore, der is zöldséghändler wore* [Der ist reich geworden, er ist Gemüsehändler geworden] und *un no hemr noch amol gefellebezt* [und dann haben wir noch einmal Berufung eingelegt]. Den

Wortbildungserscheinungen kam in den auf die Sprechsprachlichkeit begrenzten Dialekten in der bisherigen Forschungsliteratur eine ziemlich bescheidene Rolle zu. Neben den bereits erwähnten Ursachen könnte zusätzlich eine andere hinzugefügt werden: Es geht um die herkömmliche Auffassung der Rolle und Aufgabe der Wortbildung in der Dialektologie.

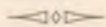
In der Dialektologie überließ man – bis in die letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts – die Erfassung der „begrifflichen Seite der Wortbildung“ (vgl. Paul 1929: 23) den Wörterbüchern, die den onomasiologischen Aufgaben gerecht werden mussten. Doch dabei war nicht nur die Inventarisierung komplexer dialektaler Sprachzeichen eine zu lösende Aufgabe, die mehr oder weniger gut von Wörterbüchern geleistet werden konnte, sondern noch wichtiger war und ist die Berücksichtigung des morphologischen Aufbaus und die Bildungsweise dieser komplexen Zeichen einer Mundart, mitsamt der diesen (gebildeten Wörtern) zugeordneten Funktionen. Hermann Paul plädiert für eine ganzheitliche Betrachtung von Form und Funktion in der Wortbildung:

Bei der Gruppierung müssen die gesamten möglichen morphologischen und funktionalen Gesichtspunkte berücksichtigt werden. Ohne solche allseitige Berücksichtigung lässt sich, was besonders hervorgehoben werden muß, nicht ausmachen, welche Bildungsweisen in einer bestimmten Epoche noch lebendig sind, so daß sie zur Neuschöpfung von Wörtern verwendet werden können, und innerhalb welcher Grenzen. Dies ist eine Aufgabe der Wortbildungslehre, die scheinbar rein morphologischer Natur ist, aber gar nicht gelöst werden kann ohne eine eingehende Berücksichtigung der Funktion (Paul 1929: 23 ff.).

Auch war es in der einschlägigen Fachliteratur in der Dialektologie lange Zeit unklar, ob die Wortbildung eine Eigenständigkeit für sich beanspruchen darf, oder ob sie – wie das in den meisten Arbeiten der Fall war – einfach in die Flexionsmorphologie oder in die Lexikologie integriert werden soll. Aufgrund der Anerkennung dieser Disziplin als eigenständiger sprachwissenschaftlichen Disziplin in den letzten ca. 50 Jahren, ist es nun auch in der gegenwärtigen Diskussion der einzelnen dialektalen Beschreibungsebenen deutlich geworden, dass die Wortbildung nicht nur im Rahmen der Flexionsmorphologie oder der Lexikologie untersucht werden darf.

Für Untersuchungen in der dialektalen Wortbildung gilt natürlich, dass die Erforschung der Wortbildungserscheinungen nicht ein bloßes datenerfassendes Ziel anstrebt, denn das könnte dann tatsächlich der lexikografischen Praxis überlassen werden. Ohne den dokumentarischen Wert der datenerfassenden Registrierung abstreiten zu wollen, müssen vor allem die gegenwärtig realisierte dialektale morphologische Struktur, ihre Bedeutung und ihre Funktionen im Dialekt das Ziel der Analyse darstellen. Dieses mehrdimensionale Herangehen wird vom Charakter des Gegenstandes, der Wortbildung selbst, suggeriert, denn sie ist jene sprachwissenschaftliche Teildisziplin, die keine trennscharfen Grenzen zu ihren Nachbardisziplinen, vor allem zur Lexikologie, Flexionsmorphologie und Syntax, hat.

4. In den traditionellen Dialektbeschreibungen auf deutschem Sprachgebiet, die sehr oft mit sprachgeografischen Darstellungen gleichgesetzt werden, finden wir eine reichhaltige Literatur von Gesamtdarstellungen eines bestimmten Dialektgebietes, einer Region oder einer Einzelmundart<sup>8</sup> eines Ortes. In den meisten Fällen geht es um eine soziolinguistische



<sup>8</sup> Eine Auflistung dieser Titel findet sich in Wiesinger/Graffin (Hgg.)



Darstellung einer Sprachgemeinschaft in Form von Ortsmonografien, deren Hauptziel die Beschreibung und Datenerfassung der für den jeweiligen Ortsdialekt charakteristischen Dialektmerkmale ist. Dabei stehen überwiegend phonetische, morphologische und lexikalische Aspekte im Vordergrund, und es werden hierbei in der Regel phonematische, morphologische Ausnahmefälle und onomasiologische Besonderheiten entweder einzeln oder im Vergleich mit einer anderen Sprachstufe oder einer Varietät herausgestellt.

Im Rahmen der Auflistung der lexikalischen Besonderheiten wurden am Rande einige Bemerkungen zu auffallenden, in der Standardsprache nicht mehr belegten, in der betreffenden Mundart noch vorfindbaren Suffixen und Präfixen gemacht. Die in der Fachliteratur thematisierten dialektalen Wortbildungserscheinungen sind meistens nur auf einige typische Wortbildungsverfahren ausgerichtet, wie auf die Diminutivformen, die Präfixverben, die Richtungsbezeichnungen.<sup>9</sup>

Noch seltener sind Untersuchungen und Arbeiten im Bereich der Wortbildung, die auf nicht-deutschem Gebiet zu den deutschen Dialekten der Sprachinseln<sup>10</sup> entstanden sind. In diesen Arbeiten wird der Wortbildung fast immer nur im Rahmen einer größeren umfassenden morphologischen oder lexikalischen Gesamtdarstellung<sup>11</sup> ein kleiner Platz eingeräumt.

Erfreulicherweise entstand im Rahmen der Arbeiten zum Siebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuch in Hermannstadt (Rumänien) eine Monografie von Sigrid Haldenwang (1999) zu den gebildeten Adjektiven dieser Mundart. Es geht um eine empirische Bestandaufnahme des adjektivischen Bereichs, durch eine systematische Gruppierung der Bildungsmöglichkeiten der Mundartbelege auf der Folie der von Fleischer/Barz vorgeschlagenen Wortbildungsmodellen.

Ganz früh, bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gab es in Ungarn einen interessanten Ansatz, die Wortbildungsmöglichkeiten einiger Orte mit überwiegend deutschen Sprechern zu erfassen und zu dokumentieren. Ob dieser Ansatz als reiner Zufall oder als solide Überlegung zu betrachten ist, wird heute wohl nicht mehr beantwortet werden können. Es geht um die Monografie von Folláth Ferenc (1941)<sup>12</sup> zur Wortbildung der deutschen Mundarten in der Umgebung von Buda. Die Arbeit beschreibt die in den dort beheimateten donaubairischen Mundarten vorfindbaren Arten der Derivation, durch eine genaue Auflistung der einzelnen Suffixe und unterstützt durch viele Belege. Zuletzt werden auch exemplarisch einige Belege für Komposita angeführt. Die Arbeit kann als eine taxonomische, synchron angelegte Darstellung betrachtet werden, weil sie das Wortbildungspotential in einem gegebenen Zustand des beschriebenen Dialekts erfasst, jedoch auch – besonders bei den Suffixen – auf diachrone Aspekte (auf die Form dieser Suffixe in früheren Stufen der Sprachgeschichte, vor allem auf das Mhd.) hinweist.

Leider war die Arbeit nicht beispielgebend für weitere Forschungen und blieb somit ein Einzelwerk dieser Art.

Für die Entwicklung der deutschen Dialektologie in Ungarn legte das Schaffen von Claus Jürgen Hutterer einen Meilenstein. Er gilt durch seine damals, Ende der 60er, Anfang der 70er Jahren bahnbrechenden Forschung zu den deutschen Dialekten in Ungarn, allen voran



<sup>9</sup> Vgl. Schabus (1982), Haldenwang (1999), Seidelmann (1999).

<sup>10</sup> Vgl. Berend (1982).

<sup>11</sup> Als Beispiel stehe hier: Seel über das Pennsylvanische (1988).

<sup>12</sup> Interessanterweise trägt die Arbeit einen ungarischen Titel, ist aber auf deutsch geschrieben.



zu der Dialektlandschaft des Ungarischen Mittelgebirges, als Gründer der dialektologischen Schule in Ungarn. Er erfasste das Ungarische Mittelgebirge als einen komplexen Sprachraum, so bekommen wir eine sprachgeschichtliche, mit Methoden der historischen Lautgeographie durchgeführte exakte Beschreibung der in diesem Sprachraum vorkommenden Affixe.

Doch darüber hinaus bekommen wir auch jene soziolinguistische Perspektive, die komplementär, zur Unterstützung der konkreten Mundartbelege, herangezogen wird.

Als Weiterführung dieser Schule, angeknüpft an die dialektologischen Methoden von Hutterer und diese ergänzt bzw. modifiziert durch die sprachsoziologischen Methoden, stehen die Arbeiten des Jubilars Karl Manherz. Seine sprachsoziologische Forschung steht in der Auffassung und Tradition der sprachsoziologischen Schule der 70er Jahre in Deutschland, und ist beispielgebend für die Integration der herkömmlichen dialektgeografischen Herangehen und den modernen soziolinguistischen und ethnografischen Erhebungs- und Beschreibungsmethoden.

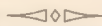
Wortbildungserscheinungen in der Mundart werden in weiteren thematischen Aufsätzen,<sup>13</sup> in einer Dissertation<sup>14</sup> und in Sammelbänden über die sprachliche Situation der Deutschen in Ungarn thematisiert.

Es kann insgesamt jedoch mit Bedauern konstatiert werden, dass derivationsmorphologische Untersuchungen im mundartlichen Bereich im Vergleich zu den flexionsmorphologischen Arbeiten – auch in der ungarländischen deutschen Dialektologie – weit unterrepräsentiert sind.

5. Dialektale Wortbildungsuntersuchungen erfordern eine flexible, „operationalisierbare“ Strukturanalyse, die neben den herkömmlichen morphologischen Aspekten und den funktional-semantischen Auslegungen der komplexen Strukturen auch pragmatischen Faktoren einen wichtigen Platz einräumen müssen.

Durch die Korpusbezogenheit von Analysen dieser Art wird auf die Struktureigenheiten des gegebenen Wortbildungssystems der betreffenden Mundart/Sprachvarietät Bezug genommen. Die Struktureigenheiten müssen jedoch mit den zur vollständigen Interpretation der Sprachdaten notwendigen außersprachlichen Faktoren korreliert werden.

In Anbetracht dieser Analyseerwartungen ist es deutlich geworden, wie lückenhaft und defizitär unser Wissen um diese Möglichkeiten der Wortbildungsuntersuchungen in den Dialekten ist. Es wäre eine schöne Aufgabe, dem Bereich der dialektalen Wortbildung, bzw. den hier zu erschließenden Möglichkeiten – auch im Sinne des Schaffens des Jubilars – mehr Aufmerksamkeit zu widmen.



<sup>13</sup> Wild (1998); Knipf-Komlósi (1983, 1990, 1993).

<sup>14</sup> Knipf-Komlósi (2001).

**Literaturverzeichnis**

Bartha, Csilla 1999: A kétnyelvűség alapkérdései. Budapest.

Berend, Nina 1982: Besonderheiten der verbalen Wortbildung in der nordbairischen Mundart des Altai. In: Eichinger, Ludwig M. (Hrsg.): Tendenzen verbaler Wortbildung in der deutschen Gegenwartssprache. Hamburg.

Folláth, Ferenc 1941: A szóképzés a budakörnyéki német nyelvjárásban. Budapest.

Gersbach, Bernd/Graf, Ralf 1984: Wortbildung in gesprochener Sprache. Die Substantiv-, Verb- und Adjektivzusammensetzungen und -Ableitungen im Häufigkeitswörterbuch gesprochener Sprache. Tübingen. Bd. 1.

Haldenwang, Sigrid 1999: Die Wortbildung des Adjektivs in der Siebenbürgisch-Sächsischen Mundart. Hermannstadt/Sibiu.

Harnisch, Rüdiger 1987: Natürliche generative Morphologie und Phonologie des Dialekts von Ludwigstadt. Tübingen.

Hutterer, Claus Jürgen 1991: Aufsätze zur deutschen Dialektologie in Ungarn. Budapest.

Jodlbauer, Ralf 1993: Methoden der Feldforschung. In: Eichinger, Ludwig/Raith, Joachim (Hgg.): Sprachkontakte. Konstante und Variablen. Bochum, 36-48.

Kiss, Jenő 1995: Társadalom és nyelvhasználat. Budapest.

Knáb, Erzsébet 1994: Das Passiv im Dialekt. Ms. 'Diss.A' Pécs.

Knipf, Elisabeth 1990: Wortbildung einer ungarndeutschen Mundart. In: Nelde, Hans Peter (Hrsg.): Deutsch als Muttersprache in Ungarn. Stuttgart, 115-129.

Knipf-Komlósi, Elisabeth 1993: Die Ableitung des Substantivs am Beispiel einer ungarndeutschen Mundart. Ms. 'Diss. B.' Budapest.

Knipf-Komlósi, Elisabeth 2001: Das Substantiv und seine Bildung in der Mundart. Hab. schrift (Ms.), Budapest.

Manherz, Károly 1977: Sprachgeographie und Sprachsoziologie der deutschen Mundarten in Westungarn. Budapest.

Paul, Hermann 1929: Deutsche Grammatik. Halle an der Saale, Bd. 5.

Rowley, Antony 1992: Diminutive in diminutiver Verwendung. In: Weiss, A. (Hrsg.): Dialekte im Wandel. Göppingen, 209-226.

Ruoff, Arno 1973: Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache. Einführung in die Reihe *Idiomata*. Tübingen.

Schabus, Siegfried 1982: Die Präfixverben in den südbairischen Dialekten Kärntens. Eine Untersuchung zur Wortbildung. Wien.

Schlobinski, Peter 1997: Empirische Sprachwissenschaft. Opladen.

- Seel, Helga 1987: Lexikologische Studien zum Pennsylvaniadeutschen. Wortbildung des Pennsylvaniadeutschen. Stuttgart (ZDL Beihefte 66).
- Seidelmann, Erich 1999: Bildungsweisen der Kollektiva in zimbrischer und Kärntner Mundart. In: Tatzreiter, Herbert/Hornung, Maria/Ernst, Peter (Hgg.): Erträge der Dialektologie und Lexikographie. Festgabe für Werner Bauer zum 60. Geburtstag. Wien, 443-457.
- Wardhaugh, R. 1995: Szociolingvisztika. Budapest.
- Wiesinger, Peter/Graffin, Elisabeth (Hgg.) 1986: Bibliographie zur Grammatik der deutschen Dialekte 1980-1985. Bern [u.a.].
- Wild, Katalin 1995: Syntax der eingeleiteten Nebensätze in den Fuldaer deutschen Mundarten Südungarns. Budapest.





Ottó Korencsy (Budapest)

## Verbale Doppelpräfigierungen im Frühneuhochdeutschen und in der Gegenwartssprache

### 1. Abgrenzung des Themas

Äußerungen wie „verstehen Sie mich nicht miß“ oder „wir anerkennen diesen Staat“ sind heute keine Seltenheit, obwohl hier der Unterschied im Gebrauch trennbarer und untrennbarer Präfixe aufgehoben, gar umgekehrt wird. Ein Phänomen, das nicht weiter verwundert, wenn man sich der relativ geringen Anzahl verbaler Doppelpräfigierungen in der deutschen Gegenwartssprache besinnt. Vor der Herausbildung der überregionalen deutschen Schriftsprache waren Doppelpräfigierungen dieser Art jedoch keine Ausnahme, sie lassen sich praktisch für jedes Präfix nachweisen.

In einer Untersuchung der mit dem Präfix *ab-* gebildeten Verben im Frühneuhochdeutschen und in der Gegenwartssprache hat sich herausgestellt, daß im Bereich der *ab-*Präfigierungen in besagtem Zeitraum neben semantischen Veränderungen auch bestimmte eindeutig identifizierbare morphosyntaktische, wortbildungsspezifische Modifikationen aufgetreten sind, zu denen auch der signifikante Schwund zahlreicher Doppelpräfigierungen gehört, die mhd. und fnhd. einen beachtlichen Teil der Präfigierungen ausmachen. Dagegen hat die Gegenwartssprache kaum einige beibehalten, geschweige denn neu produziert.

Trotz des massenhaften Auftretens der Doppelpräfigierungen in früheren sprachhistorischen Phasen ist diesem Wortbildungstyp bisher relativ wenig Aufmerksamkeit gewidmet worden. (Vgl. Kühnhold/Wellmann 1973: 143) Eine intensivere Analyse des Phänomens könnte für die diachronische Forschung um so aufschlußreicher sein, als es sich hierbei um eine Erscheinung handelt, die das Frühneuhochdeutsche zumindest in einem wortbildungsspezifischen Bereich von der Gegenwartssprache abgrenzt und dem Mittelhochdeutschen näher bringt.

### 2. Klärung einiger theoretischer Begriffe

#### 2.1. Doppelpräfigierungen

Unter einer verbalen Doppelpräfigierung wird an dieser Stelle die nochmalige Präfigierung eines Präfixverbs verstanden; d.h. ein Wortbildungsprodukt (WBP), das sich bei der Analyse der unmittelbaren Konstituenten (UK) in ein Präfix und in ein Präfixverb als Basiselemente zerlegen läßt. „Deutschen Wortbildung“ von Kühnhold/

Wellmann werden je nach der linearen Abfolge der Präfixkombinationen drei Typen von verbalen Doppelpräfigierungen unterschieden (vgl. Kühnhold/Wellmann 1973: 143):

1. fest+fest (*vergewissern, vergesellschaften*)
2. fest+unfest (*beauftragen, verabreichen*)
3. unfest+ fest (*aberkennen, abverlangen*)

Diese Aufteilung ist nicht ganz unproblematisch, vor allem in dem Falle nicht, wenn eine UK-Analyse durchgeführt wird. In *vergesellschaften* müßte es sich um die Kombination von UK<sub>1</sub>(Präf.fest)+UK<sub>2</sub>(fest)+BE(+Suffix -en) handeln. Es erscheint aber zumindest fraglich, ob in *-gesellschaft-* tatsächlich noch eine Präfixbildung vorliege. Der nächste Schritt der UK-Analyse würde eine Ableitung mit dem Suffix *-schaft* ergeben. Um diese eventuelle Präfixbildung einer synchron angelegten Analyse unterziehen zu können, müßte man bis zum Ahd. zurückgehen, wo die Präfigierung vermutlich stattfand. Der Typ *vergesellschaften* dürfte daher u.E. keinesfalls als Doppelpräfigierung angesehen werden, und das trifft auch für andere Verben dieser Klasse zu; *vergewissern* gibt sich genausowenig als Doppelpräfigierung zu erkennen wie z. B. *vergewaltigen*, da die angeblichen BE der jeweiligen UK<sub>2</sub> als Simplicia nicht mehr begegnen, wenn auch die einstige Bildungsweise am Vorhandensein eines *ge-* auch synchron zu erkennen ist.

Als problematischer erweist sich jedoch, ob es sich im Falle von solchen WBP wie *Auftrag, Antrag oder Absicht* wirklich um Präfixbildungen oder um implizite Ableitungen handelt. Obenerwähnte und strukturell ähnliche Substantive, die die zweite UK von Präfixverben bilden, werden hier als implizite Ableitungen von Präfixverben behandelt und nicht zum Thema der Analyse gemacht (Fleischer 1992: 205).

Die Präfixkombination unfest+fest wirft keine ähnlichen Probleme auf, da sich dieser Wortbildungstyp eindeutig ins Schema UK<sub>1</sub>(Präf.unfest) + UK<sub>2</sub>(Präf.fest + BE) einordnen läßt. Wie es aus obengenannten Überlegungen hervorgehen mag, bilden in der vorliegenden Arbeit nur die WBP, die nach dem letztgenannten Modell gebildet wurden, den Gegenstand der Untersuchung. Folglich bezeichnet der Terminus „Doppelpräfigierung“ an dieser Stelle nur diejenigen Präfixbildungen, die nach dem oben dargestellten Modell gebildet wurden bzw. werden.

Da die vorliegende Analyse auf der Grundlage des Frühneuhochdeutschen Wörterbuches (FWB) erstellt wurde, werden die im FWB bereits lemmatisierte Doppelpräfigierungen, deren erste UK das trennbare Präfix *ab-* ist, behandelt. Die Ergebnisse der Untersuchung können selbstverständlich nicht zu weitgehenden Verallgemeinerungen führen; im folgenden wird lediglich eine im Bestand der *ab-*Verben beobachtete Tendenz dargestellt, die von weiteren Untersuchungen höchstwahrscheinlich bestätigt wird.

Im frühneuhochdeutschen Korpus ließen sich folgende Präfixkombinationen nachweisen: *ab+an-*, *ab+be-*, *ab+ent(-emp-)*, *ab+er-*, *ab+ge-*, *ab+ver-*, *ab+zer-*. Dagegen weist die Gegenwartssprache nur noch *ab+be-*, *ab+er-*, *ab+ge-*, und *ab+ver* auf. Der Schwund der anderen Präfixkombinationen mag an der Tatsache liegen, daß die festen Präfixe, die in gegenwartssprachlichen Doppelpräfigierungen nicht mehr belegt sind, auch im Fnhd. relativ selten begegnen.

Das Korpus der *ab-*Verben (Belege seit Mitte des 14. Jahrhunderts) enthält 1912 Präfigierungen, von denen 140 Doppelpräfigierungen sind. Diejenigen *ab-*Verben, die im



Sinne der obenerwähnten Kriterien nicht als DP angesehen werden konnten, wie *abgebären* (Im Fnhd. keine Simplexbasis *bären*), *abgeleiten* (desubst. *Geleit*), *abgeschirren* (desubst. von *Geschirr*) *abgesellen* (desubst. *Geselle*), *gestalten* (aus *Geselle*) u.a. wurden an dieser Stelle nicht analysiert.

## 2.2. Primäre und sekundäre Basiselemente

Die Wortbildungsstruktur der Doppelpräfigierungen macht eine Unterscheidung zwischen sog. „primären“ und „sekundären“ Basiselementen nötig. Was in diesem Zusammenhang als primär und was als sekundär gilt, wird von der jeweils verwendeten Art der Wortbildungsanalyse entschieden.

Wenn unter Wortbildungsmodellen aktive Wortbildungsmuster, die zur Bildung neuer Begriffe herangezogen werden, zu verstehen sind, stehen diejenigen sprachlichen Elemente im Vordergrund, die miteinander kombiniert ein WBP ergeben; die einfachste, von Wortbildungsprozessen noch unberührte morphologische Einheit könnte in diesem Fall „primär“ genannt werden. Geht man jedoch vom fertigen WBP aus, kann nur die Ausgangsgröße der Analyse als primär angesehen werden; alles andere wird als sekundär gelten.

Wenn ein WBP, wie z.B. *ablaufen* in Bezug auf die Basiselemente untersucht wird, kommt man zur Feststellung, daß *laufen* als Simplex mit den Methoden der Wortbildungsanalyse nicht weiter analysiert werden kann, wenn man akzeptiert, daß *-en* eher ein grammatisches als ein Wortbildungsmorphem ist. In einem solchen Fall ist eine Unterscheidung zwischen primären und sekundären Basiselementen nicht relevant. Ganz anders verhält es sich aber, wenn ein WBP wie *aberkennen* in seine unmittelbaren Konstituenten zerlegt wird. Eine Trennung in *ab+erkennen* löst die Frage nach den BE noch nicht, da *erkennen*, die 2. UK der Ausgangseinheit, ebenfalls ein WBP ist, das sich sogar synchronisch in weitere UK zerlegen läßt. Wenn aber *ab-*Verben untersucht werden, die eine synchronisch nicht mehr zerlegbare Präfigierung als Basiselement für eine *ab-*Präfigierung aufweisen, häufen sich die Probleme, insbesondere wenn die erwähnten WBP einer diachronisch orientierten Analyse unterzogen werden, die das synchronisch als Simplex geltende BE in weitere UK zerlegen kann.

Unter anderem aus diesem Grund ist es angebracht, die Basiselemente der Doppelpräfigierungen terminologisch näher zu präzisieren. Im folgenden Abschnitt wird der Versuch unternommen, eine für vorliegende Analyse brauchbare Terminologie zu begründen.

Wenn Wortbildungsprodukte, die mit *ab-* präfigiert wurden, in ihre UK zerlegt werden, bekommt man auf der ersten Stufe der Analyse *ab-+BE* (Verb, Substantiv oder Adjektiv). Wenn das BE ein Simplex ist, kann für eine weitere Analyse nur noch die Wortart von Bedeutung sein. Wenn aber das Basiselement der Ausgangsgröße selbst in weitere UK zerlegt werden kann, wird das Modell für die Ausgangsgröße modifiziert, und zwar in Abhängigkeit vom Wortbildungsspezifikum des Basiselements. Es kann nämlich Zusammensetzung, Ableitung oder Präfigierung sein. Für die vorliegende Untersuchung sind von diesen Möglichkeiten insbesondere die Präfigierungen relevant, weil sie noch motiviert - also selbst für eine synchronische Wortbildungsanalyse zugänglich - sind, auch wenn sie zu gegenwartssprachlich nicht belegten WBP die Basiselemente liefern. Um dies zu verdeutlichen, sollen zwei Beispiele erwähnt werden. Das BE für das WBP *abwirtschaften*

ist diachronisch gesehen ein Wortbildungsprodukt; *wirt+schaft*. Das ist aber für unsere Wortbildungsanalyse nicht mehr relevant, weil *Wirtschaft* ein lexikalisiertes WBP ist und demzufolge keine Aussagen über Entwicklungstendenzen in der Wortbildung der Präfixverben erlaubt. Ganz anders verhält es sich mit einem WBP wie *aberklettern*, das, obwohl synchronisch nicht mehr belegt, noch ohne weiteres in UK zerlegt werden kann. In diesem Sinne werden nur die Präfixverben, die Basiselemente für *ab*-Bildungen liefern, explizit behandelt. Ein dementsprechendes Wortbildungsmodell sieht folgendermaßen aus: *ab*+BE<sub>1</sub>(Präfix+BE<sub>2</sub>). Das unmittelbar mit *ab*- kombinierte Element wird im folgenden „primäres Basiselement“ (pBE) und die im pBE befindliche präfigierte Konstituente „sekundäres Basiselement“ (sBE) genannt. Das Präfixverb *aberkennen* wird also *erkennen* als pBE und *kennen* als sBE aufzeigen.

Die praktische Bedeutung dieser Unterscheidung liegt darin, daß auf diese Weise die Belegung des BE eines fnhd. *ab*-Verbs auch in der Gegenwartssprache nachgewiesen werden kann: denn es wäre nur zum Teil richtig zu behaupten, die BE von *aberweinen* und *aberschinden* seien auch gegenwartssprachlich belegt, aber mit den Termini „primäres“ und „sekundäres Basiselement“ ist man in der Lage festzustellen, daß die BE obengenannter (und vieler ähnlicher) fnhd. *ab*-Verben auch gegenwartssprachlich belegt sind; beim Schwund des WBP handelt es sich lediglich darum, daß ein früher ziemlich aktives Wortbildungsmodell von der Gegenwartssprache wesentlich seltener ausgelastet wird.

### 3. Liste der Doppelpräfigierungen

<i>ab+be</i>	<i>ab+ent/emp</i>	<i>ab+er</i>	<i>ab+ge</i>	<i>ab+ver</i>
<i>bedeuten</i>	<i>empfangen</i>	<i>erbitten</i>		<i>verbrennen</i>
<i>bedingen</i>	<i>entfallen</i>	<i>erdienen</i>	<i>gebeten</i>	<i>verdienen</i>
<i>befrieden</i>	<i>entleihen</i>	<i>erdräuen</i>	<i>gedienen</i>	<i>verfertigen</i>
<i>begeben</i>	<i>entle(h)nen</i>	<i>erdringen</i>	<i>gedingen</i>	<i>verfügen</i>
<i>begehren</i>	<i>entrichten</i>	<i>ereilen</i>	<i>gedringen</i>	<i>vergeltten</i>
<i>behalten</i>	<i>entwältigen</i>	<i>erflehen</i>	<i>gefordern</i>	<i>vergüten</i>
<i>beheben</i>		<i>erfordern</i>	<i>gehaben</i>	<i>verirren</i>
<i>bekennen</i>		<i>erfreien</i>	<i>gehalten</i>	<i>verkaufen</i>
<i>bekläuen</i>		<i>erhalten</i>	<i>gekrümmen</i>	<i>verkünden</i>
<i>bekommen</i>		<i>erkaufen</i>	<i>gelassen</i>	<i>verkündigen</i>
<i>belegen</i>		<i>erkennen</i>	<i>gelegen</i>	<i>verlangen</i>
<i>belieben</i>		<i>erklagen</i>	<i>geleiten</i>	<i>verlieben</i>
<i>benehmen</i>		<i>erklären</i>	<i>geloben</i>	<i>vermieten</i>
<i>bereden</i>		<i>erkobern</i>	<i>gelösen</i>	<i>verpfänden</i>
<i>bereiten</i>		<i>erkosen</i>	<i>gemähen</i>	<i>verraten</i>
<i>berufen</i>		<i>erkriegen</i>	<i>gemanen</i>	<i>verstehlen</i>
<i>bescheissen</i>		<i>erlangen</i>	<i>genagen</i>	<i>versterben</i>
<i>beschwören</i>		<i>erlaufen</i>	<i>genemen</i>	<i>verstoßen</i>
<i>bestatten</i>		<i>erlecken</i>	<i>genicken</i>	<i>vertilgen</i>
<i>bestehen</i>		<i>erlesen</i>	<i>geniessen</i>	<i>vertragen</i>

<i>ab+be</i>	<i>ab+ent/emp</i>	<i>ab+er</i>	<i>ab+ge</i>	<i>ab+ver</i>
<i>bestellen</i>		<i>erliegen</i>	<i>geraten</i>	
<i>betrügen</i>		<i>erlösen</i>	<i>gesagen</i>	
<i>bezahlen</i>		<i>erma(h)nen</i>	<i>gescheiden</i>	
<i>bezwingen</i>		<i>ermorden</i>	<i>geschroten</i>	
		<i>ernöten</i>	<i>gesegnen</i>	
		<i>erobern</i>	<i>gesondern</i>	
		<i>erringen</i>	<i>gesprechen</i>	
		<i>ersagen</i>	<i>gestehen</i>	
		<i>erschinden</i>	<i>geteidigen</i>	
		<i>erschlagen</i>	<i>geteilen</i>	
		<i>erschwätzen</i>	<i>getreiben</i>	
		<i>erstehen</i>	<i>getreten</i>	
		<i>ersteigen</i>	<i>getun</i>	
		<i>erste(h)len</i>	<i>gewähren</i>	
		<i>ersterben</i>	<i>gewältigen</i>	
		<i>erteilen</i>	<i>geweisen</i>	
		<i>ertriegen</i>	<i>gewenken</i>	
		<i>erweichen</i>	<i>gewerfen</i>	
		<i>erweinen</i>	<i>gewinnen</i>	
		<i>erwerben</i>	<i>gewirken</i>	
		<i>erwinnen</i>	<i>gewohnen</i>	
		<i>erzeugen</i>	<i>gewöhnen</i>	
		<i>erziehen</i>	<i>gezeugen</i>	
		<i>erzwingen</i>	<i>geziehen</i>	
			<i>gezwingen</i>	

#### 4. Formale Untersuchung der Belege

Die folgende Tabelle zeigt die Verteilung der Belege nach Präfixkombinationen:

<i>ab+be-</i> :	24
<i>ab+ent/emp-</i> :	6
<i>ab+er-</i> :	44
<i>ab+ge-</i> :	44
<i>ab+ver-</i> :	20

Als unikale Bildungen begegnen im Fnhd. noch *abanzfangen* und *abzerbrechen*. Die Verteilung der Bildungen auf Belegungszeiten zeigt folgende Distribution:

Nur im Frühneuhochdeutschen belegt:	123
Nur in der Gegenwartssprache belegt :	6
Frühneuhochdeutsch und gegenwartssprachlich belegt :	11



Im Frühneuhochdeutschen sind im Sinne dieser Angaben 134, in der Gegenwartssprache dagegen nur 17 DP mit dem Präfix *ab-* belegt.

Prozentual umgerechnet sind 12,2% aller im Korpus enthaltenen fnhd. *ab*-Verben Doppelpräfigierungen; in Hinsicht auf die Gegenwartssprache machen die belegten 17 DP lediglich 1,7% des Bestandes aus.

Nach den Angaben der „Deutschen Wortbildung“ ist der Anteil der Doppelpräfigierungen „nur wenig mehr als 2% am Gesamtbestand sämtlicher Präfixverben [...]“ (Kühnhold-Wellman 1973: 143).

## 5. Doppelpräfigierungen und die frühneuhochdeutschen Schreibsprachen

Gegen einen Vergleich Frühneuhochdeutsch-Gegenwartssprache könnte man u.U. den Einwand erheben, die gegenwartssprachlichen Belege, die größtenteils der Leitvarietät, d.h. der Schriftsprache entnommen wurden, ließen sich wohl kaum den frühneuhochdeutschen *ab*-Verben gegenüberstellen, die die schreibsprachliche Vielfalt der relevanten Zeitstufe widerspiegeln.

Daß diese Befürchtung zumindest für die Doppelpräfigierungen wenig begründet ist, möchten im folgenden zwei Fallstudien beweisen, in denen wir *ab*-Verben in vier gegenwartssprachlich orientierten Dialektwörterbüchern und im FWB auf die Fragestellung hin analysiert haben, ob die frühneuhochdeutsche schreibsprachliche Vielfalt mit gegenwärtigen dialektologischen Konstellationen zumindest teilweise entsprechen kann.

Die für diesen Vergleich ausgewerteten gegenwartssprachlich orientierten Dialektwörterbücher (Badisches, Pfälzisches, Schwäbisches und Südhessisches Wörterbuch) führen keine Doppelpräfigierungen mit *ab-* an, die in den gesamtsprachlich orientierten Wörterbüchern (DWB, Duden, WdG) für die Gegenwartssprache nicht bezeugt wären. Es besteht also kein Grund anzunehmen, daß die im FWB angeführten und in unser Korpus aufgenommenen Doppelpräfigierungen als dialektale Varianten weiterexistieren.

Im folgenden geben wir je 10 *ab+be-*, *ab+er-*, *ab+ge-* und *ab+ver-* Bildungen mit der Angabe ihrer Belegstellen an. Die Belegangaben sind dem FWB entnommen, und aus diesem Grunde verwenden wir auch die Abkürzungen dieses Wörterbuches. Ist das betreffende Verb im FWB als monosem registriert, fügen wir dem Beleg die als Belegstelle fungierende(n) Schreibsprache(n) bei, und wenn es sich um polyseme Bildungen handelt, werden die Einzelbedeutungen numeriert, und die Information zur Schreibsprache erscheint bei der betreffenden Bedeutung. Es ist oft der Fall, daß ein monosemes Verb mehrere schreibsprachliche Belegstellen aufweist, bzw. daß die verschiedenen Bedeutungen für verschiedene Schreibsprachen in Betracht kommen.

### ***ab+er*-Bildungen:**

<i>aberbitten:</i>	1. schwäb. 2. moobd., nobd.
<i>aberdräuen:</i>	halem.
<i>aberfordern:</i>	thür., Leipzig
<i>aberhalten:</i>	thür., soobd., nobd.
<i>aberkaufen:</i>	oobd.

<i>aberliegen:</i>	wobd.
<i>abermanen:</i>	osächs.
<i>abernöten:</i>	schwäb., moobd.
<i>abersterben:</i>	1. nobd. 2. moobd
<i>aberzeugen:</i>	osächs.

**ab+ge-Bildungen:**

<i>abgedringen:</i>	preuß., osächs
<i>abgehalten:</i>	osächs.
<i>abgelassen:</i>	thür., els.
<i>abgelegen:</i>	1. mrhein. 2. moobd. 3. rib., els.
<i>abgenagen:</i>	1. wobd. 2. Nürnberg
<i>abgenemen:</i>	1. thür 2. RWB
<i>abgescheiden:</i>	thür., els.
<i>abgeschroten:</i>	obd.
<i>abgeweisen:</i>	1. thür., osächs. 2. RWB
<i>abgezieren:</i>	1. els 2. els. 3. obd 4. els. 5. nobd.

**ab+ver-Bildungen:**

<i>abverbrennen:</i>	1. Köln, schwäb. 2. els.
<i>abverdienen:</i>	thür.
<i>abverfertigen:</i>	moobd.
<i>abvergelten:</i>	RWB
<i>abvergüten:</i>	rib.
<i>abverkünden:</i>	oobd.
<i>abverpfänden:</i>	schwäb.
<i>abverraten:</i>	preuß.
<i>abvertilgen:</i>	moobd.
<i>abvertragen:</i>	rib.

Die oben angeführten Belege mit ihren schreibsprachlichen Belegstellen legen die Schlußfolgerung nahe, daß die Doppelpräfigierungen im Bereich der *ab*-Verben das gesamte frühneuhochdeutsche Sprachgebiet erfaßten, und daß sie in der Gegenwartssprache nicht nur in der Leitvarietät einen signifikanten Rückgang zeigen. Eine mögliche Antwort auf

die Frage, ob dieser Prozeß in allen Dialektgebieten bzw. Schreibsprachen gleichzeitig verlaufen ist oder diesbezüglich Schwankungen aufzeigt, kann im Rahmen der vorliegenden Abhandlung nicht gegeben werden. Wir wollten lediglich ein markantes Phänomen innerhalb der verbalen Wortbildung festhalten, das alle frühneuhochdeutschen Schreibsprachen gleichermaßen betrifft und für die Gegenwartssprache nicht mehr typisch ist.

## 6. Versuch einer semantischen Analyse der Doppelpräfigierungen

Eine semantische Analyse der 140 Doppelpräfigierungen hat ergeben, daß die Bildungen in semantischer Hinsicht – wie erwartet – nicht einheitlich sind. Laut Wörterbuchangaben sind lediglich 24 Belege polysem. Von diesen polysemen Bildungen sind die *ab+ge*-Verben zahlenmäßig am stärksten vertreten; insgesamt ließen sich im Korpus 15 nachweisen. Die nächststärkste Gruppe, die der *ab+er*-Bildungen hat nur zwei polyseme WBP.

Die Erklärung hierfür mag in den verschiedenen Leistungen der untrennbaren Präfixe *er-* bzw. *ge-* liegen. Im FWB findet man bei den *ab+ge*- Verben fast immer einen Hinweis, die Doppelpräfigierung mit der Einfachpräfigierung zu vergleichen; z.B. bei *abgelegen*, *abgelösen*, *abgenemen* usw. (FWB : 135, 136). Das Präfix *ge-* scheint im Fnhd. im verbalen Bereich keine produktive Wortbildungsfunktion mehr zu haben, es ist als "semantisch redundant". (Fleischer 1980: 48-57) anzusehen. Diese Redundanz ist teilweise auch noch in der Gegenwartssprache bemerkbar, vgl. *ziemen- geziemen* u.ä., ist aber eher die Ausnahme. Im Fnhd. dagegen können die einfachen und die redundanten Formen häufig nebeneinanderstehen; bei der Lektüre frühneuhochdeutscher Texte begegnen auch in Wörterbüchern nicht belegte *ab+ge*-Bildungen mit erstaunlicher Häufigkeit. Das WBP *abgesägen* ist z.B. lex. nicht belegt, aber im folgenden Beispiel wird auch der Grund einleuchten, warum: „Wie D. Faustus Gelt von einem Juden entlehnet, vnd demselbigen seinen Fuß zu Pfand geben, den er jhm selbst, in deß Juden beyseyen *abgesäget*“. (Historia von Johann Fausten) . Das Verb *abgesägen* weist zum Verb *absägen*, zumindest was die hier aktualisierte Bedeutung betrifft, keinen semantischen Unterschied mehr auf.

Für die *ab+ge*-Präfigierungen, die in Wörterbüchern belegt sind, ist es außerdem typisch, daß ihr onomasiologisches Feld meistens mit dem der „einfachen Präfigierungen“ übereinstimmt; wenn die einfache Präfigierung polysem ist, ist die *ab+ge*-Präfigierung meistens auch polysem. Im Gegensatz zu dieser Gruppe ist die semantische Differenzierung zwischen Einfach- und *ab+er*-Präfigierungen wesentlich größer.

Im Laufe der Untersuchung der Doppelpräfigierungen hat es sich als möglich erwiesen, für dieses Wortbildungsmodell typische semantische (onomasiologische) Kategorien zu ermitteln und zu isolieren. Da die meisten Doppelpräfigierungen sich als monosem herausgestellt haben, stimmt die Anzahl der für eine Bedeutungsgruppe angegebenen Bedeutungen in der Mehrheit der Fälle mit der Anzahl der betreffenden Belege überein. Selbstverständlich kann bei polysemen Bildungen ein und dasselbe Verb zu mehreren Bedeutungsgruppen gehören.

Die am häufigsten ermittelten Bedeutungsgruppen sind folgende:

1. „jemandem etwas nehmen“
2. „etw. aufheben, tilgen“



3. „etwas abschließen“

4. „jmdn. abtrünnig machen, von etw. abwenden“

Außer diesen gibt es natürlich auch unikale Fälle, wo sich eine Bedeutung in keine der obenerwähnten Gruppen einordnen läßt, und es hat sich ebenfalls herausgestellt, daß es sich in der Mehrzahl der Fälle um ein gut abgrenzbares Phänomen handelt, wenn vom Schwund bestimmter Bedeutungen die Rede ist. Die Bedeutungen, die bei den einfachen *ab*-Verben eine rückgängige Tendenz aufweisen, bilden bei den Doppelpräfigierungen auch keine Ausnahme. Es ist bemerkenswert, daß die vom Bedeutungsrückgang betroffenen Gruppen bei den Doppelpräfigierungen einen stärkeren prozentualen Anteil als bei den einfachen Präfigierungen aufweisen.

Die folgende Tabelle zeigt den Anteil der erwähnten Präfixkombinationen an den obenerwähnten Bedeutungsgruppen:

1. *ab+be*-=10, *ab+ent*-= 3, *ab+er*-=31, *ab+ge*-=12, *ab+ver*-= 5, insg.: 61
2. *ab+ge*-= 0, *ab+ent*-= 0, *ab+er*-= 4, *ab+ge*-= 6, *ab+ver*-= 4, insg.: 14
3. *ab+be*-= 2, *ab+ent*-= 0, *ab+er*-= 4, *ab+ge*-= 2, *ab+ver*-= 3, insg.: 11
4. *ab+be*-= 0, *ab+ent*-= 0, *ab+er*-= 1, *ab+ge*-= 4, *ab+ver*-= 0, insg.: 5

Aus der Tabelle geht eindeutig hervor, daß der Bedeutungsrückgang vorwiegend die deprivativen Bildungen (Modell: „jmdm. etw. nehmen“) betrifft, die ungefähr die Hälfte aller untersuchten Doppelpräfigierungen ausmachen. Es konnte jedoch festgestellt werden, daß das Frühneuhochdeutsche weitaus mehr (zumindest in Wörterbüchern belegte) deprivative *ab*-Verben (258) als die Gegenwartssprache (68 Belege) aufweist. Diese allgemeine Tendenz trifft für die alle hier behandelten Bedeutungsgruppen – wenn auch in kleinerem Maße – zu. In Kenntnis der obenerwähnten Lage ist die Frage legitim, ob der Rückgang der Modellbedeutung die alleinige Ursache für die schwindende Produktivität der Doppelpräfigierungen sein kann. Die Antwort darauf muß negativ ausfallen, da die Doppelpräfigierungen in der Gegenwartssprache, wenn überhaupt, syntaktisch schwankend gebraucht werden: *ich erkenne etw. an* oder *ich anerkenne etw.*; *ich erlege ihm etw. auf* oder *ich auferlege ihm etw.*, usw. (vgl. Duden. Zweifelsfälle der deutschen Sprache 1971: 50). Wie weit sich die obenerwähnten Tendenzen auch für andere Doppelpräfigierungen verallgemeinern lassen, kann an dieser Stelle nicht eindeutig beantwortet werden. Der Produktivitätsschwund der Doppelpräfigierungen scheint jedoch eine erwiesene Tatsache zu sein, die im Falle der *ab*-Verben zwischen dem Fnhd. und der Gegenwartssprache erfolgt sein muß. Die Ursachen dafür können sowohl syntaktischer als auch semantischer Natur sein, wobei die schwierige Handhabbarkeit dieser WBP in syntaktischen Konstruktionen – Sätzen – sicherlich der wichtigste Grund für ihren Rückgang sein mag.

### Abkürzungen

ahd.:	althochdeutsch
Aköln:	Altkölnischer Sprachschatz
alem.:	alemannisch

BA:	Basisadjektiv
Bad. Wb.:	Badisches Wörterbuch
bair.:	bairisch
BE:	Basiselement
BS:	Basissubstantiv
BW:	Brockhaus- Wahrig
DP:	Doppelpräfigierung
Dud:	Duden. Großes Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden
DWB:	Deutsches Wörterbuch. Neubearbeitung
els.:	elsässisch
f.:	fachsprachlich
Fnhd:	frühneuhochdeutsch
FWB:	Frühneuhochdeutsches Wörterbuch
md.:	mundartlich
mhd.:	mittelhochdeutsch
obd.:	oberdeutsch
omd.:	ostmitteldeutsch
oobd.:	ostoberdeutsch
öst.:	österreichisch
RWB:	Rechtswörterbuch
rib.:	ribuarisch
Pfälz. Wb.:	Pfälzisches Wörterbuch
Schwäb. Wb.:	Schwäbisches Wörterbuch
veralt.:	veraltet
WdG:	Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache
wmd.:	westmitteldeutsch
wobd.:	westoberdeutsch

### Literaturverzeichnis

#### Quellen

Badisches Wörterbuch 1921 ff: Bearb. von E.Ochs, fortges. von K.F. Müller;G.W. Baur. Lahr.

Deutsches Rechtswörterbuch 1914 ff: Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache. Hrsg. von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Bearb. von R. Schröder, E. Freiherr von Künßberg. Weimar.

Brockhaus-Wahrig 1980-1984: Deutsches Wörterbuch in sechs Bänden. Hrsg. von G.Wahrig;H.Krämer;H. Zimmermann. Wiesbaden.

Deutsches Wörterbuch von J. Grimm und W. Grimm. in 32 Bänden 1854-1971: Leipzig.

Deutsches Wörterbuch von J. Grimm und W. Grimm. Neubearbeitung 1965 ff: Hrsg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Zusammenarbeit mit der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Bd.1. Bearb. in der Arbeitsstelle Berlin von W. Braun, J. Dücker, A. Huber.

Duden 1976-81: Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden. Hrsg. und bearb. vom wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter der Leitung von G. Drosdowski. Mannheim /Wien/Zürich.

Duden 1972: Zweifelsfälle der deutschen Sprache. Wörterbuch der sprachlichen Hauptschwierigkeiten. 2., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Bearbeitet von D. Berger, G. Drosdowski, P. Grebe, W. Müller unter Mitwirkung der Dudenredaktion. Mannheim/Wien/Zürich.

Frühneuhochdeutsches Wörterbuch 1989: Hrsg. von R.R. Anderson, U. Goebel, O. Reichmann. Bd.1. Berlin/New York.

Historia von D.Johann Fausten/ dem weitbeschreyten Zauberer und Schwarzkünstler. Neudruck des Faustbuches von 1587 1984: Hrsg. von H. Henning..

Pfälzisches Wörterbuch 1965: Begr. von E. Christmann. Bearb. von J. Krämer. Wiesbaden.

Rheinisches Wörterbuch 1928-1971: Im Auftrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften, der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde und des Provinzialverbandes der Rheinprovinz auf Grund der von J. Franck begonnenen, von allen Kreisen des rheinischen Volkes unterstützten Sammlung bearb. und hrsg. von J. Müller. 9 Bde. Bonn.

Schwäbisches Wörterbuch 1904-1936: Auf Grund der von A. von Keller begonnenen Sammlungen und mit Unterstützung des Württembergischen Staates bearb von H. Fischer, zu Ende geführt von W. Pfeleiderer. 6 Bde. Tübingen.

Südhessisches Wörterbuch 1965 ff: Begründet von F. Maurer. Nach den Vorarbeiten von F. Maurer/ F. Stroh/ R. Mulch bearb. von R. Mulch. Marburg.

Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache 1973-1978: Hrsg. von R. Klappenbach und W. Steinitz. 6 Bde. Neunte, bearb. Aufl. Berlin.

## Forschungsliteratur

Besch, Werner 1967: Sprachlandschaften und Sprachausgleich im 15. Jh. Studien zur Erforschung der spätmittelalterlichen Schreibdialekte und zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. München.

Fleischer, Wolfgang 1980: Wortbildungstypen der deutschen Gegenwartssprache in historischer Sicht. In: ZfGerm 1, 48-57.

Fleischer, Wolfgang 1986: Sprachgeschichte und Wortbildung. In: BES 6, 27-36.

Fleischer, Wolfgang; Barz, Irmhild 1992: Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen

Kühnhold, Ingeborg; Wellmann, Hans 1973: Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. Hauptt.1. Das Verb. Mit einer Einführung von Johannes Erben. Düsseldorf.

Lenders, Wilfried 1993: Strukturelle Eigenschaften von Bedeutungserklärung deutscher Verben. In: Vielfalt des Deutschen. Festschrift für W. Besch. Hrsg. von Mattheier, K. J. [u.a.]. Frankfurt [u.a.].

Moser, Hans; Wolf, Norbert Richard (Hgg.) 1989: Zur Wortbildung des Frühneuhochdeutschen. Ein Werkstattbericht. Innsbruck.





Klaus J. Mattheier (Heidelberg)

## Sprachinseln als Arbeitsfelder Zu den zentralen Forschungsdimensionen der Erforschung deutscher Sprachinseln

*Verehrter Jubilar, lieber Herr Manherz,*

*Sie wissen sicherlich nicht, daß Sie derjenige gewesen sind, der als erster mein wissenschaftliches Interesse an den ungarisch-deutschen Sprachinseln und an der Sprachinselforschung überhaupt geweckt hat. Bei unserem ersten Treffen in Budapest, an dem ich als Dekan der Neuphilologischen Fakultät und offizieller Repräsentant der Heidelberger Partneruniversität der ELTE anlässlich des 300jährigen Jubiläums der Gründung des Germanistischen Seminars teilnehmen durfte, legten Sie persönlich durch einen Vortrag und in einer Reihe von interessanten Gesprächen den Grundstein für mein Interesse an ungarischen Sprachinseln und an Sprachinseln im allgemeinen. Dafür möchte ich mich bedanken, indem ich Ihnen einige Überlegungen zu den unterschiedlichen Dimensionen der Erforschung von Sprachinseln und der vielfältigen Verknüpfung mit vielen verschiedenen Teilbereichen der Germanistischen Linguistik und der Sprachwissenschaft überhaupt widme.*

Das sprachsoziologische Phänomen 'Sprachinsel' ist weltweit in den verschiedensten Konstellationen in der Vergangenheit und in der Gegenwart verbreitet. Immer dann, wenn irgendwo in der Welt eine Kommunikationsgemeinschaft als Sprachminderheit von ihrem eigentlichen Sprachmutterland geographisch getrennt ist und von einer sprachlich differenten Kontaktgesellschaft umschlossen bzw. überdacht wird, sprechen wir von einer Sprachinselnkonstellation (Mattheier 1994). Von einer Sprachminderheit unterscheidet sich eine Sprachinsel durch eben die Existenz eines Sprachmutterlandes, durch dessen Einflußnahme die Sprachinsel zusätzlich geprägt wird. Das gilt für die Hindi sprechenden Siedlungen auf Mauritius und Fidji (Moag 1977) ebenso wie für die mittelbairisch sprechenden Sprachinseln im ungarischen Bergland, die das Forschungsgebiet unseres Jubilars sind.

Sprachinseln sind jedoch nicht nur heute in allen Weltregionen verbreitet, und man hat fast den Eindruck, daß viele Sprachinseln durch die vielfältigen Migrationsbewegungen und Vertreibungen derzeit neu im Entstehen sind. Wir müssen damit rechnen, daß auch in früheren Zeiten immer wieder überall Sprachinseln von der gerade erwähnten Art entstanden sind, von denen die meisten inzwischen von umgebenden Kontaktgesellschaften assimiliert worden sind. Dabei hat es – wenn man die zentralen Sprachinselnbereiche überblickt – nur vordergründig den Anschein, daß Sprachinseln an bestimmte gesellschaftliche Strukturen gebunden sind, etwa an eine eher ländliche Produktionsweise. Sicherlich sind ländliche Regionen ganz allgemein nicht den zentralen Prozessen gesellschaftlichen Wandels mit

der gleichen Intensität ausgesetzt wie städtische Regionen. Doch zeigen die chinesischen und italienischen Sprachinseln in Manhattan, ebenso wie die türkische Sprachinsel in Berlin-Kreuzberg, daß beim Vorliegen von ausreichend starken 'maintenance-Faktoren' auch städtische Sprachinseln über viele Generationen hinweg Stabilität aufweisen können.

Und auch in der Vergangenheit haben die zahlreichen niederdeutschen Sprachinseln, die über Jahrhunderte den Ost- und Nordseeraum geprägt haben, ebenso wie italienische Sprachinseln etwa in den süddeutschen Handelsstädten, einen städtischen Charakter.

Die hier erkennbar werdende weite Verbreitung des sprachsoziologischen Phänomens 'Sprachinsel' hat nun keinesfalls eine intensive internationale wissenschaftliche Beschäftigung damit ausgelöst. Sprachinselforschung wird international nicht einmal als ein gesonderter Forschungsbereich angesehen. Sie wird in der Regel im Rahmen der Sprachminoritätenforschung mitbehandelt, obgleich Sprachminoritäten sowohl soziolinguistisch als auch linguistisch und dialektologisch unter völlig anderen Rahmenbedingungen stehen. Das zeigt sich daran, daß Sprachinselvarietäten häufig von den Sprachentwicklungen des Mutterlandes beeinflusst werden, oder daß es sprachenpolitische Einflüsse des Mutterlandes, etwa durch Unterhaltung eines Minderheitenschulsystems, gibt. Bei eigentlichen Sprachminoritäten, wie dem Sorbischen oder dem Bretonischen, sind derartige Einflüsse nicht möglich, weil der Bezug zu einem Sprachmutterland fehlt.

Eine spezielle wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Phänomen 'Sprachinsel' gibt es, soweit ich sehe, ausschließlich in bezug auf deutschstämmige Sprachinseln und in der deutschen Forschungstradition. Hier aber läßt sich das Forschungsinteresse an Sprachinselphänomenen zurückführen auf einen der Gründerväter geisteswissenschaftlichen Denkens überhaupt. Kein geringerer als Wilhelm Gottfried Leibniz äußert im Zusammenhang mit seinen Plänen zum Ausbau einer deutschen Fach- und Wissenschaftssprache am Ende des 17. Jahrhunderts in einem Brief an Professor Potesta den Wunsch nach einem „Specimen vocabulorum et modorum loquendi Saxonibus Transsylvanae“. Obwohl schon zwei Jahrhunderte früher Georg Reicherstorffer auf eine Reihe von sprachlichen Ähnlichkeiten zwischen dem Siebenbürgischen und dem Kölnischen hinwies, kann man mit Leibniz den Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sprache von Sprachinseln ansetzen. Dabei geht es hier um den ältesten heute noch bestehenden deutschstämmigen Sprachinselbereich, das durch den ungarischen König Géza der II. (1141-1162) gegründete Siebenbürgen (Klein 1966; Scheiner 1896).

Von einer intensiven und systematischen wissenschaftlichen Beschäftigung mit deutschstämmigen Sprachinseln kann man jedoch erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sprechen, und zwar insbesondere im Zusammenhang mit der sog. 'Heimatbestimmungsmethode', durch die anhand von Vergleichen zwischen Mundart in der Sprachinsel und im Mutterland fundierte Informationen über die historische Heimat der Siedler erwartet wurde.

Die Erforschung von Sprachinseln hat in den letzten etwa 125 Jahren einmal reiche Informationen über den Gegenstand selbst ergeben. Hinzu kommt, daß die Sprachinselforschung für die verschiedensten Bereiche der Germanistischen Linguistik und der Sprachwissenschaft generell wichtige Forschungsergebnisse erbracht hat. Zwar stieß man mit der Heimatbestimmung auf erhebliche methodische Schwierigkeiten, aber im Bereich der Soziolinguistik und auch der Kontaktlinguistik sowie der Sprachwandelforschung erweist sich dieser Wissenschaftsbereich als ein geradezu ideales



Feldlabor. So hat schon der 'Vater der Sprachinselforschung', Viktor Schirmunski, darauf verwiesen, daß Entwicklungen, die im Mutterland wegen der stabilen gesellschaftlichen Strukturen Jahrhunderte in Anspruch nehmen, in Sprachinseln so schnell ablaufen, daß sie direkt beobachtbar werden. So hat er die Koineisierung in den rußlanddeutschen Mundarten etwa 150 Jahre nach ihrer Gründung schon beobachten und beschreiben können.

Ich werde in diesem Beitrag die reizvolle Aufgabe, eine Geschichte der deutschen Sprachinselforschung zu skizzieren, beiseite stellen. Nicht unter historischer Perspektive werde ich die bisherige Sprachinselforschung sichten und strukturieren, sondern in systematisierender Absicht. Dadurch sollen in erster Linie jüngeren Wissenschaftlern einige Kategorien geliefert werden, anhand derer sie ihr eigenes Forschungsinteresse an der Sprachinselforschung positionieren können.

Unterschieden werden dabei zwei Gegenstandsbereiche, die Varietätenlinguistik und die Kontaktlinguistik, je nachdem, ob die autochthonen Sprachverhältnisse innerhalb einer Sprachinselgemeinschaft untersucht werden sollen, oder ob die Wechselwirkung zwischen der autochthonen Sprache und der Sprachlichkeit der allochthonen Umgebungs- bzw. Überdachungsgesellschaft thematisiert werden soll. Jeder dieser beiden Bereiche kann nun in der Forschung unter statischem Aspekt oder unter dynamischem Aspekt angegangen werden. So erschließt etwa der Atlas der texasdeutschen Mundarten (Gilbert 1972) eine varietätenlinguistische Fragestellung innerhalb der texasdeutschen Sprachinselbereiche unter statischem Gesichtspunkt, indem er den gegenwärtigen Stand des Deutschen fixiert. Die Zurückdrängung der deutschen Varietäten aus einer ursprünglich niederdeutschen Sprachinsel in Iowa, die von Birgit Mertens (1994) untersucht wird, thematisiert den kontaktlinguistischen Bereich, aber unter dynamischerem Aspekt als der derzeit ablaufende Prozeß.

Die beiden genannten Gegenstandsbereiche werden weiterhin unterschieden nach der speziellen Fragestellung, die an die Varietäten- bzw. an die Kontaktlinguistik herangetragen wird. Hier geht die Forschung entweder strukturlinguistisch vor, indem die Varietäten und die Kontaktsprache bzw. ihr Einfluß aufeinander (struktur)linguistisch beschrieben wird, oder die Forschungsfragestellung ist sprachsoziologisch ausgerichtet, indem es um die gesellschaftlichen Bindungen und Funktionen des Varietätenkontaktes bzw. der Wechselwirkung zwischen Sprachinsel und Umgebungsgesellschaft geht. Drittens stellt auch die Region eine zentrale Kategorie für die Strukturierung der Sprachinselforschung dar, da viele Sprachinseln eine teilweise große räumliche Erstreckung und dialektgeographische Variationen aufweisen, ebenso wie die umgebenden Kontaktvarietäten. Man denke etwa an den pennsylvaniadeutschen Akzent des Englischen im Umfeld der Sprachinseln (Kopp 1999). Auf eine darüber hinaus mögliche vierte Perspektivierung der Forschungsansätze der deutschen Sprachinselforschung – die Einordnung nach gegenwartsbezogenen vs. historischen Sprachinseln – werde ich hier verzichten. Sicherlich ergeben sich bei der Erforschung historischer Sprachinseln teilweise erhebliche methodische Schwierigkeiten, insbesondere bei der Datenerfassung. Man denke da an niederländische Sprachinseln östlich der Elbe, die im 12./13. Jahrhundert entstanden und heute nur noch an wenigen dialektologischen bzw. namenkundlichen Besonderheiten erahnbar sind. Doch prinzipiell wird man dasselbe theoretisch-methodische Analyseinstrumentarium verwenden, das auch sonst zur Verfügung steht.

Wenn wir diese Faktoren systematisch miteinander in Beziehung setzen, ergeben sich 12 Forschungsansätze, die sich immer wieder in der Forschungsgeschichte und der gegenwärtigen Erforschung von Sprachinseln zeigen. Ich werde im folgenden diese 12 Forschungsansätze

der Sprachinselforschung kurz skizzieren und veranschaulichen, und dabei zugleich auch die Frage stellen, wohin der Weg der Sprachinselforschung führen wird. Beginnen werde ich mit Forschungsansätzen, die sich ausschließlich auf die autochthonen Varietäten in einer Sprachinselkonstellation beziehen. Hier kann einmal die linguistische Struktur der einzelnen Sprachinselvarietäten beschrieben werden, also die Phonologie, die Morphologie und die Syntax sowie der Wortschatz. Obgleich das prinzipiell möglich wäre, wird für eine derartige innerlinguistische Beschreibung einer Sprachinselvarietät so gut wie nie ein strukturlinguistischer Ansatz im strengen Sinne gewählt (vgl. Ferré 1994), wie das etwa bei wirklichen Sprachminderheiten mit isolierten Sprachen, wie dem Baskischen, sicherlich der Fall ist. Die Beschreibungen von Sprachinselvarietäten wählen in der Regel, wie auch die Dialektologie, vergleichende Analyseansätze. Dabei kann die Vergleichsvarietät entweder ausschließlich ordnende Funktion haben, wobei sowohl der überdachende autochthone Standard als auch eine historische Vorform, etwa das Mittelhochdeutsche, für den Vokalismus und das Westgermanische für den Konsonantismus gewählt werden. Es ist aber auch möglich, daß das Bezugssystem als eine reale oder postulierte historische Vorform für die belegten Sprachinseldialektformen angesehen wird. Dann erhält der Forschungsansatz einen eher dynamischen Charakter, insofern mit der Varietätenbeschreibung zugleich eine Entwicklung von der Vorform zur jetzigen Form angenommen wird. So vergleicht etwa Damke (1997) die zentralen Lautveränderungsprozesse in der von ihm untersuchten südbrasilianischen Sprachinsel mit den Dialektverhältnissen im Herkunftsgebiet Hunsrück. Und Schirmunski vergleicht die deutschstämmigen Newa-Mundarten auf der Vergleichsfolie des Mittelhochdeutschen (1926/27).

Obgleich schon in diesem Forschungsansatz wegen des vergleichenden Zugriffs in gewisser Weise nicht mehr eine rein statisch beschreibende, sondern eine dynamische, eine mögliche Veränderung widerspiegelnde Entwicklung angenommen wird, sollte man den dynamisch beschreibenden Forschungsansatz doch deutlich davon unterscheiden. Hierbei handelt es sich um sprachliche Entwicklungen, die sich aus dem Miteinander verschiedener autochthoner Varietäten in einer Sprachinselgemeinschaft herausbilden. Wenn, womit sehr häufig zu rechnen ist, in der Anfangsphase einer Sprachinselbildung eine Varietätenmischungskonstellation vorliegt, dann hat man schon früh eine gemeinsame Weiterentwicklung und einen autochthonen Ausgleichsprozeß postuliert. Verschiedene Modelle aufnehmend hat Hutterer (1963) für diese Entwicklung ein Modell eines mehrstufigen Ausgleichsprozesses entworfen, durch den raumübergreifende autochthone Ausgleichsvarietäten entstehen. Solche Ausgleichsvarietäten sind etwa das Mennonitenplatt, das Hunsrückisch in Brasilien, das Pennsylvaniadeutsch und wohl auch das Ostfränkische und die beiden Typen der bairischen Ausgleichssprache in Ungarn. Auch diese Ausgleichsvarietäten können, ebenso wie die zwischen den Ausgangsvarietäten und den Ausgleichsvarietäten liegenden Zwischenvarietäten, Gegenstand von Sprachbeschreibungen werden. Daneben muß jedoch auch mit eigenständigen, nicht kontakt- sondern allgemein sprachwandelinduzierten Veränderungen in der Struktur einer Sprachinselvarietät gerechnet werden, etwa mit allgemeinen 'drift'-Entwicklungen, die neue formale Eigenschaften der Ausgleichsvarietäten entstehen lassen (vgl. Salmons 1994).

Für die Beschreibung der linguistischen Struktur solcher Abbau- und Ausgleichsprozesse hat Schirmunski schon 1930 ein Entwicklungsmodell vorgeschlagen, das in der Folgezeit immer wieder von der Forschung aufgegriffen worden ist: das Modell der primären und sekundären



Merkmale. Dabei geht Schirmunski von der Annahme aus, daß in einem Dialektabbauozeß zuerst die besonders hervorstechenden salienten Merkmale aufgegeben werden und die weniger hervorstechenden sekundären Merkmale in den Ausgleichssprachen häufig erhalten bleiben. Zwar ergab sich schon sehr bald das Problem der eindeutigen Operationalisierung von besonders hervorstechenden vs. weniger hervorstechenden lautlichen Merkmalen. Trotzdem gelang es Schirmunski, mit diesem Entwicklungsmodell mindestens drei rußlanddeutsche Ausgleichsvarietäten in ihren lautlichen Strukturen zu beschreiben: das Neufränkische, das Neuhessische und das Neuschwäbische, in denen jeweils die im Verhältnis zur Standardsprache weniger auffälligen Merkmale der fränkischen, schwäbischen bzw. hessischen Dialekte der Siedler erhalten geblieben sind. Aber auch zwischen diesen drei Ausgleichsvarietäten läßt sich anhand des Konzeptes von primären und sekundären Merkmalen eine Gewichtung feststellen, nach der das Neufränkische häufig die Ausgleichsvarietät bildet, die am längsten erhalten bleibt. Alle bisher diskutierten Konzepte der Entwicklungsdynamik innerhalb der linguistischen Struktur von autochthonen Varietätengefügen basieren in sprachwandeltheoretischer Hinsicht ausschließlich auf varietätenkontaktinduzierten Prozessen. Die Neuerungen stammen aus koexistierenden Varietäten.

Soweit die auf die Sprachinselvarietäten bezogenen Forschungsansätze, die unter statischem und dynamischem Gesichtspunkt die jeweilige Varietätenstruktur thematisieren. Wenden wir uns nun der Soziolinguistik des Sprachinsellenraumes zu und dem Aspekt der Gesellschaftlichkeit der Sprachinsel sowie der Verbreitung, Verwendung und Bewertung der in ihr vorkommenden autochthonen Varietäten. Im Vordergrund der Forschung sollte hier die Beschreibung des autochthonen Kommunikationsprofils einer Sprachinsel stehen, so wie man es durch systematische Beobachtung oder auch durch Fragebogenbefragung erheben kann (Mirk 1997; Gerner 1998). Häufig wird jedoch diese rein statische Darstellung der soziolinguistischen Verhältnisse vermischt mit dynamischen Aspekten, etwa des Varietätenverlustes oder des Varietätenerhalts und der dabei wirksamen Faktoren. Demgegenüber sollte am Anfang jeder Sprachinselanalyse die Erarbeitung eines detaillierten Kommunikationsprofils stehen, in dem zu drei bzw. vier Bereichen Informationen zusammengestellt werden sollten: zur Verbreitung der vorhandenen autochthonen Varietäten innerhalb der Sprachinsel, zum Erwerb dieser Varietäten, zu den Gebrauchssphären und Funktionen der einzelnen Varietäten, und schließlich zur offenen und latenten Bewertung. So ist das 'Kirchenhochdeutsch' unter den Old Order Amish in Big Valley, Pennsylvania, nur unter den Predigern und sonstigen Amtsträgern verbreitet, die diese Kompetenz auf der Grundlage rudimentärer Schulkenntnisse durch Bibellesen aufbauen. Auch die Gebrauchssphäre des Kirchenhochdeutschen ist sehr eng an den Gottesdienst und das Liedersingen gebunden, seine Bewertung ist jedoch, zumindest im offiziellen Wertbereich, als Sprache der Bibel sehr hoch. Da die Sprachinselnbewohner in vielen Fällen jedoch nicht nur über die allochthone Sprachinselvarietäten verfügen, sondern mindestens bilingual sind, weil sie auch über die allochthonen Kontaktvarietäten verfügen, ist es sinnvoll, die Erarbeitung eines Kommunikationsprofils der Sprachinselsprecher zugleich auf die Kontaktsprache auszuweiten, die fast immer in festen Sprachwechselbeziehungen zu den autochthonen Varietäten steht. Konstellationen, in denen die Kontaktsprache nicht zum Spektrum der Ausdrucksmittel in einer Sprachinsel gehört, sind heute selten. So geht man davon aus, daß die einwandernden Deutschen in Ungarn, insbesondere in ländlichen Regionen, verhältnismäßig lange kein Ungarisch gelernt haben, eine Konstellation, die man wohl auch für die ersten 100 Jahre der Sprachinseln in Rußland annehmen kann.



Forschungen zur Soziolinguistik der Entwicklungsdynamik und der Veränderungsprozesse innerhalb einer Sprachinsel hat man schon früh mit dem Konzept der Mutter- und der Tochttersprachinseln erfassen wollen. Tochttersprachinseln sind dabei soziolinguistisch und linguistisch durch Merkmalkonstellationen geprägt, die ihrerseits aus den Muttersprachinseln stammen und keine direkte Verbindung mehr zum Sprachmutterland haben. Innerhalb der einzelnen Sprachinsel, die durch Varietätenmischung geprägt ist, hat man in der Forschung häufig eine Entwicklung beobachtet, die Schirmunski als Koineisierung bezeichnet hat. Da eine überdachende autochthone Standardvarietät fehlt, tritt eine der Ausgleichsvarietäten der Sprachinsel an die Stelle der Standardvarietät. Derartige Koineisierungen haben wir etwa im Plautditsch, dem Mennonitenplatt vor uns (Moelleken 1987), aber wohl auch in dem Predigerdeutsch der Hutterer (Rein 1977). Beides sind Varietäten, die innerhalb der jeweiligen Sprachinsel auch Funktionen erfüllen, die sonst einer Standardvarietät zukommen. Die dritte Dimension, unter der man in der Forschung die Varietäten einer Sprachinsel betrachtet hat, ist die räumliche Ausdehnung der Sprachinsel. Das zentrale Forschungsmittel hinsichtlich der regionalen Ausdehnung einer Sprachinsel ist die Sprachinselkarte bzw. der Sprachinselatlas. Beispiele dafür sind der Atlas der texasdeutschen Mundarten (Gilbert 1972), der „Word Atlas of Pennsylvania German“ (Seifert 2001) oder auch der Wolgadeutsche Sprachatlas (Berend 1997). Solche Atlanten stehen in der Regel vor dem Problem, daß Sprachinseln selten geschlossene Räume bilden, in denen ausschließlich Siedler der autochthonen Gruppe leben. In Pennsylvania etwa ist die Siedlungsdichte der Pennsylvaniadeutschsprechenden nirgends höher als 25 Prozent, so daß die Pennsylvaniadeutschen in der Regel keine autochthonen, sondern allochthone Nachbarn haben. Trotzdem zeigen alle Sprachatlanten von Sprachinselregionen, daß die Sprachinselvarietät durchaus regionalspezifische Differenzen aufweisen und innerhalb der Sprachinsel ‘Varietätenräume’ bilden. So zeigen sich etwa in den Karten des „Word Atlas of Pennsylvania German“ oft Dialektunterschiede zwischen dem Pennsylvaniadeutschen von Lancaster County und Berks County (Seifert 2001: 97). Die Forschungsfrage nach den dynamischen Aspekten der regionalen Verbreitung von Sprachinselvarietäten thematisiert einen Bereich, der seit Beginn der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sprachinseln immer wieder im Zentrum des Interesses gestanden hat: die Frage, ob durch einen systematischen Vergleich einer Sprachinselvarietät mit ähnlichen Varietäten im Mutterland Informationen über die ursprüngliche Herkunft der Siedler gewonnen werden können. Der siebenbürgisch-sächsische Wissenschaftler Kisch hat diese These 1927 mustergültig formuliert. Er schreibt:

Ich, der ich siebenbürgische Mundart von (Nieder-)Wallendorf bei Nösen (Niesen) als Muttersprache zu beherrschen glaube, erkläre im Bewußtsein der Tragweite dieser Behauptung, daß ich mich heute, nach 800jähriger Trennung meiner Vorfahren von der urheimatlichen Scholle, mit den Bewohnern von Wallendorf (bei lux. Nösen/Niesen) [...] ohne nennenswerte Schwierigkeiten mindestens ebenso leicht verständigen kann, als z.B. mit den ebenfalls rein siebenbürgisch-sächsisch sprechenden Bewohnern der Gemeinden des Burgenlandes. Das ist doch kein Zufall! (Klein 1966: 4).

Diese These war und ist auch heute noch für die Siedlungsgeschichte, auf die die Sprachinselbildung zurückgeht und damit verbunden auch für die ethnische Verankerung der Sprachinseln im Mutterland, von Bedeutung. Hinzu kommt aber noch ein sprachhistorisch bedeutsamer Aspekt. Wenn etwa die Rußlanddeutschen, die seit 1767 aus

dem Deutschen Reich nach Rußland einwanderten, aus ihrem westmitteldeutschen Heimatgebiet die Passivbildung mit *geben* mitbringen, so weiß der Sprachhistoriker, daß diese Form mindestens seit der frühen Neuzeit in dem Raum heimisch ist. Dialektmerkmale der Sprachinselmundarten geben Auskunft über die Chronologie von sprachhistorischen Entwicklungen im Herkunftsland. Jedoch ist die Tragfähigkeit der These von der Heimatbestimmung immer wieder mit gewichtigen Argumenten infrage gestellt worden. So hat Veith gezeigt, daß selbst eindeutig scheinende Herkunftsbestimmungen, historisch überprüft, in die Irre führen (Veith 1969).

Wenden wir uns nun dem zweiten Gegenstandsbereich der Sprachinselforschung zu, dem Bereich des Kontaktes zwischen den autochthonen Varietäten und der umgebenden und/oder überdachenden Kontaktsprache. Dieser Bereich ist in der auf den Osten Europas gerichteten Sprachinselforschung lange Zeit nur am Rande behandelt worden. Für den rußlanddeutschen Raum finden wir erst nach der Revolution erste Ansätze zur Beschreibung des Einflusses des deutschen Wortschatzes durch den 'revolutionären' russischen Wortschatz. Und systematisch werden die linguistischen Wechselwirkungen zwischen Russisch und Rußlanddeutsch in Rußland erst nach dem II. Weltkrieg und der Zeit der Wirren in den 60er Jahren untersucht (Berend; Jedig 1991: 167ff.). Das geschieht theoretisch-methodisch durchweg, indem Interferenz- und Transferenztypen zwischen den beiden Sprachen beschrieben und analysiert werden.

Seit dem Erscheinen einer Reihe von einschlägigen Arbeiten zur strukturellen Modellierung von Interferenzprozessen, etwa der Arbeiten von Thomason/Kaufman (1988) und van Coetsem (1988), scheint sich hier insbesondere im Bereich der amerikanischen Sprachinseln ein Neuansatz herauszubilden (Louden 1994). Die strukturelle Beschreibung der Beziehungen zwischen den allochthonen und den autochthonen Varietäten in einer Sprachinsel weist in der Regel auch immer einen dynamischen Aspekt auf, da es sich dabei durchweg um Interferenzprozesse oder durch solche Prozesse ausgelöste systemeigene Entwicklungen handelt. Aber gerade die angemessene Differenzierung zwischen Prozessen innerhalb der Ausgangsvarietäten und Prozessen, die als kontaktinduziert angesehen werden können, stellt ein zentrales und noch weitgehend ungelöstes Problem dar (Huffines 1994; Salmons 1994).

Die Soziolinguistik und die Pragmatik des Kontaktes zwischen Sprachinselvarietät und Kontaktvarietät ist schon lange Zeit und auch heute eines der zentralen Forschungsgebiete der Sprachinselforschung. Unter statischem Gesichtspunkt geht es hier um die Beschreibung und Analyse des Gesamtkommunikationsprofils einer Sprachinsel, wobei nach Timm (1981) häufig sogar sowohl der autochthone als auch der allochthone Bereich verschiedene Varietäten aufweisen: Man denke etwa an Konstellationen, in denen die autochthone Varietät und auch die allochthone jeweils eine oder mehrere H-Varianten und L-Varianten aufweisen. So hat bei Hutterern die autochthone Varietät sowohl eine L-Variante (das Grundhutterisch) als auch eine H-Variante (das Predighutterisch). In Pennsylvania hat das Amerikanisch eine H-Variante, die in der Schule gelehrt wird, und eine L-Variante, die eine dialektale Akzentfärbung des pennsylvanischen Englisch aufweist (Kopp 2001).

Während die H/L-Analyse Informationen über die Rangverteilung der vorhandenen Varietäten liefert, stellt eine Domänenanalyse die Verteilung der Funktionsbereiche auf die vorhandenen Varietäten beider Sprachen dar. So zeigt etwa eine solche Analyse im ungarndeutschen Bereich, daß das Hochdeutsche innerhalb der Sprachinsel trotz seiner



Präsenz in der Schule und im Alltag nur eine sehr isolierte Position hat und ausschließlich zum Medienkonsum sowie im Kontakt mit autochthon Deutschsprachigen verwendet wird. Interessante Informationen über die soziolinguistische Struktur einer Sprachinsel in ihrer kontaktlinguistischen Umgebung liefert auch eine Diglossieanalyse, die die Systematik des Wechsels (switching) zwischen den verschiedenen Varietäten erfaßt. So ist etwa der Wechsel zwischen Brasilianisch und Hunsrückisch in deutschstämmigen Sprachinseln der brasilianischen Provinz Paraná ausschließlich durch die Sprachkompetenz des Kommunikationspartners bestimmt, während die Mennoniten in Paraguay ihr Plautditsch aufgeben, wenn unter Mennoniten ein geschäftliches Thema angesprochen wird.

Von großer Bedeutung, insbesondere für die weitere Entwicklung der Sprachinsel, ist auch die Attitüdenstruktur. Hier muß unterschieden werden zwischen einer ethnisch-emotionalen Attitüde und einer instrumentellen Attitüde. So hat in Ungarn der ungarndeutsche Dialekt durchaus einen hohen ethnisch-emotionalen Wert. Trotzdem ist seine Existenz derzeit sehr gefährdet. Ob die hohe instrumentelle Attitüde des Hochdeutschen, das etwa im ökonomischen Bereich gut verwertbar ist, ausreichend sein wird, um diese Varietät unter den Ungarndeutschen zu erhalten, wird sich noch zeigen müssen.

Analysen des kommunikativen Gesamtprofils einer Sprachinsel sind üblicherweise nicht auf die statische Beschreibung der derzeitigen Verhältnisse beschränkt. In der Regel bildet ein solches Kommunikationsprofil nur die Grundlage für eine 'language maintenance/language loss-Analyse'. Auf die Frage nach der Erhaltungswahrscheinlichkeit einer Sprachinsel und nach den Erhaltungs- und Verlustfaktoren, die wirksam sind, konzentrieren sich heute die meisten Sprachinselanalysen. Eine Sprachinsel kann grundsätzlich drei unterschiedliche Entwicklungen durchlaufen. Einmal, und das ist sicherlich der Weg der meisten Sprachinseln, kann eine Sprachinsel einen verzögerten Assimilationsprozeß an die Kontaktsprache durchlaufen. Derartige Entwicklungen haben wir heute in den meisten amerikanischen Sprachinseln. Dann gibt es weitgehend stabile Sprachinseln, wie etwa die Old Order Amish-Sprachinseln in Pennsylvania und anderen Staaten. Auch sieht es so aus, daß die Sprachinseln der Deutschen im Inneren Südbrasilien relativ stabil sind. Die dritte Entwicklungsrichtung für Sprachinseln, die es gibt, ist ein 'language spread'-Prozeß. So existierte etwa das Deutschtum in Schlesien im 13. Jahrhundert sicherlich in Form von mhd. Sprachinseln in einem polnisch besiedelten Gebiet. Dann verbreitete sich die deutsche Sprache und drängte die polnischen Siedlungen in eine Sprachinselposition. Durch die Wirkungen des II. Weltkrieges sind schließlich wieder deutsche Sprachinseln in polnischem Kontaktgebiet entstanden.

Die regionale Ausdehnung wird bisher sehr selten in eine Analyse des Beziehungssystems Sprachinsel-/Kontaktsprache einbezogen. Sprachatlanten beschränken sich durchweg auf die autochthonen Aspekte. Dabei ist es durchaus denkbar, daß phonologische Eigenschaften im segmentalen und suprasegmentalen Bereich ihre Wirkungen sprachübergreifend in dem gesamten Umfeld der Sprachinsel zeigen. Der 'dumb dutchman'-Akzent in Pennsylvania ist sowohl im Englischen des Raumes als auch im Pennsylvaniadeutschen ansatzweise erkennbar. Ein einzelsprachenübergreifender Sprachinselatlas könnte sicherlich interessante Einsichten in das praktische Zusammenwirken von Varietäten und Sprachen in einem mehrsprachigen Raum liefern.

Der Versuch einer systematischen Gliederung der Forschungsansätze zur Sprachinselforschung hat gezeigt, daß in den verschiedenen forschungsgeschichtlichen Epochen ganz unterschiedliche Forschungsinteressen mit der Sprachinselforschung



verbunden worden sind. Dabei stehen heute ohne Zweifel die soziolinguistischen Fragestellungen im Vordergrund. Und dort ist es besonders die Erfassung der Entwicklungsdynamik von Sprachinseln, also die Frage nach der Spracherhaltung oder dem Sprachverlust, auf die sich das Interesse der Forschung konzentriert. Wünschenswert wäre jedoch, gerade unter dem Eindruck einer 'boomenden' Sprachkontaktforschung, auch der systematische Ausbau der Erforschung von Systemkontakten und sprachlichen Veränderungen unter Sprachinselbedingungen.

### Literaturverzeichnis

- Berend, Nina; Jedig, Hugo 1991: Deutsche Mundarten in der Sowjetunion. Geschichte der Forschung und Bibliographie. Marburg.
- Berend, Nina 1997: Wolgadeutscher Sprachatlas. Tübingen/Basel.
- Damke, Ciro 1997: Sprachgebrauch und Sprachkontakt in der deutschen Sprachinsel in Südbrasilien. Frankfurt.
- deSmet, Gilbert 1983: Niederländische Einflüsse im Niederdeutschen. In: Cordes G.; Möhn, D. (Hgg.): Hdb.f.nd. Sprach- und Literaturwissenschaft. Berlin, 730-761.
- Gerner, Zsuzsanna 1998: Zur Sprache und Identität in Nadasch/Mecseknádasd. Diss. ms.
- Gilbert, G. G. 1987: Linguistic atlas of Texas German. Austin.
- Huffines, Marion Lois 1994: Directionality of language influence: The case of Pennsylvania German and English. In: Berend, N.; Mattheier, K. J. (Hgg.): Sprachinselforschung. Frankfurt, 47-58.
- Hutterer, Claus Jürgen 1963: Das ungarische Mittelgebirge als Sprachraum. Halle (Mitteldeutsche Studien 24).
- Klein, K. K. 1966: Luxemburg und Siebenbürgen. Köln/Graz.
- Kopp, Achim 1999: The phonology of Pennsylvania German English as evidence of language maintenance and shift. Selinsgrove.
- Louden, Mark L. 1994: Syntactic change in multilingual speech islands. In: Berend, N.; Mattheier, K. J. (Hgg.): Sprachinselforschung. Frankfurt, 73-92.
- Mattheier, Klaus J. 1994: Theorie der Sprachinsel. Voraussetzungen und Strukturierungen. In: Berend, N./Mattheier, K. J. (Hrsg.): Sprachinselforschung. Frankfurt, 333-348.
- Meister Ferré, Barbara 1994: Stability and change in the Pennsylvania German dialect of an Old Order Amish community in Lancaster County. Stuttgart (ZDL Beihefte 82).
- Mirk, Maria 1997: Sprachgebrauch in Piliszentiván/Sanktiwan bei Ofen. In: Manherz, Karl (Hg.): Ungarndeutsches Archiv. Budapest, Bd. 1, 99-235.
- Moag, R. 1977: Fidji Hindi. Canberra.

- Moelleken, Wolfgang W. 1987: Die rußlanddeutschen Mennoniten in Kanada und Mexiko. Sprachliche Entwicklung und diglossische Situation. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 54, 145-183.
- Rein, Kurt 1977: Religiöse Minderheiten als Sprachgemeinschaftsmodelle. Deutsche Sprachinseln täuferischen Ursprungs in den Vereinigten Staaten von Amerika. Hutterer-Schweizermennoniten und Amana/Iowa in den USA. Wiesbaden.
- Salmons, Joseph 1994: Naturalness and morphological change in Texas German. In: Berend, N.; Mattheier, K. J. (Hrsg.): *Sprachinselforschung*. Frankfurt, 59-72.
- Scheiner, A. 1896: Die Mundart der siebenbürger Sachsen. Stuttgart. 2. Aufl., Wiesbaden 1971.
- Schirmunski, Viktor 1926: Deutsche Mundarten an der Newa. In: *Teuthonista* 5, 1926/27, 39-62.
- Schirmunski, Viktor 1930: Sprachgeschichte und Siedlungsmundarten. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 18, 113-122, 171-188.
- Seifert, Lester W. J. 2001: *A Word Atlas of Pennsylvania German*. Ed. by Mark Loudon a.o. Madison.
- Thomason, Sarah Grey; Kaufman, Terrence 1988: *Language contact, creolization and genetic linguistics*. Berkeley.
- Timm, L. A. 1981: Diglossia: old and new. In: *Anthropological linguistics* 23, 356-367.
- van Coetsem, Frans 1988: *Loan phonology and the two transfer types in language contact*. Dordrecht.
- Veith, Werner H. 1969: Kuseler Mundart am Niederrhein – ein dialektgeographischer Irrtum. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 36, 67-76.

Erzsébet Mollay (Budapest)

## Zur Konzeption des neuen niederländisch-ungarischen Handwörterbuches

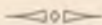
Eines der Wörterbuchprojekte, an deren Ausführung im letzten Jahrzehnt im Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität gearbeitet wurde (und zum Teil auch noch wird), ist die Erstellung des „Niederländisch-ungarischen Handwörterbuches“ (im weiteren: NUHW), eines völlig neuen lexikografischen Werkes.

Da das langjährige Projekt sich nun seinem Ende nähert – die Fertigstellung des Manuskriptes ist für Anfang 2002, die Veröffentlichung für Mitte 2002 vorgesehen –, kann bereits über die Grundprinzipien zur Gestaltung der Makro- und Mikrostruktur und über manche Erfahrungen bei der Verwirklichung der Konzeption berichtet werden.

Das NUHW ist ein völlig neues lexikografisches Produkt für das Sprachpaar. Die verfügbaren älteren niederländisch-ungarischen Wörterbücher<sup>1</sup> sind einerseits viel kleiner hinsichtlich der Lemmazahl, andererseits in großem Maße veraltet, nicht nur vom Erscheinungsjahr her (woraus das Fehlen neuerer Sprachdaten folgt), sondern auch in fachlicher Hinsicht: in ihrer lexikografischen Konzeption.

Dem Umfang nach soll das NUHW 40-45.000 Lemmata mit 90.000 Lemmabedeutungen und Verwendungsbeispielen enthalten. (Die endgültige Zählung erfolgt nach dem Abschluss der Korrekturarbeit.) Auf diese Weise repräsentiert das NUHW eine moderne Tendenz der Lexikografie: Anstatt „kahler“ Wörterbuchartikel wird eine Mikrostruktur mit ausgiebigem Form- und Bedeutungskommentar und reichlichen Verwendungsbeispielen bevorzugt – sei es auch auf Kosten der Lemmazahl.

Das ausgangssprachliche Material wurde uns vom niederländischen Verlag Van Dale Lexicografie in elektronischer Form zur Verfügung gestellt, dies wurde jedoch für die Erstellung des NUHWs nicht unverändert übernommen. Außer dass diese Datenquelle gewissermaßen noch weiter selektiert und auch inhaltlich dem Sprachpaar angepasst werden musste, wurde auch die Mikrostruktur in einer stark modifizierten Form angewendet, und zwar aus folgenden Gründen: Dieses Quellenmaterial – das im Grunde genommen nicht sprachpaarspezifisch erstellt ist – sollte nämlich nicht nur der ungarischen Zielsprache, sondern darüber hinaus sogar der bidirektionalen Ausrichtung des NUHWs angepasst werden, d.h. der Ausrichtung auf zwei Zielgruppen, sowohl auf Benutzer mit Niederländisch als auch mit Ungarisch als Muttersprache. Außerdem haben wir anstatt der Übernahme der



<sup>1</sup> Véber, Gyula: Holland-magyar szótár. Den Haag 1966; Zugor, István: Holland-magyar szótár. Budapest 1968.



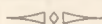
speziellen, für den durchschnittlichen Wörterbuchbenutzer nicht leicht übersehbaren Van Dale-Mikrostruktur selbständige Richtlinien für den Aufbau der Wörterbuchartikel erarbeitet, gestützt auf die wertvollen Ergebnisse der ungarländischen lexikografischen Tradition. Auf beide Aspekte wird im folgenden ausführlich eingegangen.

Die bidirektionale Ausrichtung hat in der ungarländischen Lexikografie keine Tradition, diese Methode erscheint jedoch seit neuestem in der zeitgenössischen lexikografischen Produktion.<sup>2</sup> In der Erstellung des NUHWs wurde von vornherein diese Konzeption verfolgt (da auch das ungarisch-niederländische Wörterbuch<sup>3</sup> bidirektional ausgerichtet ist); die tatsächliche Erarbeitung der Wortartikel hat uns jedoch zur Einsicht gebracht, dass der größte Nutzen der Bidirektionalität nicht im fachlichen Bereich, sondern in der Ersparnis von Geld und Druckpapier zu sehen ist.

In fachlicher Hinsicht ist es nämlich unmöglich, den Bedürfnissen beider Muttersprachler vollkommen gerecht zu werden, wobei diesen Bedürfnissen ganz verschiedene Funktionen eines Wörterbuchs zu Grunde liegen: Benutzern mit Ungarisch als Muttersprache soll das NUHW überwiegend dem rezeptiven (passiven) Gebrauch dienen (wobei eine erklärend-didaktische Funktion auch nicht unterschätzt werden darf), von Benutzern mit Niederländisch als Muttersprache wird es produktiv (aktiv, encodierend) gebraucht. Je mehr die Vollkommenheit für beide Zielgruppen angestrebt wird, desto nachteiliger wirkt sich dies auf die Benutzerfreundlichkeit (die Übersichtlichkeit des Artikels und die Auffindbarkeit der gesuchten Information) aus.

Ein Wörterbuch mit einem Janus-Gesicht enthält neben der großen Menge Datenmaterials, das für beide Benutzergruppen gemeinsam ist, auch eine Menge Informationen, die nur für die eine Zielgruppe nötig, aber für die andere nicht notwendig, sogar überflüssig sind. Hervorgehoben werden muß als Nachteil die Zunahme des metasprachlichen Kommentars, durch die die objektsprachlichen Daten sozusagen überwuchert werden (darüber später noch ausführlicher). Da eine Vollkommenheit der Bidirektionalität ohne Gefährdung der Übersichtlichkeit kaum zu erreichen ist und weil aber jeder Benutzer (und Kritiker) von der eigenen Muttersprache ausgehend die Daten und Kommentare beurteilt, wird von beiden Gruppen manches bemängelt und kann keine der beiden Zielgruppen vollkommen zufrieden gestellt werden. (Hier soll jedoch bemerkt werden, dass sich die Überlegungen dieses Beitrags auf das gedruckte Wörterbuch beziehen. Die technischen Möglichkeiten einer CD-Ausführung sollen eine viel größere Perfektion der Bidirektionalität erzielen können – damit haben wir jedoch noch keine Erfahrungen.) Welche Konsequenzen hatte also die Bidirektionalität auf die Gestaltung von Makro- und Mikrostruktur im NUHW?

In der Makrostruktur (der Selektion der Lemmata) musste – überwiegend im Interesse der produktiven Richtung – für Niederländischsprachige mit einer quantitativen Auswirkung, d.h. der Erweiterung der Lemmazahl, gerechnet werden. Manche Lemmata (hauptsächlich Komposita, Ableitungen, Fremdwörter) werden nur zugunsten der produktiven Richtung



<sup>2</sup>Pálffy, Miklós: Francia-magyar kézisztár. Szeged <sup>1</sup>1991, <sup>2</sup>2001.

<sup>3</sup>Kammer, J. H. A.; Bosch-Ablonczy, E.: Magyar-holland szótár. Hongaars-Nederlands woordenboek. Budapest 2000.

aufgenommen. Für ungarischsprachige Benutzer sind diese Stichwörter transparent oder erkennbar, also dekodierbar, aber für niederländischsprachige Benutzer ist das ungarische Äquivalent nicht unbedingt voraussehbar.

Z.B. das Kompositum *managerziekte* (Deutsch: 'Managerkrankheit') ist für Ungarischsprachige aus den Bestandteilen eindeutig zu dekodieren und auf Grund ihrer muttersprachlichen Kompetenz mit dem ungarischen Äquivalent 'menedzserbetegség' zu übersetzen. Aber für Niederländischsprachige ist es nicht berechenbar, welches ungarische Wort für *Krankheit* – (*betegség*, *baj* oder vielleicht *kór*?) – verwendet wird; außerdem können Niederländischsprachige nicht wissen, ob als erster Teil des Kompositums das Fremdwort (und wenn schon, dann mit welcher Orthographie) oder aber ein ungarisches Wort gebraucht wird. Und ob der Begriff im Ungarischen überhaupt durch ein Kompositum oder eventuell durch eine Wortverbindung ausgedrückt wird, ist auch nicht vor auszusehen. Dasselbe gilt auch für viele Verwendungsbeispiele. Das Kontextbeispiel *suiker doen in/op iets* (wörtlich: 'Zucker tun in/auf etw.')

wird im Ungarischen mit einem Einzelwort, mit einem abgeleiteten Verb ausgedrückt: 'megecukroz vmit' (deutsch 'zuckern'), was für einen fremdsprachigen Benutzer auch nicht vor auszusehen ist.

Die Bidirektionalität bewirkt auch eine Zunahme in Bezug auf die Bestandteile des Artikels, weil hier im Vergleich zu einem monodirektionalen Wörterbuch ein Mehr an Formkommentar und semantischem Kommentar erforderlich ist: Diese soll(t)en ja für beide Sprachen angegeben werden. Für die ungarischsprachige Zielgruppe sind Ausspracheangabe und morphologische Angaben zum niederländischen Stichwort nötige Informationen, während diese in einem aktiven Wörterbuch mit Niederländisch als Ausgangssprache meistens nicht angeführt werden, ausgehend von dem allgemeinen Prinzip für zweisprachige Wörterbücher, nach dem die muttersprachliche Kompetenz der Benutzer vorausgesetzt wird. Auch in unserem Quellenmaterial – das ursprünglich als Grundmaterial zur Erstellung von zweisprachigen Wörterbüchern für Niederländischsprachige gedacht ist – fehlten diese Angaben fast völlig; so mussten sie für die ungarischsprachigen Benutzer ergänzt werden. Im Interesse der Benutzerfreundlichkeit waren wir bei der Darstellung der grammatischen Information bestrebt, den metasprachlichen Kommentar auf das unbedingt Nötige zu beschränken und die Übersichtlichkeit auch durch drucktechnische Lösungen zu erhöhen. Bei den Substantiven z.B. entfällt die metalexikografische Markierung zur Unterscheidung der drei Genera – was in Bezug auf den praktischen Sprachgebrauch sozusagen keine Funktion mehr hat –, und als Formkommentar werden der bestimmte Artikel und die Mehrzahlendung angegeben: fett gedruckt, wie alle niederländischen Sprachdaten (doch keine anderen Bestandteile des Artikels) und zwischen eckigen Klammern, wie alle nicht abgekürzten Kommentare zur Form und Bedeutung:

**schat** *fn* [**de**; ~**ten**]

**fiche** [*e*: *fisə*] *fn* [**het/de**; ~**s**]

Alle metasprachlichen Abkürzungen – wie die Abkürzung der Wortartangabe, die fachsprachliche Kennzeichnung und die stilistische Markierung – werden durch Kursivierung hervorgehoben, deshalb ist keine zusätzliche Markierung (Klammer, Punkt am Ende der Abkürzung usw.) nötig.

Den wichtigsten Zusatz für die niederländischsprachige Zielgruppe bilden die semantischen Glossen, die die einzelnen Bedeutungen eines polysemen Stichwortes oder homonyme Lemmata voneinander unterscheiden, und auf diese Weise die richtige Wahl der

entsprechenden Äquivalenzangabe ermöglichen. Sie erscheinen kursiviert, zwischen eckigen Klammern:

**schatkist** *fn* [de; ~en]

1. [geldkist] kincsesláda; [kleiner] kincsesládikó

2. [staatskas] államkassza

de ~ raakt leeg az államkassza kiürül

**1hopen** *i* [hoopte, h. gehoopt]

[opstapelen] felhalmoz; **op elkaar gehoopt** egymásra rakva/halmazva

**2hopen** *i* [hoopte, h. gehoopt]

I. *in* ~ **op iets reménykedik** vmiben; ~ **op mooi weer reménykedik** a szép időben

II. *ts* [wensen/verwachten] remél; **ik hoop dat hij komt** remélem, hogy jön; **ik hoop van wel** remélem, (hogy) igen; **ik hoop van niet** remélem, (hogy) nem; **iets niet durven** ~ nem is mer remélni vmit; **dat is niet te** ~ ez nem remélhető

Auch wenn ein Verwendungsbeispiel mehrere Bedeutungen hat, dienen niederländischsprachige semantische Glossen zur Orientierung zwischen den Äquivalenzangaben:

**geen spaan heel laten van iem./iets** (1) [een tegenstander overwinnen] tönkrever vkit; padlóra küld vkit (2) [negatief beoordelen] leszedi vkiról/vmiről a keresztvizet; [heel informeel] leránt vkit/vmit

Derartige Glossen werden auch gebraucht, um die semantischen oder pragmatischen Unterschiede zwischen synonymen ungarischen Äquivalenzangaben zu bezeichnen, z.B.:

**ritselen** *i* [ritselde, h. geritseld]

1. [ruisen] zörög; [zachter] zizeg ...

2. [regelen] elintéz; [informeler] megcsinál, összehoz ...

**ruisen** *i* [ruisde, h. geruist]

[v. bladeren, wind] susog, [droger] zizeg; [dieper geluid] zúg; [v. vloeistof] csobog

**de wind ruist door de bomen** a szél susog a fák közt

**het ~ van de beek** a patak csobogása

**het ~ van de golven** a hullámok zúgása

**het ~ van zijden rokken** selyemzoknyák suhogása

Durch diese semantischen Glossen wird das metasprachliche Material beträchtlich vermehrt, wodurch das Auffinden des gesuchten objektsprachlichen Materials mühsamer wird. Deshalb sollen diese semantischen Kommentare keine langen Bedeutungserklärungen oder Kontextangaben, sondern kurze assoziative Informationen sein. Die semantischen Glossen zu den einzelnen Lemmabedeutungen konnten glücklicherweise aus dem Quellenmaterial übernommen werden. Es gab jedoch auch Lemmata, bei denen wir es für zweckmäßig



hielten, die angebotene Polysemiestruktur unter zwischensprachlichem Aspekt zu modifizieren (kontaminieren oder weiter differenzieren),<sup>4</sup> da unser Quellenmaterial eine einheitliche – d.h. auf kein bestimmtes Sprachpaar abgestimmte – innersprachliche Polysemiestruktur anbot. In diesen Fällen – wie auch bei der nötigen Unterscheidung der Äquivalenzangaben – waren wir oft dazu genötigt, selbst semantische Glossen zu formulieren.

Sowohl bei den Lemmabedeutungen als auch bei den ungarischen Äquivalenzangaben kann die Rolle der niederländischsprachigen semantischen Glossen oft von fachsprachlichen Kennzeichnungen oder stilistischen Markierungen übernommen werden. Diese vermitteln für beide Zielgruppen wichtige Informationen, und haben den Vorteil, dass sie kürzer und typografisch einfacher sind (kursivierte Abkürzungen ohne Klammer):

**horde** *fn* [de; ~n/s]

1. [*troep*] (ember)tömeg; *pejor* horda, csorda

~n *mensen* (nagy) tömegek

2. *sp* akadály

**de vierhonderd meter** ~n 400 méteres akadályfutás

**een** ~ **nemen** vesz egy akadályt

**1hop** *fn* [de; ~pen]

*áll* búbos banka

**2hop** *fn* [de]

*növ* komló

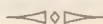
**3hop** *isz*

hopp!

Von unseren niederländischsprachigen Kritikern und Lektoren werden die semantischen Glossen in diesen Fällen sehr vermisst, vor allem deshalb, weil als Kommentarsprache der stilistischen und fachsprachlichen Abkürzungen das Ungarische gewählt wurde.

Damit sind wir zu einer schwierigen Frage hinsichtlich der Bidirektionalität gelangt: Welche Kommentarsprache soll für die Abkürzungen der fachsprachlichen und stilistischen Markierungen gewählt werden? Prinzipiell gäbe es mehrere Möglichkeiten: die Abkürzungen entweder in beiden Sprachen anzugeben oder nur in einer der beiden Sprachen, oder aber in einer dritten Sprache (z.B. auf Lateinisch).

Mit der ersten Möglichkeit wäre beiden Zielgruppen am besten gedient, dies wäre jedoch eine doppelte Angabe derselben Information, was eigentlich den Anforderungen der Raumersparnis und der Beschränkung der metasprachlichen Information widerspricht. Der Gebrauch des Lateinischen schien uns nicht zweckmäßig, weil es u.E. nicht für alle verwendeten Kennzeichnungen eine – für den durchschnittlichen Benutzer – bekannte lateinische Bezeichnung gibt.

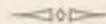


<sup>4</sup>László, Sarolta: Probleme der Mikrostruktur. Überlegungen zu einem neuen deutsch-ungarischen Handwörterbuch. In: Hessky, Regina (Hg.): Lexikographie zwischen Theorie und Praxis. Das deutsch-ungarische Wörterbuchprojekt. Tübingen 1996 (= Lexicographica Series Maior 71), 21-48.

So bleibt die Frage: auf Niederländisch oder auf Ungarisch? Wir halten es vom Gesichtspunkt der erforderlichen Konsequenz und Systemhaftigkeit der ganzen Anlage aus für zweckmäßig, bei allen genannten Angaben – die übrigens auch dieselbe typografische Erscheinung haben – dieselbe Sprache zu gebrauchen. Welche dann? Beide Zielgruppen würden selbstverständlich für die eigene Muttersprache stimmen. Schließlich hat man sich für das Ungarische entschlossen, was mit den folgenden Argumenten zu verteidigen ist: Diese Angaben erscheinen im Artikel zunächst im Kopf des Artikels, sie vermitteln in erster Linie für fremdsprachige – also für ungarischsprachige – Benutzer nötige Informationen über das Stichwort. Diese Argumentation ist am besten zu akzeptieren in Bezug auf die Wortartangabe, weil sie wirklich nur direkt beim Stichwort erscheint. Die fachsprachlichen und stilistischen Informationen sowie die wichtige semantische Information ‚im übertragenen Sinne‘ haben jedoch auch an anderen Stellen des Artikels Funktionen. Sie können sich zum Beispiel nur auf eine bestimmte Bedeutung eines polysemen Wortes beziehen. In diesen Fällen kann so eine Markierung u.E. die semantischen Glossen ersetzen; da diese Lösung jedoch bei Niederländischsprachigen keinen Beifall fand, wurden oft neben der fachsprachlichen oder stilistischen Markierung auch semantische Glossen angegeben: vor allem wenn es keine Kontextbeispiele gab oder die ganze Polysemiestruktur aus den übrigen Glossen nicht ganz deutlich hervorging.

Noch problematischer scheint die Sache bei der dritten Verwendung der fachsprachlichen und stilistischen Markierungen: wenn sie synonyme ungarische Äquivalenzangaben voneinander unterscheiden sollten. Aber auch in diesem Fall soll der niederländischsprachige Benutzer nicht hilflos sich überlassen sein: Erstens wird den „Hinweisen zum Gebrauch“ selbstverständlich ein Abkürzungsverzeichnis samt den ausgeschriebenen Formen und der niederländischen Übersetzung beigelegt. Außerdem werden die häufigsten ungarischen Abkürzungen aus diesem Verzeichnis für die niederländischsprachigen Benutzer auch auf einem Lesezeichen dargeboten. Schließlich darf es auch nicht vergessen werden, dass diese ungarischen Abkürzungen meistens geläufige umgangssprachliche Wörter (z.B. *zene*, *gúny*) sind, und es ist wohl anzunehmen, dass für Niederländischsprachige, die das Wörterbuch in die Hand nehmen, das Ungarische nicht völlig fremd ist. Für einen durchschnittlichen Benutzer dürfen also diese Markierungen keine unüberwindbaren Schwierigkeiten bereiten.

Es gäbe noch ein Verfahren, die Markierungen für beide Muttersprachler zugleich verständlich zu machen: anstatt Wörter irgendeiner natürlichen Sprache ein anderes Zeichensystem, nämlich Symbole, zu gebrauchen. In den zweisprachigen Van Dale-Wörterbüchern<sup>1</sup> wird z.B. der umgangssprachliche Stil durch das Zeichen ↓ und der gehobene Stil durch das Zeichen ↑ markiert. Das Problem mit dieser Methode ist, dass sie nicht konsequent, also systematisch für alle oder wenigstens für die meisten Markierungen angewendet werden kann. Im NUHW werden ja auch neben ‚umgangssprachlich‘ und ‚gehoben‘ noch andere Stilangaben (‚pejorativ‘, ‚offiziell‘, ‚belletristisch‘, ‚volkstümlich‘, ‚scherzhaft‘, ‚ironisch‘ usw.) gebraucht, um von den fachsprachlichen Kennzeichnungen gar nicht zu sprechen. Es wäre aber vielleicht nicht

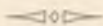


<sup>1</sup> Z.B.: Cox, H. L.: Van Dale Groot woordenboek Nederlands-Duits. Utrecht; Antwerpen 1986.

uninteressant, ein international vereinbartes Inventar solcher Symbole zu erarbeiten. Um noch eine letzte, speziell für die niederländischsprachigen Benutzer erfundene typografische Methode zu erwähnen, wird zu den ungarischen Äquivalenten der ausgangssprachlichen festen Wortverbindungen eine differenzierende Markierung gebraucht, die in der monodirektionalen zweisprachigen Lexikografie unseres Wissens nicht üblich ist. Wenn eine niederländische feste Wortverbindung ins Ungarische ebenfalls mit einer festen Wortverbindung übersetzt werden kann, dann wird keine besondere Markierung gebraucht. Nur wenn das ungarische Äquivalent keine feste, sondern eine freie Wortverbindung ist, wird diese Übersetzung zwischen Winkelklammern (<...>) gesetzt, um die niederländischsprachigen Benutzer darauf aufmerksam zu machen, dass das ungarische Äquivalent auch anders formuliert werden kann.

Außer der Bidirektionalität hat das NUHW noch ein wichtiges Merkmal, das zwar kein Novum, wohl aber die größte Abweichung von der Mikrostruktur des Quellenmaterials darstellt: die Anordnung der Verwendungsbeispiele. Gegenüber des speziellen, nicht integrierten Van Dale-Artikelprofils, worin die Verwendungsbeispiele außerhalb der Äquivalenzstruktur – nach syntaktischen Kombinationen und Bedeutungsvarianten durch einen „Zahl-Punkt-Zahlcode“ markiert, aber nicht sehr übersichtlich geordnet – aufgeführt werden, haben wir uns zu einem partiell integrierten Profil entschlossen, das auch besser an die ungarländische lexikografische Tradition anknüpft. Das Verhältnis von Äquivalenzstruktur und Verwendungsbeispiel sieht im NUHW folgendermaßen aus: Wenn die Verwendung des Stichwortes im Kontextbeispiel exemplarisch ist für irgendeine Bedeutung, dann wird das betreffende Beispiel – sei es eine freie oder eine feste Wortverbindung – unter jener Bedeutung aufgeführt. Wenn sich ein Verwendungsbeispiel aufgrund der Bedeutung des Stichwortes keiner Lemmabedeutung zuordnen lässt, wird es außerhalb des Äquivalenzprofils im abschließenden Teil des Artikels angeführt. Die Grenze wird also nicht zwischen freien und festen Wortverbindungen gezogen, sondern auf Grund semantischer Kriterien. Auf die Schwierigkeiten der Entscheidung über diese Zuordnung können wir hier nicht detaillierter eingehen: Nur soviel soll erwähnt werden, dass wir uns bei diesem Problem auf das Quellenmaterial nicht stützen konnten, weil hier auch die idiomatischen Verbindungen, deren Motivierung durch die Ersteller des Materials für durchsichtig gehalten wurde, einer Lemmabedeutung zugeordnet sind.

Zum Schluss: Manche festgestellten Richtlinien zur Gestaltung der einzelnen Bestandteile des Artikels oder zur Lösung bestimmter Probleme wurden im Laufe der Arbeit auf Grund der Erfahrungen revidiert. Für manche Verfahren meinten wir zwar im Laufe der Arbeit ein besseres gefunden zu haben, wir verzichteten jedoch darauf, in einem ziemlich fortgeschrittenen Stadium der Erstellung den ganzen Bestand demgemäß neu zu bearbeiten. In vielen Fällen wäre dazu auch eine allzu große Ergänzung oder Modifizierung des bereits vorhandenen Corpus erforderlich gewesen. Dies zum Beispiel hätte geschehen müssen, wenn wir der Methode des neuen deutsch-ungarischen Handwörterbuches von Hessky<sup>6</sup> folgten, nach der die Verwendungsbeispiele in der Form eines vollständigen Satzes formuliert



<sup>6</sup> Hessky, Regina: Német-magyar kézisztár – Deutsch-ungarisches Handwörterbuch. Szeged 2000.



werden. Diese Form steht dem natürlichen Sprachgebrauch näher als das „abstrahierte“ Gebrauchsmuster der syntaktischen und semantischen Valenz, sie kann daher mehr, direktere und anschaulichere Informationen über den Gebrauch des Stichwortes vermitteln als die „Wörterbuchform“.

Jetzt, kurz vor dem Erscheinen des NUHW, sind wir uns dessen bewusst, dass die erste Ausgabe wohl ein wichtiges, doch noch kein endgültiges Ergebnis unserer Arbeit an einem völlig neuen lexikographischen Werk sein wird.

Judith Muráth (Pécs)

## Fachwissen – eine Kernfrage bei fachlexikographischen Entscheidungen

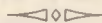
### 1. Kommunikation – Fach und Sprache(n) im Kontakt

Die Wirtschaft ist grundlegend auf Kommunikation angewiesen. Daher werden Kommunikation bzw. Sprache sogar als vierter Produktionsfaktor<sup>1</sup> bezeichnet (vgl. Bungarten 1996: 414). Durch den enormen Zuwachs internationaler Fachkommunikation ist das Erlernen von Fremdsprachen, in erster Linie das von Fachfremdsprachen, in den Vordergrund gerückt, und fremdsprachliche, d.h. fachfremdsprachliche Kompetenz gilt als Schlüsselqualifikation. Als ein genauso relevanter Bereich kann die Translation in der Fachkommunikation, d.h. Fachübersetzen und Dolmetschen, bezeichnet werden. Ungarns bevorstehender EU-Beitritt verleiht dieser Problematik einen besonderen Akzent. Denn Dokumente müssen bald in großen Mengen übersetzt – und zwar authentisch übersetzt – werden, und Dokumente sind bekanntlich Fachtexte. Beide Bereiche können und müssen gleichzeitig durch Hilfsmittel gefördert werden. Zu den Hilfsmitteln gehören u.a. Fachwörterbücher, deren Qualität von vielen Faktoren abhängt. Einen relevanten Aspekt bildet in diesem Zusammenhang das „Bedingungsgefüge von Fach und Sprache als Voraussetzung für eine erfolgreiche Fachkommunikation“ (Picht 1998: 339). Daher soll im Folgenden auf diese Frage eingegangen werden.

#### 1.1 Fachlichkeit und Fachsprachlichkeit

Kalverkämper hebt in der arbeitsteiligen Gesellschaft Fachwissen hervor. Wir verstehen unter Fachwissen mit Kalverkämper Folgendes:

Als 'FACHWISSEN' kann (a) die Gemeinschaft der *besonderen Kenntnisse* in der (erwerbsmäßigen) Arbeit [...] gelten, wie man es sich in Ausbildung, Lehre, Studium, also in als fachbezogen geltenden Lernzusammenhängen aneignet und dabei spezifische Handlungsabläufe, Umgangsgewohnheiten und Konventionen der Kommunikationspragmatik, Arbeitsverteilungen und Zuständigkeiten kennenlernt und schließlich auch selbst einsetzt. Dies entwickelt ein Bewußtsein für Methoden und Arbeitsprozesse, für funktionierende Zusammenhänge der Tätigkeiten auf ein bestimmtes Produktionsziel hin. – Des weiteren (b) gehört dazu das *spezialisierte Wissen* zu einem Sachgebiet und Handlungszusammenhang; es verschafft tiefere Einsichten in sachliche Zusammenhänge und ermöglicht es, einzelne Gegebenheiten in ihrer Vernetzung zu erfassen und systematisch einzuordnen (Kalverkämper 1998: 14).



<sup>1</sup> Produktionsfaktoren in der Wirtschaft sind: Arbeit, Boden und Kapital.

Fachwissen kann aber durch Fachsprache repräsentiert werden. Um Obiges zu erzielen, besteht daher nach Kalverkämper der Bedarf nach

(c) einer fachbezogenen sprachlichen Kompetenz, die sich in der *Kommunikationsfähigkeit-im-Fach* zeigt und innerhalb der Fachwissen-Gruppe – den Fachleuten (oder Experten, Spezialisten, Sachverständigen) – Identitätsbewusstsein schafft und zwischen ihnen ein Direktverstehen der mitgeteilten (Fach-)Information ermöglicht. Die Fachsprache repräsentiert das Fachwissen dabei vorzugsweise in den Termini: Diese speichern es als Definition, als genormten Text, die Definition ihrerseits wird mitverstanden und als Fachwissen-Inhalt einbezogen, wenn der Terminus in der Fachkommunikation auftaucht (Kalverkämper 1998: 14 f.).

## 1.2 Fach und Sprache(n) im Sprachkontakt

Nach Klären von Bedingungsgefüge von Fach und Sprache innerhalb einer Sprache mit Kalverkämper kann nun gefragt werden, wie die Problematik der Fachlichkeit durch Fachsprachlichkeit im Sprachkontakt zum Ausdruck kommt.

Während einer Fachkommunikation im Kontakt fällt vor allem das unterschiedliche Ausdrucksvermögen von zwei unterschiedlichen Fachsprachen (beispielsweise Deutsch als Wirtschaftssprache bzw. Ungarisch als Wirtschaftssprache) auf. Die Ausdrucksweise der einen Sprache beeinflusst regelrecht die der anderen Sprache bei Kommunikationsakten und besonders beim Übersetzen. Hinzu kommt aber auch noch ein anderer Aspekt: Normalerweise geht man davon aus, dass Fachwissen eine gemeinsame Basis für die beiden Sprachen bildet. Das ist aber häufig nicht der Fall: Besonders in den Geisteswissenschaften kann aus verschiedenen Gründen mit Unterschieden gerechnet werden.

Dass die Wechselwirkung von Fach- und Sprach-Kompetenzen (Fachsprachen-Kompetenzen) bzw. mangelhafte Kompetenz in einem Bereich häufig zu Fehlleistungen führen kann, soll an einem scheinbar einfachen Beispiel gezeigt werden. Es handelt sich dabei um eine Fallstudie aus der aktuellen Wirtschaftssprache in ungarisch-deutscher Relation, wobei den Ausgangspunkt der Erörterungen aktuelle, in Ungarn herausgegebene Fachwörterbücher bilden.<sup>2</sup>

## 2. Eine Fallstudie<sup>3</sup>

*pénzügyi politika – pénzügypolitika – pénzpolitika – monetáris politika – valutapolitika*

### 2.1. Quasi-Synonymie im Ungarischen

Finanzwesen ist eine harte Nuss. Sogar Ökonomiestudenten kommen in Verlegenheit, wenn sie aufgefordert werden, selbst grundlegende Termini wie beispielsweise *pénzügyi politika*, *pénzpolitika*, *monetáris politika* und *devizapolitika* voneinander exakt zu unterscheiden. Obige werden oft als Synonyme gehandhabt – wie das in der Gemeinsprache üblich ist –, und wie sie leider auch in Wirtschaftswörterbüchern



<sup>2</sup> Die folgende Fallstudie vereint zwei Fallstudien aus Muráth 2000 (4.4.2 sowie 4.4.3, 117 f.) in sich.

<sup>3</sup> Für wichtige Hinweise sei an dieser Stelle Univ.-Doz. Dr. Gy. Zeller und Z. Schepp (Lehrstuhl Finanzwesen, PTE Pécs) sowie Prof. Dr. S. Schleicher (Institut für Volkswirtschaftslehre und Volkswirtschaftspolitik KFU Graz) herzlich gedankt.



verifiziert werden. Dies führt selbstverständlich dazu, dass beim Übersetzen ins Deutsche auch die einschlägigen deutschen Termini als Synonyme empfunden und angewendet werden. Durch den Einblick in zwei in Ungarn herausgegebene Wirtschaftswörterbücher Deutsch-Ungarisch (im Weiteren: *Tefner 1997*; *Hamblock/Wessels/Futász 1996*) soll auf diese Problematik hingewiesen werden.

Dabei werden in *Hamblock/Wessels/Futász 1996* (5) die Zeichen Semikolon (;), Komma (,) und Schrägstrich (/) bei der Unterscheidung der ungarischen Äquivalente verwendet:

- beim Semikolon geht es um ungarische Äquivalente, die sich im Ungarischen voneinander unterscheiden,
- das Komma bezeichnet ähnliche, aber nicht gleiche Äquivalente und
- der Schrägstrich volle Äquivalente.

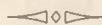
Da es aber nicht erklärt wird, worin sich die betreffenden Äquivalente voneinander unterscheiden, ob es sich um Mehrdeutigkeit oder Synonymie handelt, hilft die Markierung nicht weiter.

	<i>Tefner</i>	<i>Futász</i>
<i>Finanzpolitik</i>	_____	<i>pénzügyi politika,</i> <i>pénzügypolitika,</i> <i>pénzpolitika</i>
<i>Geldpolitik</i>	<i>pénzügypolitika</i> <i>monetáris politika</i>	<i>pénzpolitika,</i> <i>pénzügyi/monetáris politika</i>
<i>Monetäre Politik</i>	<i>monetáris politika</i> <i>pénzügypolitika</i>	_____
<i>Währungspolitik</i>	<i>valutapolitika</i>	<i>valutapolitika;</i> <i>pénzpolitika</i>

Abb. 1

Wenn wir davon ausgehen, dass es sich bei *Finanzpolitik* und *Geldpolitik* um Synonymie handelt – wie das aus der Abbildung 1 hervorgeht –, sorgt der folgende Satz aus einer Studie des *Harvard Manager 1998* (9),<sup>4</sup> der sich mit Herausforderungen der Euro-Umstellung bei Unternehmen in Deutschland befasst, für Verwirrung: „Stufe 1: Engere Kooperation in der Wirtschafts-, Finanz- und Geldpolitik [Hervorhebung von mir, J.M.]”.

Nun kommen wir zur Definition der deutschen Termini in der deutschen Wirtschaft. Hierbei wird von der 13., vollständig überarbeiteten Auflage des *Gabler Lexikons 1994* (acht Bände) ausgegangen. Als Quellen wurden noch *Kleines Lexikon der Wirtschaft* (1991; im Weiteren: *KLW* – ebenfalls Gabler-Verlag) und das *EU-ABC 1996* herangezogen:



<sup>4</sup> Vgl. Lindemann/Paradies/Schumacher 1998.

	<b>Definition</b>
<i>Finanzpolitik</i>	<p>ist [...] ein Instrument der Wirtschaftspolitik. Sie verfolgt das Ziel, Struktur und Höhe des Sozialprodukts einer Volkswirtschaft mit Hilfe öffentlicher Einnahmen, öffentlicher Ausgaben sowie der öffentlichen Haushalte zu beeinflussen; sie dient aber auch anderen Politikbereichen, sofern dort öffentliche Mittel eingesetzt werden. [...] ist Ordnung- und Prozeßpolitik. <i>Gabler 1994: 1149</i></p>
<i>Geldpolitik</i>	<p>Der Teil der Notenbankpolitik, die auf den Geldmarkt ausgerichtet ist. Die Geldpolitik umfaßt vor allem folgende Bereiche und Instrumente: – Diskont- und Lombardpolitik [...], – Mindestreservepolitik [...], – Offenmarktpolitik [...]. <i>EU-ABC 1996: 134 (siehe auch monetäre Politik)</i></p>
<i>Monetäre Politik</i>	<p>Die m. P. (Geld- und Kreditpolitik) stellt auf die Gesamtheit aller Maßnahmen ab, die aufgrund der geldtheoretischen Erkenntnisse zur Verwirklichung der gesamtwirtschaftlichen Ziele ergriffen werden, insb. Maßnahmen der Zentralbanken, die darauf gerichtet sind, die Versorgung der Wirtschaft mit Geld und Kredit zu bestimmten Bedingungen zu lenken. <i>Gabler 1994: 2305</i></p>
<i>Währungspolitik</i>	<p>Gesamtheit aller Maßnahmen, die darauf abzielen: a) Die Volkswirtschaft mit den notwendigen Zahlungsmitteln, Geld und Kredit zu versorgen, um die Währung zu sichern; b) den monetären Rahmen für die außenwirtschaftlichen Beziehungen zu setzen und den Außenwert der Währung zu regulieren. <i>Gabler 1994: 3691</i></p> <p>Geldpolitik einschließlich außenwirtschaftlicher Aspekte, insbesondere Wechselkurs, internationale Liquidität. In der Bundesrepublik sollen Bundesregierung und Bundesbank kooperativ zusammenarbeiten, um das wirtschaftspolitische Ziel der Währungsstabilität zu erreichen. <i>KLW 1991: 306</i></p>

Abb. 2

Im Ungarischen stehen noch keine Lexika bzw. Fachwörterbücher zur Verfügung, die die einschlägigen Termini hinreichend definiert oder erklärt hätten. Deswegen wurden die „Geltenden

Ungarischen Rechtsnormen" (HJ)<sup>1</sup> sowie das Lehrbuch „Pénzügyek a gazdaságban" (PAG) zur Analyse herangezogen. Die ungarischen Termini werden folgendermaßen definiert, bzw. erklärt:

	<b>Definition, Erklärung</b>
<i>Pénzügyi politika</i>	A pénzügyi politika felépítése: – monetáris politika – költségvetési politika – devizapolitika <i>PAG 1996: 59</i>
<i>Pénzpolitika</i>	ld. monetáris politika
<i>Monetáris politika</i>	Pénz- és hitelpolitika <i>HJ 1991 LX. 1998: 1, I. Fejezet: 3§</i> AZ MNB FELADATAI <i>Monetáris politika</i> 5. § (1) Az MNB a hitelintézetek 8. §-ban foglalt eszközökkel történő jegybanki irányítása révén befolyásolja a pénz- és hitelkínálatot, valamint a pénz- és hitelkeresletet. <i>HJ 1991 LX. 1998: 1, II. Fejezet</i> <i>Monetáris politika eszközei</i> 8. § Az MNB monetáris politikáját refinanszírozással, a hitelintézetek kötelező jegybanki és likviditási tartalékának szabályozásával, árfolyamok és kamatok befolyásolásával vagy meghatározásával, nyíltpiaci műveletekkel és más jegybanki eszközökkel valósítja meg. <i>HJ 1991 LX. 1998: 1, II. Fejezet</i>
<i>Devizapolitika</i>	[...] a pénzügyi politikán belül igen fontos szerepet kap a devizapolitika. Attól függően, hogy a gazdaság fejlettségi foka milyennek minősíthető, az ország pénzügyi rendszere annak megfelelően tehető ki a külső pénzügyi rendszer hatásainak. Ennek alapján alkalmaznak kisebb-nagyobb megkötéseket a devizaügy területén. A devizapolitika tehát összehangolja a belső és külső pénzügyi rendszert, ezen túlmenően döntést kell hozni az alkalmazandó árfolyamrendszer-ről, annak esetleges kötöttségeiről. Külön döntést igényel az árfolyampolitika megalkotása, mely a folyamatosan változó külvilághoz való igazodást kell megvalósítsa. <i>PAG 1996: 350</i> 28. § Az MNB a devizagazdálkodás központi szerve. Az MNB devizahatósági jogkörét a devizagazdálkodásról szóló jogszabályok állapítják meg. <i>HJ 1991. évi LX. törvény a Magyar Nemzeti Bankról</i>

Abb. 3



<sup>1</sup> Originaltitel: „Hatályos jogszabályok" (Abk.: HJ.)



Die von *Tefner* und *Hamblock/Wessels/Futász* (allerdings auch auf unterschiedliche Art und Weise gehandhabten) angebotenen Äquivalentangaben im Ungarischen erweisen sich auf Grund der offiziellen Dokumente in der Abbildung 3 nur zum Teil als gerechtfertigt. Ein Chaos ist feststellbar.

Hier soll als Beispiel kurz auf die Problematik

*Finanzpolitik* – *pénzügyi politika*, *pénzpolitika* eingegangen werden:

- 1) *Pénzügyi politika* ist kein Synonym von *pénzpolitika* in der ungarischen Wirtschaftstheorie, sondern der Oberbegriff derselben (vgl. dazu auch noch unten).
- 2) Beide Termini befinden sich daher in der ungarischen Finanzpolitik auf unterschiedlichen Begriffsebenen.
- 3) Wenn *Finanzpolitik* als das deutsche Äquivalent von *pénzügyi politika* aufgefasst wird, kann sie keineswegs auch das von *pénzpolitika* (*Geldpolitik*) sein: Während nämlich *Finanzpolitik* in Deutschland ein Instrument der staatlichen Wirtschaftspolitik ist, gehörte *Geldpolitik* bis Januar 1999 zu den grundlegenden Aufgaben der Deutschen Bundesbank, einer vom Staat unabhängigen Institution.<sup>6</sup>

Auf Grund der bisherigen Recherchen kann bezüglich der deutsch-ungarischen Äquivalenzen Folgendes aufgezeigt werden:

Deutsch	Ungarisch
<i>Finanzpolitik</i>	<i>pénzügyi politika/ pénzügypolitika</i>
<i>Geldpolitik</i>	<i>pénzpolitika</i>
<i>Monetäre Politik</i>	<i>monetáris politika</i>
<i>Währungspolitik</i>	<i>monetáris és devizapolitika</i>

## 2.2 Unterschiede in den Wirtschaftstheorien

Nach Klärung der Finanz-, Geld-, monetären sowie Währungspolitik und ihrer ungarischen Äquivalente soll noch einmal auf

Deutsch	Ungarisch
<i>Finanzpolitik</i>	<i>pénzügyi politika</i>

eingegangen werden. Bei obigen Termini kann höchstens eine Teiläquivalenz festgestellt werden, und dies entspringt den unterschiedlichen Wirtschaftstheorien.<sup>7</sup> In Deutschland unterscheidet man zwischen *Finanz-* und *Geldpolitik* (→ monetäre Politik):



<sup>6</sup> Ab 1.1.1999 wird die gemeinsame Geld- und Wechselkurspolitik der EU durch das System der Europäischen Zentralbanken (ESZB) gesteuert.

<sup>7</sup> Konsulenten: Univ.-Doz. Dr. Gy. Zeller, Z. Schepp Lehrstuhl für Finanzwesen, PTE Pécs

<i>Finanzpolitik</i>	<i>Monetäre Politik</i>
<p>Öffentliche F.: ist <i>neben der Geldpolitik</i> (→ <i>monetäre Politik</i>) (Hervorhebung: J.M.) und den Ge- und Verboten vielfältiger Art ein Instrument der Wirtschaftspolitik. Sie verfolgt das Ziel, Struktur und Höhe des Sozialprodukts einer Volkswirtschaft mit Hilfe öffentlicher Einnahmen, öffentlicher Ausgaben sowie der öffentlichen Haushalte zu beeinflussen; sie dient aber auch anderen Politikbereichen, sofern dort öffentliche Mittel eingesetzt werden.</p> <p>– ist Ordnung- und Prozeßpolitik  <i>Gabler 1994:1149</i></p>	<p>Der Träger der Träger der m. P. ist überwiegend die Zentralbank (<i>Deutsche Bundesbank</i>) (<i>Gabler Gabler 1994: 2309</i>)</p> <p>Die m. P. (Geld- und Kreditpolitik) stellt auf die Gesamtheit aller Maßnahmen ab, die aufgrund der geldtheoretischen Erkenntnisse zur Verwirklichung der gesamtwirtschaftlichen Ziele ergriffen werden, insb. Maßnahmen der Zentralbanken, die darauf gerichtet sind, die Versorgung der Wirtschaft mit Geld und Kredit zu bestimmten Bedingungen zu lenken.</p> <p><i>Gabler 1994: 2305</i></p>

Abb. 4

Während in der deutschen Wirtschaftspolitik Finanz- und Geldpolitik, durch die unterschiedlichen Träger und Aufgaben gekennzeichnet, in der Begriffshierarchie auf derselben Ebene nebeneinander stehen, ist in der ungarischen Wirtschaftspolitik nach angelsächsischem Muster *pénzügyi politika* der Oberbegriff, der alle Bereiche, d.h. *monetáris, költ ségvetési* und auch *devizapolitika* umfasst. Die Struktur von *pénzügyi politika* nach *Losonczi/Magyar*:

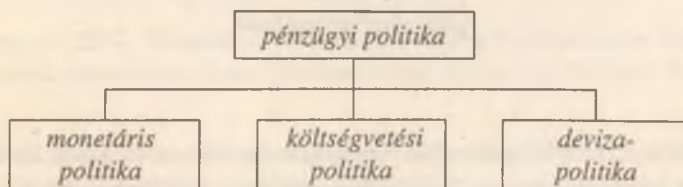


Abb. 5: A pénzügyi politika felépítése aus (*Losonczi/Magyar 1996: 58*)

Daraus ergibt sich die oben angesprochene Teiläquivalenz:

*Finanzpolitik < pénzügyi politika*

### 3. Schlussbetrachtungen

Nach Erkennen der Probleme durch lexikologisch-terminologische Untersuchungen wenden wir uns der Frage zu, welche Entscheidungen der Lexikograph bei der Erfassung der Einträge und besonders bei Aufnahme der Äquivalentangaben ins Wörterbuch zu treffen hat.

Relativ einfach ist die Lösung im Falle der Quasi-Synonymie. Hier soll „nur“ das Problem erkannt werden. Wenn wir uns nicht durch die Ausdrucksebene verleiten lassen, sondern vom – in den Definitionen repräsentierten – Fachwissen ausgehen, kommen wir zur richtigen Entscheidung. Am Beispiel der Quasi-Synonymie in Punkt 2.1 konnte gezeigt werden, dass man in den Fachsprachen, – zumindest in der Wirtschaftssprache – nicht prototypisch vorgehen darf, sondern definitorisch, wie darauf 1988 Wiegand hingewiesen hat (vgl. noch Muráth 1999 und 2000). Erst im fachlichen System verankerte Definitionen, die mit den Termini mitverstanden werden, ermöglichen das richtige Verstehen der mitgeteilten Fachinformationen und können Missverständnisse klären oder gar vorbeugen. Der Lexikograph darf sich erst in Kenntnis der betreffenden Definitionen für das eine oder andere Äquivalent im zweisprachigen Wörterbuch entscheiden.

Der zweite Teil der Analyse in Punkt 2.2 birgt eine schwere lexikographische Entscheidung in sich. Am Beispiel von *Finanzpolitik* und *pénzügyi politika* konnte nämlich darauf hingewiesen werden, dass die bisher als äquivalent deklarierten Termini unterschiedliche Merkmalbündel in sich vereinen und dadurch nur eine Teiläquivalenz aufzeigen. Können sie als Äquivalente ins Wörterbuch aufgenommen werden, oder sollen sie unerwähnt bleiben, wie wir das bei *Tefner* gesehen haben? Meines Erachtens auf keinen Fall! Da keine andere sprachliche Repräsentanz der genannten Termini in der anderen Sprache bekannt ist, sollte der Lexikograph bei Beibehalten beider Termini den Benutzer im Wörterbuchartikel durch entsprechende Informationen auf den Unterschied aufmerksam machen (s. oben). Einerseits soll Fachwissen in Definitionen den Wörterbuchbenutzer auf Unterschiede in den Theorien aufmerksam machen, andererseits können ihn metalexikographische Zeichen (u.a. <, >) warnen (vgl. auch Muráth 2000: 180), und die richtige Wahl wird abhängig vom Kontext dem Benutzer überlassen.

## Literaturverzeichnis

### Quellen

- Ettl, Günther 1996: EU-ABC. Lexikon für Wirtschaft, Recht, Steuern, Finanzen, Institutionen.
- GABLER Lexikon-Redaktion 1991: Kleines Lexikon Wirtschaft. Wiesbaden. Wirtschafts-Lexikon 1994. 13., vollständig überarbeitete Auflage. Wiesbaden.
- Hamblock; Wessels; Futász 1996: Német-magyar üzleti nagyszótár. Budapest.
1991. évi LX. törvény a Magyar Nemzeti Bankról [Gesetz Nr. LX (1991) von der Ungarischen Nationalbank]. In: Hatályos jogszabályok gyűjteménye [Geltende Ungarische Rechtsnormen] 1998. Budapest.
1996. évi CXII. törvény a hitelintézetekről és a pénzügyi vállalkozásokról [Gesetz Nr. XCII (1996) von den Kreditinstituten und Finanzunternehmen]. In: Hatályos jogszabályok gyűjteménye [Geltende Ungarische Rechtsnormen] 1998. Budapest.
- Tefner Zoltán 1997: Német-magyar közgazdasági szótár. Budapest.



## Forschungsliteratur

- Ammon, Ulrich 1996a: Sprachkontakt in multinationalen Betrieben. In: Goebel [u.a.] (Hgg.), 852-857.
- Bungarten, Theo 1996: Mehrsprachigkeit in der Wirtschaft. In: Goebel [u.a.] (Hgg.), 414-421.
- Goebel, Hans [u.a.] (Hgg.): 1996: Kontaktlinguistik – Contact Linguistics: Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin/New York [= HSK 12].
- Hoffmann, Lothar; Kalverkämper, Hartwig; Wiegand, H. Ernst (Hgg.) 1998: Fachsprachen. Berlin/New York, Bd.1 [= HSK 14.1].
- Kalverkämper, Hartwig 1998: Fach und Fachwissen. In: Hoffmann; Kalverkämper; Wiegand (Hgg.), 1-24.
- Kalverkämper, Hartwig 1998a: Rahmenbedingungen für die Fachkommunikation. In: Hoffmann; Kalverkämper; Wiegand (Hgg.), 24-47.
- Kalverkämper, Hartwig 1998b: Fachsprache und Fachsprachenforschung. In: Hoffmann; Kalverkämper; Wiegand (Hgg.), 48-59.
- Lindemann, Volker; Paradies, Jörg; Schumacher, Thomas 1998: Herausforderung Euro-Umstellung – Aufgaben und Stolpersteine bei der operativen Umsetzung. In: Harvard Manager: Theorie und Praxis der Wirtschaftsinformatik. Hütting, 7-24.
- Losonczi, Csaba; Magyar, Gábor 1996: Pénzügyek a gazdaságban [Finanzen in der Wirtschaft]. Budapest.
- Muráth, Ferencné 1999: Szótár – prototípus – szaknyelv [Wörterbuch – Prototyp – Fachsprache]. In: Nyelvi kihívások a harmadik évezredben. Veszprém, 37.
- Muráth, Ferencné 2000: Szótárkészítés és emberi információfeldolgozás [Verfassen von Wörterbüchern und menschliche Informationsverarbeitung]. In: Berényi, Pál (Hg.): Nyelvinfo, Jg. 8, H. 1, 32-36.
- Muráth, Ferencné Péntek Judit 2000: Zweisprachige Fachlexikographie in Theorie und Praxis – dargestellt am Beispiel der ungarisch-deutschen und deutsch-ungarischen Wirtschaftskommunikation. Ph.D.-Diss., Budapest (Ms.).
- Picht, Heribert 1998: Wirtschaftslinguistik: ein historischer Überblick. In: Hoffmann; Kalverkämper; Wiegand (Hgg.), 336-341.
- Wiegand, Herbert Ernst 1988: Was eigentlich ist Fachlexikographie? Mit Hinweisen zum Verhältnis von sprachlichem und enzyklopädischem Wissen. In: Haider-Munske, Horst [u.a.] (Hgg.) 1988: Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Berlin/New York, 729-790.
- Zeller, Gyula 1999: Bevezetés a pénzügyekbe [Einführung ins Finanzwesen]. Pécs.



István Nyomárkay (Budapest)

## Deutsche Wörter und Wendungen in den Werken kroatischer Klassiker: Die Funktion der deutschen Wörter im Drama „In Agonie“ von Miroslav Krleža

1. Die Adaptation der Fremdwörter habe ich bis jetzt an kroatischem und serbischem Sprachmaterial von phonologischen, morphologischen und syntaktischen Gesichtspunkten aus untersucht. Im Laufe der Untersuchung wurde ich mehrmals darauf aufmerksam, daß Fremdwörter und Ausdrücke in belletristischen und offiziellen Texten auch in solchen Fällen gebraucht werden, wo auch entsprechende muttersprachliche Wörter und Ausdrücke zur Verfügung stehen. In solchen Fällen enthält das Fremdwort im Vergleich zu dem muttersprachlichen ein konnotatives Plus, d.h. es dient zum Ausdruck von Gefühlen oder Emotionen, zu deren Veranschaulichung der muttersprachliche Ausdruck nicht angebracht ist. Über die Wörter und ihren Gebrauch hatte schon Kosztolányi geschrieben: „Wiederum stelle ich erstaunend fest, wie wichtig in einer Sprache – in allen Sprachen – die Gestalt des Wortes ist, die tausenden bewußtlosen musikalischen Verbindungen, die in uns erwachen und ihr Farbe und Prägung geben [...]“ (Kosztolányi 1971: 111). Über den Geist der ungarischen Sprache schreibt er ebenfalls:

Der alte, gebildete ungarische Herr studierte lateinische Autoren. Heute liest man die „Neue Presse“. Wahrscheinlich deswegen hat der ungarische Stil seine ursprüngliche Schlichtheit verloren und sich in einen verzwickten, manipulierten und architektonischen verwandelt, wie das gotische Gebäude der germanischen Sätze. (Kosztolányi 1971: 23-24).

Als einen Grund der Übernahme der Fremdwörter hatte schon Paul die Darstellung fremder Verhältnisse und den vornehmen und zierlichen Stileffekt der fremden lexikalischen Elemente bezeichnet. Was von Kosztolányi Farbe und Prägung, oder im allgemeinen Sprachgeist, von Paul Darstellung fremder Verhältnisse genannt wird, wird von den heutigen Kognitivisten als das Sprachbild der Welt interpretiert. „Die Theorie des Sprachbildes der Welt wird auf dem Grundprinzip gebaut, daß die natürliche Sprache keine isomorphe Abbildung der Wahrheit, sondern deren menschliche Interpretation sei.“ (Bańczerowski 2000a).

Nach dieser Auffassung sei der Grund der Einströmung der Fremdwörter aus einer Sprache in eine andere die Begegnung verschiedener sprachlicher Abbildungen der Welt.

Zur Illustration dieser Auffassung bietet ein überzeugendes Beispiel das Drama des berühmten kroatischen Schriftstellers Miroslav Krleža „U agoniji“ (dt. 'In Agonie', ung. 'Agónia').

2. Wahrscheinlich können wir feststellen, daß das Sprachbild eines Sprachkollektivs in der Interpretation der Wirklichkeit besteht. Es ist aber auch wahr, daß die Sprache ihre Strukturen und Kategorien den Sprechenden aufdrängt; die Wirklichkeit ist nur in der Sprache, durch die Sprache wahrzunehmen. Die Sprache ist natürlich fähig, die neuen Erscheinungen, Begriffe



und Gegenstände der außerhalb ihr bestehenden Wirklichkeit zu nennen und das mit den erwähnten Erscheinungen, Begriffen und Gegenständen reicher gewordene Bild zu interpretieren. Es sollen nur einige Beispiele in diesem Zusammenhang hier erwähnt werden. Im Laufe der gewaltsamen Kollektivierung der ungarischen Landwirtschaft nach 1948 entstand ein neues System, dadurch auch ein neues, bis dahin fremdes Weltbild, das „des Gemeinen“. Es wurde nötig, solche neuen Begriffe, wie *landwirtschaftliche Produktionsgemeinschaft* (ung. *mezőgazdasági termelőszövetkezet* aus russ. *sel'skochozjajstvennyj kooperativ*) und *Nebenwirtschaft* (ung. *háztáji*), zu benennen. Die sprachlichen Ausdrücke dieser Begriffe entstanden nach russischem Vorbild. Man kann diese Ausdrücke auch in die Sprachen übersetzen, in deren sprachlichem Weltbild diese Begriffe nicht existieren, sie werden aber die Konnotation der Abgebersprache nicht vermitteln. Die Tatsache, daß an ein gewisses Sprachzeichen bestimmte Konnotationen gebunden werden können, zeigt überzeugend – unter anderem – der spaßige Gebrauch des Ausdruckes *termelőszövetkezeti csoport* (*Produktionsgemeinschaftsgruppe*). Dies wurde in einer abgekürzten Form gebraucht: *tszcs* (*téeszcsé*); diese Abkürzung wurde nach den einzelnen Buchstaben wie *tovább szolgáló cselédek* ('weiter dienende Knechte') aufgelöst. Das Bedeutungsfeld des anderen Ausdrucks *háztáji* (*Nebenwirtschaft*) hat sich erweitert und begann außer der konkreten 'Privatgebiet ums Haus' auch eine abstrakte Bedeutung 'Privatarbeit mit den Mitteln des Kollektivs' aufzunehmen.

János Dengl in seiner Arbeit „Magyar nyelvhelyesség és magyar stílus“ ('Ungarische Sprachrichtigkeit und ungarischer Stil', Budapest 1957) hält den Ausdruck *nyugdíba megy* (*geht in Pension*) gegenüber *nyugalomba vonul* (*in den Ruhestand treten*) für unrichtig. In diesem letzteren spiegelt sich das Weltbild, nach dem jene, die mit der aktiven Arbeit aufhörten, von der Gesellschaft nicht als eine Last bedeutende, ernährte Schicht betrachtet werden. Auf diese Vorstellung verweist das Verb *vonul* 'zieht (sich)', das im Ungarischen eine würdevolle Stimmung hat. Die Untersuchung des Sprachbildes der objektiven Wahrheit wurde von den Vertretern des Kognitivismus ins Zentrum ihrer Arbeiten gestellt. Es ist aber möglich, daß dieser Gedanke außer in den Werken von Paul und Kosztolányi im Keime schon bei Horger auftaucht, der darüber spricht, „die Sprache sei ein Ausdruck des jeweiligen menschlichen Bewußtseins“. Die Verschiedenheit der Sprachbilder der Welt äußert sich auch im alten Skeptizismus gegenüber den Übersetzungen, z.B. bei Schopenhauer: „Fast nie kann man irgend eine charakteristische, prägnante, bedeutsame Periode aus einer Sprache in die andere so übertragen, daß sie genau und vollkommen *dieselbe Wirkung täte*“ (Schopenhauer: „Parerga und Paralipomena“, zitiert nach Dengl, S. 11; Hervorhebung von mir, I.Ny.).

Die einfachsten Ausdrücke des gegebenen Weltbildes sind die Wörter. Die Wörter, die einer anderen Sprache entlehnt werden, sind Vermittler der abgebenden Gemeinschaft. Deswegen betont László Hadrovics den Stilleffekt der Wörter deutscher Herkunft: „[...] um die synonymischen Nuancen der Wörter deutscher Herkunft im Ungarischen detaillierter analysieren zu können, sollen wir zu dem gesellschaftlichen Hintergrund zurückkehren“ (Hadrovics 1992: 101). Der gesellschaftliche Hintergrund bedeutet die konnotative Funktion der betreffenden Wörter. Die ungarische Wendung *egy nyelven beszélünk* 'wir sprechen in derselben Sprache' bedeutet also, dass unsere Weltbilder identisch sind, infolgedessen verstehen wir uns vollkommen.

3. Sehr lehrreich entfaltet sich das Sprachbild der Welt durch einen charakteristischen Wortgebrauch und feste Verbindungen im schon erwähnten Drama von Miroslav Krleža. Dieses

Werk ist ein Teil der Trilogie „Glembajevi“ (ung. 'Glembay Ltd.'). Es hat zwei Hauptdarsteller und eine Hauptdarstellerin: Baron Lenbach, ein aus der Armee schon entlassener, vorbestrafter Kavallerie-Oberstleutnant, Laura, seine Frau, und Ivan Križovec, ihr Freund, ein Advokat. Die Wurzel des Konfliktes besteht darin, daß Lenbach den Halt ganz verloren hatte und unter dem Vorwand verschiedener Ehrensachen seine Frau um Leihen quält. Laura hatte sich den veränderten Umständen angepaßt, eine Boutique eröffnet und so ihr Geld verdient. Ihr Verhältnis ist schon längst abgekühlt, Laura drängt auf die Ehescheidung; sie bekennt sogar später, dass sie sich mehrmals das Leben auf der Seite von Križovec vorstellte, auch wenn Lenbach, seine alte Drohung erfüllend, Selbstmord begeht. Die Weltbilder von Lenbach und Laura sind insofern ähnlich, als beide ihre Arbeit nicht für standesgemäß, sondern für demütigend halten. Lenbach, der keine ständige Beschäftigung und kein regelmäßiges Einkommen hat, sondern von Zeit zu Zeit als Rennpferdetrainer angestellt wird, bezeichnet sich geringschätzig als *stalmajster*. Laura, obwohl sie Besitzerin einer eleganten Boutique ist, bezeichnet ihre Beschäftigung mit der Bezeichnung *šnajderica*. Lenbach droht mit Selbstmord. Als ihm Laura aus einer Laune heraus beim Ausgleichen einer „Ehrenschild“ nicht hilft, tut er es in betrunkenem Zustand. Laura, die in der Tragödie keine effektive Rolle spielt, obwohl sie schon seit Jahren den Tod ihres Mannes herbeiwünscht, fühlt sich nicht schuldig, da sie neben Lenbach viel gelitten hatte. Ihre Situation wird dadurch besiegelt, daß sich Križovec nicht geneigt zeigt, sie zu heiraten. So entsteht aus ihrem persönlichen Mißerfolg eine tiefe psychische Krise, und auch sie begeht Selbstmord. Soweit der kurze Inhalt. Uns interessiert hier das sprachliche Bild ihrer Welt.

4. Dies ist die späte k.u.k.-Welt, dieser Welt entspricht u.a. die Einrichtung der Wohnungen, die sich nur mit fremden lexikalischen Elementen beschreiben läßt. Zu diesem Weltbild gehört die unaufhörliche Unterschätzung der eben gemachten Arbeit u.s.w. Im folgenden möchte ich dieses Weltbild und dessen sprachliche Erscheinung darstellen. Der Ausgangspunkt der Darstellung ist der kroatische Text, die ungarischen Bedeutungen werden zumeist aus der Übertragung von Kálmán Dudás angegeben. Die Übersetzungen von mir werden besonders gekennzeichnet.

5. Die Einrichtung des Modesalons von Laura und ihrer Wohnung bieten den äußeren Rahmen dieses Bildes: *second-empire trumeau*, *second empire Plüschgarniture*, *Biedermeier Fauteuils*, *Marien-Theresien-Sekretär* u.s.w. Die Darstellung dieses Milieus ist ohne diese fremden lexikalischen Elemente unmöglich, auch in Fällen, wo entsprechende muttersprachliche Wörter und Ausdrücke zur Verfügung stehen, da diese die Konnotation der fremden Sprache entbehren.

6. In der Welt der Offiziere hat die Form die absolute Priorität. Dies wird durch solche Wörter wie *Formfehler*, *Satisfaktion*, *Ehrenwort* vermittelt. Trotz der Tatsache, daß im Kroatischen zum Ausdruck dieser Begriffe auch muttersprachliche Wörter und Wortverbindungen existieren, werden diese Begriffe mit deutschen Wörtern ausgedrückt. Was die Vorgeschichte der Handlung des Dramas betrifft, schickt Baron Lenbach, ein moralisch heruntergekommener Kavallerieoffizier, zu seiner Frau Laura durch einen Major seine eigene gefälschte Visitenkarte mit der Forderung, daß ihm Laura zweitausend Dinar für die Bereinigung einer Ehrenschild geben soll. Laura bemerkt aber, daß Lenbach auf den Major an der Straßenecke wartet, und weist den Gelegenheitsboten ab. Dazu fügt Lenbach die Bemerkung: „*Formfehler* je svakako ućnjen. ... i ja se sada nalazim u upravo



nevjerojatnoj poziciji! Ja nisam u stanju da majoru von Lorenzu dam *satisfakciju*, i ja prosto ne znam što da radim. ... Kakvu *satisfakciju* da dam von Lorenzu?" (Formfehler wurde auf jede Weise gemacht ... und ich befinde mich in einer unglaublichen Situation. Ich befinde mich nicht in der Lage, um dem Major von Lorenz Satisfaktion zu geben, und weiß einfach nicht, was ich tun soll. ... Was für eine Satisfaktion ist von Lorenz zu geben?). (Die Übersetzung von K. Dudás ist an dieser Stelle ungenau, er gebraucht das ungarische Wort *jóvátétel* ‚Wiedergutmachung‘, so vermittelt der ungarische Text nicht den wahren Hintergrund: Lenbach befindet sich wirklich in einer Lage, daß er keine Satisfaktion geben kann, nachdem er nicht satisfaktionsfähig ist.) Lenbach beruft sich auf sein Ehrenwort. Obwohl für die Bezeichnung dieses Begriffs das kroatische Wort *časna riječ* ‚dass.‘ besteht, wird in den Mitteilungen als eine Art emotioneller Steigerung auch das deutsche Wort gebraucht: „ja sam dao svoju *časnu riječ*, da ću novce položiti večeras do sedam sati“ (‚ich habe mein Ehrenwort gegeben, daß ich das Geld bis sieben Uhr deponieren werde‘); später wird diese Phrase wiederholt: „ja ti dajem svoju *poštenu riječ*, mein heiliges *Ehrenwort*.“ Laura macht ihrem Mann Vorwürfe wegen dieser „Ehrenworte“: „Ti si dao *časnu riječ*, a koliko si ti meni dao *časnih riječi*. ... Ovo tvoje titranje mit deinem *Ehrenwort*, das wirkt schon wirklich traurig!“ (‚Du hast dein Ehrenwort gegeben, wie viele Ehrenworte hattest du schon gegeben. ... Dieses dein Herumwerfen mit deinem Ehrenwort ...‘).

7. Die Verachtung der sog. bürgerlichen Berufe wird dadurch zum Ausdruck gebracht, daß sie deutsch gesagt werden. Laura bezeichnet sich als *šnajderica* ‚Schneiderin‘, obwohl sie auf der Ebene der emotionell nicht gefärbten Kommunikation auch das kroatische Wort *krojačica* ‚dass.‘ gebrauchen könnte. Ähnlich ist die Situation, in der Lenbach seiner Frau vorwirft, daß sie ihn jeden Tag wie „ein letztes Lehrmädel“ demütigt: „kako vi mene svaki dan ponizujete niže od onog posljednjeg *lermedla*“. Der Gebrauch des deutschen Wortes stellt dasselbe Weltbild wie der des Wortes *šnajderica* dar. Der heruntergekommene Offizier, der als *štalmajster* arbeitet, nennt seinen Beruf *štalmajsterska profesija*. Dieser Ausdruck strahlt auch eine Art von Selbstironie aus: Er zeigt ein Weltbild, wonach diese Beschäftigung für einen Offizier nicht standesgemäß sei, die noch unwürdiger erscheint, zumal sie im Dienst der Neureichen verrichtet wird: „ja sam *štalmajster* kod milostive de Goldschmiedt; to je moja *štalmajsterka profesija*“. – Eine standesgemässe Beschäftigung! Jawohl! Im Weltbild von Dr. Križovec nimmt die Anwaltspraxis auch keinen vornehmen Platz ein. Er nennt sein wichtiges, auch symbolisches Arbeitsinstrument einfach *štrajbtiš*. Als er über seine Arbeit, z.B. über die Prozeßdokumente, spricht, gebraucht er nur das deutsche Wort. Eine negative Konnotation hat für ihn auch der praktische Schauplatz seiner Arbeit, das Gericht, dessen schwüle Luft er mit der von Waschküchen vergleicht: „Atmosfera je gusta u onoj sudnici kao u kakvoj *vaškuhinji* ...!“

8. Oft kommen fremde (deutsche) Wörter auch in Fällen vor, in denen mit der Intonation des fremden Wortes auch die Konnotation veranschaulicht werden kann. Ein solches Wort ist *lajstung* ‚Leistung‘. Das deutsche Wort dient auch zur Geringschätzung bestimmter Handlungen oder Beschäftigungen. Nach dem kurzen Dialog zwischen Laura und Lenbach am Anfang des Dramas zeigt Laura empört ihrem Freund Križovec Lenbachs Visitenkarte: „Evo, molim, izvoli, to je današnji njegov *lajstung!*“ (‚Sieh, bitte, dies ist seine heutige *Leistung!*‘). In den ehemaligen bürgerlichen Kreisen – wenn ich mich recht erinnere – wurde oft das deutsche Wort *Leistung* im ungarischsprachigen Milieu gebraucht und immer



mit mehr oder weniger negativer Abtönung. Es wäre wahrscheinlich richtiger, dieses Wort auch in der ungarischen Übertragung stehen zu lassen. Die Fremdwörter sind auch im Ungarischen vielmals die Ausdrucksmittel des von dem Sprecher entfernten Weltbildes. In der einfachen, dörflichen Lebensanschauung des Vaters von Petőfi ist die Schauspielkunst mit der Marktkomödie identisch, deswegen legt ihm der Dichter in den Mund: „No csak hitvány egy élet az a komédia!” In einem Roman von Kálmán Csathó kommt ein Innenarchitekt vor, dessen Beschäftigung nicht ins Weltbild der Provinzler paßt: „*Tapecirer* biz az, hiába szépítik is! – mondták róla, ha szóba került [...]” (*Tapezierer* ist er, hat man von ihm gesagt, vergebens wird das beschönigt!). Es könnten auch andere Beispiele angeführt werden. Es scheint, daß der Gebrauch der Fremdwörter in den erwähnten und ähnlichen Situationen mit der Verschiedenheit der Weltbilder erklärt werden kann. (Der Roman von Kálmán Mikszáth „*Gavallérok*” [„Kavaliere“] ist eine echte Fundgrube für den das Weltbild widerspiegelnden und emotionell gefärbten Gebrauch der Fremdwörter.)

9. Das Weltbild der hier behandelten vergangenen Epoche zeigt sich auch in den Grußformeln. Den Damen gebührt die Begrüßung *Ljubim ruke!* ('Küß' die Hand!). Križovec begrüßt Laura: „*Ljubim ruke*, draga Laura! Kako ste?” ('Küß' die Hand, liebe Laura! Wie geht es Ihnen?'); und am Ende der tatsächlichen Begrüßung bekommt diese Phrase eine metasprachliche Funktion: (Križovec spricht weiter): „*Ta rasvjeta, te vaše bolte, taj neprozačeni prostor, sve to guši čovjeka!* Sasvim ste blijedi, izmučeni, *ljubim ruke!*” ('Diese Beleuchtung ihres Geschäftes, dieser undurchsichtige Raum, dadurch wird man erwürgt! Sie sind ganz blaß, abgequält, *küsse die Hände!*'). Die in Emigration lebende russische Gräfin Madeleine Petrovna gebraucht jene Begrüßungsform, die ihrem Weltbild entspricht: „*Zdravstvujte*, draga moja Laura Mihajlovna!” An Križovec wendet sie sich aber Deutsch: „O, habe die Ehre, *Herr* von Križovec!” Die Kommunikationspartner, die einander als standesgleich betrachteten, haben niemals die Anrede *úr* 'Herr'/'*gospodin*' verwendet, sondern die Familiennamen oder das Wort, das die Beschäftigung, Diensterteilung oder den Titel des Angesprochenen bezeichnete (ausführlicher s. Nyomárkay 1998 und 1999). Križovec wendet sich zum Baron Lenbach: „Kako ste, dragi *barune*, s vama već dugo nisam imao časti!” ('Wie geht es Ihnen, lieber Baron, ich hatte schon lange nicht die Ehre, Sie zu treffen!'). (In seiner Übersetzung gebraucht K. Dudás das Wort *úr*, das dem erwähnten Weltbild nicht entspricht.) Auf diese Anrede antwortet Lenbach: „Hvala. doktore, dobro mi je!” ('Danke, Doktor, mir geht es gut !'). Madeleine Petrovna hat in ihren Anreden ein anderes Weltbild, vielleicht nach französischem Muster erscheint das Wort *Herr*: „O, habe die Ehre, *Herr* von Križovec! Wie geht es Ihnen, *Herr* Oberstleutenant?” Als sie aber kroatisch zu sprechen beginnt, zeigt sich die Absicht, sich dem Weltbild ihrer Partner sprachlich anzupassen; von Lenbach nimmt sie Abschied mit den Worten: „Dakle, dragi moj barune, do viđenja!” ('Also, mein lieber Baron, auf Wiedersehen!').

10. Das deutsche Wort *Person* kann in gewissem Kontext eine Geringschätzung ausdrücken; diese Konnotation wird auf das kroatische *osoba* ‚dass.' übertragen. Madeleine Petrovna wird von Lenbach aus zwei Gründen verachtet: Erstens ist sie einfacher Abstammung, der gräfliche Titel gebührt ihr nur nach ihrem ehemaligen Mann, zweitens wird sie von Lenbach auch lesbischer Neigung verdächtigt. Der Dialog mit Laura, nachdem die Gräfin schon weggegangen ist, beginnt mit einem deutschen Bindewort: „*Also*, ja tebe ne razumijem,

kako možeš sa ovakvom *osobom* da podržavaš intimne veze. Dieses Weib ist schon das Letzte vom Letzten!“ (,Also, ich verstehe dich nicht, wie kannst du mit einer solchen *Person* in intimer Beziehung stehen.‘). Laura antwortet ihm: „Grofica je jedna dama i pošten čovjek koji svojim vlastitim rukama zarađuje svoj kruh. Osim toga ljudi koji dolaze k meni ne mogu za tebe biti *osobe!* Kakva *osoba?*“ (,Die Gräfin ist eine Dame und ein anständiger Mensch, die das Geld mit eigenen Händen verdient. Außerdem, Leute, die zu mir kommen, können für dich keine *Person* sein! Was für eine *Person?*‘). (Die ungarische Übersetzung ist auch hier nicht vollkommen, es könnte im ungarischen Text das Wort *Dame* (ung. *dáma*) bleiben. Die Bedeutung des von K. Dudás gebrauchten Wortes *úrino* ‚(vornehme) Dame‘ hatte schon in der Zeit der Vorführung eine negative, ein wenig ironische Konnotation.) Das kroatische Wort *osoba* entspricht in diesem Kontext dem ungarischen Wort *alak*, in derselben Bedeutung kam aber im Ungarischen im früheren Gebrauch auch *perszóna* vor.

11. Zu dem sprachlichen Bild dieser ehemaligen Welt gehört auch der Gebrauch von Adverbien und Partikeln, die charakteristische Ausdrucksmittel der Kommunikation der Mitglieder der dargestellten Gesellschaftsklassen waren. Solche sind: *also*, *eigentlich*, *so* oder *so*, *de facto*, *en passant* u.s.w. Laura erzählt ihrem Freund das Verhör nach Lenbachs Selbstmord: „No *also*, to je onda onom tipu bilo jedno uporište za njegovu materijalnu istinu, i onda me je pustio“ (,Also das war diesem Typ [d.h. dem Polizeibeamten] ein Anhaltspunkt für seine Wahrheit [d.h. daß Laura bezüglich des Selbstmordes ihres Mannes verdächtigt werden könnte] und dann hat er mich freigelassen‘). Andere Beispiele: Lenbach spricht über ein Rennpferd, das seiner Meinung nach billig zu verkaufen wäre: „Occasion reinster Sorte! A što je *eigentlich* osamnaest hiljada dinara? Bagatela!“ (,Occasion reinster Sorte! Was sind eigentlich achtzehntausend Dinar, eine Bagatelle‘). Lenbach bedrängt seine Frau um Geld: „Ja te molim eine Bagatelle Laura, molim te, *so* oder *so*, ja sam dao svoju časnu riječ, da ću novce položiti večeras do sedam sati!“ (S.o.) Križovec, obwohl ihn Laura zu bleiben bittet, teilt mit, daß er sie nur für einen Augenblick besuchte: „Ja sam samo *en passant*“ (,Ich bin hier nur *en passant*‘) u s.w. (Über die Funktion solcher Wörter s. Bańcerowski 2000b).

12. Das höhere Prestige des deutschsprachigen Weltbildes wird durch Sätze und längere Textabschnitte betont, in denen eine Mitteilung im Kroatischen ertönt, dann wiederholt sich dieselbe Mitteilung Deutsch, damit der Bedeutungsinhalt verstärkt wird. Z.B. Lenbach zu seiner Frau: „Da ti znadeš, da možeš imati pojma, kako mene *strašno neugodno gledaš!* *So fürchterlich kühl und fremd!*“ (,Falls du wüßtest, falls du darüber eine Vorstellung hättest, wie fürchterlich beleidigend du mir zuschaust!‘). Danach bezeichnet Lenbach das Verhalten seiner Frau ihm gegenüber, verweisend auf seine Gefängnisstrafe in Lepoglava, als vulgär und herzlos: „Ako imade u životu uopće nešto što je vulgarno, onda je sigurno lepoglavskog robijaša psovati ne samo vulgarno, nego i još gore od tog: *bezužno!* Jawohl, direkt *herzlos!*“ (,Besteht im Leben im allgemeinen etwas, was vulgär ist, dann ist das Beschimpfen eines Gefangenen von Lepoglava nicht nur vulgär, sondern noch schlimmer: das ist herzlos!‘). Lenbach lobt ein Rennpferd: „Prekrasan egzemplar ... *Sjajne, crne, prekrasne oči!*“ (,Wunderschönes Exemplar ... *leuchtende Augen!*‘). In den Dialogen zwischen Laura und Križovec kommt oft neben dem kroatischen Wort *način* seine deutsche Äquivalente *Art*



*und Weise* vor. Ihre Funktion besteht in der Betonung, Verstärkung und in der Sicherung der Eindeutigkeit der vorangehenden Mitteilung. Einige Beispiele: Laura reagiert auf eine längere Meditation ihres Freundes, mit der er der Frage nach der Bereinigung ihres Verhältnisses ausweichen wollte: „Meni je taj *advokatski način*, moram priznati, stran!“ (‘Diese deine *Advokatenart und -weise* ist mir einfach fremd und unbegreiflich!’); „meni se u stvari čini kao da se zagomilavaš riječima, das ist eben deine *Advokaten-Art und Weise!*“ (‘es scheint mir, daß du die Worte nur anhäufst [...]’). Es sind auch Sätze zu finden, in denen die einführende Mitteilung auf Deutsch ertönt, dann wird die wesentliche Bedeutung mit mehreren kroatischen Sätzen erklärt, z.B.: „Diese deine *Advokatenart und -weise*, die ist merkwürdig!“ (Dann folgen die Sätze, die den Bedeutungsinhalt ausführlicher klarmachen): „Ti govoriš, govoriš, već jedan čitavi sat govoriš, kao da se braniš od nečega! Ti nemaš ni od čega da se braniš!“ (‘Du sprichst hier, sprichst schon eine ganze Stunde, als ob du dich vor etwas schüttest! Du sollst dich nicht schützen!’). Diese schon erwähnte und illustrierte Verstärkung bekommt eine besondere Bedeutung in den Mitteilungen, die emotionell am stärksten gefärbt sind. Lenbach z.B. drückt seine vernichtende Meinung über Madeleine Petrovna aus, dann beendet er seinen Ausbruch: „Da ta kultura nije žensko, ja bih je ustrijelio kao psa! *Wie einen Hund!*“ (‘Wenn diese Kreatur keine Frau wäre, würde ich sie abschießen, wie einen Hund!’).

13. Einen zutreffenden Spiegel des k.u.k.-Weltbildes bietet der folgende Teil aus dem Dialog zwischen Laura und Lenbach: (Lenbach:) „Mogla bi da kažeš Mariji da naloži *Herrenzimmer!* ... Pozvao sam večeras von Lorenza na partiju karata!“ (‘Du hättest Marie sagen sollen, daß sie das *Herrenzimmer* einheizt! ... Ich habe von Lorenz zu einer Kartenpartie eingeladen!’) – (Laura:) „Nema večeras Marije! Ja sam joj dala *ausgang!*“ (‘Abends ist Marie nicht zu Hause. Ich habe ihr *Ausgang* gegeben!’) – (Lenbach:) „Kakav *ausgang?*“ (‘Was für einen *Ausgang?*’) – (Laura:) „Lijepo! Dala sam joj *ausgang*. A osim toga, večeras sam ja pozvala k sebi neke ljude!“ (‘Schön! Ich habe ihr *Ausgang* gegeben. Und außerdem habe ich auch gewisse Leute eingeladen!’).

Im Kroatischen gibt es kein entsprechendes Wort für den Begriff *Herrenzimmer*. Das war ein Zimmer, wo sich die Herrengesellschaft versammelte, im allgemeinen nach dem Abendessen oder nachmittags, um dort zu rauchen, Karten zu spielen und inzwischen über Politik zu plaudern. Das *Herrenzimmer* gehörte zu den typischen mittelständischen Wohnungen. Im Ungarischen wurden in dieser Bedeutung entweder *férfiszoba* oder *pipázó* gebraucht. Ungarisch heißt die wörtliche Übersetzung *úriszoba*. Im Zusammenhang mit der Übersetzung des Vornamens des Stubenmädchens ist es zu bemerken, daß *Mária* eine unrichtige Lösung ist, vom soziolinguistischen Gesichtspunkt aus wäre es richtiger, die deminutiven Formen zu gebrauchen, wie *Mari* oder *Mariska*.

14. Zusammenfassend können wir feststellen, daß in diesem Drama von Krleža das sprachliche Bild der ehemaligen k.u.k.-Welt zum Ausdruck kommt. Neben den angeführten Beispielen kann dies mit Ausdrücken dokumentiert werden, die die Lehnprägungen entsprechender deutschsprachiger Wortverbindungen sind, z.B. (Lenbach sagt seiner Frau:) „Ja *sebi izmoljavam* da me tu svaki čas vrijedate!“ (‘*Ich verbitte mir*, daß Sie mich jeden Augenblick beleidigen!’); (Laura zu ihrem Freund über Lenbach:) „Ja sam znala *s kim imam čast!*“ (‘Ich habe gewußt, *mit wem ich die Ehre habe!*’). Beide Mitteilungen: *izmoljavati*



*sebi* und *s kim imam čast* spiegeln die österreichisch-ungarische Anschauungsart wider, die kroatischen Wendungen sind Lehnübersetzungen nach deutschem Muster.

Die Fremdwörter sind also Ausdrucksmittel des Weltbildes einer bestimmten Gesellschaftsschicht. Meistens sind sie Bezeichnungen für den Kroaten unbekannte oder anders bekannte Begriffe. In erster Linie dienen die fremden Elemente der besonderen Betonung einiger Mitteilungen; ihre 'Aufgabe' ist die Veranschaulichung bestimmter Situationen, Stimmungen und Verhältnisse, die eng mit dem Weltbild einer Epoche verbunden sind. Da es hier um ein Drama geht, können wir natürlich kein umfassendes Bild gewinnen, da in der erwähnten Veranschaulichung dieses Weltbildes auch die lebende Sprache eine wichtige Rolle spielt.

Die Premiere des Dramas fand in Budapest im Jahr 1957 im Madách-Kammertheater statt. Bis Mitte der sechziger Jahre stand es auf dem Spielplan. Das geschilderte Weltbild hätte man nicht wahrheitsgetreuer darstellen können. In Lauras Rolle war Klári Tolnay zu sehen, als Lenbach bot Andor Ajtay eine unvergeßliche Darstellung. Križovec wurde von Ferenc Bessenyei, Madeleine Petrovna von Katalin Ilosvay dargestellt.

### Literaturverzeichnis

Bańczerowski, Janusz 2000a: A szavak kapcsolódási mechanizmusa a világ nyelvi képének tükrében. In: Magyar Nyelvőr, H. 3, 349-352.

Bańczerowski, Janusz 2000b: Metanyelvi struktúrák szerepe a jelentésmódosításban. In: Magyar Nyelvőr, H. 1, 1-5.

Hadrovics, László 1992: Magyar történeti jelentéstan. Budapest.

Kosztolányi, Dezső 1971: Nyelv és lélek. Budapest.

Nyomárkay, István 1998: A nyelvhasználat udvariassági stratégiái 1. In: Magyar Nyelvőr, H. , 277-283.

Nyomárkay, István 1999: A nyelvhasználat udvariassági stratégiái 2. In: Magyar Nyelvőr, H. , 145-149.

Attila Péteri (Budapest)

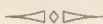
## Theoretische Überlegungen zu einer kontrastiven Satzmodusforschung – Am Beispiel der deutschen und ungarischen Interrogativsätze

### 0. Einleitung

In traditionellen Grammatiken wird schon seit je über Satzarten/Satztypen gesprochen. In den 70er Jahren sind infolge der Entwicklung der Sprechakttheorie die Intention, die Attitüden des Sprechers in den Mittelpunkt des linguistischen Interesses geraten, während die sprachliche Form, die diese Sprecherattitüden (teilweise) zum Ausdruck bringt, ein wenig vernachlässigt wurde. Die Forschung der 80er und 90er Jahre ist charakterisiert durch die Rückkehr zur Formseite der Sprache, natürlich unter Berücksichtigung der Ergebnisse der Sprechakttheorie. Aktuelle Fragen sind heute die wissenschaftliche Legitimierung der Satzartenlehre sowie des Satzmodusbegriffes bzw. die Definition der einzelnen Satzmodi mit Hilfe eines angemessenen Kriteriensystems. Hinter diesen konkreten Aufgaben stehen Grundfragen der Linguistik: das Verhältnis der Sprecherintentionen und -attitüden zu ihren sprachlichen Ausdrucksmitteln, das Verhältnis der formal-grammatischen Satzstruktur zur pragmatischen Potenz des Satzes in einer Äußerungssituation, ferner das Verhältnis der Grammatik und der Pragmatik, ihre Abgrenzung sowie ihre ständige Wechselwirkung.<sup>1</sup>

Die Frage wird durch die schnelle Entwicklung der kognitiven Linguistik noch aktueller. Wenn es erklärt werden könnte, wie der Sprecher zum Ausdruck seiner Intentionen und Attitüden bestimmte sprachliche Formen wählt und wie der Hörer die Intentionen und Attitüden des Sprechers erkennt, kann man daraus auch auf den Mechanismus des menschlichen Denkens schließen.

Ich als ungarischer Germanist beschäftige mich mit dem Problem unter einem ganz konkreten Aspekt: Ich möchte das deutsche und das ungarische Satzmodussystem gegenüberstellen. Im vorliegenden Aufsatz möchte ich am Beispiel des deutschen und des ungarischen Interrogativsatzes vor allem Probleme stellen, die erst durch einen konfrontativen Vergleich zweier Sprachsysteme sichtbar werden. Ich versuche auch eine mögliche Arbeitsmethode und ein mögliches Herangehen zu skizzieren.



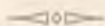
<sup>1</sup> Der theoretische Hintergrund der Frage wird in der Fachliteratur ausreichend erörtert. Meibauer (1987) fasst die Geschichte der Satzmodusforschung zusammen, indem er auch auf weiterführende theoretische Fragestellungen hinweist. In der ungarischen Linguistik s. dazu Telegdi (1976), Terestyéni (1984), Banczerowski (1985). In der englischsprachigen Fachliteratur muss aus der letzten Zeit der Sammelband von Palmer (1997) erwähnt werden.

## 1. Zum Begriff ‚Satzmodus‘

In den 80er und 90er Jahren ist in der germanistischen Fachliteratur das Problem der Definition von Satzmodi sowie ihre Beschreibung und Klassifizierung im Deutschen in den Mittelpunkt des Interesses geraten. Altmann (1987) unterscheidet zwischen Formtyp und Funktionstyp der Sätze, unter Satzmodus versteht er „die regelmäßige Zuordnung eines Satztyps (oder einer Gruppe von Satztypen) mit angebbaren formalen Eigenschaften zu einer bestimmten Art von Funktion (oder zu einer Gruppe von Funktionen) im sprachlichen Handeln“ (Altmann 1987: 22). Die Formtypen lassen sich nach seinen Ansätzen grundsätzlich mit vier Kriterien definieren: a) Reihenfolgemerkmale (vor allem die Stelle des Finitums), b) morphologische Merkmale (Verbmodus), c) kategoriale Füllung (vor allem das Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein eines *w*-Elementes, ferner auch das Auftreten von Satzadverbien und Partikeln), d) intonatorische Merkmale. Diese seien diejenigen Formmerkmale, die hinsichtlich des Funktionstyps relevant sind. Ähnlich verfährt Kugler (2000) in der neuen ungarischen Grammatik von Keszler (Hg.). Im Ungarischen scheint die kategoriale Füllung hinsichtlich der Satzartenklassifizierung am wichtigsten zu sein. In der ungarischen Satzstruktur seien Reihenfolgebeziehungen nicht satztypdiagnostisch, es gebe aber Partikeln, die den modalen Grundwert des Satzes bezeichnen (*vajon, ugye, -e, ne, hadd* etc.). Weitere Formmerkmale könnten auch im Ungarischen der Verbmodus, die Frageintonation sowie die obligatorische emotionale Intonation (bei Ausrufe- und Wunschsätzen) sein.

In der Generativen Grammatik sowie in der modular konzipierten kognitiven Linguistik wird mehrmals die Frage gestellt, auf welcher syntaktischen Repräsentationsebene die Satzmodusmerkmale zu suchen sind. Die Forscher stimmen meistens darin überein, dass die Bestimmung der Satzmodi mit Oberflächenmerkmalen nicht möglich sei, weil zwischen Formmerkmalen und modalem Grundwert kein 1:1-Zusammenhang besteht. So kann man im Deutschen beispielsweise weder den Verb-Erst- noch den Verb-Zweit-Sätzen einen modalen Grundwert zuschreiben, beide Satztypen können verschiedene Satzmodi realisieren. Schon Katz/Postal (1964) postulieren in der Tiefenstruktur der Sätze bestimmte abstrakte Satzmodusmorpheme.<sup>2</sup> Am ausführlichsten wurde die Frage im Lunder Forschungsprojekt „Sprache und Pragmatik“ unter der Leitung von Inger Rosengren in einer modular-kognitiven Konzeption erforscht.<sup>3</sup> Unter Satzmodus wird in diesen Forschungen kein Einstellungstyp des Sprechers, sondern ein einstellungsfreier Referenztyp verstanden. Satzmodi seien Bestandteile des Grammatikmoduls, Einstellungstypen (illokutive Typen) gehörten demgegenüber dem pragmatischen Kenntnissystem an. Brandt u.a. (1992: 34) argumentieren dafür wie folgt:

Die Einstellungshypothese läuft im Prinzip auf eine 1:1-Beziehung, wenn nicht Identifikation, zwischen grammatischen und pragmatischen Faktoren hinaus, da grammatisch von denselben Einstellungen ausgegangen wird, die man auf der illokutiven Ebene als konstitutive Merkmale von Illokutionen



<sup>2</sup> In der Tiefenstruktur der Interrogativsätze sei nach ihnen ein sog. „Q-“ oder „WH-Morphem“, in den Imperativsätzen ein „I-Morphem“ zu postulieren.

<sup>3</sup> Zu den Einzelergebnissen s. die Arbeitshefte „S&P. Sprache und Pragmatik“. Sammelbände: Reis/Rosengren (1991), Rosengren (1992 u. 1993).



ansetzen zu müssen meint. Ganz abgesehen davon, daß das 1:1-Verhältnis an sich keine empirische Stütze findet [...], spricht die Gleichsetzung von Satzmodus und Einstellung gegen unsere modulare Grundthese. Wir gingen oben davon aus, dass die beiden Module, das grammatische und das pragmatische, durch je eigenständige Kenntnissysteme gekennzeichnet sind, die sich nicht auf die Prinzipien, Einheiten und Regeln des jeweiligen anderen Moduls reduzieren lassen.

Dementsprechend sollte auch Nebensätzen ein Satzmodus zugeschrieben werden, auch wenn Nebensätze über kein illokutives Potential verfügen. In den Interrogativsätzen müsste man im Deutschen auf der Ebene der Logischen Form (LF) ein abstraktes WH-Morphem postulieren, dem auf der Ebene der Semantischen Form der semantische Funktor OFFEN entspricht. In der Oberflächenstruktur könne dieses WH-Morphem entweder mit der Konjunktion *ob* realisiert werden (in Nebensätzen), oder mit einem *w*-Wort (in *w*-Interrogativsätzen), könne aber auch phonetisch stumm bleiben (in den sog. E-Interrogativsätzen, also in Entscheidungsfragesätzen).<sup>4</sup> Nach dieser Theorie seien Reihenfolgemerkmale nicht satzmodusrelevant. Interrogativsätze könnten nämlich sowohl mit Verb-Erst-Stellung als auch mit Verb-Zweit-Stellung realisiert werden. Das gleiche gilt nach Önnarfors (1993) auch für Deklarativsätze: Im Deutschen gebe es in narrativen Texten Verb-Erst-Deklarativsätze, die nicht elliptisch erklärt werden können. Die Beispiele von Brandt u.a. (1992: 16) illustrieren dieses Problem:

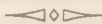
(1) *Kommt Peter heute?*

*Kam da ein Mann zur Tür herein.*

Die Intonation gehöre auch nicht zu den Definitionsmerkmalen von Satzmodi. Eine Frageintonation im Deutschen wird zwar nicht verleugnet, mit dieser Intonation werde aber nach dieser Satzmodustheorie die pragmatische Einordnung der Sprechhandlung als Frage verdeutlicht. Dies könne man an Hand der sog. assertiven Fragen einsehen:

(2) *Der Klaus ist nicht da?*

Diese Sätze seien Deklarativsätze, deren Semantik keinen Offen-Operator enthält. Pragmatisch gesehen gälten sie aber als Fragehandlungen. Durch den steigenden intonatorischen Schluss werde verdeutlicht, dass der Sprecher eine Bestätigung erwartet. Im vorliegenden Aufsatz möchte ich unter Einbeziehung kontrastiver Aspekte in deutsch-ungarischer Relation einige Probleme des oben skizzierten modularen Konzeptes nennen. Ich möchte dafür plädieren, dass das Problem des Satzmodus auch im Rahmen einer nicht-modularen Konzeption behandelt werden kann. Man kann sich schwer vorstellen, dass ein Hörer in einer Situation auf Grund seines grammatischen Wissens den Modus eines Satzes und mehr oder weniger unabhängig davon auf Grund seines pragmatischen Wissens die zum Ausdruck gebrachte Intention des Sprechers erkennt. Vielmehr geht es m.E. darum, dass das Zusammenwirken bestimmter konventionalisierter grammatischer Merkmale für Satzmodi eine bestimmte pragmatische Interpretation motiviert, dass aber die richtige pragmatische Interpretation auf die grammatische auch zurückwirken kann.



<sup>4</sup> Ausführlich erörtert bei Brandt u.a. (1992:38ff.).

### 3. Problematisches bei w-Interrogativsätzen

Die hinsichtlich der Satzmodusforschung relevanten Züge der deutschen und der ungarischen Satzstruktur sind in Brandt u.a. (1992) sowie in É. Kiss (1992) zusammengefasst. Eine kontrastive Analyse findet man in Molnár (1991). Brandt u.a. gehen im Falle der w-Interrogativsätze davon aus, dass das satzmodusrelevante Merkmal für diese Sätze in der Oberflächenstruktur das w-Element sei, das deshalb obligatorisch in Anfangsposition steht, weil seine Skopusdomäne der ganze Satz sei. Den Echo-Fragen, in denen das w-Wort nicht am Satzanfang steht, wird deshalb der Interrogativmodus abgesprochen. É. Kiss plädiert dafür, dass die logischen Verhältnisse in der Oberflächenstruktur des ungarischen Satzes eindeutig zur Geltung kommen. Die Oberflächenstruktur sei mit der logischen Struktur deckungsgleich:

Az, hogy például az angolban és más ismert indoeurópai nyelvekben a felszíni szerkezet sokkal korlátozottabb mértékben vesz részt az operátorok hatókörének, tehát mintegy a mondat logikai szerkezetének kifejezésében, mint a magyarban, nem lehet véletlen. Az angol esetében a felszíni szerkezet elsődleges funkciója az összetevők mondattani szerepének (tehát alany, tárgy, stb. voltának) kifejezése. A magyarban e feladatot az esetvégzördések látják el, a felszíni szerkezet mentesül alóla – bizonyára ezért foglalható le a logikai viszonyok kifejezésére. [...] a magyar mondat felszíni szerkezete azonos a logikai szerkezetével (É. Kiss 1992: 141)<sup>5</sup>

In den deutschen und ungarischen w-Interrogativsätzen besteht ein Unterschied in der Topologie des w-Elementes. Im Ungarischen ist die Anfangsposition des w-Elementes nicht obligatorisch. Es ist frei verschiebbar, die einzige Restriktion besteht darin, dass es die präverbale Fokusposition einnimmt.<sup>6</sup>

(3) *Ki járt itt tegnap délután?*

'Wer war hier gestern Nachmittag?'

*Tegnap délután ki járt itt?*

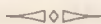
\*'Gestern Nachmittag wer war hier?'

*Itt tegnap délután ki járt?*

\* 'Hier gestern Nachmittag wer war?'

aber: \**Ki tegnap délután járt itt?*

,Wer gestern Nachmittag war hier?'



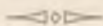
<sup>5</sup> Übersetzung des Zitats (A.P.): Es ist kein Zufall, dass die Rolle der Oberflächenstruktur im Englischen und in anderen bekannten indogermanischen Sprachen im Ausdruck der Skopusdomäne der Operatoren, d.h. im Ausdruck der logischen Form der Sätze, wesentlich beschränkter ist als im Ungarischen. Im Englischen besteht nämlich die Primärfunktion der Oberflächenstruktur im Ausdruck der syntaktischen Rolle der Konstituenten (d.h. Subjekt-, Objektrolle u.ä.). Im Ungarischen ist dies die Aufgabe der Kasusendungen, die Oberflächenstruktur wird davon befreit – bestimmt deshalb kann sie für den Ausdruck logischer Verhältnisse reserviert werden [...] die Oberflächenstruktur des ungarischen Satzes ist mit seiner logischen Form identisch.

<sup>6</sup> Die Reihenfolge der Konstituenten ist im ungarischen Satz relativ frei. Die fokussierte Konstituente, bzw. bei maximaler Fokusprojektion die Fokusexponente, muss obligatorisch rechtsadjazent zum Verb stehen. Bei dem w-Element handelt es sich nur in dem Fall um einen Frageoperator, wenn es ein Fokusmerkmal trägt (vgl. É.Kiss 1992: 143).

É. Kiss postuliert auf Grund dieser topologischen Regularität für ungarische Interrogativsätze die gleiche Struktur wie für Deklarativsätze: Topik-Fokus-Verb-XP.<sup>7</sup> Da die Oberflächenstruktur des ungarischen Satzes die Skopusdomäne der Operatoren genau widerspiegelt, sei die Skopusdomäne des Frageoperators dementsprechend nicht der ganze Satz, sondern die Verbalphrase mit dem Fokus.

Für deutsche Interrogativsätze wird die Topikposition sowohl bei Brandt u.a. (1992) als auch bei Molnár (1991) per definitionem abgesprochen. Das Topik könne nämlich von seiner Natur her nur am Satzanfang stehen, und im Deutschen stehe das *w*-Element in Anfangsposition, das wegen seiner nicht-referierenden Funktion nicht als Topik betrachtet werden könne. Durch den Vergleich der Ergebnisse von Brandt u.a. sowie Molnár mit denen von É. Kiss kommt man also zu Widersprüchen: Für das Ungarische wird für den *w*-Interrogativsatz eine ähnliche Struktur postuliert wie für den Deklarativsatz, eine Topikposition wird generell nicht abgesprochen, als Skopusdomäne des Frageoperators wird nur die Verbalphrase (nicht aber das Topik) betrachtet. Im Gegensatz dazu wird für das Deutsche behauptet, das der Interrogativsatz über keine Topikposition verfüge und der Skopus des Frageoperators der ganze Satz sei.

Diesen Widerspruch kann man m.E. erst dann los werden, wenn man von einer flexibleren Grammatikauffassung ausgeht. Die oben genannten Unterschiede hängen mit grundlegenden Unterschieden der deutschen und der ungarischen Syntax zusammen. Die Topologie des deutschen Satzes ist strenger geregelt als im Ungarischen. Die Satzklammer bedeutet für den Satz eine mehr oder weniger vorgegebene lineare Struktur. Die Variationsmöglichkeiten sind auf das Mittelfeld beschränkt. Des Weiteren kann man im Deutschen m.E. auch die Tendenz beobachten, dass satzmodusrelevante Merkmale (natürlich außer der suprasegmentalen intonatorischen Merkmale) an den Satzanfang tendieren.<sup>8</sup> Im Gegensatz dazu ist die ungarische Wortfolge wesentlich freier, nur die Fokusposition ist auf die präverbale Position festgelegt. Da aber Skopusverhältnisse mit Serialisierung zum Ausdruck gebracht werden können, ist die Anfangsposition des Frageoperators auch im Ungarischen die typische. Andere Reihenfolgeverhältnisse sind zwar möglich, jedoch relativ selten.<sup>9</sup> Topikalisierung ist darüber hinaus m.E. auch im deutschen Interrogativsatz durchaus möglich, jedoch nicht durch die Vorfeldposition der topikalisierten Konstituente. Dazu verfügt das Deutsche nämlich über eine besondere Struktur, die sog. Herausstellungsstruktur:



<sup>7</sup> In dieser Grundstruktur kann die Topikposition durch eine oder mehrere XPn, die Fokusposition durch eine XP belegt werden. Nach der Verposition können grammatisch unbegrenzt viele XPn folgen.

<sup>8</sup> Durch die Stelle des Finitums in der ersten oder zweiten Position des nicht eingebetteten Satzes geraten die durch die Verbmorphologie ausgedrückten modusrelevanten Merkmale („Einstellungen des Verbs“, vgl. Weinrich 1993: 183 ff.) in die erste Hälfte des Satzes. Es kann vielleicht mit der Strebung nach Konsistenz erklärt werden, dass auch andere modusrelevante Merkmale, die nicht am Finitum angezeigt sind, wie das *w*-Element oder der Exklamativakzent für den Satzanfang festgelegt sind. Vgl. *DAS ist ein Glück!*; *DER hat vielleicht Augen gemacht!*

<sup>9</sup> Eine sicherlich noch nicht repräsentative Stichprobe an Hand eines kleinen Corpus hat Folgendes ergeben. In einem Jugendroman von Klára Fehér (Titel: „A földrengések szigete“) habe ich drei Fragewörter gecheckt: *ki* (*wer*), *hol* (*wo*) und *mikor* (*wann*). Wenn vor dem Fragewort nur eine Konjunktion (z.B. *és*, *de*) oder eine konjunktionsähnliche Partikel (z.B. *hát*) stand, bin ich davon ausgegangen, dass das Fragewort in Anfangsposition steht. *Ki* stand demnach in 14 Fällen in Anfangsposition, nur in einem Fall in der Satzmitte. *Hol* stand in 27 Fällen in Anfangsposition, in einem Fall nicht, in diesem Fall ging es jedoch um die Kombination *mikor hol*. *Mikor* stand in allen gefundenen Beispielen (23 Fälle) in Anfangsposition.



(4) *Der Peter, was hat der eigentlich gemacht?*

Zusammenfassend lässt sich also behaupten, dass die Anfangsposition des w-Elementes für beide Sprachen die typische Position ist. Der Unterschied besteht darin, dass wegen der strengeren Serialisierungsregeln des Deutschen die Nicht-Anfangsposition des w-Elementes mit einer besonderen Interpretation, nämlich mit der Echo-Interpretation, verbunden ist, während im Ungarischen eine Konstituente dadurch einfach topikalisiert wird. Ein Topik im Interrogativsatz kann im Deutschen mit Hilfe einer Herausstellungsstruktur auftreten. Diese Hypothese bedarf jedoch der Verifizierung bzw. weiterer Präzisierung. Dazu sind umfangreiche Corpusuntersuchungen erforderlich. Im vorliegenden Aufsatz geht es eher darum, Probleme zu stellen und den Weg für weitere Untersuchungen zu markieren.

### 3. Das Problem der Entscheidungsinterrogativsätze

Oberflächenstrukturelle Merkmale der deutschen Entscheidungsinterrogativsätze sind vor allem die Erststellung des Finitums sowie der intonatorische Hochschluss. Wie schon erwähnt, wird beiden Merkmalen im Konzept von Brandt u.a. (1992) die Satzmodusrelevanz abgesprochen. Das konstitutive Merkmal für den Interrogativmodus ist nach dieser Theorie auch im Falle von Entscheidungsinterrogativsätzen ein abstraktes w-Morphem, das aber phonetisch nicht realisiert wird. Diese Annahme ist m.E. der schwächste Punkt dieser Konzeption. Es bleibt nämlich die Frage offen, woher ein Hörer im Laufe der Kommunikation den Satzmodus eines Entscheidungsinterrogativsatzes erkennt, wenn er in der konkret wahrnehmbaren Struktur nicht angezeigt wird und wenn die Erkenntnisprozedur von der pragmatischen Interpretation unabhängig im autonomen Grammatikmodul erfolgt. Woher weiß man zum Beispiel, dass die Sätze unter (1) zwei verschiedenen Satzmodi angehören?

(1) *Kommt Peter heute?*

*Kam da ein Mann zur Tür herein.*

Wie erkennt ein Hörer die bei Brandt u.a. (1992) postulierten abstrakten Satzmodusmorpheme in den Fällen, wenn ihnen in der Oberflächenstruktur kein phonetischer Repräsentant entspricht? Im Beispiel (1) kann ich mir die Interpretation nur derart vorstellen, dass einerseits die Intonation bei der Interpretation eine Stütze ist, andererseits die pragmatische Interpretation auf die grammatische zurückwirkt. Wenn nämlich der Hörer weiß, dass der Sprecher einen Witz erzählen will, wird er den Verb-erst-Satz höchstwahrscheinlich als Deklarativsatz interpretieren, weil er in Bezug auf die Situation bestimmte Erwartungen hinsichtlich der grammatischen Strukturen hat. In einem Witz sind eben Verb-erst-Deklarativsätze erwartbar, direkte Interrogativsätze nicht.

Im Gegensatz zu Brandt u.a. (1992) vertritt Wunderlich (1988) die herkömmliche Auffassung, dass das deutsche Intonationssystem ein tonales Morphem enthält, das die Entscheidungsinterrogativsätze markiert. Nach seinen Untersuchungen ist die mit  $F_0$  gezeichnete Grundfrequenz des Sprechers im unmarkierten Fall tief. Fokussierte Silben (die als Zentrum der Intonationsphrase dienen) ließen sich durch einen hohen  $F_0$ -Verlauf abheben. Somit sei ein Grenzton und ein Nichtakzentton im unmarkierten Fall tief, im

markierten hoch. Ein Akzentton sei im Gegensatz dazu im unmarkierten Fall hoch, im markierten tief. Ein hoher Grenzton am Satzende sei dementsprechend als tonales Morphem einzustufen:

Die unmarkierten Werte brauchen nicht spezifiziert zu werden, sie ergeben sich durch Default. [... *Tonale Satzmodus-Morpheme hingegen* – A.P.] spezifizieren einen markierten Grenzton und legen dadurch die Satzgrenze bereits als Grenze einer Intonationsphrase fest. [...] Genauer nehme ich an, dass es im Deutschen zwei tonale Satzmodus-Morpheme gibt, ein Interrogativmorphem und ein Echomorphem. (Wunderlich 1988: 18 f.)

Batliner (1988) machte ausführliche empirische Untersuchungen anhand intonatorischer Minimalpaare. Ein Drei-Wort-Satz (*Der Leo säuft* bzw. *Säuft der Leo*) wurde Testpersonen mit Verb-Zweitstellung in acht, mit Verb-Erststellung in sieben Variationen vorgespielt. Die Testpersonen sollten nachher Entscheidungen über den Modus bzw. Fokus des Satzes treffen. Auf Grund der Tests kommt Batliner hinsichtlich der Abgrenzung von Deklarativ- und Interrogativsätzen zu folgender Schlussfolgerung:

Es handelt sich hierbei nicht um klar distinkte binäre Kategorien, sondern um Kategorien, die oft prototypische Ausprägungen annehmen, die aber auch einen breiten Übergangsbereich und in sich Abstufungen aufweisen. (Batliner 1988: 236)

Da die Stellung des Finitums im Ungarischen kein satzmodusdifferenzierendes Merkmal ist, unterscheiden sich ungarische Deklarativ- und Entscheidungsinterrogativsätze oft nur in der Intonation:

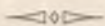
- (5) *Péter is jön.* vs. *Péter is jön?*  
 ‘Peter kommt auch.’ ‘Kommt Peter auch?’

Das ungarische Intonationssystem hat Varga in den 90er Jahren ausführlich erforscht.<sup>10</sup> Im Ungarischen sei der  $F_0$ -Verlauf am Ende von Entscheidungsinterrogativsätzen nicht steigend, sondern steigend-fallend. In drei- oder mehrsilbigen Realisierungen ist die Grundfrequenz an der vorletzten Silbe steigend, an der letzten ist sie jedoch wieder fallend. In ein- oder zweisilbigen Realisierungen könne der fallende Teil fehlen. Es sei jedoch auch möglich, dass der steigend-fallende Charakter innerhalb einer Silbe realisiert wird, dies setzt eine gewisse Dehnung dieser Silbe voraus.

Darüber hinaus gibt es im Ungarischen eine klitisierte Partikel, die Partikel *-e*, die allein die Aufgabe hat, den Interrogativmodus vom Deklarativmodus zu unterscheiden. Sie ist obligatorischer Bestandteil in eingebetteten Sätzen, da sonst der Fragecharakter nicht sichtbar ist:

- (6) *Nem tudtam, hogy jönni fog.* vs. *Nem tudtam, hogy jönni fog-e.*  
 ‘Ich wusste nicht, dass er kommt.’ ‘Ich wusste nicht, ob er kommt.’

*-e* kann aber auch in nicht eingebetteten Sätzen stehen. In diesem Fall wird der Interrogativsatz ohne *-e* gewöhnlich mit Frageintonation, der mit der Partikel *-e* markierte Interrogativsatz ohne Frageintonation ausgesprochen.



<sup>10</sup> Ich stütze mich hier auf zwei Publikationen: Varga (1993) und (1998).

#### 4. Exkurs: Zur Rolle der Intonation in Interrogativsätzen

Trotz wichtiger Unterschiede lassen sich in der Rolle der Intonation in Interrogativsätzen in beiden Sprachen folgende auffällige Ähnlichkeiten beobachten: (1) Ein tonales Morphem kann man nur bei Entscheidungsinterrogativsätzen postulieren. *w*-Interrogativsätze lassen sich mit der gleichen Intonation charakterisieren wie Deklarativsätze. (2) Die Frageintonation ist in keiner der beiden Sprachen verbindlich, es gibt jedoch in beiden Sprachen Minimalpaare, die sich nur im  $F_0$ -Verlauf am Satzende unterscheiden. Solche sind im Deutschen die sog. assertiven Fragesätze im Gegensatz zu den Deklarativa, im Ungarischen die Entscheidungsinterrogativsätze ohne die Partikel *-e* im Gegensatz zu den Deklarativa. (3) Inmitten der Äußerungen ist der  $F_0$ -Verlauf im unmarkierten Fall in beiden Sprachen tief, der hohe  $F_0$ -Verlauf markiert die Fokussilben. (4) Abgeschlossene, selbstständige Äußerungen werden in beiden Sprachen im Falle einer Nicht-Frageinterpretation mit fallender Grundfrequenz beendet. Am Ende von nicht abgeschlossenen, weiterführenden Äußerungen bzw. an der Grenze von Gliedsätzen ist demgegenüber der  $F_0$ -Verlauf mittel/hoch oder hoch.

Es gibt in deutsch-ungarischer Relation auch mindestens zwei auffällige Unterschiede: (1) Der  $F_0$ -Verlauf ist am Ende deutscher Entscheidungsinterrogativsätze steigend, in ungarischen Interrogativsätzen steigend-fallend. (2) Im Ungarischen lässt sich die Tendenz beobachten, dass diese Frageintonation nur in dem Fall realisiert wird, wenn sie das einzige Merkmal für die Interrogativinterpretation ist, d.h. in Sätzen, in denen die Partikel *-e* nicht benutzt wird. Im Deutschen hingegen wird die Frageintonation nicht nur in den assertiven Verb-Zweit-Fragesätzen benutzt, sondern auch in Verb-Erst-Sätzen, in denen ja – wenn wir von der herkömmlichen Auffassung ausgehen – auch die Stellung des Finitums ein Merkmal für den Interrogativsatz ist.

Die ähnlichen Tendenzen im Deutschen und im Ungarischen, die übrigens vermutlich in vielen anderen Sprachen der Welt zu beobachten sind, lassen sich nach meiner Hypothese mit bestimmten Assoziationen aus dem naiven Weltbild des Menschen erklären. Die Richtung des Verlaufs der Grundfrequenz kann mit Grundvorstellungen über die Bewegung verknüpft werden. In unserer Welt ist eine Bewegung in Richtung nach unten ein spontaner Prozess, der an einer bestimmten Stelle spontan aufhört. Die Gegenstände befinden sich unter natürlichen Verhältnissen unten, am untersten Punkt des Raumes. Zu einer Bewegung nach oben bzw. zur Aufrechterhaltung einer Position im oberen Bereich des Raumes ist eine bewegende Kraft, eine äußere Wirkung unentbehrlich. So können wir mit dem Begriff ‚unten‘ Abgeschlossenheit, spontanen Ablauf assoziieren. Die Begriffe ‚Hervorhebung‘, ‚Weiterführung‘ sind mit der Bewegung nach oben assoziiert. Diese assoziativen Mechanismen spiegeln sich auch im Lexikon des Deutschen und des Ungarischen wider:

(7)	<i>abschließen, abgeschlossen, Abschluss</i>	---	<i>lezár, lezárt, lezárás</i>
	<i>ablaufen, Ablauf</i>	---	<i>lefolyik, lefolyás</i>
	<i>hervorheben</i>	---	<i>kiemel</i>
	<i>aufrechterhalten</i>	---	<i>fenntart</i>

Wenn man annimmt, dass diese Assoziationen auch auf den  $F_0$ -Verlauf zu übertragen sind, können mit dem hohen bzw. steigenden  $F_0$ -Verlauf Offenheit, Weiterführung, die



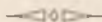
Aufrechterhaltung irgendeines Dynamismus, mit dem tiefen bzw. fallenden  $F_0$ -Verlauf spontaner Ablauf bzw. Abgeschlossenheit assoziiert werden. Die Beobachtung von Wunderlich, dass der normale  $F_0$ -Verlauf im Deutschen tief sei und hohe Grundfrequenz zur Hervorhebung prominenter Silben diene bzw. als Grenzton markierte Fälle darstelle, scheint mit dieser Erklärung in Einklang zu stehen. Varga (1993: 46 ff.) meint, die abstrakte Grundbedeutung einer hohen Grundfrequenz am Ende einer Intonationsphrase sei im Ungarischen die Weiterführung. Diese Intonationsphrasen wiesen darauf hin, dass in der Kommunikation weitere wichtige Äußerungen, Ereignisse zu erwarten sind.

Einen besonderen Fall stellen jedoch die Interrogativsätze dar. Wie wir gesehen haben, können Interrogativsätze durchaus auch mit fallender Grundfrequenz beendet werden. Die Intonation am Ende der Entscheidungsinterrogativsätze ist im Deutschen steigend, im Ungarischen steigend-fallend. Diese Diskrepanzen sowohl innerhalb eines Sprachsystems als auch im Sprachvergleich können jedoch mit dem doppelten Charakter der Interrogativsätze erklärt werden. Interrogativsätze stellen auf der einen Seite selbstständige, abgeschlossene Äußerungen dar. Auf der anderen Seite enthalten sie eine offene Proposition, eine Lücke, ein Informationsdefizit. Sie wirken initiativ und sind ergänzungsbedürftig. Deshalb können beide intonatorische Grundtypen, also sowohl der fallende als auch der steigende, für sie charakteristisch sein. Die *w*-Interrogativsätze lassen sich in beiden Sprachen mit dem fallenden Typ charakterisieren. In diesem Fall wäre die steigende Grundfrequenz redundant, da die semantische Offenheit mit dem Element lexikalisch markiert ist. Die gleiche Erklärung ergibt sich auch bei der normalerweise fallenden Grundfrequenz in ungarischen Entscheidungsinterrogativsätzen, die auch die Partikel *-e* enthalten.

Der doppelte Charakter der Interrogativsätze tritt in der sprachlichen Form am deutlichsten in der eigenartigen Kombination des steigenden und des fallenden Typs in der Entscheidungsfrageintonation des Ungarischen zu Tage.

##### 5. Analyse einiger authentischer Beispiele<sup>11</sup>

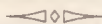
Die bisherigen Hypothesen müssten an Hand gezielter Corpusuntersuchungen nachgeprüft werden. Besonders aufschlussreich könnten authentische Beispiele sein, deren Interpretation nicht eindeutig ist. Ich arbeite jetzt an der Zusammenstellung eines diesbezüglichen Corpus. Mein Corpus ist bisher relativ klein, enthält jedoch einige interessante Beispiele, die doch geeignet sind, einige Konsequenzen zu ziehen. Das erste Beispiel stammt aus einem Prüfungsgespräch in deutscher Sprache. In einer Prüfung könnte man erwarten, dass im Standardfall der Prüfer Fragen stellt, der Student Antworten gibt. Somit kann die pragmatische Interpretation für die Mehrheit der Äußerungen schon von der Situation her vorhergesagt werden. Auffällig ist jedoch die Intonation: der Prüfling schließt seine meisten Sätze nicht wie erwartet auf einer tiefen, sondern auf einer hohen oder mindestens mittleren Grundfrequenz:



<sup>11</sup> Die deutschen Beispiele stammen aus der Dissertation von Munsberg, Klaus: Analyseverfahren für mündliche Fachkommunikation. Bielefeld, Univ.-Diss. 1992. Die veröffentlichte Form (Munsberg, Klaus 1994: Mündliche Fachkommunikation: Das Beispiel Chemie. Tübingen.) enthält den Transkriptband nicht. Die ungarischen Beispiele sind einer Rundfunksendung entnommen: „Irodalmi Újság“, Kossuth Rádió, am 21.07.2001, 15.04 Uhr.

(8)<sup>12</sup>Prüfer: *Ja. Was haben sie alle gemeinsam (-)*Student: *Also se sind zum ein ersmal alles eh Metalle {/}*Prüfer: *Richtig {}*Student: *Se haben metallische Charakter ist ganz entscheidend {/}*Prüfer: *Mhm. Mhm. {}*Student: *Sie bilden dann halt in ihren höheren Ox/ eh Kom/ eh Oxidationsstufen Komplexe {/}*Prüfer: *Mhm. {/}*Student: *die sich dann durch ihre Farbigkeit auszeichnen {/}*Prüfer: *Mhm. {/}*Student: *Nja, sie haben halt mh basischen Charakter in ihren Oxiden {/}*Prüfer: *(nickt) Mhm. {/}*Student: *Im allgemeinen einigen dann auch noch amphoteren Charakter {/}*Prüfer: *Mhm. {/}(nickt)*Student: *Und das ist eigentlich so das Entscheidende {}*

Die steigenden intonatorischen Schlüsse in den Sätzen des Studenten können auf zweierlei Weise erklärt werden. Einerseits kann er mit der Intonation gezeigt haben, dass die Äußerung noch nicht als abgeschlossen gilt, dass er dazu noch Weiteres zu sagen hat. Auf diese Weise kann die Intonation dazu dienen, die neuen Fragestellungen des Prüfers zu verhindern. Andererseits enthalten diese Antwortsätze, obwohl sie im Grunde als Deklarativsätze betrachtet werden können, oft auch ein fragendes Moment: U.a. mit der Intonation kann zum Ausdruck kommen, dass der Student in seiner Antwort nicht ganz sicher ist, dass er Bekräftigung, Bejahung vom Prüfer erwartet. In der Aufnahme ist zu hören, dass der Student am Ende der einzelnen Antworten ein bisschen wartet. Die so entstandenen Pausen füllt der Prüfer mit „mhm“ aus. Der Prüfer realisiert seinerseits seine kurzen Bekräftigungen auch öfters mit steigender Intonation. Es ist natürlich fraglich, ob solchen eingliedrigen Kurzsätzen wie „mhm“ überhaupt ein Satzmodus zugeschrieben werden kann. Jedenfalls stellen sie im funktionalen Sinne Sätze dar. Ihre Interpretation ist auf Grund rein grammatischer Merkmale nicht möglich. Mit Einbeziehung der pragmatischen Funktion kann man sie jedoch teilweise als Aussagen, teilweise als Fragen einstufen. Einerseits kommt hier nämlich zum Ausdruck, dass der Prüfer die Antwort des Studenten akzeptiert, und in dieser Hinsicht stellen sie eine bejahende Antwort dar. Andererseits wird gerade mit der steigenden Intonation angezeigt, dass der Prüfer weitere Antworten erwartet. In dieser Hinsicht sind sie paraphrasierbar mit dem Satz: ‚Und was noch?‘. Die hier untersuchten Sätze haben also sowohl einen deklarativen als auch einen interrogativen Charakter, sie zeigen, dass die beiden Grundtypen keine strenge Dichotomie darstellen, sondern Abstufungen aufweisen. Diese Übergänge lassen sich nicht nur dadurch erklären, dass der grammatische Satzmodus nicht mit der pragmatischen Funktion der Äußerung in einer Situation übereinstimmt. In diesen Beispielen wird schon mit sprachlichen Ausdrucksmitteln markiert, dass die Sätze teilweise als Aussage, teilweise als Frage zu interpretieren sind oder mindestens ein fragendes Moment enthalten.



<sup>12</sup> Erklärung zur Notation: {/}= steigend, Hochschluss; {}=fallend, Tiefschluss; {-}=gleichbleibende mittel/hohes Grundfrequenz am Ende.

Die Frageintonation hat in beiden Sprachen dann eine besonders wichtige Funktion, wenn sie das einzige Formmerkmal ist, das den Interrogativmodus bzw. die interrogative Lesart anzeigt. So ist sie im Deutschen in assertiven Fragen (Verb-zweit-Sätzen) obligatorisch, in Entscheidungsinterrogativsätzen ziemlich häufig, aber nicht obligatorisch, für die Interrogativsätze überhaupt nicht charakteristisch. Im Ungarischen ist sie typischerweise das Formmerkmal für Entscheidungsinterrogativsätze, die der Partikel *-e* entbehren.<sup>13</sup> Davon abweichende Realisierungen finden wir in den folgenden deutschen und ungarischen Beispielen:

(9)

Prüfer: *Eh und wenn man jetzt vom [umenit beischiffs/ eh beispielsweise ausgehen möchte, (/) und will daraus reines Titan herstellen {-} wie macht man denn das {^}*

Student: *Ja, also, das kann man entweder durch Reduktion (/)*

Prüfer: *Wie macht man das genau (/)*

Die erste Frage des Prüfers wird mit einem w-Interrogativsatz, und – wie erwartet – mit fallender Intonation realisiert („Wie macht man denn das {^}“). Die wiederholte Frage endet jedoch mit hoher Grundfrequenz („Wie macht man das genau (/)“). Der Prüfer drückt mit der wiederholten Frage aus, dass die Antwort des Studenten nicht befriedigend war. Auf diese Weise liegt hier eine Art Steigerung vor. Die wiederholte Frage ist stärker als die erste.

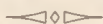
Im folgenden ungarischen Beispiel sind für Entscheidungsinterrogativsätze charakteristische intonatorische Schlüsse in der Satzmitte zu finden:

(10)

Reporter: *Mit tud egy ilyen tábor elérni a magyar irodalom {?} népszerűsítésében {^} fordításában {^} nem is tudom {-} melyik a jobb kifejezés {^}*<sup>14</sup> Was kann so ein Lager erreichen in der Verbreitung {?}, in der Übersetzung {?} der ungarischen Literatur – ich weiß nicht, welcher der bessere Ausdruck ist<sup>15</sup>

Die in der Satzmitte stehenden Intonationsphrasen sind sozusagen eingebettete Fragen in der Frage. Der Sprecher fühlt sich in Bezug auf den benutzten Ausdruck unsicher, er weiß nicht, ob er wirklich das passende Wort gefunden hat. Der ganze Satz ist ein w-Interrogativsatz, der Sprecher erwartet eine Antwort hinsichtlich der erwartbaren Wirkungen des Lagers. Eine sekundäre Intention des Sprechers besteht jedoch darin, vom Partner eine Bekräftigung zu bekommen, welcher der benutzten Ausdrücke passender ist.

Die Entscheidungsinterrogativsätze, die die Partikel *-e* enthalten, können im Ungarischen u.U. auch mit Frageintonation realisiert werden. In diesem Fall wird jedoch eine Echo-Interpretation suggeriert:



<sup>13</sup> Assertive Fragen werden im Ungarischen meistens lexikalisch markiert, vor allem mit der Partikel *ugye*.

<sup>14</sup> Auf Grund von Varga (1993) benutze ich folgende Notation: {□} = kurze Sprechpause; {^} = das steigend-fallende Intonationsmuster der Entscheidungsinterrogativsätze; {-} = gleichbleibende Intonation; {^} = fallende Intonation.

<sup>15</sup> Die {?} in der Grobübersetzung markieren diejenigen Stellen, an denen im ungarischen Original Entscheidungsfrageintonation benutzt wird.

Die Entstehung dieses Beitrags wurde von den Ungarischen Förderungsfonds der Wissenschaftlichen Forschung (OTKA, Projektn. T37670) gefördert.



(11)

- *Lehet-e ebben a boltban zöldséget kapni* {\}
- *(Hogy) lehet-e ebben a boltban zöldséget kapni* {/}
- Kann man in diesem Geschäft Gemüse kaufen?
- Ob man in diesem Geschäft Gemüse kaufen kann?'

Die Echofrage im Beispiel (11) kann als Frage der Frage interpretiert werden. Der Sprecher drückt aus, dass er nicht weiß, warum diese Frage gestellt wurde, ob er die Frage wirklich gut gehört/verstanden hat.

Das letzte Beispiel zeigt einen Fall, in dem der Sprecher nicht entscheiden kann, ob er einen Deklarativsatz oder einen Interrogativsatz realisieren will:

(12)

Reporter: *A szlovák [□] ugyanúgy [□] versíró nemzet mint a magyar [Λ] Tehát a szlovák gimnazista az [□] megír egy kötetnyi verset [-] egész biztos [∨] elsőtől harmadikig [Λ]*' Ist das slowakische Volk ebenso ein Dichtervolk wie das ungarische {?} Das heißt, der slowakische Gymnasialschüler schreibt ganz sicher{.} einen ganzen Gedichtband von der ersten bis zur dritten Klasse {?}'

Der Ausdruck *egész biztos* sowie der fallende intonatorische Schluss weist auf eine deklarative Lesart hin. Überraschenderweise wird die Äußerung jedoch fortgesetzt und letztendlich mit Entscheidungsfrageintonation abgeschlossen.

## 6. Fazit

Es hat sich aus den Überlegungen Folgendes herausgestellt: Es ist möglich, das Problem der Satzmodi auch in nicht modularem Rahmen zu behandeln. Die scharfen Grenzen zwischen den einzelnen Satzmodi fallen jedoch in diesem Fall weg. Für Satzmodi gibt es sowohl syntaktische als auch prosodische Ausdrucksmittel. Diese stehen in verschiedenen (manchmal nur assoziativen) Verhältnissen zu den semantischen Charaktereigenschaften des gegebenen Satzmodus. Auch Partikeln können bei der Markierung der Satzmodi eine Rolle spielen. Da aber die Markierung nicht immer eindeutig und steril ist, kann die Identifikation der Satzmodi nicht von der pragmatischen Interpretation der Äußerung unabhängig gemacht werden. Als prototypische Fälle für einzelne Satzmodi gelten bestimmte konventionale Bündel bzw. Kombinationen der satzmodusrelevanten Merkmale. Im Vergleich mit diesen idealtypischen Fällen kann es aber auch schwächere und stärkere Markierungen geben, die in der konkreten Situation besondere Interpretationen zulassen.

## Literatur

Altmann, Hans 1987: Zur Problematik der Konstitution von Satzmodi als Formtypen. In: Meibauer (Hg.), 22-56.

Altmann, Hans (Hg.) 1988: Intonationsforschungen. Tübingen.

- Banczerowski, Janusz 1985: Néhány megjegyzés a nyelvi közlés elemzéséhez. In: *Általános Nyelvészeti Tanulmányok* 16, 65-86.
- Batliner, Anton 1988: Modus und Fokus als Dimensionen einer nonmetrischen multidimensionalen Skalierung. In: Altmann (Hg.): 223-241.
- Brandt, Margareta [u.a.] 1992: Satztyp, Satzmodus und Illokution. In: Rosengren (Hg.): 1-90.
- É. Kiss, Katalin 1992: Az egyszerű mondat szerkezete. In: Kiefer, Ferenc (Hg.): *Strukturális magyar nyelvtan*. Budapest, 79-178.
- Katz, Jerrold Jacob; Postal, Paul M. 1964: *An integrated theory of linguistic descriptions*. Cambridge.
- Kugler, Nóra 2000: A mondatfajták. In: Keszler, Borbála (Hg.): *Magyar Grammatika*. Budapest, 379-386.
- Meibauer, Jörg 1987: Probleme einer Theorie des Satzmodus. In: ders. (Hg.): 1-21.
- Meibauer, Jörg (Hg.) 1987: *Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik*. Tübingen.
- Önnerfors, Olaf 1993: *Über narrative Verb-erst-Deklarativsätze im Deutschen*. Lund. (= *Sprache und Pragmatik: Arbeitsberichte*, H. 31).
- Palmer, Frank Robert 1997: *Grammar and meaning*. Cambridge.
- Reis, Marga 1992: Zur Grammatik und Pragmatik von Echo-w-Fragen. In: Rosengren (Hg.): 213-261.
- Reis, Marga; Rosengren, Inger (Hgg.) 1991: *Fragesätze und Fragen*. Tübingen.
- Rosengren, Inger (Hg.) 1992: *Satz und Illokution*. Bd. 1. Tübingen.
- Rosengren, Inger (Hg.) 1993: *Satz und Illokution*. Bd. 2. Tübingen.
- Sprache und Pragmatik*. Arbeitsberichte. Lund, 1988 ff.
- Telegdi, Zsigmond 1976: A nyilatkozat mint indíciium. In: *Általános Nyelvészeti Tanulmányok* 11, 279-287.
- Terestyéni, Tamás 1984: Kommunikáció, szándék, jelentés. In: *Általános Nyelvészeti Tanulmányok* 15, 331-362.
- Varga, László 1993: *A magyar beszéddallamok fonológiai, szemantikai és szintaktikai vonatkozásai*. Budapest.
- Varga, László 1998: Dallamelemek és szótagok asszociációja a magyar hanglejtés autoszegmentális tárgyalásában. In: Péter, Mihály (Hg.): *Újabb irányzatok a fonológiában*. Budapest (= *Általános Nyelvészeti Tanulmányok* 19), 257-272.
- Weinrich, Harald 1993: *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim [u.a.].
- Wunderlich, Dieter 1988: Der Ton macht die Melodie. In: Altmann (Hg.): 1-40.





Kurt Rein (München)

## Sprachinselforschung in Budapest heute

Bericht über ein Hauptseminar „Sprachinselforschung“  
an der ELTE, Budapest, WS 2001

### 1. Zum Begriff der 'sprachlichen Insel' und ihrer Erforschung

Obwohl der Begriff – oder besser: die Metapher – für ein isoliertes Vorkommen von Sprachen/Sprechern inmitten anderer Sprachen/Sprechergruppen nach neuesten Forschungen zuerst für ein solches Vorkommen slawischer Abkunft in Ostpreussen belegt sein soll (vgl. K. J. Mattheier (1994: 336) in: N. Berend / K. J. Mattheier (Hg.) Sprachinselforschung 1994), ist diese sprachwissenschaftliche Teildisziplin von österreichischen Sprachwissenschaftlern im Wien der 2. Hälfte des 19. Jhs entwickelt worden, wo Schroer als erster von einem deutschen Archipel am Südrande der Germania spricht; die damals entdeckten Sieben und die Dreizehn Gemeinden wurden als erste daraufhin untersucht und gehören bis heute zu den bevorzugten Arbeitsfeldern der Wiener Dialektologenschule von Kranzmayer über Hornung bis zu Wiesinger und seinen Schülern.

Ebenfalls noch am Ende des 19. Jhs begann die Entdeckung der deutschen Sprachinsel par excellence – die der Siebenbürger Sachsen in Rumänien, die vor allem von den siebenbürgischen Sprachwissenschaftlern selber (vorab der sogen. Nösner Germanistenschule) erarbeitet wurde. Daran knüpfte sich die bereits an den (Hoch)mittelalterlichen deutschen Siedlungen Oberitaliens entwickelte primär historische Interessenausrichtung: Die Sprachinsel galt als Sprachmuseum und mit einem noch größeren öffentlichen Anspruch: als „*ancilla historiae*“. Als historische Hilfswissenschaft glaubte man, gestützt auf Johannes Honterus und den Polyhistor Leibnitz, bei fehlenden Urkunden anhand von Sprache bzw. Proben derselben die Herkunft der (hier der siebenbürgisch-sächsischen) Siedler eindeutig bestimmen zu können. (vgl. K. Rein in: Luxemburg und Siebenbürgen, hg. V. K. K. Klein, 1966: 203-230).

Freilich gelangte diese siebenbürgische Urheimatforschung bald auch an die Grenze der im ersten Eifer überschätzten Aussagemöglichkeiten dieser Wissenschaft, da diese Außenposten deutscher Sprache und (Volks)kultur in den seltensten Fällen durch eine einmalige Verlagerung geschlossener Sprechergruppen entstanden, sondern meist aus lange währenden Mischungs- und Ausgleichsvorgängen verschiedener Ansiedlermundarten hervorgegangen sein dürften. (Vgl. A. Schwob, Weg und Formen des Sprachausgleiches in ost- und südostdeutschen Sprachinseln, 1971)

Dieser letztere Aspekt führte zu der Vorstellung von der „Sprachinsel als einem Sprachlabor“, in dem sich die heutige Mundart wie in einem Reagenzglas in einem sprachtheoretisch höchst aufschlussreichen Prozess entwickelt habe, die in den 20er Jahren von V. Schirmunski

am Beispiel der neuzeitlichen deutschen „Kolonien“ in Russland erarbeitet wurde. Die von ihm je nach ihrer Durchsetzung bei den Sprachmischungs- und Ausgleichsvorgängen postulierten „primären“ und „sekundären“ Sprachmerkmale, die über die Dialektologie hinaus das Interesse der Linguisten erweckten und lange unwidersprochen blieben, konnten sich aber in dieser Allgemeingültigkeit nicht behaupten.

Durch diese Verlagerung des Interesses auf die neuzeitlichen Sprachinseln des 17-19. Jahrhunderts mit ihrer besseren Urkundenlage (und den dadurch gegebenen Vergleichsmöglichkeiten von historischen und sprachlichen Fakten) gerieten auch die neuzeitlichen Sprachinseln der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie als neue Forschungsobjekte stärker in Betracht – wiewohl auch hier etwa mit der Zips, der Gottschee oder mit Deutschpilsen/Börzsöny auch andere mittelalterliche Sprachinseln vorhanden sind. Infolgedessen entstand in dem diesen neuzeitlichen theresianisch/josefinischen „Kolonien“ viel näheren Budapest zu Beginn des 20. Jhs ein zweites Forschungszentrum der Sprachinselkunde. Dieses wendete sich natürlich der ersten Untersuchung der jungen deutschen Siedlungsgebiete in den ungarischen Provinzen wie der Batschka, dem Banat oder der Schwäbischen Türkei zu. Der wichtigste Beitrag zur ungarländischen Sprachinselforschung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde jedoch von dem Dialektologen aus Ungarn, Claus Jürgen Hutterer, selbst Schüler von Schirmunski und Erforscher der Sprachlandschaft des Ungarischen Mittelgebirges, sowie von seinem Schüler und Nachfolger, dem Erforscher des Heidebodens und der Fachsprachen der ungarndeutschen Mundarten, Karl Manherz, geleistet.

Ihrer Schule entstammen großangelegte Forschungsprojekte wie der Ungarndeutsche Sprachatlas, Publikationsreihen wie die „Ungarndeutschen Studien“ und die „Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen“ sowie zahlreiche Dissertationen.

## 2. Neuere Ansätze zur Sprachinselforschung in Budapest

International erhielt diese lange als typisch deutsch angesehene Disziplin u.a. einen neuen Anstoß durch amerikanische Linguisten in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts, die moderne kontaktlinguistische Studien an sektiererischen Einwanderergruppen wie den Amischen, Hutterern oder Mennoniten vornahmen und die inter- wie intralinguistischen Entwicklungen dieser Sprachinseln mit modernsten Methoden untersuchten.

Eine erste Bilanz dieser Wiederentdeckung war eine Tagung, die 1995 amerikanische und europäische Linguisten im Land der Amischen in Pennsylvanien zusammenführte und einen gegenseitigen Erfahrungs- und Methodenaustausch auslöste.

Die zweite nun ausdrücklich „Sprachinselkolloquium“ genannte Tagung dazu erfolgte unter ungleich größerer internationaler Beteiligung ebenfalls in den USA in Lawrence/Kansas im Herbst 2001. Da kam zum Vorschein, dass das wiedererwachte Interesse der internationalen (Kontakt- und Sozio-)Linguistik durch den gemeinsamen Forschungsgegenstand der Sprachinseln ein Näherrücken sowie eine intensivere Zusammenarbeit ermöglicht, mindestens in methodologischer Sicht, zwischen dzt. so beliebten „Transatlantischen“ Untersuchungsgebieten (neben Pennsylvanien besonders beliebt: die mittel- und südamerikanischen Siedelgebiete der Mennoniten) sowie den (ost- und südost-)europäischen Untersuchungslandschaften, in denen die meisten, methodisch immer noch brauchbaren



Untersuchungen entstanden sind und selbst heute noch lohnende Sprachinseln auf ihre linguistische Entdeckung und Beschreibung warten.

Als ein Schritt zu einer wünschenswerten Verstärkung bzw. Wiederbelebung dieser linguistischen Forschungsrichtung war denn auch ein gemeinsames Hauptseminar in Budapest gedacht. Hier ist diese Forschungstradition noch am ungebrochensten über die politischen und sonstigen Veränderungen der Nachkriegszeit weitergeführt worden und hat in Person und Werk und vor allem Lehre des Jubilars ihren deutlichsten Ausdruck gefunden.

### 3. Das Hauptseminar im WS 2001/2

Dem Seminar kam zugute, dass es sich um eine erste Gemeinschaftsveranstaltung im Rahmen der seit mehreren Jahren bestehenden Universitätspartnerschaft zwischen der ELTE Budapest und der LMU München handelte.

Die relativ freie und anspruchsvolle Seminarform – ein dreiwöchiges Kompaktseminar – konnte gewählt werden, da es sich bei den Seminarteilnehmern um höhere Studiensemester handelte, die überdies durch das Studium bei dem Jubilar eine gute dialektologische Vorbildung mitbrachten bzw. einige bereits an einschlägigen Detailuntersuchungen zu ungarndeutschen Dialekten arbeiteten.

Dieses – soweit noch nötig und möglich – methodisch zu fördern und gewinnbringend in das Seminar einzubinden war deshalb eine wichtige, ja vordringliche Aufgabe; noch wichtiger erschien es dem von außen dazustoßenden Dozenten – bei aller methodischen Vertiefung und übergreifenden Theoriediskussion – die spezielle Interessenslage der jungen Budapester Linguisten zu erkunden und zu erwecken und – nicht zuletzt – durch das Seminar weitere einschlägige Untersuchungen anzuregen.

Da es sich bei den Teilnehmern durchwegs um Doktor- oder doch Abschlusskandidaten mit solider linguistischer und dialektologischer Ausbildung am Lehrstuhl handelte, konnte von einem hohen Niveau der methodischen und auch sachlichen Vorbildung ausgegangen werden, die nur entsprechend der studentischen Interessensneigungen ergänzt zu werden brauchte.

So setzte das Seminar denn auch mit einer eingehenden Diskussion von 4 vorgegebenen Definitionen des Untersuchungsgegenstandes von W. Kuhn (1935) über P. Wiesinger (1980), von C. J. Hutterer (1982) bis zu K. J. Mattheier (1994) ein, in der eine modernen sprachwissenschaftlichen Ansprüchen genügende Arbeitsdefinition als theoretische Basis für das Seminar gefunden wurde, die auch von den z.T. autobiographisch mit der konkreten Sprachinselsituation vertrauten Studierenden akzeptiert werden konnten.

Diese Definition der Sprachinsel (im Weiteren SI) umfasste einen Kurzkatalog von folgenden 5 Kriterien:

1. die *a r e a l e* Situierung inmitten bzw. neben Anderssprachigen – als primäre diatopische Begründung der „Isolierung“, ein Kriterium, das am Anfang der Forschung sicher eindeutig war, aber im Zeitalter weit verbreiteter Zweisprachigkeit nicht mehr als zureichend empfunden wurde und deshalb einer Erweiterung bedarf, als welche die Zeitachse nahe liegt:
2. der *d i a c h r o n e* Aspekt, der die historische Komponente einführt und damit auch heute nach der Entstehungsgeschichte verlangt.



Diese in der älteren Forschung überschätzte Betrachtungsweise wurde in einer späteren Phase dann völlig vernachlässigt zugunsten einer einseitig

3. *s y n c h r o n e n* Betrachtungsweise, der Untersuchung der heutigen Sprachinselsituation, selbst wo sie den Vorstellungen einer „Sprachinsel“ nicht (mehr) entsprechen.

Dadurch kommen neben der bekannten kontakt- und interferenzlinguistischen Beschreibung der Sprachsysteme von Umgebungs- und Inselfsprache noch weitere (sprach-)wissenschaftliche Teildisziplinen, die auch im Seminar im Vordergrund des Interesses standen:

4. *s o z i o l i n g u i s t i s c h e* Untersuchungen der Sprechergruppen, die insbesondere für die genauere Erfassung der jüngsten Entwicklungen des Sprachgebrauchs gerade für die Prognose der vielfach im Wandel begriffenen heutigen Sprachinseln unerlässlich sind.

5. *l a s t n o t l e a s t p s y c h o l i n g u i s t i s c h e* Beschreibungsmöglichkeiten, um die in solchen Sprachinselsituationen stets anzutreffenden praktischen Probleme mit der Zwei- und Mehrsprachigkeit in Öffentlichkeit, Schule etc. zu berücksichtigen, die für die Sprachpraxis der Inselbewohner von größter Bedeutung sind.

Diese in längeren Diskussionen von den Seminarteilnehmer/Innen erarbeiteten, sicher das Phänomen SI nicht erschöpfenden Kriterien wurden dann in den folgenden Sitzungen in einer *tour d'horizont* an gängigen Beispielen exemplifiziert und nach Möglichkeit überprüft. Dies erfolgte dadurch, dass zunächst jeder Teilnehmer anhand von vorliegender Sekundärliteratur solche typische Sprachinseln eigener Wahl in Kurzreferaten vorzustellen hatte.

Diese erste Seminarphase zur Erarbeitung einer terminologischen und methodischen Plattform hatte außerdem den beabsichtigten Effekt, dass auch die der Thematik noch ferner stehenden Seminarteilnehmer ein ihren Neigungen und Vorkenntnissen entsprechendes Teilthema finden sollten, das sie dann im weiteren Verlauf des Semesters selbständig ausarbeiten konnten. So spiegeln die selbstgewählten Themen die ganze Breite, noch mehr die persönlichen Interessen wider:

Ein Historiker wählte z.B. die Behandlung mittelalterlicher (deutscher) Sprachinseln am Beispiel der Zipser in Oberungarn und erstellte in einer vorzüglichen Arbeit einen für das Verständnis der Entstehung solcher sprachlichen Enklaven durch Migration sehr hilfreichen geschichtlichen Rahmen.

Dieses eher allgemein gehaltene Szenario wurde am Beispiel der einzigen mittelalterlichen SI des heutigen Ungarn, Deutschpilsen/Nagybörzsöny illustriert, deren wechselvolle (Sprach-) Geschichte anhand der Vorarbeiten von Claus Hutterer vorgestellt und bis zur Beschreibung der heutigen (Auflösungs-) Situation weitergeführt wurde.

Das Hauptinteresse der Teilnehmer richtete sich verständlicherweise auf die Betrachtung der heutigen ungarndeutschen Verhältnisse unter den verschiedenen Aspekten; ein wichtiger war der Vergleich mit ähnlich gelagerten Fällen von Minderheiten in Südosteuropa:

So verglich eine Teilnehmerin sehr eingehend die ethnisch-statistischen sowie die bildungspolitisch-schulischen Verhältnisse der „Windischen“ (Kroaten) in Österreich mit denen der Deutschen in Ungarn. Eine andere hatte sich unter demselben Aspekt die Csangos in Rumänien gewählt, kam jedoch über eine Darstellung der komplexen (Sprach-) Geschichte nicht hinaus zum eigentlichen Thema, dem Vergleich mit den Verhältnissen der Ungarndeutschen.

Dieser stand ausdrücklich im Mittelpunkt einer gemeinsamen Arbeit von zwei Studentinnen, die jeweils Siebenbürgen als deutsche (siebenbürgisch-sächsische) Sprachinsel und als Sprachenklave der Ungarn in Rumänien beschreiben und kontrastieren wollten; eine Arbeit die viel versprechend ist, aber über den Rahmen einer Hauptseminararbeit hinausgeht

(und weitergeführt werden soll). Ähnlich steht es mit einem ähnlich strukturierten kontrastiven Vergleich innerhalb Ungarns, bei dem eine Teilnehmerin die heutigen (Sprach-) Verhältnisse in einem rumänischen Dorf und in seinem ungarndeutschen Nachbarort in Südungarn zu beschreiben unternimmt; eine sicher sehr aufschlussreiche Untersuchung, für die sie als Rumäniendeutsche die Sprachkenntnisse mitbringt.

Enger linguistisch ausgerichtet waren Arbeiten, die jeweils den in der jüngsten, kontaktlinguistisch ausgerichteten Sprachinsel-Literatur gut untersuchten Einfluss des Englischen – etwa auf das Pennsylvaniadeutsche – vergleichen mit demjenigen des strukturell doch sehr verschiedenen Ungarischen auf die Mundarten bzw. das Hochdeutsch in Ungarn. Dabei zeigte sich ein sehr heterogenes Bild, das erwartungsgemäß vor allem von den zu Grunde liegenden soziopolitischen und weniger von den sprachlichen Bedingungen bestimmt erscheint.

In einem näher liegenden kontrastiven Vergleich untersuchte anhand einer vorliegenden Arbeit über die Entlehnungsdomänen aus dem Russischen bei den Russlanddeutschen eine Kollegin die entsprechenden Hungarismen bei den Ungarndeutschen und konnte auch ohne Benutzung der wenigen Vorarbeiten aus Ungarn bereits auffällige Parallelen feststellen; so etwa im administrativen/politischen Sprachschatz oder im affektiven Bereich. Wobei auch hier eher die Anregung für eine größere Arbeit denn bereits ein fertiges Forschungsergebnis vorliegt.

Methodisches Neuland dagegen bot für die meisten Teilnehmer die aufschlussreiche Diskussion einer kontaktlinguistischen Untersuchung über das Hunsrückische in Brasilien als Beispiel einer sehr jungen Sprachinsel des 19. Jahrhunderts; mit ihrer genauen interferenzlinguistischen wie soziologischen Beschreibung der verschiedenen Interferenz- und Assimilationsstufen an das umgebende Portugiesische als Mehrheitssprache bot sie ein wertvolles Beispiel für Untersuchungen der Situation in Ungarn.

Aufschlussreich – und hoffentlich auch hilfreich – für die noch nicht soweit gelangten jungen Kollegen waren die sehr detaillierten Arbeitsberichte aus drei von Karl Manherz betreuten dialektologischen Ortsbeschreibungen: die jeweils die Orte Budakeszi und Solymár in der Nähe Budapests sowie Bácsalmás in Südungarn beschreiben. Die in Nordwestungarn gelegene Heanzenmundart von Großdorf bei Güns, die nur durch die junge Grenze von der nahezu identischen Sprechweise im anschließenden Burgenland getrennt ist, stellt nach Meinung der Bearbeiterin den Sonderfall einer „Sprachlichen Halbinsel“ dar, die nicht nur im modernen (Lehn-)Wortschatz, sondern auch in offenbar jungen Lautentwicklungen sich manifestiert.

Jüngste Entwicklungen, die dem allgemein für unaufhaltsam geltenden Schwinden des Deutschen in Ungarn offenbar entgegenstehen, konnte eine Teilnehmerin an den zunehmend öfter anzutreffenden deutschen Stammtischen von in Ungarn (geschäftlich) lebenden Bundesdeutschen aufzeigen, in denen auch die aus den z.T. noch deutsch sprechenden Dörfern zugezogenen Ungarndeutschen wieder Gelegenheit zum Praktizieren – und damit – Erhalten ihrer Deutschkenntnisse bekommen.

Mit der Vorstellung und Diskussion der letztgenannten Arbeiten, waren gewissermaßen Fernziele eines solchen Hauptseminars angedeutet und Muster gegeben, nach denen die anderen angeschnittenen Seminarthemen und -arbeiten ausgebaut werden könnten – und hoffentlich werden.

Für eine Prognose, ob die ursprüngliche Absicht, die Ergebnisse dieses Hauptseminars gesammelt zu veröffentlichen, realisiert werden kann, ist es sicher noch zu früh; vielleicht lässt sich längerfristig etwas davon feststellen und wie bei Beginn geplant, in einer Publikation dokumentieren. Hier sollte durch die – vielleicht vorfristige – Darstellung dieses Seminars nur das Niveau und die Interessenslage der Germanistikstudierenden in Budapest aufgezeigt werden, die das beste Zeugnis für die Forschung und Lehre des langjährigen Vertreters dieser Disziplin: Karl Manherz, dem diese Festschrift und deshalb auch dieser Beitrag gewidmet sind.



Imre Szigeti (Piliscsaba)

## Die deverbale -er-Nomina des Deutschen – Eine konzeptuelle Studie\*

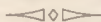
### 0. Einleitung

Dieses Papier ist einem der meistuntersuchten Wortbildungsmuster des Deutschen gewidmet, den deverbale -er-Nomina (ERN). Den Hintergrund zu den vorliegenden Untersuchungen bilden (a) die zum Teil heftige Diskussion in der Literatur über die Stellung der Argumentvererbung (vgl. Toman (1987, 1988), Olsen (1986, 1990, 1992), Fanselow (1981, 1988, 1991), Reis (1988), Rivet (1999), Szigeti (2002) bzw. vor allgemeinlinguistischem Hintergrund Bierwisch (1989), Booij / van Haften (1988) und Booij (1988, 1992)); (b) die Entwicklung der (lexikalischen) Morphologie von der sog. schwachen lexikalistischen Hypothese (vgl. Chomsky (1970) und Aronoff (1976)) zur Formulierung der starken lexikalistischen Hypothese (vgl. Selkirk (1982), Di Sciullo / Williams (1987), Lieber (1983), Wiese (1996),); und (c) das Aufkommen von konzeptuellen Ansätzen in der Wortbildung (vgl. Rickheit (1993), Meibauer (1995) und Szigeti (2002)). Das Ziel der nachfolgenden Erörterungen besteht vor diesem Hintergrund nicht darin, die einzelnen Ansätze gegeneinander abzuwägen, sondern darin, (1) exemplarisch zu zeigen, wie in der letztgenannten Forschungsrichtung die deverbale -er-Nomina behandelt werden, und dadurch (2) zur Verbreitung dieses in der ungarischen Germanistik wenig bekannten Ansatzes beizutragen.<sup>1</sup> Dieses Ziel hoffe ich anhand von zwei Phänomenen zu erreichen: Im ersten Schritt werden nach der Darstellung des eigenen Ansatzes (Kap. 1) die Bildungseinschränkungen der ERN ausbuchstabiert (Kap. 2), im zweiten erfolgt die Diskussion der Argumentvererbung bei solchen Nomina (Kap. 3). In beiden Fällen werden die relevanten Einschränkungen auf konzeptuelle Gesetzmäßigkeiten zurückgeführt.

### 1. Grundlegendes

#### 1.1 Der Ansatz

Die hier vorgenommene Analyse wird im Rahmen eines konzeptuellen Ansatzes entwickelt, der sich in Anlehnung an die in Bierwisch (1983, 1989) postulierte Dichotomie zwischen Semantischer Form (SF) und Konzeptueller Struktur (KS) folgender Ausgangshypothese bedient:



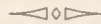
\* Der vorliegende Beitrag beruht im wesentlichen auf Überlegungen, die ich in Szigeti 2002 entwickelt habe. Ich danke allen, die mit mir jene Arbeit in irgendeiner Form diskutiert haben.

<sup>1</sup>Vgl. hierzu Meibauers (1995: 30) Schluss, dass konzeptuelle Ansätze plausibel genug sind, um weiter verfolgt zu werden.

### Die konzeptuelle Hypothese (KH)

Konzepte werden Wörtern (einfachen wie komplexen) zugewiesen, wobei Suffixe (oder Affixe) kein eigenes Konzept mit sich bringen, sondern die Konzeptuelle Struktur (KS) ihrer Basis modifizieren.<sup>2</sup>

Diese Hypothese bedeutet für unseren Fall der *-er*-Derivation, dass das ursprünglich mit der Basis korrespondierende Konzept durch die 'Hinzufügung' des *-er*-Suffixes derart geändert wird, dass das Derivat ein anderes (verändertes) Konzept (oder: eine veränderte KS) aufweist. Die Modifizierung der KS infolge der Derivation ist etwa beim Verb *schlafen* so vorzustellen, dass eine (konzeptuelle) Verschiebung von TÄTIGKEIT plus TÄTER zum Konzept TÄTER/ PERSON (der/die die im Verb genannte Tätigkeit ausübt) stattfindet.<sup>3</sup> Bereits an diesem Beispiel kann man die typische Konstellation erkennen: das mit dem Basisverb korrespondierende Konzept kommt nur indirekt zum Tragen, die Bedeutung des Derivats korrespondiert mit einem Konzept, welches beim Verb ein Argument (oder genereller gesagt: eines der Argumente) identifiziert.<sup>4</sup> Das ist m.E. ein Anzeichen dafür, dass die Argumentstruktur (AS) als eigentliche Schnittstelle zwischen KS und Semantischer Form fungiert. Argumente als Teile der semantischen Charakterisierung einer lexikalischen Einheit á la Bierwisch (1989) ermöglichen einen direkten Bezug auf die KS, während dies etwa bei Verben nur durch ihre ganze AS geschieht. Außerdem sind die mit den verbalen Argumenten korrespondierenden Konzepte gleicher Natur wie bei den Derivaten. Hierfür spricht auch, dass Argumente eben durch ihren direkten Bezug zur KS zusätzliche konzeptuelle Information in den Lexikoneintrag einbringen können. Geht man nun davon aus, dass die thematische Struktur eines Verbs nicht in Form von diskreten Theta-Rollen, sondern in Form von einer sog. Proto-Rollen-Charakterisierung im Sinne von Dowty (1991: 572 f.) festgehalten wird,<sup>5</sup> hat diese Auffassung vom Schnittstellencharakter der AS den Vorteil, dass die Proto-Rollen-



<sup>2</sup>Unter 'Konzepten' verstehe ich charakteristische Organisationseinheiten der konzeptuellen Kompetenz (ein Modell dieser Kompetenz ist die KS). Durch die Zuweisung der Konzepte entstehen Wortbedeutungen, wobei diese selber zu 'Abdrücken' von konzeptuellen Strukturen werden, "in denen Wissen wortspezifisch organisiert und gespeichert ist" (Rickheit 1993: 9).

<sup>3</sup>Namen von Konzepten werden im weiteren Verlauf durch Großschreibung gekennzeichnet. Man beachte, dass die Ausdrucksweise von den Zielkonzepten wie etwa PERSON weder heißen noch implizieren soll, dass etwa der Person-Begriff alleine zu den Bedeutungseigenschaften führt, die beispielsweise *Schläfer* oder *Erfinder* haben. Ein *Erfinder* ist also ein x derart, dass x Dinge erfindet/ ein Ding erfunden hat. Da nun das Subjekt von *erfind*-eine Person bezeichnet, ist x eine Person. Diese Bezeichnungsrelation entsteht allerdings dadurch, dass das genannte Subjekt auf der Ebene der KS mit dem PERSON-Konzept korrespondiert, deshalb halte ich die zugegebenermaßen vereinfachende Redensart für berechtigt. Die Hinzufügung von TÄTER soll diesen Umstand verdeutlichen, indem es einen Bezug zur AS ermöglicht.

<sup>4</sup>Allerdings ist einzuräumen, dass auch ein Bezug zum Basiskonzept des Ausgangsverbs möglich ist, in diesem Fall entsteht ein Nomen, welches mit dem PRODUKT-Konzept korrespondiert, s. dazu weiter unten.

<sup>5</sup>Zur ausführlichen Darlegung dieser Auffassung vgl. Szigeti (2002: 20 f.)

<sup>6</sup>Man nehme als Beispiele folgende Proto-Rollen-Charakterisierungen: vgl. Dowty (1991: 572 f.) bzw. Szigeti (2002: 18):

- (i) Agens: [+volition; +causation; +sentience; +movement]
- (ii) Experiencer: [-volition; -causation; +sentience; -movement]
- (iii) Instrument: [-volition; +causation; -sentience; +movement]
- (iv) Thema: [+change; +inc. theme; +depend. existence]

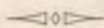
Charakterisierung auch auf die Charakterisierung von (korrespondierenden) Konzepten übertragen werden kann.<sup>6</sup> So ist beispielsweise ein Agens immer ein TÄTER (und auch umgekehrt) oder eine PERSON, m.a.W.: die Proto-Rollen-Charakterisierung des Agens (s. (i) unten) identifiziert notwendigerweise auch das TÄTER/PERSON-Konzept. Die empirische Grundlegung dieser Korrelation liegt auf der Hand: Ein Agens korrespondiert immer mit dem TÄTER/PERSON-Konzept. Im Gegensatz dazu hat etwa ein Experiencer veränderte Eigenschaften (s. (ii) unten), die Täter-Eigenschaft ist dabei nicht ausgeprägt. Immerhin handelt es sich aber um eine Person. Daher verwende ich für solche Fälle folgende Bezeichnung: TÄTER/PERSON.<sup>7</sup> Des Weiteren identifiziert Instrumental etwa (s. (iii) unten) das Konzept GERÄT. Das folgt allein schon daraus, dass dies die einzige Agens-Proto-Rolle darstellt, welche nicht das TÄTER/PERSON-Konzept aufweisen kann. Sofern also Agens und Experiencer restlos identifiziert werden können, erfolgt auch im Falle von Instrumental notwendigerweise eine Identifizierung.

Aus dem Schnittstellen-Charakter von AS ergibt sich unmittelbar, dass die in (AH) angesprochene Modifizierung der KS der Basis direkt auf die AS der Basis bzw. die den Argumenten zugeordneten Konzepte Bezug nimmt, indem (i) syntaktische Argumente zu semantischen umstrukturiert werden;<sup>8</sup> (ii) eines der durch den potentiellen Referenten der Zielphrase determinierten Argumente selektiert wird und (iii) dieses durch das abgeleitete Wortkonzept instanziiert wird.

## 1.2 Die einzelnen Verbklassen

Im weiteren Verlauf möchte ich davon ausgehen, dass es im Deutschen aus thematischer Sicht die folgenden neun Verbklassen gibt, cf.<sup>9</sup>

- (1)
- (K1) Argumentlose Verben (*regnen, gefrieren*)
  - (K2) Verben mit Agens/Experiencer-Argument (VA-Verben) (*waschen, weinen, sich schämen*)
  - (K3) Verben mit einem internen Thema-Argument (Unakkusativa) (*erblinden, ertrinken*)
  - (K4) Verben der 'Gegenseitigkeit' (der Kollektivität) (*heiraten, zusammenkommen*)
  - (K5) Verben mit Agens/Experiencer und Thema/Patiens (VAT-Verben) (*kämmen, lesen*)
  - (K6) Verben mit drei Argumenten: Agens/Exp., Thema/Pat. und Ziel/Zentrum (VATZ-Verben) (*schicken*)
  - (K7) VA- bzw. VAT-Verben mit Lokativ-Argument (*wohnen, gehen*)
  - (K8) Verben mit Agens-Instrumental-Alternation (*öffnen*)
  - (K9) Verben mit propositionalem Argument (*zusehen dass, meinen dass*)



<sup>6</sup> Sofern im weiteren Verlauf wertneutral über das TÄTER/PERSON-Konzept gesprochen wird, bleibt die Großschreibung beider Teile stets erhalten.

<sup>7</sup> Unter semantischem Argument verstehe ich mit Lieber (1983: 257) Folgendes:

"*Semantic argument*: Semantic arguments are phrases which are not obligatory or lexically specified. They include Locatives, Instrumentals, Manner phrases, Benefactives, Agentives etc."

<sup>8</sup> Auf eine detaillierte Begründung dieser Klassen muss ich leider aus Platzgründen verzichten. Zur ausführlichen Diskussion vgl. jedoch Szigeti (2002) Kap. 1.6 und dort genannte Literatur.



## 2. Bildungseinschränkungen

### 2.1 Grundlegendes

In Fleischer / Barz (1992: 151f.) werden drei Lesarten der deverbalen *-er*-Nomina angeführt: Nomen Agentis (NAG) (handelnde Person – *Gewinner, Schieber* etc.), Nomen Acti (NA) (Ergebnis der Handlung – *Hopser, Aufsitzer, Schluchzer* etc.), Nomen Instrumenti (NI) (Gerät, Mittel der Handlung – *Entsafter, Kühler* etc.), wobei nicht nur Verben, sondern auch verbale Wortgruppen als Basis in Frage (*Dachdecker, Filmemacher* etc.) kommen.<sup>10</sup> Allerdings muss man konstatieren, dass NI und NAG auch mit nominaler Basis möglich sind. Man denke beispielsweise an Bildungen wie *Politiker, Attentäter, Eisenbahner* oder *Gewerkschafter* als NAG, und an *Dampfer, Frachter* oder *Münzer* als NI. Diese sind unter dem Aspekt der A-Vererbung deshalb interessant, weil sie eindeutig nahe legen, dass die entstandene Lesart nicht unbedingt vom verbalen Inhalt abhängt: Die Basisnomina haben häufig keine Argumente, daher kann von Vererbung der zu Grunde liegenden AS keine Rede sein.<sup>11</sup>

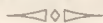
In Wellmann (1975: 415 f.) wird eine vierte Lesart der *-er*-Nominalisierungen mit verbaler Basis unterschieden (so auch in Erben (1993: 121)): Nomen Patientis (NPA), also eine Objektnominalisierung, die mit dem Thema-Argument der Basis in Verbindung gebracht werden kann, wie z.B. *Anhänger, Vorleger, Aufsetzer, Hingucker* ('Kleid') etc. Allerdings verweist schon Wellmann (1969: 1975) darauf, dass die Häufigkeit der jeweiligen Bildungen und dementsprechend ihre Produktivität recht unterschiedlich sind.

Diese vier Klassen von Nominalisierungen korrespondieren im übrigen mit den vier primären Konzepten PERSON (Nomen Agentis), GERÄT (Nomen Instrumenti), PRODUKT (Nomen Acti) und OBJEKT (Nomen Patientis), die bei Meibauer (1995: 16 f.) diskutiert werden.<sup>12</sup> Dort wird geltend gemacht, dass der Unterschied zwischen den sog. primären Konzepten PERSON, GERÄT und PRODUKT einerseits und dem sekundären OBJEKT andererseits darin bestehe, dass letzteres konventionalisiert sei, während erstere ziemlich frei zugewiesen werden können, cf.

#### (2) Putzer

- a. ??etw., das geputzt wird (OBJEKT)
- b. !jd., der putzt (PERSON)
- c. etw., das putzt (GERÄT)
- d. !Ergebnis des Putzens (PRODUKT)

Der Hauptunterschied bestehe also zwischen der a-Lesart und den anderen. Das angesprochene Kriterium ist jedoch m.E. problematisch aus folgendem Grund. Es ist sehr oft der Fall, dass ein Nomen in einer bestimmten Lesart konventionalisiert ist. Das deuten meiner Auffassung nach die bevorzugten Lesarten der Nomina an, denn neben aller



<sup>10</sup>Ich fasse jedoch Nomina wie *Dachdecker* und *Filmemacher* nicht als Nominalisierungen von Wortgruppen auf, sondern ich gehe davon aus, dass das Verb und sein Objekt zusammen nominalisiert wird, s. dazu weiter unten.

<sup>11</sup>Zur ausführlichen Analyse von denominalen *-er*-Nomina s. Szigeti (2001b), auf diese gehe ich hier nicht weiter ein.

<sup>12</sup>Zu den einzelnen Konzepten vgl. auch Rickheit (1993: 187 f.)

Zweideutigkeit existieren mehr oder minder angestrebte Lesarten. So sind beispielsweise *Pfeifenputzer*, *Granatwerfer* und *Spatzenschießer* in erster Linie als GERÄT konventionalisiert, so dass ihr Gebrauch für Personen (d.h. ein Wechsel vom Konzept GERÄT zum Konzept PERSON) ebenfalls der Auflösung dieser konventionalisierten Bedeutung durch den Kontext bedarf, wie dies etwa beim *Vorleger* der Fall ist (Wechsel vom Konzept OBJEKT zum Konzept PRODUKT), den Meibauer (1995: 19) zitiert. Und mehr noch: Wenn man sich etwa die möglichen Lesarten von *Vorleger* zu Gemüte führt, ergibt sich im Vergleich zu (2) ein wichtiger Unterschied, aufgrund dessen zumindest ein Aspekt der Meibauer'schen Vermutung neu formuliert werden kann:

### (3) Vorleger

- a. etw., was vorgelegt wird (OBJEKT)
- b. !jd., der etw. vorlegt (PERSON)
- c. ??/\* etw., das etw. vorlegt (GERÄT)
- d. Ergebnis des Vorlegens (beim Fußballspiel) (PRODUKT)

Ein kleiner Vergleich zwischen (2) und (3) zeigt, dass Meibauers Hinweis eigentlich auch heißen sollte, dass (3c) korrekt und (3a) falsch ist (dito die Vorstellung, dass die Grundkonzepte frei zugewiesen werden können), was nicht der Fall ist. Wichtiger ist es jedoch, dass im Falle einer Konventionalisierung als GERÄT (NI-Lesart) keine NPA-Lesart (OBJEKT-Konzept) möglich ist und umgekehrt, so wie es bei den ERN keine Ambiguität zwischen NI und NPA gibt.

Prinzipiell wären bei den aufgezählten Lesarten in Bezug auf Ambiguität insgesamt sechs Fälle denkbar. Und zwar Ambiguität (a) zwischen der Thematisierung des Produktes der Handlung (NA) und der handelnden Person (NAG), wobei das Subjekt immer ein Agens ist; (b) zwischen der des Subjekts (NAG) und des Objekts der Handlung (Nomina Patientis – NPA); (c) zwischen der des Mittels der Handlung (NI) und des Handelnden (NAG); (d) zwischen der des Handlungsproduktes (NA) und des Objekts (NPA); (e) zwischen der des Handlungsproduktes (NA) und des Mittels der Handlung (NI) und schließlich (f) zwischen der des Handlungsmittels (NI) und des Objekts der Handlung (NPA). Tatsächlich tritt aber nicht jede dieser Ambiguitäten auf: Die Fälle (f) und (b) treten nicht auf. Daher ergibt sich die Frage, was (b) und (f) gemeinsam haben.

NAG und NI haben die Eigenschaft, dass ihre korrespondierenden Konzepte (PERSON/TÄTER und GERÄT) bei den verbalen Basen solchen Argumenten zugewiesen werden, die die externe Position in der AS innehaben (können). Demgegenüber ist bei NPA das korrespondierende Konzept ein solches (OBJEKT), welches bei der Basis der internen Position der AS zugeordnet wird. Vergleicht man nun NAG mit NPA und NI mit NPA, so kann der Fall nie auftreten, dass die Endkonzepte der ERN (NAG + NPA vs. NI + NPA) und die den entsprechenden verbalen Argumenten ihrer Position nach zugeordneten Konzepte konvergieren (oder gleicher Natur sind). Mit anderen Worten: Im Falle der NAG wird das korrespondierende Konzept beim Verb der externen Position zugewiesen, bei der NPA aber der internen. Dasselbe gilt für die Relation zwischen NI und NPA.

Allerdings kommt NA eine besondere Stellung zu. Das den NA zu Grunde liegende Konzept (PRODUKT) kann niemals einem verbalen Argument zugewiesen werden. Tatsächlich tritt aber bei NA jede Art der Ambiguität auf. NA können mit NAG, NI und NPA ambig

sein, wobei die beiden letzteren Fälle sehr selten sind (s. *Vorleger, Dämpfer*): Die signifikante Ambiguität besteht zwischen NA und NAG. Das überrascht vor dem Hintergrund nicht, dass eine Tätigkeit typischerweise durch ihr Ergebnis und ihren Ausführer charakterisiert werden kann, wie die lange Diskussion um die Stellung der Ereignisnomina zeigt. Diese Überlegungen kann man in einer konzeptuellen Basiseinschränkung zusammenfassen:

Konzeptuelle Basiseinschränkung (KBE):

(KBE): Ambiguität tritt im Bereich der ERN dann auf, wenn

- (a) die mit den einzelnen Lesarten korrespondierenden Zielkonzepte bei den Basen solchen Argumenten zugeordnet werden, die (prinzipiell) die gleiche Position in der AS einnehmen können, oder
- (b) während der Konzeptzuweisung die verbale Tätigkeit selektiert und instanziiert wird.

Die KBE führt nun zu der vollständigen Erfassung der Ambiguitäten. Ich verweise zum Schluss darauf, dass sich die KBE nur auf die produktiven Fälle bezieht. Das muss man deshalb betonen, weil (a) Lexikalisierung in einer bestimmten Lesart zu anderen Ambiguitäten führen kann,<sup>13</sup> und (b) bei dieser häufig polyseme Basen betroffen sein können.

Die vorhin oft erwähnte Zuweisung von Konzepten bzw. die Änderung des Ausgangskonzepts durch die Suffixe ist in diesem konzeptuellen Ansatz wie folgt vorzustellen. In Anlehnung an Rickheit (1993) nehme ich exemplarisch für das Verb *öffnen* folgendes Wortkonzept an:

(4) öffnen

syntakt. kategorie:	Verb
sort. index:	x@AFFIZIEREN_2
subkategorisierung:	{(synt. position: NPnom,
	sort. index: y@MENSCH
	kontext: {(actor x y))
	(synt. position: NPakk,
	sort. index: a@PHYS. OBJEKT
	kontext: {(aff. obj. x a))
	(synt. position: PPmit, o. NPnom
	sort. index: b@GERÄT
	kontext: {(medium x b))}}
semant. beding.:	{(y@GERÄT → PPmit)}



<sup>13</sup> So könnte beispielsweise ein *Aufkleber* prinzipiell auch eine Maschine (NI) sein.

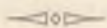


Wenn nun dieses Verb nominalisiert wird, werden die sortalen Spezifikationen, die im Wortkonzept des Verbs mit den jeweiligen syntaktischen Argumenten verknüpft sind (s. Subkategorisierung), als semantische Argumente (zum Begriff vgl. Lieber (1983: 257)) der entstehenden Verbnominalisierung übernommen. Mit anderen Worten: Infolge der Suffigierung wird das WB-Produkt einem anderen Konzept zugeordnet (ein Wechsel von einem grundsätzlich verbalen Konzept wie AFFIZIEREN zu einem nominalen wie PERSON/TÄTER). Da per Annahme Suffixe über eigene Lexikoneinträge verfügen, muss etwa in der semantischen Form des Lexikoneintrags für *-er* u.a. die Information enthalten sein, dass das *-er*-Suffix die bereits angesprochenen Zielkonzepte aufweist, wobei im Falle der verbalen Basen die Selektion der 'Tätigkeit' (sprich: AFFIZIEREN) mit der Produkt-Lesart, die von Agens/Actor mit der Person-Lesart einhergeht. Ähnlich ruft die Selektion von Instrumental die Gerät-Lesart und die von affiziertem Objekt die Objekt-Lesart hervor. Vor diesem Hintergrund schreibe ich dem deverbalen Nomen *Öffner* das nachstehende Wortkonzept zu:

(5) *Öffner*<sup>14</sup>

syntakt. kategorie:	N
sort. index:	x@PERSON/TÄTER GERÄT
semant. argumente:	{(y@PERSON/TÄTER GERÄT) (a@PHYS. OBJEKT) (b@PHYS. OBJEKT)}
semant. beding.:	{(actor x y) (actor x b) (thema x a) (medium x b)} {(actor x b) → (actor x y) & (medium (x b)) }

Folgende Bemerkungen sind zu diesem Wortkonzept zu machen. Das Nomen *Öffner* ist im Sinne der KBE ambig zwischen NAG und NI. Die einzelnen Lesarten entstehen wie folgt. Während der Wortbildung verbinden sich der Lexikoneintrag der Basis, in dem u.a. die Information in (4) vorhanden ist, und des Suffixes, der Informationen über die möglichen Zielkonzepte enthält, die durch die Hinzufügung von *-er* hervorgerufen werden können. Wird nun im Sinne der Konzeptuellen Hypothese NP<sub>nom</sub> aus dem Subkategorisierungsrahmen selektiert und instanziiert, entsteht eine Lesart, der das entsprechende Konzept zugewiesen wird (PERSON/TÄTER). Wird demgegenüber PP<sub>mit</sub> selektiert und instanziiert, entsteht ein Nomen mit dem korrespondierendem GERÄT-Konzept. Wenn nun die in (4) beschriebene semantische Bedingung erfüllt ist, fallen diese beiden Argumente beim Verb zusammen, daher muss der sortale Index des abgeleiteten Wortkonzeptes dies auch enthalten (vgl. (5)). Entsprechendes gilt – mutatis mutandis – für die anderen Lesarten: Die Selektion des sortalen Konzeptes der Tätigkeit würde eine NA-Lesart auslösen. Da aber aus den genannten Gründen beim Nomen kein sortaler Index AFFIZIEREN vorhanden ist, ist diese Lesart blockiert (mit einem Wort wie *Öffner* kann kein PRODUKT-Konzept verbunden werden).



<sup>14</sup> Da beim Nomen *Öffner* nicht die Ambiguität zwischen Ereignis- und Resultatslesart entsteht wie beim Rickheit'schen Beispiel *Auswaschung*, gehe ich davon aus, dass ein implizites semantisches Argument mit dem zu Grunde liegenden Konzept AFFIZIEREN beim Nomen nicht vorhanden ist.

## 2.2 Restriktionen für ERN

In Koch (1976: 71) wird folgende Liste für unmögliche ERN angeführt:<sup>15</sup>

(i) Aus Basen mit unpersönlichem Subjekt

a. *Es*-Subjekt: *regnen, schneien, donnern, reifen, tauen* etc.

b. Subjekt der 3. Person: *mißlingen, geschehen, geziemen, genügen* etc.

c. Weitere Verben mit *es*-Subjekt: *freuen, gruseln, bängen, frösteln, ekeln, grauen* etc.

(ii) Aus Hilfs- und Modalverben: *sollen, müssen, haben, sein, werden* etc.

(iii) Aus obligatorisch reflexiven Verben:<sup>16</sup> *sich abmühen, befinden, aneignen, begeben, beeilen* etc.

(iv) Aus Mittelverben: *enthalten, bekommen, wiegen, betragen, kosten* etc.

(v) Aus Verben mit folgenden obligatorischen Ergänzungen<sup>17</sup>

a. LokalerGänzung: *wohnen, stellen, gelangen, bleiben* etc.

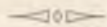
b. Präpositionalobjekt: *neigen zu, verlangen nach, denken an, eintreten für, warten auf, halten für* etc.

c. Satzkomplement: *sagen, behaupten, erlauben, annehmen, beachten* etc.

d. Dativobjekt: *gleichkommen, zuvorkommen, folgen, gehören* etc.

Im Folgenden versuche ich im Einklang mit (1) die einschlägigen Bildungseinschränkungen auf thematischer Grundlage zu formulieren. Ich gehe von der Gruppe (iv) aus.

Mittelverben sind nach Helbig / Buscha (1986: 54) solche Verben, die zwar nach dem herkömmlichen Kriterium ein Akkusativobjekt aufweisen, dieses jedoch bei der Passivierung nicht als Subjekt fungieren kann. Einerseits gibt es zu Verben wie *erhalten* und *bekommen* eine passivähnliche Konstruktion, wo das ursprüngliche Akkusativobjekt nicht Subjekt sein kann, sondern es weiterhin ein Objekt bleibt. Schaut man sich andererseits näher den semantischen Aspekt der Passivierung an, wird klar, dass die Grundkonstellation der passivfähigen Verben ein agentivisches Subjekt neben einem patiensartigen Objekt ist. Dies trifft jedoch für die angesprochenen Verben nicht zu. Die in (iv) aufgezählten Verben sind unter thematischem Aspekt nicht unbedingt einheitlich. Das Subjekt von *bekommen* oder *erhalten* hat die Theta-Rolle Benefizient/Empfänger, das Objekt weist die Patiens-Rolle auf. Etwas schwieriger ist es hingegen, die Theta-Rolle des Subjekts bei den Verben wie *wiegen* oder *betragen* zu bestimmen (Das Subjekt bei *enthalten* ist m.E. ein Lokativ.) Überlegt man sich jedoch vernünftig, was solche Subjekte typischerweise leisten, fällt auf, dass sie eigentlich nichts anderes als Träger von Eigenschaften sind. (Etwas hat die Eigenschaft, dass es so und soviel wiegt etc.) Diese Subjekt-Rolle werde ich also im Folgenden 'Eigenschaftsträger' nennen. Das typische interne Argument bei solchen Verben weist



<sup>15</sup>Zu dieser Zusammenfassung vgl. noch Oh (1985: 172 f.) und (1995: 3 f.) In Szigeti (2002) werden diese Aussagen ausführlich evaluiert und relativiert, vgl. ebd. Kap. 2.2.

<sup>16</sup>Bei solchen Basen macht Oh (1985: 127 f.) geltend, dass sie deshalb keine *-er*-Derivate bilden, weil ihr Subjekt wenig bis gar nicht agentivisch sei. Diese mangelnde Agentivität bewirke auch, dass keine Theta-Rollen-Zuweisung an das Subjekt erfolgen kann.

<sup>17</sup>Oh (1985: 136 f.) verwendet bei Verben wie *haben, glauben, verstehen* etc. ein anderes Kriterium. Aus diesen Verben ist die Bildung von Nomina Actionis/Acti deswegen untersagt, weil sie kein Präpositionalobjekt mit dem Merkmal [Zeit] subkategorisieren.

die Maß-Rolle auf. Dass aus solchen Verben kein Passiv gebildet werden kann, liegt auf der Hand: Das Subjekt ist in diesen Fällen nicht agentivisch. Schließlich sollte auch nicht vergessen werden, dass nur solche Verben ein Passiv zulassen, die eine prozessuale Lesart aufweisen, und Eigenschaften sind sicher nicht prozessual aufzufassen.

Der Kreis der 'unmöglichen' Subjekte kann allerdings weiter vergrößert werden. Die in (1) aufgestellte Klasse (K3) der Unakkusativa hat die Eigenschaft, dass diese Verben ein internes Thema/Patiens-Argument aufweisen, welches die Subjektposition einnimmt. Deshalb ist also auch dieses in die Liste aufzunehmen. Diese Idee kann auch auf die obligatorisch reflexiven Verben ausgedehnt werden. Diese betrachte ich als semantisch einstellig. Die Verbsubjekte sind gleichzeitig auch Objekte, also von der Handlung betroffen (vgl. (iii) oben).<sup>18</sup> Weitere Evidenz für diese Auffassung bietet sich durch die Klasse der thematischen Gegenseitigkeit (K4) an: sie weisen ebenfalls die angesprochene Konstellation auf.

Weitere Kandidaten sind Verben mit einem propositionalen Argument (Satzkomplement, vgl. (vc) und (K9) oben). Die Klasse solcher Verben gliedert sich im übrigen in zwei Untergruppen: in die sog. *sagen*-Klasse, wo das propositionale Argument intern ist (also mit dem Objekt korrespondiert), und in die sog. *freuen*-Klasse, wo das propositionale Argument extern ist (und mit dem Subjekt korrespondiert, vgl. etwa *Dass du die Hausaufgabe schnell gemacht hast, freut mich*).

Bei den Subjekt-Argumenten reicht es indes nicht aus, nur über Agens- und Experiencer-Subjekte Aussagen zu machen, weil das nur den Fällen Rechnung trägt, wo das Subjekt ein Lebewesen ist. Es ist aber durchaus möglich, die Subjektstelle unbelebt zu besetzen. Das ist eine charakteristische Eigenschaft der Verbklasse (K8), vgl. *Der Nachschlüssel öffnet den Nachttresor vs. der Öffner des Nachttresors*, wo das die Subjektposition einnehmende Element ein Instrumental ist. Die erste Einschränkung, (E1) ist daher wie folgt zu formulieren, cf.

- (E1) Weisen die Verbsubjekte nicht die Agens- oder Experiencer-Rolle auf (dafür aber Thema/ Patiens, Benefizient, Proposition oder Eigenschaftsträger, seltener Lokativ), und/ oder gibt es kein Instrumental, das mit diesen alterniert, kann aus den tangierten Verben im Deutschen kein ERN gebildet werden. Dies kann mit syntaktischen Einschränkungen der Passivierung einhergehen.

Eine ähnliche Vorgehensweise lässt sich auch auf das interne Argument der verbalen Basen anwenden. Es wurde oben darauf hingewiesen, dass bei der sog. *sagen*-Klasse von Verben das propositionale Argument intern ist. Aus solchen Verben sind auch keine *-er*-Nomina möglich. Allerdings macht die *freuen*-Klasse auf eine weitere Einschränkung aufmerksam. Bei diesen ist das interne Argument ein Experiencer. Dass sich damit eine relevante Einschränkung verbindet, zeigen die unmöglichen Bildungen aus sonstigen Verben mit internem Experiencer als Argument, vgl. *mir graust / graut, mir schwant* etc.



<sup>18</sup>Es ist anzumerken, dass reflexive Verben mit einer transitiven Variante *-er*-Nominalisierungen zulassen, wie etwa *Empörer, Versteller, Selbstverpflichteter* oder *Verteidiger* zeigen.



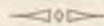
Weitere gute Kandidaten für ein Verbot der *-er*-Nominalisierung kann man aus der Betrachtung der Verben mit obligatorischem Dativobjekt gewinnen (vgl. (vd) oben). Das syntaktisch im Dativ erscheinende Objekt kann diverse Theta-Rollen haben. Es kann, soweit ich sehe, folgende Theta-Rollen aufweisen: Es ist entweder Benefizient wie bei den Verben *geben* und *schenken* oder Ziel wie bei *schicken* oder *folgen*. Es kann aber auch Eigenschaftsträger sein wie bei *gleichkommen* und *zuschreiben*, sogar eine Possessor-Rolle ist denkbar wie im Falle von *gehören*. Bei diesen Verben entsteht die typische Konstellation, dass häufig zwei konkurrierende Argumente vorhanden sind, die zumindest partiell gleiche Eigenschaften aufweisen. Hier sind drei Gruppen zu unterscheiden. Bei Verben der ersten Gruppe sind Agens und Benefizient (also eine Subjekt- und eine Objektkonstituente) jeweils als agensähnlich zu charakterisieren. Man denke an Verben wie *geben* und *schenken* (oder *helfen* und *dienen* sind auch hier vertreten).<sup>19</sup> Bei Verben der zweiten Gruppe, wie z. B. *gleichkommen*, *gehören* und *zuschreiben* sind das syntaktische Subjekt und das Objekt als patiensehafte Rollen zu verstehen. Schließlich umfasst die dritte Gruppe solche Verben, bei denen zwei Objekte vorkommen, wie im Falle von *schicken* und *folgen*, welche beide als patiensehaft charakterisiert werden können. Mit Bezug auf das interne Argument gilt also festzuhalten:

- (E2) Weist das interne Argument der Basen die Theta-Rollen 'Proposition', 'Eigenschaftsträger', 'Benefizient' oder 'Experiencer' auf, sind aus den tangierten Verben im Deutschen keine ERN möglich.

Die sonstigen Argumente kann man unter der 'Zentrum'-Rolle zusammenfassen.<sup>20</sup> Ähnliche Verbote gibt es auch bei Verben mit obligatorischer Lokativ-Ergänzung, so dass (E3) aufgestellt werden kann:

- (E3) Weist ein VA- oder VAT-Verb zusätzlich das Lokativ- oder das Zentrum-Argument auf, kann aus ihm im Deutschen kein ERN gebildet werden.

Durch diese drei Generalisierungen kann den relevanten Einschränkungen aller Verbklassen bis auf (K1) Rechnung getragen werden. Diese Klasse umfasst die sog. argumentlosen Verben. Für diese kann also (E4) formuliert werden:



<sup>19</sup> Auf den Vorrang der Agens-Rolle verweist die Tatsache (a), dass, sofern es überhaupt in diesem Bereich Altbildungen gibt (das betrifft ausschließlich diese Gruppe), diese immer Nomina Agentis sind, wie *Diener*, *Helfer*, *Geber*, *Stifter* zeigen, sie stellen in diesem Fall Nominalisierungen der verbalen Kernbedeutung dar; bzw. die Tatsache (b), dass das Vorkommen der Benefizient-Konstituente eingeschränkter ist. Dadurch ergibt sich im Sinne von Dowty (1991: 576 f.), dass Agens als Subjekt lexikalisiert wird und Benefizient als Objekt.

<sup>20</sup> Soweit ich sehe, kann hier ein Großteil der Verben mit obligatorischem Präpositionalobjekt mit erfasst werden. Die betroffenen Verben können in zwei Gruppen aufgeteilt werden: die eine werde ich die *zweifeln*-Klasse nennen, die andere bezeichne ich als die *warten*-Klasse. Erstere lässt ERN als Altbildungen zu (Verben wie *zweifeln an*, *schwärmen für*, *bewerben für* – *Zweifler*, *Schwärmer*, *Bewerber*), während aus Letzteren grundsätzlich keine ERN möglich sind (Verben wie *warten auf*, *hoffen auf*, *verlangen nach* etc.). Die *warten*-Klasse weist zumeist das Zentrum-Argument auf, unabhängig von der syntaktischen Realisierung als PP-Objekt. Die *zweifeln*-Klasse ist auch nicht als Ausnahme zu behandeln, obwohl auch bei diesen Verben das Zentrum-Argument vorliegt. Der Grund dafür ist, dass die hier vorhandenen ERN ausschließlich lexikalisierte Bildungen sind und kein Ergebnis der produktiven Anwendung einer Wortstrukturregel darstellen.

(E4) Aus Verben ohne eigene AS können keine ERN gebildet werden.

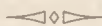
(E4) erfasst neben kanonischen Fällen von Argumentlosigkeit (vgl. unpersönliche Konstruktionen im weitesten Sinne, s. (i) oben) auch die Hilfs- und Modalverben. Diese sind keine Verben, die über eine eigene AS verfügen. Dies bedeutet jedoch m. E. nicht, dass sie im gleichen Sinn argumentlose Verben sind, wie das bei Elementen von (K1) der Fall ist. Für Elemente von (K1) ist es nämlich charakteristisch, dass bei ihnen die herkömmliche Funktor-Argument-Beziehung fehlt. Dies trifft zwar auch für die Hilfs- und Modalverben zu, diese bauen jedoch mit ihren Mitspielern eine andere Art der logischen Beziehungen auf: die Funktor-Funktor-Beziehung. Es fällt auf, dass die Funktor-Funktor-Beziehung zwischen den Hilfs- und Modalverben und den zu ihnen tretenden Vollverben mindestens eine besondere Eigenschaft aufweist: Es wird auch im verbalen Bereich immer nur die AS der Vollverben projiziert. Hieraus schließe ich, dass Hilfs- und Modalverben über keine eigene AS verfügen, weshalb (E4) als gültige Einschränkung angesehen werden kann.

Es gibt neben den bereits angesprochenen Einschränkungen eine weitere Gruppe, bei denen *-er*-Nomina mehr oder weniger restringiert sind. Diese umfasst bestimmte Verben, die auf *-ern* ausgehen, wie etwa *wiehern*, *speichern*, *hämmern*, *opfern*, *steuern*, *dauern*, *trauern* etc.<sup>21</sup> Solche Verben können unter thematischem Gesichtspunkt nicht vereinheitlicht werden. Allerdings werden in Booij (1986) ähnliche Beispiele des Niederländischen diskutiert. Ich bin mit ihm einig, dass hier eine phonologische Einschränkung vorliegt. Als Tendenz halte ich also fest:

(T1) Einschränkungen hinsichtlich der Nominalisierbarkeit eines Verbs durch das *-er*-Suffix treten tendenziell (auch) dann auf, wenn der Auslaut des Basisverbs und das Suffix phonologisch übereinstimmen.

### 3. Argumentvererbung – Projektionseinschränkungen

Der syntaktische Status (Funktion) der einzelnen Argumente beim Verb kann durch diverse Kasusmarkierungen angedeutet werden. So tragen Subjekt-Argumente im unmarkierten Fall eine nominativische, direkte Objekte eine akkusativische und indirekte eine dativische Kasusmarkierung. Wird das betroffene Verb nominalisiert, werden auch die Ausgangsargumente der Basen übernommen (hierbei spricht man von Argumentvererbung). Dann stehen dem deverbalen Nomen (bis auf die substantivierten Infinitive) grundsätzlich folgende Möglichkeiten der A-Realisierung zur Verfügung: (a) wort- und kompositumsexterne Realisierung der übernommenen Argumente in Form von vorangestellten (sächsischer Genitiv) oder nachgestellten Genitivphrasen (Genitivattribute) oder nachgestellten Präpositionalphrasen (auch: periphrastische Vererbung im Sinne von Toman (1987: 86 f.)); (b) wort- und



<sup>21</sup> Zu einer Analyse der Nominalisierungen aus solchen Verben vgl. Olsen (1992: 11 f.) und dort genannte Literatur.

kompositumsinterne Projektion der Argumente (unter Berücksichtigung des First Order Projection Condition – FOPC)<sup>22</sup> und (c) die Kombination von (a) und (b).<sup>23</sup> Das Kernstück des oben dargelegten konzeptuellen Ansatzes war die KBE, welche die Verteilung der einzelnen Lesarten der *-er*-Nomina regelt. Analog kann man das folgende Theorem für die Projektionsfälle formulieren:

Projektionstheorem (der KBE) (ProjT)

(ProjT) Ausgangsargumente, denen das gleiche Konzept zu Grunde liegt wie das Zielkonzept der Nominalisierung, können generell nicht projiziert werden, sofern Argument und WB-Produkt mit der gleichen Position in der AS eines lexikalischen Elements verbunden werden (können).

Das (ProjT) besagt, dass die Gleichheit des zu Grunde liegenden Konzepts bei dem ERN und bei einem der Argumente der Basis zur Unmöglichkeit der Projektion dieses Argumentes führt. Das kann man daran erkennen, dass im Falle der Gleichheit der Konzepte beide mit der gleichen Position in der AS korrespondieren würden. Das soll – ähnlich wie bei der KBE – wegen KH ausgeschlossen werden. Das (ProjT) erklärt auch die bereits von Meibauer (1995: 6) zitierten ungrammatischen Beispiele *\*Arzthemmer* bzw. *\*Medizinhemmer*, sofern *Hemmer* im Sinne der KBE ambig ist. Er macht auch einige nicht triviale Voraussagen, die im Folgenden durch einen kursorischen Überblick der Projektionsmöglichkeiten der Ausgangsargumente bei den einzelnen Lesarten der entstandenen Nomina diskutiert werden.

### 3.1 Nomina Acti

Nomina Acti (NA) können nur aus nicht-durativen, dynamischen Verben der VA- und VAT-Klasse gebildet werden. Wie bereits weiter oben darauf hingewiesen wurde, entsteht die NA-Lesart dadurch, dass bei der Konzeptzuweisung die verbale Tätigkeit selektiert und instanziiert wird. In (6) stehen einige Beispiele für Nomen Acti:

(6) Furzer, Rülpsen, Abstecher, Schnarcher, Erbrecher, Versprecher, ...

In der Fachliteratur wird öfters geltend gemacht, dass bei Nomina wie in (6) das Agens-Argument

<sup>22</sup>FOP und FOPC werden bei Selkirk (1982: 37 f.) wie folgt bestimmt:

The First Order Projection Condition (FOPC): All non-SUBJ arguments of a lexical category  $X_i$  must be satisfied within the first order projection of  $X_i$ .

The first order projection (FOP) of a category  $X_i^*$  is the category  $X_i^*$  that immediately dominates  $X_i^*$  in syntactic representation (i.e., in either S-syntactic or W-syntactic structure).

<sup>23</sup>Bei den nach (b) und (c) entstandenen Kompositumkonstruktionen kann jedoch das Problem entstehen, dass nicht immer klar ist, auf welches Glied des Kompositums (auf den Kopf oder den Spezifizierer) sich das extern projizierte Glied bezieht. In Anlehnung an Fabricius-Hansen (1993: 204) sind aufgrund von Belegen folgende vier Typen zu unterscheiden (hier mit eigener Beurteilung der Grammatikalität):

a. eindeutiger Zweitgliedbezug des Attributs (*Personenüberwachungen durch den Verfassungsschutz*)

b. eindeutiger Erstgliedbezug des Attributs (*\*Angriffswahrscheinlichkeit durch die Sowjetunion*)

c. Doppelbezug des Attributs (*Begleitumstände des Urnengangs*)

d. Gesamtbezug des Attributs: das Attribut bezieht sich auf keinen einzelnen Teil des Kompositums (*\*die Importpolitik der Bundesrepublik mit spaltbarem Material*)



der Basis nicht erscheinen darf, das Suffix *-er* das Subjekt-Argument der Basis sättigt, so dass es wegen des Projektionsprinzips nicht mehr projiziert werden kann. Meibauer (1995: 3 f.) hat demgegenüber gezeigt, dass diese Argumentation nicht aufrecht erhalten werden kann, weil (a) das *-er*-Suffix im Falle der Nomina Acti mit keiner Theta-Rolle des Subjekts (oder des externen Arguments) verbunden werden kann, da die Derivation sich nur auf das Verb bezieht; (b) es Nomen Patientis gibt, die dementsprechend mit dem internen Argument zusammenhängen (würden); (c) im Falle der denominalen *-er*-Derivate kein Zusammenhang zwischen der thematischen Struktur der Basis und der des Derivats besteht (s. ebd. S. 5). Geht man von der Einheitlichkeit von *-er* aus, wobei die unterschiedlichen Lesarten der Derivate durch die unterschiedliche Modifizierung der KS der Basis durch das Suffix entstehen (d. h. das *-er*-Suffix hat kein einheitliches Zielkonzept, was in der SF des Lexikoneintrags festgehalten wird), muss der A-Sättigungsansatz in der Tat verworfen werden.

Die nachstehenden Daten aus dem Mannheimer Kopus zeigen eindeutig, dass Subjekt-Argumente wort- und kompositumsextern projiziert werden können, vgl.

(7)

- (a) Auch das Institut hat vom *Abstecher des Chefs* profitiert,[...](Mannheimer Morgen, 02.05. 1989)
- b. [...] bedrohlicher als ein Schießbefehl ist der gefürchtete *Anranzer der schwarzweiß Uniformierten* [...] (vgl. taz, 09. 03. 1990)
- c. [...] die durch *Vilgrains Abstauber* das 0:2 (29.) bejubelten [...] (Mannheimer Morgen, 26. 01. 1998)
- d. [...] hoffen auf einen weiteren *Ausrutscher des Tabellenzweiten* [...] (Mannheimer Morgen, 29. 03. 1989)

Was die Projektion der zu Grunde liegenden Objektkonstituente betrifft, sind Daten wie in (8) zu berücksichtigen:

(8)

- a. [...] bleibt nach einem *Rückzieher ihres Preisboykotts gegen Kleinerzeuger von Strom* aus erneuerbaren Energien politisch weiter unter Druck. (MM, 26. 05. 1995) (vgl. auch *Quellensteuer-Rückzieher*)
- b. [...] sehen im Ergebnis der Europawahl einen klaren *Dämpfer für Bundeskanzler Helmut Kohl* [...] (MM, 20. 06. 1989)
- c. [...] revanchierten sich mit *direkten Treffern auf syrische Batterien* [...] (MM, 03. 04. 1989)
- d. [...] drückte ihrem Mann einen *Schmatzer auf die Wange*. (MM, 27. 10. 1998) (vgl. auch *Schmatzer auf die goldene Hundert, Wangenstreichler* etc.)

(7) und (8) zeigen zusammen, dass die Projektion des Objektarguments gegenüber der des Subjektarguments der markierte Fall ist. Das ergibt sich daraus, dass das Subjekt-Argument bei der Projektion die kanonische Form des Genitivattributs annimmt, während dies für das Objekt-Argument nicht gilt. Letzteres wird häufig durch eine PP an das Nomen angeschlossen oder aber wortintern realisiert. Keineswegs ist aber solch eine Projektion prinzipiell ausgeschlossen, wie die große Anzahl der

Belege mit wortintern und periphrastisch realisiertem Objekt-Argument zeigt, vgl. auch (9):<sup>24</sup>

- (9) a. Connys *Rückzieher* in Sachen Versprechungen/ ?ihrer Versprechungen  
 b. Stefans *Patzer* von wegen Wochenende/ am Wochenende/ !/?des Wochenendes  
 c. Edgars (*Voll*)*Treffer* ins gegnerische Tor/\*des gegnerischen Tors

Die Kontrastfälle in (9) zeugen davon, dass im Falle der Projektion beider Argumente die Grammatikalität der Beispiele wesentlich abnimmt. Außer Subjekt- und Objekt-Argumenten der Basen können auch sonstige Argumente vorhanden sein, cf.

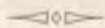
(10)

- a. [...] haben die Schweizer zu einem *Zwei-Stunden-Abstecher* eingeladen. (MM, 20. 09. 1989)  
 b. [...] erwies sich als *Ausrutscher auf der Bananenschale* [...] (MM, 04. 09. 1989) (vgl. auch *Ausrutscher in den Gegenverkehr*, *Ausrutscher ins Bombastische*, *Ausrutscher nach oben* etc.)  
 c. Ich verdiente [...] nicht ihre sachten *Schluchzer bei sentimental*en Filmen [...] (MM, 02. 09. 1989)

Das bislang Ausgeführte können wir in folgender Generalisierung zusammenfassen:

- (G1) Bei NPs mit NA als Kopf können prinzipiell alle Argumente der Basis projiziert werden, wobei
- im unmarkierten Fall das Subjekt-Argument der Basis (Agens-Proto-Rolle od. Experiencer);
  - im markierten Fall das Objekt-Argument projiziert wird, (hierbei spielt die periphrastische Vererbung eine ausschlaggebende Rolle), und
  - es gilt, dass meistens nur eines der Argumente beim ERN erscheint.

Bedingung (c) soll die abnehmende Grammatikalität bei mehreren projizierten Argumenten erfassen. Obwohl Erben (1993: 87) bei NA von der Thematisierung des Prädikats spricht, heißt das also nicht, dass ein NA nur dann vollständig ist, wenn alle seiner Argumente auch tatsächlich erscheinen. Das entstandene neue Konzept (PRODUKT) mag dies ohne weiteres einschränken. Das Konzept PRODUKT scheint die gleichzeitige Projektion der Argumente zu verhindern. Warum jedoch periphrastische Strategien ohne weiteres diese Blockierung auflösen, kann hier nur angedeutet werden. Es liegt nahe, anzunehmen, dass diese periphrastische Auflösung ein neues Konzept zum nominalen Konzept hinzufügt, welches sich auf irgendeinen Aspekt (Zeit, Ort, Grad, Aktion – wie etwa bei Toman (1987) angenommen; gerade diese Kategorien sind nämlich bei den obigen Fällen (9) und (10)



<sup>24</sup>Ich verweise darauf, dass die Verwendung des Ausdrucks 'periphrastische Vererbung' hier keine direkte A-Vererbung bedeutet, sie ist vielmehr als eine indirekte Strategie zu verstehen, die durch die Grammatik vorgegebenen Grenzen aufzulösen. Demgegenüber betrachte ich wortinterne Projektion als einen Sonderfall der direkten A-Vererbung.

betroffen) des Ausgangskonzepts bezieht. Die Periphrase erfolgt meistens durch PPs oder Sätze.<sup>25</sup> Das sind Kategorien, die unter dem Aspekt der Kasustheorie unabhängig sind, so dass sie am leichtesten hinzugefügt werden können.

Aus dem Projektionstheorem folgt die in (G1) festgehaltene Generalisierung für die A-Projektion eindeutig und ohne weitere Zusatzannahmen. Bei NA können deshalb alle Argumente der Basis projiziert werden, weil das PRODUKT-Konzept nie einem Argument zugewiesen werden kann. (Man beachte auch, dass (ProjT) eine ähnliche Voraussage für Ereignisnomina macht.)

### 3.2 Nomen Patientis (NPA)

Es gibt eine ziemlich kleine Gruppe von -er-Nominalisierungen, die ausschließlich aus VAT-Verben ausschließlich Sachbezeichnungen bildet (Grundkonzept: OBJEKT). Man denke an Beispiele wie in (11a); die Basen stehen in (11b), cf.

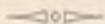
- (11) a. der Vorleger, Anhänger, Aufkleber, Überzieher, Einschreiber (Einschreibebrief),  
 Untersetzer, Abstreifer, Aufsetzer, Abnäher, Hingucker  
 b. jd. legt etw. vor etw.; jd. hängt etw. an etw.; jd. klebt etw. auf etw.; jd. zieht etw. über etw.; jd. schreibt etw. ein; jd. setzt etw. unter etw.; jd. streicht etw. ab; jd. setzt etw. auf, jd. näht etw. ab, jd. guckt zu etw. hin

Die Basen sind überwiegend transitive Präfixverben mit einem Agens-, einem Patiens- und in der Regel einem Lokativ-Argument. Nomina Patientis korrespondieren nun (allein schon dem Namen nach) mit dem internen Argument der Basis (Thema/Patiens-Argument), was nahe legt, dass dieses Argument nach unserem Projektionstheorem nicht mehr projiziert werden kann.<sup>26</sup> Das trifft auch weitestgehend zu. Zu erwarten ist hingegen die Projektion von Agens und Lokativ. Agens kann aber keinesfalls projiziert werden, cf.

- (12) a. Connys Aufkleber, Überzieher, Untersetzer  
 b. der Aufkleber/Überzieher/Untersetzer Connys

In diesen Beispielen kann *Conny* nie als Agens bewertet werden. Insbesondere heißt z.B. *Connys Untersetzer* bzw. *der Untersetzer Connys* nicht, dass Conny den genannten Gegenstand unter einen anderen setzt. Hier besteht eine reine Possessivrelation, die nichts mit thematischen Eigenschaften zu tun hat.<sup>27</sup>

Und nun zum Lokativ. Die folgenden Beispiele aus dem Mannheimer Korpus zeigen, dass der Lokativ kompositumsextern nur durch die periphrastische Strategie zum Tragen kommt, vgl.



<sup>25</sup>Ob diese Annahmen dahingehend verschärft werden können, dass jede phrasale Kategorie notwendigerweise auch eigene, spezifische Konzepte aufbaut, soll hier offen gelassen werden.

<sup>26</sup>Die Zahl der belegten Fälle, in denen NPA ambig sind, beläuft sich auf zwei. Einmal ist *Vorleger* zwischen NA- und NPA-Lesart, zweitens *Anhänger* zwischen NAG- und NPA-Lesart ambig.

<sup>27</sup>Das ist übrigens ein weiteres Argument dafür, dass die Possessivrelation nicht als thematische Relation verstanden werden sollte.



(13)

- a. [...] vergessene *Untersetzer für Kommunionskerzen* wurden schnell noch erhascht [...] (MM, 20. 04. 1998)  
 b. [...] nützen auch hübsche *Aufkleber an der Eingangstür* nichts [...] (MM, o.A.)  
 c. Ein *Hingucker auf dem Genfer Salon* ist zweifelsohne der "Beetle" von VW. (MM, 12. 03. 1996)

Dem scheinen Daten zu widersprechen, bei denen das Lokativ-Argument angeblich innerhalb eines Kompositums vorkommt, cf.

- (14) a. der Bettvorleger, Türvorleger, Badvorleger, Toilettenvorleger  
 b. der Taschenaufkleber, Türaufkleber, Reifenaufkleber, Kassettenaufkleber  
 c. der Tassenuntersetzer, Flaschenuntersetzer

Zur Klärung dieser Daten sei hier auf die allgemein angenommenen Hierarchiebeziehungen der Argumente in (15a) verwiesen, welche in (15b) in Bezug auf das Verb *aufkleben* konkretisiert wird:

- (15) a. (Ag (Ben (Exp/Goal (Inst (Pat/Th (Loc))))))  
 b. aufkleben (x (y (z)))  
           Agens Thema Lokativ

Der Lokativ ist das internste Argument in dieser Hierarchie, vgl. (15b). Er bildet daher zusammen mit dem Verb eine FOP-Kategorie. Meine These ist nun, dass im Falle von NPA simultan zwei Möglichkeiten für die Nominalisierung bestehen: Es kann entweder das Verb allein (*aufkleben* – *Aufkleber*, *untersetzen* – *Untersetzer*, *abnähen* – *Abnäher* etc.) oder das Verb plus sein internes Argument (als FOP-Kategorie) zusammen nominalisiert (*Tassen-Untersetzer*, *Auto-Aufkleber*, *Bett-Vorleger* etc.) werden. Das halte ich in (G2) fest, vgl.

(G2) Bei NPA wird entweder das Basisverb allein oder seine nächste FOP-Kategorie (Verb + direktes Objekt oder Verb + internes Argument) nominalisiert.

Durch (G2) kann man auf die Notwendigkeit der A-Vererbung im Falle von NPA verzichten. Man kann jedoch auch weiterhin an der intuitiv richtigen Idee festhalten, dass die Spezifizierer-Konstituente des Kompositums (vgl. *Tassen-Untersetzer*) ein Argument des Basisverbs darstellt, da sie ohne weiteres als solches reanalysiert werden kann. In Regeln ausgedrückt bedeutet dies, dass bei der Bildung von NPA sowohl (16a) als auch (16b) möglich sind, cf.

- (16) a. [ ]<sub>Verb</sub> + [ -er ]<sub>Nomen</sub> → [[ ]<sub>Verb</sub> -er ]<sub>Nom</sub>  
 b. [[ ]<sub>Nomen</sub> + [ ]<sub>Verb</sub> ]<sub>FOP</sub> + [ er ]<sub>Nom</sub> → [[ ]<sub>Nomen</sub> [ ]<sub>Verb</sub> ] -er ]<sub>Nom</sub>

Darüber hinaus bieten (G2) und (16) die Möglichkeit, weitere problematische Fälle bei NAG maßgebend zu deuten. Diese Deutungsschwierigkeiten werde ich im nachstehenden Kapitel ausführlich behandeln.

### 3.3 Nomina Agentis

Für Nomina Agentis aus Verben mit einem Subjekt-Argument (s. *Versteller*, *Empörer*, *Verschwörer*) folgt unmittelbar aus dem (ProjT), dass bei ihnen das externe Argument nie extern projiziert werden kann, sofern es mit dem PERSON/TÄTER-Konzept korrespondiert, was auch das Zielkonzept der Nominalisierung ist.

Problematischer sind jedoch Fälle, wo neben einem nicht-wohlgeformten, einfachen *-er*-Nomen wie *Steller* oder *Aufheber* wohlgeformte Konstruktionen mit extern oder intern projiziertem Argument möglich sind, vgl. *Steller des Antrags* vs. *Antragsteller* und *Aufheber des Alarms* vs. *Alarmaufheber*. Das ist Fall (16b) ähnlich. Man kann daher die in (G2) gemachte Aussage weiter generalisieren, indem man den Bezug auf die FOP-Kategorie und den auf die NPA weglässt und die möglichen Erstglieder und Konzepte spezifiziert, wie das in Szigeti (2001b: 528) vorgeschlagen wurde. Somit kommen wir zur folgenden konzeptuellen Nominalisierbarkeitseinschränkung:

#### Konzeptuelle Nominalisierbarkeitseinschränkung (KNE)

Im Falle einer *-er*-Nominalisierung wird statt einer einfachen [X+*-er*]-Verbindung (mit  $X \in \{N, V\}$ ) die nächstgrößere Einheit [Y+X+*-er*] (mit  $Y \in \{N, \text{ADJ}, \text{NUM}\}$ ) zu Grunde gelegt, wenn der [X+*-er*]-Verbindung kein Konzept K zugewiesen werden kann (mit  $K \in \{\text{PERSON/TÄTER}, \text{TIER}, \text{GERÄT}, \text{OBJEKT}\}$ ).

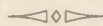
Die KNE ermöglicht zum einen einfache *-er*-Nomina, sofern sie mit einem Konzept verbunden werden können. Gleichzeitig regelt sie die Fälle, wo das nicht möglich ist. Durch diese zweite Instanz werden Beispiele wie *Tassenuntersetzer* und *Antragsteller* erfasst und als korrekte Nomina ausgewiesen, die im Prinzip den gleichen konzeptuellen Einschränkungen unterliegen wie auch einfache *-er*-Derivate. Diese Formulierung der KNE wird andererseits den denominalen *-er*-Nomina gerecht, sofern X auch nominal sein kann. Die herkömmlich als 'Zusammenbildung' beschriebenen Daten (vgl. *Dickhäuter* und *Viertakter*) sind unter dem Aspekt der KNE als normale Derivate anzusehen.

Die KNE kann in den bereits lexikalisierten Fällen als 'Analyseregel' verwendet werden. Das ist häufig bei den Berufsnamen der Fall, vgl. *Buchbinder* vs. \**Binder des Buches*. Letzteres ist deshalb keine denkbare Konstruktion, weil mit *Binder* kein Konzept verbunden werden kann.<sup>28</sup>

Es sei hier noch ein Problem angesprochen. Beispiele wie (17) legen nahe, dass das (ProjT) nicht korrekt sein kann, cf.

- (17) a. der Kinderschlächter  
b. Menschenhändler

Das Problem ist, dass z.B. *Schlächter* mit dem Grundkonzept PERSON/TÄTER korrespondiert, so dass die Projektion einer weiteren Konstituente mit dem Konzept PERSON/TÄTER durch das (ProjT) ausgeschlossen zu sein scheint. Man beachte jedoch, dass ich die angesprochenen Konzepte nicht weiter spezifiziert habe. Mit



<sup>28</sup> Allerdings ist in diesem Bereich mit Schwankungen zu rechnen, vgl. *Filmvorführer* vs. ?*Vorführer des Films* oder *Problemlöser* vs. ?*Löser des Problems*, wo die relative Wohlgeformtheit der externen Projektion überrascht.

Sicherheit ist *Schlächter* eine Unterkategorie des Konzepts PERSON/TÄTER, und dies auf jeden Fall anders als *Kind*. Für ihn ist die 'Täterschaft' im genannten Kontext primär, daher kann er als PERSON/TÄTER charakterisiert werden. Für *Kind* kommt die Täterschaft als primäres Charakteristikum gar nicht in Frage, es muss also als PERSON/TÄTER betrachtet werden.<sup>29</sup> Entsprechende Überlegungen könnten auch für (17b) angenommen werden, so dass sie per se keine Gegenbeispiele zum (ProjT) darstellen. Außerdem beruht das (ProjT) (wie auch die KBE) auf der empirisch verifizierbaren Tatsache, dass es immer ganz bestimmte Konzepte sind, die den Argumenten in der AS eines lexikalischen Elements typischerweise zugeordnet werden. Im Falle der externen Position sind typischerweise PERSON/TÄTER- und GERÄT-Konzepte betroffen. Bei der internen Position typischerweise OBJEKT-Konzepte. Allerdings kommt dem PERSON-Konzept eine Schlüsselrolle zu: Es kann sowohl der externen als auch der internen Position in der AS zugewiesen werden; im konkreten Fall aber immer nur jeweils einer von ihnen. In dieser Hinsicht unterscheiden sich *Kinder* und *Schlächter* eindeutig. Sie korrespondieren mit jeweils anderen Positionen der AS. Das folgt eindeutig aus der oben gegebenen Formulierung des (ProjT).

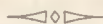
### 3.4 Nomina Instrumenti

Eine weitere Stärke der KNE besteht darin, dass sie auch die Nomina Instrumenti mit erfassen kann, wie die nachstehenden Daten zeigen:

- (18) a. Feuerlöscher, Staubsauger, Hosenträger  
 b. Signalgeber, Sockenhalter, Scheibenwischer

Es ist von vornherein klar, dass bei Nomina, die die Nominalisierung einer FOP-Kategorie darstellen, kein weiteres Argument erscheinen darf. Das ergibt sich aus mehreren Einschränkungen gleichzeitig. Das Thema-Argument ist bereits innerhalb der FOP-Kategorie realisiert. Die Projektion des Subjekt-Arguments ist wegen des (ProjT) untersagt. Schließlich besagen (E2) und (E3) zusammen, dass aus dreistelligen Verben kein ERN gebildet wird, daher kann kein anderes geerbtes Argument vorhanden sein, das projiziert werden sollte. Wie bereits weiter oben angedeutet wurde, gibt es hier drei Lesartmöglichkeiten. Das WB-Produkt ist entweder NAG oder NI oder aber ambig zwischen den beiden Lesarten, wie es sich aus der KBE ergibt. Nun ist aufgrund von (ProjT) klar, dass im Falle von NAG kein Agens und im Falle von NI kein Instrumental projiziert werden kann.

NI tendieren sehr stark zur kompositumsinternen Realisierung des Thema-Arguments, wie bereits öfters in der Literatur darauf hingewiesen wird.<sup>30</sup> Bei den eindeutigen Gerätebezeichnungen ist kompositumsexterne Projektion von Argumenten nur möglich, wenn diese nicht als Genitivphrasen realisiert werden (periphrastische Vererbung), cf.



<sup>29</sup>Der Entwurf übergreifender Konzeptsysteme steht noch aus. Daher sei hier eine kleine Spekulation noch erlaubt. Für *Schlächter* trifft auch das BERUF-Konzept zu, welches ein Subkonzept des PERSON-Konzepts ist, für *Kind* gilt dies jedoch nicht. Da sind möglicherweise andere Subkonzepte tangiert. Ein *Kind* ist eine PERSON in einem bestimmten ALTER. Sollte dies zutreffen, spräche das dafür, dass bei einer feinen Ausdifferenzierung und Unterteilung der Konzepte (ProjT) aufrecht erhalten werden kann.

<sup>30</sup>Diese Auffassung findet sich bei Fanselow (1991: 22) und Meibauer (1995: 9 f.)



- (19) a. Dosenöffner - der Öffner von Flaschen  
 b. UKW-Empfänger - der Empfänger von Ultrakurzwellen  
 c. ?der Schalter der Kronleuchter

Allerdings weisen sie dann meistens eine faktische Lesart auf. Die erstaunliche Wohlgeformtheit von (19c) stärkt die Annahme, die man aufgrund von Meibauer (1995: 10) machen kann, dass ein Verbot der kompositumsexternen Projektion nicht unbedingt strukturell ausgeschlossen ist, sondern eher mit der Lexikalisierung der NI zusammenhängt. So wäre m.E. auch *der Öffner der Flasche* in bestimmten Kontexten wohlgeformt (wenn z.B. der Flaschenöffner im Gegensatz zu anderen Öffnern unterschieden werden muss). Dies gilt nicht für WB-Produkte, die im Sinne der KNE nominalisiert wurden. Sie erlauben keine externe Projektion des Thema-Arguments; die Gründe dafür wurden bereits oben dargelegt, cf.

- (20) a. \*der Spieler der Platten  
 b. \*der Halter der Büsten

Die externe Projektion von Thema-Argumenten in der faktischen Lesart von NI ist auch im Mannheimer Korpus häufig belegt. Sofern man nun davon ausgeht, dass periphrastische Fälle keine A-Vererbung nahe legen, sind diese nicht als echte Vererbungsdaten zu verstehen:

- (21)  
 a. Denn der Dieselruß soll *Träger von krebserregenden Substanzen* sein. (MM, 14. 02. 1989) (vgl. auch: *Träger chemischer Waffen*)  
 b. [...] auf dem ein Gleiskreuz für die Straßenbahn als *Verteiler der Tramwagen* sorgte [...] (ebd. 23. 09. 1995) (vgl. auch: *Verteiler für Patientenkel*)  
 c. [...] die biologischen *Bekämpfer des Krebses* [...] (ebd. o. A)

Die A-Vererbung bei NI kann zusammenfassend so beschrieben werden:

- (G3)  
 a. Bei NI wird das Thema-Argument immer wort- und kompositumsintern realisiert.  
 b. Bei der wort- und kompositumsexternen A-Realisierung ist die periphrastische Strategie der Regelfall.  
 c. Externe A-Realisierung als Genitivattribut ist der Ausnahmefall und geht mit faktischer Lesart einher.

NI weisen vor dem Hintergrund eines konzeptuellen Ansatzes folgende Janus-Köpfigkeit auf. Mit NI korrespondiert gewöhnlich das Konzept GERÄT. Das kann in der AS (auch) der externen Position zugewiesen werden. In dieser Hinsicht sind NI Subjekt-ähnlich (es besteht also eine Ähnlichkeit in Bezug auf eine syntaktische Eigenschaft, die auch mit konzeptuellen Methoden erfasst werden kann). Diese Ähnlichkeit erscheint jedoch nicht bei der A-Vererbung. Das wäre nur dann der Fall, wenn NI ähnliche Eigenschaften hinsichtlich A-Vererbung aufweisen würden wie NAG. Geht man andererseits von einer feinkörnigen Vernetzung der Konzepte aus, dann kann man das GERÄT-Konzept als Subkonzept des OBJEKT-Konzeptes auffassen.

Es besteht daher eine Ähnlichkeit der NI mit dem typischen Objektmuster der ERN, nämlich mit NPA. Diese Ähnlichkeit ist auch bei der A-Vererbung sichtbar: Weder bei NI noch bei NPA werden Argumente vererbt. Sogar die Bildungsweise ist bei ihnen ähnlich (vgl. (G2) bzw. KNE und die Regeln in (16)).

### Literaturverzeichnis

- Aronoff, Mark 1976: *Word Formation in Generative Grammar*. Cambridge, Mass.
- Aronoff, Mark 1994: *Morphology by Itself. Stems and Inflectional Classes*. Cambridge, Mass.
- Bhatt, Christa 1990: *Die syntaktische Struktur der Nominalphrase im Deutschen*. Tübingen.
- Bierwisch, Manfred 1983: Semantische und konzeptuelle Repräsentation lexikalischer Einheiten. In: Růžička, Rudolf; Motsch, Wolfgang (Hgg.): *Untersuchungen zur Semantik*. Berlin, 61-99.
- Bierwisch, Manfred 1989: *Event Nominalizations. Proposals and Problems*. Berlin (Linguistische Studien, Reihe A 194), 1-73.
- Booij, Geert 1988: The relation between inheritance and argument linking: deverbal nouns in Dutch. In: von Everaert, M.; Evers, A.; Huybregts, R.; Trommelen, M. (Hgg.): *Morphology and Modularity: in Honour of Henk Schultink*. Dordrecht, 57-73.
- Booij, Geert 1992: Morphology, semantics and argument structure. In: Roca, I. M. (Hg.): *Thematic Structure. Its Role in Grammar*. Berlin/New York, 47-64.
- Booij, Geert; Haaften, Ton van 1988: The external syntax of derived words: evidence from Dutch. *Dordrecht (Yearbook of Morphology 1)*, 29-44.
- Chomsky, Noam 1981: *Lectures on Government and Binding*. Dordrecht.
- Di Sciullo, Anna-Maria; Williams, Edwin 1987: *On the Definition of Word*. Cambridge, Massachusetts.
- Di Sciullo, Anna-Maria 1990: Formal relations and argument structure. In: Dressler, W. U.; Luschützky, H. C.; Pfeiffer, O. E.; Rennison, J. R. (Hgg.): *Contemporary Morphology*. Berlin/ New York, 61-68.
- Di Sciullo, Anna-Maria 1992: Deverbal compounds and the external argument. In: Roca, I. M. (Hg.): *Thematic Structure. Its Role in Grammar*. Berlin/New York, 65-78.
- Dowty, David 1991: Thematic Proto-Roles and Argument Selection. In: *Language* 67, 547-619.
- DUDEN Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 4. Aufl., 1984. Hg. von G. Drosdowski et al. Mannheim [u.a.].
- Ehrich, Veronika 1991: Nominalisierungen. In: Stechow, Arnim von; Wunderlich, Dieter (Hgg.): *Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*. Berlin/New York, 441-458.
- Eisenberg, Peter 1994: *Grundriß der deutschen Grammatik*. 3. Aufl. Stuttgart/Weimar.
- Erben, Johannes 1993: *Einführung in die deutsche Wortbildungslehre*. Berlin.

- Fabricius-Hansen, Cathrine 1993: Nominalphrasen mit Kompositum als Kern. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 115, 193-243.
- Fanselow, Gisbert 1981: Zur Syntax und Semantik der Nominalkomposition. Ein Versuch praktischer Anwendung der Montague-Grammatik auf die Wortbildung im Deutschen. Tübingen.
- Fanselow, Gisbert 1988: Word formation and the human conceptual system. Berlin. (Linguistische Studien, Reihe A 179), 31-52.
- Fanselow, Gisbert 1991: Ein modulares Konzept der Lexikonerweiterung. In: Arbeitspapier Nr. 6 des SFB, Theorie des Lexikons'. [u.a.], 1-35.
- Fleischer, Wolfgang; Barz, Irmhild 1992: Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen.
- Gallmann, Peter 1990: Kategoriell komplexe Wortformen. Das Zusammenwirken von Morphologie und Syntax bei der Flexion von Nomen und Adjektiv. Tübingen.
- Grimshaw, Jane 1990: Argument Structure. Cambridge/London.
- Höhle, Tilman N. 1982: Über Komposition und Derivation: zur Konstituentenstruktur von Wortbildungsprodukten im Deutschen. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 1, 76-112.
- Hoeksema, Jan 1988: Head-types in morpho-syntax. Dordrecht (Yearbook of Morphology 1), 123-137.
- Koch, Susan 1976: Bemerkungen zu *-er*-Nominalisierungen. In: Leuvense Bijdragen 65, 69-77.
- Levin, Beth; Rappaport-Hovav, Malka 1995: Unaccusativity. At the Syntax-Lexical Semantics Interface. Cambridge/London.
- Lieber, Rochelle 1983: Argument Linking and Compounds in English. In: Linguistic Inquiry 14, 251-285.
- Lieber, Rochelle 1992: Deconstructing morphology: word formation in syntactic theory. Chicago.
- Meibauer, Jörg 1995: Wortbildung und Kognition. Überlegungen zum deutschen *-er*-Suffix. In: Sprache und Pragmatik. Lund (Arbeitsberichte 37), 1-34.
- Oh, Yeh O. 1985: Wortsyntax und Semantik der Nominalisierungen im Gegenwartsdeutsch. Konstanz.
- Olsen, Susan 1986: Wortbildung im Deutschen. Stuttgart.
- Olsen, Susan 1990: Zum Begriff des morphologischen Heads. In: Deutsche Sprache 2, 126-147.
- Panagl, Oskar 1978: Agens und Instrument in der Wortbildung. In: Dressler, W. U.; Meid, W. (Hgg.): Proceedings of the Twelfth International Congress of Linguists. Innsbruck, 453-456.
- Reis, Marga 1983: Gegen die Kompositionstheorie der Affigierung. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 2, 110-131.
- Reis, Marga 1988: Word structure and argument inheritance: how much is semantics? Berlin (Linguistische Studien, Reihe A 179), 53-67.
- Rickheit, Mechthild 1993: Wortbildung. Grundlagen einer kognitiven Wortsemantik. Opladen.



- Rivet, Anne 1999: Rektionskomposita und Inkorporationstheorie. In: *Linguistische Berichte* 179, 307-342.
- Schlesinger, I. M. 1989: Instruments as Agents: on the nature of semantic relations. In: *Journal of Linguistics* 25, 189-210.
- Szabolcsi, Anna/Laczkó, Tibor 1992: A főnévi csoport szerkezete. [Die Struktur der NP] In: Kiefer, Ferenc (Hg.): *Strukturális magyar nyelvtan I*. Budapest, 179-298.
- Szigeti, Imre 1995a: Argumentstruktur, Dependenz und die Struktur der NP im Deutschen und im Ungarischen. *Debrecen (Sprachtheorie und germanistische Linguistik 2)*, 45-79
- Szigeti, Imre 1995b: Thomas Lindauer: Genitivattribut. Eine morphosyntaktische Untersuchung zum deutschen DP/NP-System. Rezension. In: *Linguistische Berichte* 170, 345-352.
- Szigeti, Imre 1996a: Tibor Laczkó: *The Syntax of Hungarian Noun Phrases. A Lexical-Functional Approach*. Rezension. In: *Linguistische Berichte* 172, 549-554.
- Szigeti, Imre 1996b: Noun Phrases, Compounds and the Projection Principle. In: *Proceedings of the 17<sup>th</sup> Annual Meeting of the Department of Linguistics of the Aristotle University of Thessaloniki*, 276-289.
- Szigeti, Imre 1998: On what happens if a 'heart-conqueror' meets the Projection Principle. (A representational approach to Compounds and Projection.) In: Horrocks, G.; Joseph, B.; Philippaki-Warbuton, I. (Hgg.): *Themes in Greek Linguistics II*. Amsterdam/Philadelphia, 75-97.
- Szigeti, Imre 2001a: Über syntaktische Morphologie. Bemerkungen eines Konzeptualisten. In: ders. (Hg.): *Germanistische Linguistik aus dem Ambrosianum. Festschrift für György Hell*. Piliscsaba, 53-91.
- Szigeti, Imre 2001b: Wer ist ein Zweitkläßler und was hat ein Zitater damit zu tun? Über Zusammenbildungen im Deutschen und im Ungarischen. In: Nagy M.; Jónácsik L. (Hgg.) *Festschrift für A. Vizkelety. (Abrogans 1)*, Budapest/ Piliscsaba, 523-530.
- Szigeti, Imre 2002: Nominalisierungen und Argumentvererbung im Deutschen und Ungarischen. Tübingen.
- Toman, Jindřich 1987: *Wortsyntax. Eine Diskussion ausgewählter Probleme deutscher Wortbildung*. 2. erw. Aufl. Tübingen.
- Wellmann, Hans 1975: *Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache*. Zweiter Hauptteil: Das Substantiv. Düsseldorf.
- Wiese, Richard 1996: Phrasal Compounds and the Theory of Word Syntax. In: *Linguistic Inquiry* 27, 183-193.
- Zwicky, Arnold 1990: Syntactic words and morphological words, simple and composite. *Dordrecht (Yearbook of Morphology 3)*, 201-216.

Roberta V. Rada (Budapest)

## Euphemismen in der politischen Kommunikation

„Es fragt sich nur“, sagte Alice, „ob man Wörter einfach etwas anderes heißen lassen kann.“

„Es fragt sich nur“, sagte Goggelmoggel, „wer der Stärkere ist, weiter nichts.“

(Lewis Carroll: Alice im Wunderland)

### 1. Vorbemerkungen

Im Zusammenhang mit dem Sprachgebrauch in der politischen Kommunikation wird der Begriff des Euphemismus in mehreren Kontexten verwendet. Den Euphemismus rechnet man einerseits zum „Waffenarsenal“ des Politikers in dem verbalen Kampf um politische Macht, wo der Euphemismus mit der Absicht verwendet wird, den Hörer zu beeinflussen (Gläser 1966; Leinfellner 1971; Strauß/Haß/Harras 1989; Heringer 1990), z.B. *bewaffneter Konflikt* statt *Krieg*, *Sondermunition* statt *atomarer Sprengkörper*, *Freisetzung von Arbeitskräften* statt *Entlassungen*, *(Preis)Anpassung* statt *Preiserhöhung*, *Entsorgungspark* statt *Mülldeponie* usw.

Andererseits operieren bestimmte politische Gruppen mit dem Euphemismusbegriff, wenn sie im politischen Machtkampf auf (bösertige) Manipulationsabsichten von gegnerischen Politikern oder politischen Gruppen hinweisen wollen, um sie zu diffamieren (Haß 1989 und 1990; Jung 1994).

Die Mehrheit der in der politischen Kommunikation verbreiteten und verwendeten Euphemismen sind verschleiernde Euphemismen (Luchtenberg 1985; Rada 1994), die auch den Gegenstand dieses Beitrags bilden. Das sind solche umschreibenden Ausdrücke, die über eine bestimmte, relativ gut abgrenzbare relative Funktion verfügen. Diese Funktion kann in der Verschleierung von Fehlern, Mängeln, gefährlichen, peinlichen Sachverhalten oder Gegenständen gesehen werden. Dabei müssen wir uns vor Augen halten, dass zur Bezeichnung eines Sachverhaltes im Lexikon einer Sprache mehrere Ausdrucksmittel, Alternativen vorhanden sind, es stehen euphemistische und nichteuphemistische Ausdrucksmittel nebeneinander, z.B. *Verteidigungsminister* vs. *Kriegsminister*, *Kernaltstoff* vs. *Atom Müll*, *Konjunkturrückgang* vs. *ökonomische Krise*. Die Wahl, aber auch die Prägung und Verbreitung einer euphemistischen Sprachform hängen mit diversen Interessen des Sprechers zusammen und spiegeln politische Perspektiven wider. Ausdrücke euphemistisch zu nennen gilt also immer in Bezug auf den „eigentlichen“, d.h. zu umschreibenden Begriff (Begriffsverschiebung) (Hannappel/Melenk 1990: 272).

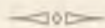
Unter politischer Kommunikation verstehe ich mit Strauß/Haß/Harras 1989 einen in sich differenzierten Großbereich der Kommunikation. In der politischen Kommunikation laufen Prozesse ab, die der Erzeugung und Durchsetzung von Entscheidungen dienen, die für die ganze Gesellschaft von Belang sind, daher ist politische Kommunikation immer als eine „öffentliche (auf die Öffentlichkeit bezogene) und veröffentlichte Kommunikation zugleich“

aufzufassen (Strauß/Haß/Harras 1989: 29). Die breite und vielfältige Anwendung euphemistischer Sprechweise in der politischen Kommunikation beweist, dass Euphemismen in sämtlichen Teilbereichen vorkommen können, wenn dies politische Interessen nahelegen, z.B. *Einnahmeverbesserung* statt *Versteuerung* aus dem Bereich Wirtschaftspolitik, *Arbeitgeber*, *Arbeitnehmer* sowie *Tarifpartner* und *Sozialpartner* aus dem sozialen Wesen, *Systeme*, *Geräte*, *Flugkörper* statt *Waffen* aus dem außenpolitischen Bereich oder *Störfall*, *Ernstfall*, (und davon abgeleitet) *E-Fall*, *Betriebsstörung*, *Großnotstand*, *GAU* (*größter anzunehmender Unfall*) für *Umweltkatastrophe* aus dem Umweltbereich.

Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht die Schilderung der Funktionsweise von verschleiern den Euphemismen in der politischen Kommunikation. Dabei versuche ich die motivierenden Sprecherabsichten und die möglichen Reaktionen des Hörers beim Euphemismusgebrauch aufzuklären, sie in einem pragmatischen Untersuchungsrahmen nachzuvollziehen. Auf eine detaillierte formal-semantische Analyse dieser Euphemismen muss aus Platzgründen verzichtet werden.

## 2. Die politische Kommunikation als Ort der Verwendung von verschleiern den Euphemismen

In der politischen Kommunikation spielen verschiedene Sprachformen eine Rolle, so die der Bürokratie und Verwaltung, die sog. politische Funktionssprache also, sowie die Sprachformen der politisch-ideologischen Auseinandersetzung und des politischen Machtkampfes. Da sich außerdem die oft konkurrierende politische Meinungs- und Willensbildung der einzelnen Parteien im Rahmen der öffentlich-politischen Kommunikation vollzieht, pflegt man auch von Meinungssprache (Strauß/Haß/Harras 1989: 32) oder vom Ideologievokabular zu sprechen (Klein 1989: 3). Für unsere Untersuchungen ist das Ideologievokabular von Belang, weil es Wörter und Ausdrücke umfasst, mittels derer politische Gruppierungen ihre Deutungen und Bewertungen der politisch-sozialen Welt und ihre Prinzipien, Prioritäten formulieren. Dabei geht es grundsätzlich um die folgende Polarisierung: Die politisch Herrschenden sind darauf bedacht, den erreichten Stand der Machtverwaltung zu verteidigen, während die von der Machtausübung ausgeschlossenen Parteien versuchen, durch die Aufnahme aktueller Strömungen und den Angriff der regierenden Parteien einen Wechsel herbeizuführen (Rau 1996: 38), um die Macht zu gewinnen. Diese Situation wird gegebenenfalls mit einer Werbesituation verglichen. „Die Sprache der Parteien und Politiker wird dominiert vom Werben um die Gunst der Wähler“ (Fix/Barth 2000: 211). Im Falle der Beteiligten an der politischen Kommunikation, der Politiker und der Wähler, handelt es sich um dieselbe Konstellation wie Produzent/Konsument, bloß dass es in der politischen Sprache um ein ideelles Produkt geht: „Politik ist zu einer Ware geworden, die sich verkauft“ (Fix/Barth 2000: 356). Um die Gunst der Wähler wird mit unterschiedlichen sprachlichen Strategien geworben.<sup>1</sup>



<sup>1</sup> Die Beschreibung der sprachlichen Strategien von politischen Parteien erfolgt bei Klein vor dem Hintergrund der Griceschen Maximen und wird mit einer Liste kommunikativ-strategischer Gebote des Parteiinteresses ergänzt (Klein 1996).



Die Strategie der *Abwertung* der politischen Gegner empfiehlt die Verwendung von sog. Stigma- oder Feindwörtern (Klein 1989), die die Funktion haben, die gegnerischen Parteien (samt ihren Mitgliedern) als Feind des gesellschaftlichen Systems und der verbindlichen gesellschaftlichen Werte zu markieren, ihre Ziele und Werte negativ zu bezeichnen, um sie um ihren Platz zu bringen (z.B. *Anarchist, Chaot, Extremist, Terrorist*). Außerdem spielt hier die Diffamierung des politischen Gegners durch Vergleiche mit nazistischen Verbrechern (Stötzel 1989; Ehlich 1998) eine Rolle.

Zur *Aufwertung* und *Verteidigung* der eigenen Position dienen Schlag- oder Fahnenwörter (Klein 1989), die in komprimierter Form politische Einstellungen enthalten. Sie sind da, damit an ihnen Freund und Feind den Parteienstandpunkt erkennen, z.B. *Demokratie, Pluralismus, Freiheit, Menschenwürde, Gerechtigkeit* usw.

Die Strategie der *Beschwichtigung* meint das Herunterspielen von Problemen für die Wähler, indem dem Wähler suggeriert wird, dass seine Interessen bei der gerade argumentierenden Partei am besten aufgehoben seien. Es ist nämlich nicht gleichgültig, in welcher Sprache man über Arbeitslosigkeit, Armut, Wohnungsnot usw. redet. Es eignen sich dazu Mittel wie die Tabuisierung bestimmter Sachverhalte (Good 1996), die Verwendung von Euphemismen, vages Andeuten und penetrante Wiederholungen (Klein 1996).

Am deutlichsten zeigt sich die Beschwichtigung in der Sprache diktatorischer Regime, deren vernebelnde und beschwichtigende Neuprägungen oft das Gegenteil von dem ausdrücken, was gemeint ist (Danninger 1982: 240). Die am meisten zitierten Beispiele stammen aus der Sprache der Naziregime, der LTI, z.B. *auswandern* statt *sterben, evakuieren* statt *töten, sicherstellen* statt *beschlagnahmen* (Klemperer 1987; auch Ehlich 1998), doch die sprachliche Praxis diktatorischer Regime hat Orwell in seinem Roman „1984“ auf den Punkt gebracht, z.B. *Minipax* für *Ministerien für Krieg*, *Miniwahr* für *Ministerien für Geschichtsfälschung und Zensur* (zitiert nach Schiewe 1998: 224).

### 3. Die Sprecherseite: Euphemismen als Mittel des verbal geführten politischen Machtkampfes

#### 3.1. Euphemismen als Mittel der Beschwichtigungsstrategie

Wo also ungelöste Widersprüche und Probleme in der Innen- und Außenpolitik, im sozialen Bereich und in der Umweltdiskussion die soziale Harmonie gefährden, suchen politische Gruppen regelmäßig nach sprachlichen Mitteln der Konfliktvermeidung. Der Euphemismus erweist sich in dieser Hinsicht als eines der geeignetsten Mittel, indem er die mit dem umschriebenen Wort verknüpften negativen Assoziationen ausschaltet oder neutralisiert (Danninger 1982; Luchtenberg 1985; Blühdorn 1990). Die verwendeten euphemistischen Ersatzbezeichnungen stellen für den Hörer, d.h. den Wähler, bestimmte Sachverhalte/Gegenstände in einer für den Sprecher günstigen Weise dar, wodurch der Sprecher Vorteile erlangen kann. Euphemismen spielen also in erster Linie als Mittel der Beschwichtigungstaktik eine Rolle.

Dabei lassen sich mehrere Absichten des Sprechers auseinanderhalten (Leinfellner 1971: 71 ff.), so die Bestrebung des Sprechers zur:

a.) Erhaltung der Macht

Als Beispiel könnte man das Verhalten einer Regierungspartei erwähnen. Wenn z.B. in

einem Land die Arbeitslosigkeit eine unerwünschte Rate erreicht, dann ist es das Interesse der Regierungspartei, den Ausdruck *Arbeitslosigkeit* oder *Entlassungen* durch andere Ausdrücke zu ersetzen. Statt von *Arbeitslosen* spricht man von *Erwerbslosen*, die Arbeitslosigkeit wird als *Überfluss an Arbeitskräften* oder *Beschäftigungsschwund* umschrieben. Statt von *Entlassungen* spricht man von *Betriebsoptimierung*, *Rückgang der Beschäftigtenzahl*, *Angebotsumstellungen*. Deshalb gebraucht der Sprecher z.B. auch im Falle eines militärischen Sieges keine Euphemismen, wohl aber im Falle einer Niederlage, z.B. *Frontbegradigung*, *schwere militärische Belastung*, *Krise*.

Ein recht interessantes Beispiel liefert die politische Kommunikationssituation in der ehemaligen DDR. Dort war nämlich neben der Gruppe der DDR-Sender, d.h. Partei, und der DDR-Empfänger, d.h. der DDR-Bürger stets auch eine dritte Gruppe in der öffentlichen Kommunikation mitbedacht und einkalkuliert, die Gruppe der „Empfänger von außen“, „die Feinde“ (Fix 1992: 15). Man fühlte sich ja immer bedroht und beobachtet von den Feinden. Sprachliches Handeln geschah in der DDR einerseits unter der Voraussetzung: „Du und ich, also der DDR-Sender und der DDR-Empfänger, wir wissen, was gemeint ist. Aber der dritte darf es nicht wissen.“ Die Verschleierung und Beschönigung erfolgte also im offiziellen Konsens im Dienste der Sache und im Blick auf den Dritten. Andererseits geschah dies auch – nicht mehr im allgemeinen Konsens – auch den DDR-Empfängern gegenüber.

#### b.) Gewinnung der Macht

Der Euphemismusgebrauch hilft oft, den Weg zur Macht zu pflastern. Will z.B. eine politische Partei in der Wahlkampagne neue Wähler gewinnen und alte behalten, ist es empfehlenswert, misslungene Aktionen derselben politischen Partei euphemistisch zu verschleiern, z.B. eine gewalttätige, blutige Polizeiaktion, in deren Verlauf die Leute mit Gummiknüppeln geprügelt worden sind, euphemistisch als *over reacted* zu bezeichnen. Oder eine unglückliche Äußerung eines Politikers *ungeschickt* oder *deplaziert* zu nennen. Gewaltakte allerlei Art sollen nicht als Folterungen, sondern als *Anwendung körperlichen Zwanges* bezeichnet werden. Gewaltakte von Ordnertruppen nennt man offiziell *Ordnerpannen*. Befehle zur Durchführung solcher Ordnerpannen werden nicht ausdrücklich erteilt, sondern es sind eher *Empfehlungen mit sehr starkem Nachdruckgehalt* von Zuständigen.

#### c.) Rechtfertigung

Wenn sich der Politiker im Zustand der totalen Ohnmacht befindet, kann der politische Euphemismus als Rechtfertigung gelten. Es handelt sich dabei um Fälle, in denen ein Politiker, solange er an der Macht war, für eine verbrecherische Handlung oder Tat immer (oder fast immer) denselben Euphemismus gebraucht hat. Verliert dieser Politiker die Macht und wird er vor Gericht gestellt, um von seiner Verantwortung Rechenschaft abzulegen, wird er behaupten, er habe von dem Verbrechen überhaupt nicht gewusst. Die Tatsache, dass er einen Euphemismus gebraucht, scheint dies zu bestätigen und ihn zu rechtfertigen. So war es z.B. im Nürnberger Prozess, wo ein Ankläger die Aufgabe hatte, zu beweisen, dass Göring von der Vernichtungspolitik der Nazis gewusst hätte. Bei dieser Gelegenheit bediente sich Göring der Euphemismen *evakuieren* und *Auswanderung*. Er bestand darauf, die Wörter in ihrer ursprünglichen Bedeutung verstanden zu haben und nicht im Sinne von „töten“.

„Sir David: '...Sie wußten jedoch, daß eine Politik bestand, die auf die Ausrottung der Juden hinzielte?'



Göring: 'Nein, auf die Auswanderung der Juden und nicht auf ihre Ausrottung.'"  
(Heydecker-Leet bei Leinfellner 1971: 73).

### 3.2 Euphemismen im semantischen Kampf politischer Gruppen

Die in 2. geschilderten Strategien umfassen Formen der politisch-ideologischen Auseinandersetzung und des politischen Machtkampfes, die mit Hilfe von Sprache durchgeführt werden. Sprache spielt aber in der politischen Kommunikation nicht nur in dieser Hinsicht eine wichtige Rolle. Einem Politiker, „der die Sprache regiert, wird eher zugetraut, daß er in der Politik regieren kann“ (Eroms 1996: 38). Politische Karrieren werden durch Sprechfähigkeit und Sprachvermögen weitgehend beeinflusst, behauptet Rau (Rau 1996: 19). In Ungarn verbreitete sich z.B. die Ansicht, dass der Wahlsieg der bürgerlich-demokratischen Partei FIDESZ von 1998 einer Fernsehdiskussion zu verdanken sei, die zwischen dem FIDESZ-Parteichef und späteren Ministerpräsidenten Orbán und dem amtierenden Premierminister Horn von der Ungarischen Sozialistischen Partei MSZP kurz vor den Wahlen 1998 vor großer Öffentlichkeit geführt worden war.

Zur politischen Kommunikation gehört auch der Streit um Wörter und um ihre richtige Bedeutung, um richtige Bezeichnungen und um ihre richtige Anwendung. Diese Erscheinung nennt man deshalb semantischen Kampf (Haß 1990: 330). Im semantischen Kampf geht es darum, dass die Begriffe, mit denen eine Gesellschaft ihre Ordnung, Rechte und Pflichten, ihre Institutionen beschreibt, semantisch so besetzt sind, wie es den Zielen und Interessen dieser Partei entspricht (Hermanns 1990).<sup>2</sup>

#### 3.2.1 Besetzen von Sichtweisen mit Hilfe von Euphemismen

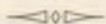
Bei den verschleiernenden Euphemismen sollte man aber eher vom Besetzen von Sichtweisen (Haß 1990: 234) als vom Besetzen von Begriffen sprechen. Wie Sichtweise besetzt werden kann, veranschaulicht Heringer am Beispiel von „Rüstung“ (Heringer 1990: 64ff). Die Rüstung hat zwei Gesichter: nach hinten gilt sie als Reaktion auf eine Handlung des Gegners, während nach vorne die Rüstung als Anlass für eine Handlung des Gegners dient.

Nation A fühlt sich bedroht → Nation A rüstet auf → Nation B fühlt sich bedroht → Nation B rüstet auf → Nation A fühlt sich bedroht → Nation A rüstet auf → Nation B fühlt sich bedroht ... usw.

Durch die Wahl zwischen der nichteuphemistischen Bezeichnung „Aufrüstung“ oder der euphemistischen *Nachrüstung* schneidet man aus dieser Abfolge das Stück heraus, das als Motiv für sein Handeln ausreicht und ignoriert damit den Zusammenhang und den Standpunkt des anderen. Aus seiner Perspektive handelt jeder Beteiligte völlig rational. Aus seiner Perspektive hält jeder den anderen für den Aggressor. In den beiden Bezeichnungsalternativen offenbart sich jeweils das Weltbild der Teilnehmer (Teubert 1990: 56), in dem Gebrauch des Euphemismus *Nachrüstung* die dem Hörer zu vermittelnde Sichtweise des Verwenders.

#### 3.2.2 Die Gegenstrategie zur Beschwichtigung: Euphemismusvorwurf

In 3.1. und 3.2.1. ist die Leistung von Euphemismen im politischen Machtkampf und



<sup>2</sup> Hermanns beschreibt das Besetzen von Begriffen im Rahmen seiner deontischen Semantik (Hermanns 1990).



im semantischen Kampf der regierenden Parteien gezeigt worden. Die politischen Gruppen, die eine Veränderung der bestehenden politischen Machtverhältnisse wünschen, die nicht regierenden Parteien etwa, sind bestrebt, die Strategien ihrer Gegner, auch die sprachlichen, zu durchkreuzen. An dem Gebrauch von verschleiernenden Euphemismen sind sie in diesem Fall nicht interessiert, ganz im Gegenteil: Ihr Sprachverhalten wird in der Regel darauf abzielen, die Dinge beim Namen zu nennen und im Rahmen des semantischen Kampfes das Sprachverhalten, den Sprachgebrauch der regierenden politischen Parteien zu kritisieren.

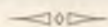
Als Paradebeispiel in dieser Sprachkritik dient das Wort *Entsorgungspark*. Dieses Wort, und dadurch auch die, die es geprägt und verwendet haben, wurden angeklagt, einen gefährlichen Sachverhalt zu verharmlosen und den Staatsbürger zu manipulieren. Das Wort nannte man einen Euphemismus.<sup>3</sup> Die Kritiken gingen jedoch soweit, dass das Wort zum „Wortmonster“, zur „heimtückischen Sprachschöpfung“ gestempelt, sogar mit der LTI in Zusammenhang gebracht wurde (Jung 1994: 115). Dank dieser Kritik hat sich dieses Wort auch erledigt.

Aber die Auffassung, dass die Politiker mittels gesuchter Bezeichnungen, der Euphemismen, schlimme Sachverhalte verschleiern, beschönigen und den Bürger verdummen wollen, verdichtete sich zum Topos und wurde zu einem festen Bestandteil des allgemeinen Sprachbewusstseins zunächst in Bezug auf die sog. Umwelt- oder Öko-Sprache, und später auf alle Euphemismen der politischen Kommunikation. Die Kritik über die manipulative Einsetzung von Wörtern gipfelte also in dem sog. Euphemismus-Vorwurf (Haß 1989 und 1990; Jung 1994).

Die Feststellung, dass es sich bei einem bestimmten Ausdruck um einen Euphemismus handelt, wurde mit Assoziationen begründet, die der Ausdruck beim Sprecher hervorruft. Das Wort *Park* ruft in *Entsorgungspark* z.B. positive Assoziationen, wie Ruhe, Stille, angenehme Umgebung im Grünen hervor, und *Entsorgung* impliziert durch das Präfix *ent-* die Sorgenlosigkeit (Blühdorn 1990). Die Euphemismen *Sonderabfall*, *Problemabfall* lassen den tatsächlichen, und zwar gefährlichen und umweltschädlichen Charakter des Mülls im Unklaren und erlauben nicht einmal die Erzeugung von negativen Assoziationen. *Kernenergie* statt *Atomenergie* schiebt die unerwünschten Assoziationen zur Atombombe beiseite, indem es angenehme Assoziationen zu den Wörtern *kernig*, *kerngesund* usw. weckt.

Gerade dieser Punkt, nämlich die Reduzierung des Euphemismus auf ein böses oder manipulatives Ausdrucksmittel, löste in der linguistischen Sprachkritik heftige Debatten aus (Heringer 1990; Hannappel/Melenk 1990). Die Diskussionen gingen so weit, dass man sogar die Daseinsberechtigung des Euphemismusbegriffs im Zusammenhang mit dem öffentlichen Sprachgebrauch bestritten hat (Reich 1973).

Dabei ist jedoch zu bedenken, ob in ähnlichen politischen Sprachkritiken der Terminus Euphemismus als linguistischer Terminus gilt, oder er wird, wie die Prädikate beschönigend, verschleiern, eher als nicht-linguistischer, sprachthematizierender Ausdruck aufgefasst, mit denen ein kommunikatives Verhalten bewertet wird. Der Euphemismusvorwurf bildet



<sup>3</sup> Es sei nur am Rande bemerkt, dass dieses Wort ein einziges Mal belegt ist, und zwar in Die Welt am 22.1.1976 (Jung 1994: 105).

ja einen Teil des semantischen Kampfes von politischen Parteien. Die Klärung dieser Frage in der linguistischen Sprachkritik wäre sicherlich von Nutzen.

#### **4. Die Hörerseite: Die Reaktion von Hörern auf verschleiernde Euphemismen in der politischen Kommunikation**

In jeglicher Kommunikationssituation ist es immer von Belang, ob die Kommunikation erfolgreich ist. In unserem Kontext lautet die Frage also, ob die Euphemismen „ankommen“, ob sie beim Hörer die erwartete Wirkung hervorrufen. Der Sprecher kann nämlich seine Interessen erfolgreich durchsetzen, wenn er die Erwartungen des Hörers ganz genau abschätzt, „denn je genauer ein Hörer bereits über das, was ihm nicht oder nur teilweise mitgeteilt werden soll, informiert ist, desto ausgefeilter muß die Formulierung sein“ (Luchterberg 1985: 177). Der Euphemismus muss daher die Tatsache in solcher Weise umgehen, dass der Hörer die Aspekte, die ihm verschwiegen werden sollen oder auf die seine Aufmerksamkeit gerichtet werden soll, nicht erfährt bzw. den Interessen des Sprechers entsprechend betrachtet.

##### **4.1. Die Rolle von Massenmedien in der Vermittlung von Euphemismen**

Da die politische Kommunikation immer öffentlich ist, leisten bei der Vermittlung von Euphemismen die Massenmedien eine enorme Hilfe, da gerade hier der Hörer weitgehend anonym und passiv bleibt (Leinfellner 1971). Besonders in den Nachrichtensendungen dominiert die Wieder- bzw. Weitergabe von Meinungen von Regierungen und Parteien. Mit den Meinungen übernehmen Journalisten, Reporter ebenso die Sprachform, auch die euphemistische, in die diese gehüllt werden. Die Medien haben mit der Zeit diese Sprachverwendung so stark akzeptiert und angenommen, dass eine Rückwirkung erfolgt, durch die diese Sprache bestätigt und damit verfestigt wird (Straßner 1999). „Mit Worten lässt sich bekanntlich ein System bereiten und wenn sich ein Wort zur rechten Zeit einstellt, wird es für den Leser schnell zum Begriff“ und „wenn wir Begriffe nun oft genug wiederholen, können sie wie die Wahrheit daherkommen oder sagen wir einmal wie die Wirklichkeit“ (Gerhardt 1999: 47 ff.).

Auf diese Weise tragen die Massenmedien dazu bei, Sichtweisen durch euphemistische Ausdrücke für die Hörer selbstverständlich und geläufig zu machen.

##### **4.2. Grundhaltungen von Hörern gegenüber verschleiernden Euphemismen**

Verschleiernde Euphemismen können nur funktionieren, wenn niemand etwas merkt, und die betreffenden Wörter neu bzw. unbekannt sind. Aber selbst in einem entsprechenden Kontext, wenn z.B. die zivile Nutzung der Kernenergie am Pranger steht und auch nicht-euphemistische Ausdrücke verwendet werden, funktionieren diese Euphemismen nicht. Damit also der verschleiernde Euphemismus seine Wirkung entfaltet, hat die Öffentlichkeit einen neuen Euphemismus kommentarlos zu „schlucken“, d.h. wortwörtlich zu verstehen, ohne dass der verschleiernde Charakter jedem auffallen darf. Dazu muss das betreffende Thema schnell ad acta gelegt werden. Der erfolgreiche Euphemismus wäre dann nur ein einmaliges Ergebnis, eine okkasionelle Bildung. Entsteht dagegen eine breite Diskussion, kann der Euphemismus seine verschleiernde Wirkung nicht entfalten. Der Kontrast zwischen



positiver Worthülse und negativem Inhalt wird entdeckt, sogar hervorgehoben. Die kalkulierte beschönigende Wortwahl fällt dann besonders schnell auf und lässt sich entlarven. Der Euphemismus kann seine euphemistische Funktion nicht mehr erfüllen und verliert seinen euphemistischen Charakter.

Für viele Hörer ist jedoch eine *unkritische* Haltung charakteristisch. Hier wird aus falschem Patriotismus, blinder Anhänglichkeit an eine Partei alles geglaubt, was der Politiker sagt. Für eine zweite Haltung ist charakteristisch, dass der Hörer die politischen Euphemismen durchschaut, sie jedoch bis zu einem gewissen Grade akzeptiert oder zumindest *nicht* rational gegen diese *protestiert*. Offensichtlich lässt sich der Mensch in gewissen Situationen bereitwillig täuschen.

Der *rational*e Hörer versucht, nachdem ihm der verschleierte Charakter der Euphemismen bewusst geworden ist, die politischen Euphemismen aufzuklären, ihren Wahrheitsgehalt herauszufinden.

Als Beispiel soll an dieser Stelle die Reaktion von ehemaligen DDR-Bürgern im Zusammenhang mit dem Euphemismusgebrauch in der offiziellen Sprache der DDR vorgestellt werden. Dabei geht es um Euphemismen wie *Freunde* statt *sowjetische Streitkräfte*, *antifaschistischer Schutzwall* statt *Berliner Mauer* usw.

In der DDR war die Absicht, Sprache in den Dienst der sozialistischen Bewusstseinsbildung zu stellen, offenkundig. Das war jedem DDR-Bürger bekannt, wenn auch nicht bewußt. Ich möchte daher behaupten, daß für einen durchschnittlich intelligenten DDR-Bürger Manipulation durch Sprache nicht funktioniert hat, da in den Medien viel zu ungeschickt damit umgegangen wurde.

– berichtet ein Augenzeuge (Fix/Barth 2000: 208). Die einfachen Menschen haben also die verschleiernenden Euphemismen der politisch Herrschenden durchschaut und fanden sie nach einer gewissen Zeit lächerlich oder eben langweilig, und begannen sie ironisch, zynisch zu verwenden (Fix 2000). Der mit dem Euphemismus verbundene Glaubwürdigkeitsverlust wirkte sich auch über den betreffenden Ausdruck hinaus auf die Akzeptanz aller gemachten Äußerungen und letzten Endes auf die Glaubwürdigkeit des Sprechers aus.

Bei der Aufklärung und Entlarvung von verschleiernenden Euphemismen kann übrigens der Ansatz mancher verantwortungsbewusster Journalisten eine Hilfe leisten, die solche Euphemismen metasprachlich markieren. Die Abwehr gegen den manipulativen Charakter von besonders verschleiernenden Euphemismen können bestimmte „Verteidigungs- oder Kontrollmechanismen“ leisten. Die müssen aber bei den Hörern (vor allem im Rahmen des schulischen Unterrichtes) im Rahmen von sprachlicher Aufklärung und Erziehung direkt entwickelt werden (Luchtenberg 1985: 179).

## 5. Zusammenfassung

In diesem Beitrag habe ich versucht, den Gebrauch von verschleiernenden Euphemismen in der politischen Kommunikation durch die Erläuterung von relevanten Sprecherabsichten und Wirkungen auf den Hörer zu veranschaulichen.

Als Ergebnis kann festgehalten werden: Politiker und politische Gruppen verwenden typischerweise im Rahmen des politischen Machtkampfes und der politischen



Meinungsbildung verschleiernde Euphemismen, um die Macht zu erhalten oder zu gewinnen. Der verschleiernde Euphemismus kann seltener zur Rechtfertigung eines früheren zu verurteilenden Handelns dienen. Zur Durchsetzung ähnlicher Absichten können die Massenmedien beitragen, zumal die politische Kommunikation immer öffentlich ist und der Hörer sich in dieser Kommunikationssituation durch Passivität charakterisieren lässt. Der Einsatz von verschleiernden Euphemismen kann unterschiedliche Reaktionen beim Hörer erzeugen: eine unkritische, eine nicht protestierende und eine rational-aufhellende. Die verschleiernden Euphemismen veranschaulichen in diesem Sinne eine Sprecher-Hörer-Konstellation, in der der Sprecher euphemistische Ersatzbezeichnungen verwendet, um für den Hörer bestimmte Sachverhalte/Gegenstände in einer für den Sprecher günstigen Weise darzustellen. Es werden mittels Euphemismen bestimmte Ereignisse, Fakten im Unklaren gelassen, negative Assoziationen ausgeschaltet bzw. neutralisiert, m.a.W. Sichtweisen besetzt. Die verschleiernden Euphemismen dienen also den Interessen, Wünschen des Sprechers, ihr Gebrauch ist nur für den Sprecher verbindlich bzw. lohnenswert, denn die Bewertungsgrundlagen des Sprechers und des Hörers gehen auseinander.

Die Verwendung von verschleiernden Euphemismen in der politischen Kommunikation illustriert also den interessenabhängigen Umgang mit der Sprache. Verschleiernde Euphemismen aus dem Munde von Politikern suggerieren – ganz im Sinne des Mottos – Stärke, Selbstsicherheit im (verbalen) Handeln und sogar die Fähigkeit zur Sprachregelung mittels Besetzen von Sichtweisen.

### Literaturverzeichnis

Blühdorn, H. 1990: Entsorgungspark Sprache. Von der linguistischen Beseitigung des Mülls. In: Liedtke, F.; Wengeler, M.; Böke, K. (Hgg.): *Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik*. Opladen, 338-353.

Danninger, E. 1982: Tabubereiche und Euphemismen. In: Welte, W. (Hg.): *Sprachtheorie und angewandte Linguistik. Festschrift für Alfred Wollmann*. Tübingen, 237-251.

Ehlich, K. 1998: „..., LTI, LQI, ...“ – Von der Unschuld der Sprache und der Schuld der Sprechenden. In: Kämper, H.; Schmidt, H. (Hgg.): *Sprachgeschichte – Zeitgeschichte*. Berlin/New York, 275-298.

Eroms, H-W. 1996: Steitpunkte politischer Sprache in der BRD.

In: Böke, K.; Jung, M.; Wengeler, M. (Hgg.): *Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven*. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag. Opladen, 38-50.

Fix, U. 1992: Noch breiter entfalten und noch wirksamer untermauern. Die Beschreibung von Wörtern aus dem offiziellen Sprachverkehr der DDR nach den Bedingungen des Gebrauchs. In: Grosse, R.; Lerchner, G.; Schröder, M. (Hgg.): *Beiträge zur Phraseologie – Wortbildung – Lexikologie*. Festschrift für Wolfgang Fleischer zum 70. Geburtstag. Frankfurt am Main, 13-28.

Fix, U.; Barth, D. 2000: *Sprachbiographien: Sprache und Sprachgebrauch vor und nach der Wende von 1989 im Erinnern und Erleben von Zeitzeugen aus der DDR; Inhalte und Analysen von narrativ-diskursiver Interviews*. Frankfurt am Main [= Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte 7].

- Gerhardt, R. 1999: „Kreative Sprachführung“ oder: Von der Macht, die Begriffe zu Besetzen. In: Stickel, G. (Hg.): Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit. [= Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1998]. Berlin/New York, 45-58.
- Gläser, R. 1966: Euphemismen in der englischen und amerikanischen Publizistik. In: Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik 14/1966.
- Good, C. 1996: Die Ethik der politischen Kommunikation. In: Böke, K.; Jung, M.; Wengeler, M. (Hgg.): Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag. Opladen, 51-58.
- Hannappel, H.; Melenk, H. 1990: Alltagssprache. München.
- Haß, U. 1989: Interessenabhängiger Umgang mit Wörtern in der Umweltdiskussion. In: Klein, J. (Hg.): Politische Semantik. Bedeutungsanalytische und sprachkritische Beiträge zur politischen Sprachverwendung. Opladen, 153-186.
- Haß, U. 1990: Das Bestzen von Begriffen: kommunikative Strategien und Gegenstrategien in der Umweltdiskussion. In: Liedtke, F.; Wengeler, M.; Böke, K. (Hgg.): Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik. Opladen, 330-338.
- Heringer, H.-J. 1990: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.“ Politik, Sprache, Moral. München.
- Hermanns, F. 1990: Deontische Tautologien. Ein linguistischer Beitrag zur Interpretation des Godesberger Programms (1959) der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. In: Liedtke, F.; Wengeler, M.; Böke, K. (Hgg.): Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik. Opladen, 69-149.
- Jung, M. 1994: Öffentlichkeit und Sprachwandel. Zur Geschichte des Diskurses über die Atomenergie. Opladen.
- Klein, J. 1989: Wortschatz, Wortkampf, Wortfelder in der Politik. In: Klein, J. (Hg.): Politische Semantik. Bedeutungsanalytische und sprachkritische Beiträge zur politischen Sprachverwendung. Opladen, 3-50.
- Klein, J. 1996: Die Wahlkampfsschiedsstelle. Ein Ort strategischer Sprachthematizierung. In: Böke, K.; Jung, M.; Wengeler, M. (Hgg.): Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag. Opladen, 77-89.
- Klemperer, V. 1946/1987: LTI. Notizbuch eines Philologen. Leipzig.
- Leinfellner, E. 1971: Der Euphemismus im politischen Sprachgebrauch. [= Beiträge zur politischen Wissenschaft. Bd. 13.]. Berlin.
- Luchtenberg, S. 1985: Euphemismen im heutigen Deutsch. Mit einem Beitrag zu Deutsch als Fremdsprache. Frankfurt am Main [u.a.]
- Rada V., R. 1994: Zu einigen Fragen des Euphemismus. In: Mádl, A.; Schwiederski, Ch. (Hgg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1993. Budapest/Bonn 1994, 101-116.
- Rau, J. 1996: Politikersprache und Glaubwürdigkeit. In: Böke, K.; Jung, M.; Wengeler, M. (Hgg.): Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag. Opladen, 19-23.

Reich, H. H. 1973: Die Verwendbarkeit des Begriffes Euphemismus bei der Untersuchung politischen Sprachgebrauchs. In: Hellmann, M. W. (Hg.): Zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR. Düsseldorf, 216-232.

Schiewe, J. 1998: Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München.

Stötzel, G. 1989: Zur Geschichte der NS-Vergleiche von 1946 bis heute. In: Klein, J. (Hg.): Politische Semantik. Bedeutungsanalytische und sprachkritische Beiträge zur politischen Sprachverwendung. Opladen, 261-276.

Stötzel, G.; Wengeler, M. 1995: Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin/New York.

Straßner, E. 1999: Zeitung. Tübingen.

Strauß, G.; Hass, U.; Harras, G. 1989: Brisante Wörter von *Agitation* bis *Zeitgeist*. Berlin/New York.

Teubert, W. 1990: Politische Vexierwörter. In: Liedtke, F.; Wengeler, M.; Böke, K. (Hgg.): Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik. Opladen, 51-68.





Katharina Wild (Pécs)

## Zur Stellung des Finitums in den „fuldischen“ Mundarten<sup>1</sup> Südungarns

1. In früheren Untersuchungen zu Verbstellungsproblemen in den genannten Mundarten wurden die Abfolgeverhältnisse der verbalen Elemente innerhalb mehrgliedriger Nebensatzprädikate erschlossen (Wild 1994) und eine Vielfalt an Stellungsmöglichkeiten dieser verbalen Elemente nachgewiesen. Die für die Nebensätze festgestellten Positionsschwankungen der Verbformen sind – wegen der Distanzstellung der Rahmenpartner allerdings in etwas beschränktem Maße – auch in den Hauptsätzen, Verberst- und Verbzweitsätzen, zu finden.

Die vorliegende Arbeit setzt sich zum Ziel, auf der Basis des zu den oben genannten syntaktischen Untersuchungen erstellten repräsentativen Korpus (Näheres s. Wild 1994: 21-24) die Position des Finitums in den Hauptsätzen der „fuldischen“ Mundarten, besonders im Hinblick auf seine initiale Stellung und deren Gründe, zu behandeln.

In den untersuchten Mundarten hat sich in Entscheidungsfragen und Aufforderungen die Erstposition des Finitums, in Mitteilungen und Ergänzungsfragen seine Zweitstellung weitgehend durchgesetzt. Einen festen Zusammenhang zwischen Satzstruktur und Äußerungsart gibt es aber selbst in der Standardsprache nicht (Engel 1994: 146) und noch weniger in unseren Sprachinselmundarten. So ist es in diesen durchaus möglich und üblich, die normgrammatisch in der Regel mit den Verberstsätzen verknüpften pragmatischen Funktionen auch durch Verbzweitsätze auszudrücken und umgekehrt, wie die nachstehenden Beispiele zeigen.

Zur Realisierung der folgenden Entscheidungsfrage können beide Hauptsatzstrukturen gleichermaßen gebraucht werden:

(1) *Fäahscht haint weg?* (Fährst du heute weg?)

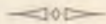
*Du fäahscht haint weg?* (Du fährst heute weg?)

Im nächsten Beispiel gibt es einen minimalen semantischen Unterschied zwischen den beiden Varianten; die Verbzweitsatz-Form drückt eine etwas stärkere Aufforderung aus als die andere:

(2) *Geht gschwind fuet!* (Geht geschwind fort!)

*Ihr geht gschwind fuet!* (Ihr geht geschwind fort!)

Die relativ lockere Verknüpfung von Satzstruktur und Äußerungsart lässt sich auch beim Verbzweitsatz mit der Funktion Mitteilung nachweisen. Der Sachverhalt 'Du hast recht'



<sup>1</sup> Diese Mundarten werden in etwa 30 Dörfern zwischen Fünfkirchen/Pécs und Mohatsch/Mohács gesprochen. Untersuchungen zur Sprache, Volkskultur und Siedlungsgeschichte dieses Gebietes ließen eindeutig erkennen, dass die Mehrheit der Siedler im 18. Jahrhundert aus der Fuldaer Sprachlandschaft eingewandert ist.

kann im Gesprochenen – und so auch in unseren Mundarten – durch die normgrammatisch nicht erlaubte Satzstruktur, d.h. durch Verbspitzenstellung, durch unbesetztes Vorfeld, ausgedrückt werden:

(3) *Host recht.*

Dieses in unserem Korpus relativ frequente topologische Phänomen soll zunächst eingehender behandelt werden, wobei wir uns nur auf die Fälle mit absoluter initialer Stellung des Finitums beschränken.

2. Die Erstposition des Finitums ist in bestimmten Fällen auch in der geschriebenen Sprache erlaubt bzw. obligatorisch (vgl. dazu Auer 1993: 194-195). Über diese Möglichkeiten hinaus gebraucht die gesprochene Sprache die Verbspitzenstellung auch zum Ausdruck von Mitteilungen. Dieses Spezifikum des Gesprochenen weist besonders in den Dialekten eine hohe Frequenz auf, wie auch Patockas Untersuchungen (1993: 191) an einem umfangreichen dialektalen Korpus eindeutig bewiesen haben.

Die Verberstkonstruktionen unseres Korpus entstanden entweder durch die Anordnung aller nominalen Satzglieder hinter dem Finitum oder durch die Eliminierung des pronominalen Subjekts und Objekts bzw. des Platzhalters, andere Satzglieder wurden im untersuchten Material nicht erspart. Im ersten Fall sind die Sätze hinsichtlich der Verbvalenz vollständig, im zweiten Fall handelt es sich um grammatisch elliptische Sätze, in denen ein obligatorischer Aktant fehlt. Die getilgten und meistens auch die permutierten Glieder sind semantisch schwache Elemente mit geringem kommunikativem Wert.

2. 1. Von den genannten zwei Untergruppen der Vorfeldersparung dominieren die *Sätze mit erfüllter Verbvalenz*, d.h. mit der Platzierung aller nominalen Elemente im Mittelfeld, was sich wohl aus dem stark narrativen Charakter des Korpus ergibt. Diese Satzkonstruktionen kommen als Redeankündigung mit *Verba dicendi* häufig vor, und die Voranstellung des meistens präsentischen Finitums fokussiert so die Semantik des Verbs:

(4) *Sägt'r:* „Na, bai wen hole se die Geaschte?“

*Soog ich:* „Net bai uns.“

*Sägt'r:* „Na, bain Nachbar.“

(Sagt er: „Na, bei wem holen [stehlen] sie die Gerste?“

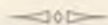
Sage ich: „Nicht bei uns.“ Sagt er: „Nein, beim Nachbar.“) – Bawaz/Babarc (A/21)<sup>2</sup>

In einigen wenigen Beispielen treten als Redeankündigung auch die Verben 'denken' und 'meinen' auf (vgl. auch Patocka 1997: 204):

(5) *Maand'r:* „Na, doo muss ich unbedingt hii un noochschaa'.“

(Meint er: „Na, da muss ich unbedingt hin und nachschauen.“) – Bawaz/Babarc (O/43)

Auch als Einleitung einer indirekten Redewiedergabe tritt die Verberststellung zusammen mit einem *Verbum dicendi* auf. In diesen Belegen wird nach Beobachtung durch das ebenfalls betonte Finitum nicht die verbale Handlung hervorgehoben, sondern eine Redewiedergabe angekündigt (vgl. auch Auer 1993: 218-219):



<sup>2</sup> In Klammern befindet sich das Zeichen des Informanten, d.h. der Anfangsbuchstabe seines Nachnamens sowie die laufende Nummer des Hauptsatzbelegs in dem von ihm geäußerten Text.



(6) *Hon se gsocht, die hon Hoarwiarmer.* (Haben sie gesagt, die haben Haarwürmer [eine Art Kopfhautkrankheit].) – Siar/Szür (G/32)

Besonders frequent ist das betonte initiale Finitum in narrativen Äußerungen, wo es vor allem die Fortsetzung der Handlung kennzeichnet, d.h. eine textverflechtende Funktion hat und auch die Rede lebendiger gestaltet.<sup>3</sup> Zum Letzteren tragen nach Auer (1993: 218-219) auch die wegen des fehlenden Vorfeldelements entstandene andere rhythmische Struktur (Satzbeginn ohne Auftakt) sowie in Fällen mit ersparten Aktanten die Verkürzung des Textes bei.

Im Beispiel 7 berichtet die Sprecherin über eine aus dem Vortext resultierende Handlung, nämlich die Freude ihres Lehrers darüber, dass sie als Erstklässlerin die Aufgaben der zweiten Schulklasse lösen konnte. Dem ersten Teilsatz mit der üblichen Hauptsatzposition der Elemente folgen drei Teilsätze mit initialem Finitum, wodurch die einzelnen Handlungsschritte hervorgehoben und miteinander zu einem Text verbunden werden. Auch die Wiederholung der gleichen Verbform verfolgt dasselbe Ziel und steigert zugleich die Spannung der Erzählung. Auf die Wiederholung des identischen pronominalen Subjekts wurde im 3. und 4. Teilsatz verzichtet, so sind diese syntaktische Ellipsen.

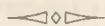
(7) *Noch hod'r so hoat gelacht, hod'r mich dewesch, hot mich in die Luft gschmesse und hot mich widder obfangt.* (Dann hat er so hart [sehr] gelacht, hat er mich erwischt, hat mich in die Luft geschmissen und hat mich wieder aufgefangen.) – Bawaz/Babarc (W/54)  
Bei narrativer Verbspitzenstellung ist das permutierte Vorfeldelement meistens ein Pronomen, es kann aber auch durch ein Nomen repräsentiert werden wie im folgenden Ausschnitt aus der Rezeptbeschreibung der Wursttunke (*Wueschttunges*):

(8) *Do is e bessje Fett 'naikomme, sen die Zwippel waich getenzt wuen, un sen die Wiascht zommschniede wuen, obgewäsche wuen schee.* (Da ist ein bisschen Fett hineingekommen, sind die Zwiebeln gedünstet worden, und sind die Würste zusammengeschnitten worden, abgewaschen worden schön.) – Siar/Szür (H/51)

Beispiel 8 enthält darüber hinaus noch ein in narrativen Texten häufig vorkommendes Merkmal des Gesprochenen, nämlich die Ersparung des Finitums in analytischen Verbformen, falls dieses im vorangehenden Textteil schon genannt wurde ('ist' im Teilsatz 3); aber auch die Tilgung eines noch nicht erwähnten Finitums ist möglich ('hat' im Teilsatz 2). Durch diese Kürzung der Satzstruktur werden nicht nur Wiederholungen vermieden (Teilsatz 3), sondern so wird auch die Rede lebhafter.

Das initiale Finitum kommt auch in Kommentaren nach Erzählungen von Ereignissen vor; sie werden im Korpus vom Sprecher selbst als Zusammenfassung, Bewertung oder zusätzliche Erklärung produziert, wie es in folgender Passage einer Dorfgeschichte der Fall ist.

(9) *Jetz amol is de Hannes halt a widder 'gange zu sain Mädje, es Fenster aufgemocht, un in Keller 'nobgerutscht, jetz hod'r in eppes Waiches gstane. Hon se Brot wellt back' un hade oweds in de Backmulter aigemeht, un er hot in dr Meahr gstane.* (Jetzt einmal ist der Hannes halt wieder gegangen zu seinem Mädchen, das Fenster aufgemacht und in den Keller hinabgerutscht, jetzt hat er in etwas Weichem gestanden. Haben sie Brot wollen backen und hatten abends in der Backmulde einen Vorteig gemacht, und er hat in dem Vorteig gestanden.) – Bawaz/Babarc (W/78)



<sup>3</sup> Patocka (1997: 401) betrachtet die Null-Realisierung des Vorfelds als ein Mittel der Satzverflechtung, "das ebenso anaphorischen Charakter hat wie Pronominalisierung, Gliedwiederholung etc."

Die unpersönlichen Subjekte 'man' und 'sie' (= die Leute) nehmen in der Regel keine Vorfeldposition ein, sondern befinden sich im Mittelfeld unmittelbar hinter dem Finitum.  
 (10) *Is mr immer zur Brauchfraa 'gange, wann e Kent krank woar.* (Ist man immer zur Brauchfrau [Heilfrau] gegangen, wenn ein Kind krank war.)

Auch: *Sen se immer zur Brauchfraa 'gange.* (Sind sie immer zur Heilfrau gegangen.) – Feked (T/47)

Sporadisch trifft man im Korpus auch Belege für die Inversion nach 'und'. In unseren Beispielen erfolgt die Umstellung des Subjekts hinter das finite Verb und so die Nullbesetzung des Vorfelds nur bei unterschiedlichen Subjekten in mit 'und' verbundenen Teilsätzen, das hat oft die Rhematisierung des rechtsgestellten Satzelements zur Folge, so im Beispiel 11. Diese vom Ahd. bis ins 17. Jahrhundert geläufige Stellungsvariante war in den Dialekten des binnendeutschen Sprachraums schon am Anfang des 20. Jahrhunderts selten (Ebert 1986: 103; Maurer 1927: 198-199).

(11) *Jetz woan se halt duet un woan 'nai in die Stuwe 'gange, un hot sich kaans net 'naus getraut.* (Jetzt waren sie halt dort und waren hinein in die Stube gegangen, und hat sich keines nicht hinaus getraut.) – Bawaz/Babarc (W/69)

Eine Sonderform der Vorfeldersparung stellen Sätze mit Verben in der 2. Person Singular und mit pronominalem Subjekt dar. In diesen Belegen kann sowohl die Ersparung des Subjekts als auch seine Integration in dem Finitum angenommen werden. Letzteres deshalb, weil das Subjekt aus den Personalsuffixen erschlossen werden kann. Im Beispiel 12 läßt sich die Verbform *konnst* 'kannst' in 'kannst du' bzw. in 'kannst' auflösen; es muss aber doch eher die Tilgung dieses Pronomens angenommen werden, auch deshalb, weil die postfinite Position dieses pronominalen Subjekts (Sing. 2. Pers.) in vorfeldlosen Mitteilungssätzen nicht üblich ist (vgl. Wild 2001: 3).

(12) *Konnst dr viagstall', pie die hon ausgeguckt.* (Kannst dir vorstellen, wie die haben ausgeguckt [ausgeschaut].) – Nimmesch/Himesháza (H/84)

Den Belegen des Korpus ist zu entnehmen, dass die pronominalen Subjekte häufig im Mittelfeld platziert werden, was in Aussagesätzen oft ein unbesetztes Vorfeld zur Folge hat.

**2. 2.** Die zweite Untergruppe der Verberststellung, die syntaktische Ellipse, hat im Korpus relativ wenig Varianten. Die ersparten, hauptsächlich pronominalen Satzelemente können in der Regel aufgrund ihrer Referenzidentität mit einem Satzelement im vorangehenden Textteil leicht erschlossen werden. Das bedeutet zugleich, dass auf ihre Realisierung in erster Linie wegen dieses Referenzbezuges verzichtet werden konnte (vgl. Wild 2001: 2). Die stärkste Gruppe von Ersparungsellipsen machen die Koordinationsreduktionen aus. In diesen koordinativen Verbindungen wird ein Satzelement des Vorgängersatzes als Vorfeldelement – in unseren Belegen meistens das Subjekt – erspart. Bei mehreren (referenz)identischen Satzelementen in einem komplexen Satz bzw. einer Textpassage neigen die untersuchten Mundarten zur Ersparung möglichst vieler Glieder, falls diese keine besonderen kommunikativen oder textorganisierenden Funktionen haben. So wurden im zweiten Teilsatz des Beispiels 13 nur das identische Subjekt, im dritten auch das Finitum und im vierten alle identischen Elemente eliminiert. Diese Häufung von Tilgungen kommt ebenfalls im Sprachhandlungstyp 'Erzählen/Berichten' häufig vor.

(13) *Die Kiasche sen geroppt wuen, sen gedirrt wuen, gewäsche wuen un schee getreckelt.*



(Die Kirschen sind gerupft worden, sind gedörnt worden, gewaschen worden und schön getrocknet.) – Siar/Szúr (G/19)

Ein häufig erspartes Element ist das Pronomen 'es', meistens als Korrelat zu nachfolgendem Substantiv oder Nebensatz; aber auch in Sätzen mit neutralem Passiv erfolgt oft seine Tilgung.

Bei Rechtsversetzung des rhematischen Subjekts wird das thematische 'es' im Vorfeld oft nicht realisiert, so auch in den einleitenden Sätzen der im Dialekt erzählten Märchen oder Schwänke:

(14) *Woan mol zwaa älten Lait, die hade sich ausgemocht, sie wean so hiiwe un driiwe schlofe in de Better.* (Waren einmal zwei ältere Leute, die hatten ausgemacht, sie werden so hüben und drüben schlafen in den Betten.) – Siar/Szúr (G/46)

In den formelhaften Fügungen 'es ist schön/schade/gut/sicher' usw. wird meistens nicht nur das Korrelat, sondern auch das Auxiliarverb eliminiert:

(15) *Is gut, ess-tr haint said 'komme.* (Ist gut, dass ihr heute seid gekommen.)

Auch: *Gut, ess-tr haint said 'komme.* – Großnaarad/Nagynyárád (F/16)

'es' als Vorfeldelement wird auch in Sätzen mit unpersönlichem Passiv häufig getilgt, und so gelangt das Finitum in initiale Position:

(16) *Is alle Ritt geschaat wuen, ess dr Hoanuff in die Heh is 'komme, un is er geprowiat wuen.* (Ist alle Ritt [oft] geschaut worden, ob der Hanf [beim Rösten] in die Höhe ist gekommen, und ist er probiert worden.) – Siar/Szúr (G/70)

Im obigen Beispiel beginnt auch der letzte Teilsatz mit einem Finitum. Diese Position kann entweder mit der Regel 'Inversion nach *und*' oder einfach nur mit der pronominalen Form des Subjekts erklärt werden.

In Sätzen mit dem Verb 'wissen' in der 1. Person Singular mit negiertem Inhalt wird das Subjekt meistens nicht realisiert (17), in diesen Fällen ist auch die Tilgung der pronominalen Akkusativergänzung als Vorfeldelement möglich (18):

(17) *Waaß net, wann se komme.* (Weiß nicht, wann sie kommen.) – Großnaarad/Nagynyárád (W/23)

(18) – *Woan's Serwe?* (Waren es Serben?)

– *Net. Waaß ka Mensch net.* (Nein. Weiß kein Mensch nicht.) – Bawaz/Babarc (O/66)

Die oben angeführten Mitteilungssätze mit Null-Realisierung des Vorfelds stellen in den untersuchten Dialekten nur Alternativen zu ihren Formen mit besetztem Vorfeld dar. Alle genannten Beispiele mit Verberststellung können auch Äquivalente mit Verbzweitstellung haben. Es gibt bestimmte Fälle, in denen aus unterschiedlichen Gründen (s.o.) die vorfeldlose Form der Sätze bevorzugt wird. Besonders häufig kommt diese Satzstruktur bei Redewiedergaben mit *Verba dicendi* sowie bei narrativen Äußerungen vor, des weiteren in Fällen, wo die semantisch schwachen, meistens pronominalen Vorfeldelemente entweder erspart oder im Mittelfeld angeordnet werden.



**Literaturverzeichnis**

- Auer, Peter 1993: Zur Verbspitzenstellung im gesprochenen Deutsch. In: Deutsche Sprache 2., H. 3, 193-222.
- Ebert, Robert Peter 1986: Historische Syntax des Deutschen Bd. 2: 1300-1750. Bern/Frankfurt/New York.
- Engel, Ulrich 1994: Syntax der deutschen Gegenwartssprache. Berlin.
- Maurer, Friedrich 1927: Untersuchungen über die deutsche Verbstellung in ihrer historischen Entwicklung. Heidelberg.
- Patocka, Franz 1993: Besonderheiten der Vorfeldbesetzung in der gesprochenen deutschen Sprache. In: Zagreber Germanistische Beiträge, H. 2, 179-193.
- Patocka, Franz 1997: Satzgliedstellung in den bairischen Dialekten Österreichs. Wien.
- Wild, Katharina 1994: Syntax der eingeleiteten Nebensätze in den „Fuldaer“ Mundarten Südnungarns. Budapest.
- Wild, Katharina 2001: Zur Verbstellung im Essekerischen. In: Petrovič, Velimir (Hg.): Essekerisch. Das Osijeker Deutsch. Wien. 99-108.

## II.

# LITERATURWISSENSCHAFT

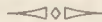




András F. Balogh (Budapest)

## Die Kontexte der ungarndeutschen Dramendichtung am Anfang des 19. Jahrhunderts

„Rache für Hunyadi!“ – oder – „Es lebe Stephann, unser König!“ – beim Erklängen solcher und ähnlicher Sätze in deutscher Sprache auf einer Bühne würde man heute eine Inszenierung eines ungarischen Dramas aus dem Zeitalter des Nationalismus erahnen, die auf Grund einer Übersetzung zustande kam. Sollten diese Sätze darüber hinaus noch von einer Aufbruchsstimmung begleitet, in ihrer direkten Bedeutung deklamiert und von einer emphatischen Handlung getragen werden, so wird man ganz sicher behaupten, der Text stamme aus der ungarischen Literatur des 19. Jahrhunderts, als das ‚nationale Erwachen‘ die historischen Persönlichkeiten, wie den Heiligen Stephan, König von Ungarn im 11. Jahrhundert, und die Hochadelsfamilie Hunyadi, literarisch thematisiert, als Träger nationaler und universeller Werte darstellte und in einer monokausalen Form, nicht ironisch oder problematisierend, sondern allegorisch als Identifikationsfigur für die Zuschauer anbot. Doch diese Sätze stammen nicht aus irgendeiner ungarischen nationalen Tragödie, sondern aus Dramen, die am Anfang des 19. Jahrhunderts für das Publikum der deutschen Theater in Pest-Ofen in deutscher Sprache geschrieben worden sind. Die literarischen, kulturellen und historischen Kontexte nahmen in den letzten nunmehr 200 Jahren einen anderen Kurs, während die Identität der Zuschauer bzw. der Leser gewaltige Änderungen erfuhr,<sup>1</sup> so daß die einstigen literarischen Bemühungen heute als Merkwürdigkeiten gelten und einer Erklärung und eingehender Analyse bedürfen. Die Träger dieser Dramatik, vor allem das Publikum, aber auch ein Teil der Schauspieler, Theaterdirektoren, Kritiker, kamen aus dem ‚deutschen Element Ungarns‘, also aus einer sprachlichen Mikrokultur, die auf der Grundlage eines Hungarusbewußtseins „gemeinsam mit dem [...] Ungarntum eine politische Nation in einem Vaterland bildete und von dem Ziel geleitet war, bei Wahrung der deutschsprachigen Traditionen, die deutsch-ungarischen kulturellen und literarischen Beziehungen zu stärken.“<sup>2</sup> Die Theateraufführungen, wohl nicht anders als in anderen deutschen Siedlungsgebieten Ungarns,<sup>3</sup> gestalteten sich



<sup>1</sup> Vgl. Manherz, Karl: Sprache und Gesellschaft bei den Minderheiten in Ungarn um 1800. In: Beiträge zur Literaturwissenschaft. Wien. 26 (1995), H. 1, S. 180.

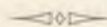
<sup>2</sup> Vgl. Fried, István: Das deutschsprachige Bürgertum von Pesth-Ofen in den 1840er Jahren. In: Hambuch, Wendelin (Hg.): Deutsche in Budapest. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999, S. 345.

<sup>3</sup> Vgl. Manherz, Károly: Identität und Sprachgebrauch bei den Ungarndeutschen. In: „swer sínen vriunt behaltet, daz ist lobeflich“. Festschrift für András Vizkelely zum 70. Geburtstag. Hg. v. Márta Nagy u. László Jónácsik u. Mitw. v. Edit Madas u. Gábor Sarbak. Piliscsaba, Budapest: Katholische Péter-Pázmány-Universität, 2001 (Abrogans. Schriftenreihe des Germanistischen Instituts der Katholischen Péter-Pázmány-Universität 1; Budapester Beiträge zur Germanistik 37), S. 543.

deutschsprachig, verwendet wurde die Mischsprache des städtischen Bürgertums und der Intellektuellen, eine Kontamination aus Dialekt und Wiener Umgangssprache. Im städtischen Milieu wurde diese Sprache mit der ungarischen Kulturtradition bereichert: Um weiterhin bei dem im ersten Satz angeführten Beispiel zu bleiben, Kultursymbole wie die Familie Hunyadi sowie der Heilige Stephan – zu dieser Zeit die wichtigsten Bezugsfiguren der ungarischen Geschichte als Symbole der nationalen Existenz, der Unabhängigkeit und der Freiheit – hielten Einzug in die Sprache und Kultur der deutschen Bürger Ungarns. Es wäre heute von einer Minderheit kaum zu erwarten, daß sie die Symbole der mehrheitlichen Bevölkerung als die Eigenen betrachtet, geschweige denn, daß sie (wenngleich billige) Theaterkarten<sup>4</sup> kauft, um das Ringen dieser Persönlichkeiten mit den sie umgebenden Intriganten, Rebellen und Verschwörern mitzerleben. Aber zu Beginn des 19. Jahrhunderts ermöglichte das geistige Leben in Ungarn eine solche Annäherung der Minderheit an die Mehrheit. Dies geschah natürlich in einem besonderen kulturellen Kontext, dessen Charakterzüge aufzuzeichnen unser Anliegen ist.

*Der imagologische Kontext* der besprochenen Dramatik reicht in das 17. und 18. Jahrhundert zurück. In diesen Jahrhunderten bildeten sich trotz aller aufklärerischen Bemühungen die Stereotype in den Völkern Südosteuropas aus, die Nachbarvölker verbreiteten Stereotype und Vorurteile gegeneinander, die sich schließlich tief in die Literatur einnisteten. Das kollektive Bewußtsein produzierte Urteile, die sich bis heute behaupten konnten, es sei hier nur an solche primitive Topoi erinnert wie z.B. das Pauschalurteil über das zurückhaltende und unfreundliche Benehmen der Deutschen. Im Gegenzug zu diesem Topos entstand das Bild des feurigen Ungarn.

Diese Sichtweise, welche die „Nationen“ als eine einheitliche Entität ohne Gruppen und Schichten definiert und ihnen stark ausgeprägte Merkmale zuspricht, wurde lange Zeit nicht in Frage gestellt. Jedes Volk erhielt feststehende Attribute, positive und negative gemischt, ohne daß sie in eine logische Struktur eingebunden worden wären: Es entstand eine generelle Ansicht über die Völker, und nur selten wurden Personen als Individualitäten aus der Masse hervorgehoben. Wenn dies dennoch geschah, dann verkörperten jene Personen eine oder mehrere Eigenschaften ihrer Nation oder Ethnie. Die Deutschen aus Ungarn werden aus ungarischer Sicht ganz unterschiedlich dargestellt. Man macht zwischen ihren Siedlungsgebieten einen klaren Unterschied und spricht von schwäbischen Bauern, von Städtebürgern, von Siebenbürgern und Zipser Sachsen. Den Siebenbürgern galt dabei ein besonderes Augenmerk, denn sie wohnten am längsten in Ungarn. Von diesem Interesse angetrieben, verschlug es sogar den prominentesten Literaten des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, Ferenc Kazinczy (1759–1831), nach Siebenbürgen, um die Völker des Ostens kennenzulernen. Der Spracherneuerer des Ungarischen und der am meisten anerkannte Literat und Kulturmensch seiner Zeit unternahm den ersten Versuch innerhalb der ungarischen Kultur, über Siebenbürgen und seine Einwohner nicht mehr pauschal, sondern empirisch zu berichten. Zwar fußen noch viele seiner Beobachtungen auf der Denkweise des 17. und 18. Jahrhunderts, er beurteilt aber die Völkerschaften



<sup>4</sup> Vgl. den Namen der Anstalt: Pester Sommer- oder Kreutzer-Theater. Siehe dazu: Belitska-Scholtz, Hedvig; Somorjai, Olga: Das Kreutzer-Theater in Pest (1794-1804). Wien, Köln, Graz: Böhlau, 1988.



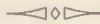
Siebenbürgens nach der Sichtweise eines aufgeklärten Intellektuellen. Während seiner Reise durch Siebenbürgen, die er 1816 unternahm, verfaßte er seine Reisenotizen, die mit dem Titel *Erdélyi levelek* [Siebenbürgische Briefe] in die ungarische Literatur eingingen. Der im Zentrum Ungarns lebende Dichter wollte die versteinerten Urteile über diesen Landesteil überprüfen. Seine Urteile, die ihre Grundlage in der in Ungarn etwas verspätet auftretenden europäischen Aufklärung hatten, bezeugen ein ambivalentes Verhältnis zu den Siebenbürger Sachsen. Er lobt die Baukunst der Deutschen, ihre schönen Häuser, die Siedlungsstruktur, die innere Ordnung der Ortschaften, er stellt aber die Frage, ob diese für alle Einwohner Siebenbürgens wünschenswert seien.

De ha óhajtanám-e mindenütt ilyennek látni Erdélyt, hogy mindenütt ily kőházakat lássak? Azt az örömet ugyan nem szeretném ily drága áron megvásárlani. Nem rossz az, hogy nem vagyunk mind egyformák; elég ha hasonlók vagyunk.<sup>5</sup>

Der hohe Preis, von dem Kazinczy sprach, sei die kulturfremde Haltung der Sachsen: Obwohl sie angeblich über genügend Geld verfügten,<sup>6</sup> hätten sie dieses nicht für die Kultur ausgegeben; infolgedessen würden sie eine ungepflegte Sprache sprechen – wohlgemerkt: die Aufklärung hatte kein Verständnis für die Mundarten –, ihr Äußeres sei ungepflegt, besonders der häßliche Bart und die schlechten Kleider, die überall getragen würden, fielen auf. Kazinczy beanstandete weiterhin, daß die Fremden nicht herzlich aufgenommen würden, man habe ihm auf der Straße des öfteren nicht geantwortet. Nur in Hermannstadt, unter den vielen intelligenten Menschen fühlte er sich wohl, in dieser Stadt floriere die Kultur, nicht wie in Schäßburg, wo alles schwieg. Das Brukenthalmuseum faszinierte ihn, was aber sein Gesamturteil nicht wesentlich verbesserte.

Nicht nur Kazinczy, auch andere Schriftsteller reflektierten auf die Deutschen aus Ungarn, und nicht nur die Siebenbürger Sachsen, sondern auch die bäuerliche Bevölkerung, die Schwaben bzw. die Städtebürger weckten Interesse. Man sprach mit Mitleid über die Ausgewanderten, denn sie brachen in armseligem Zustand und mit überzogenen Hoffnungen auf:

Diese armen Schwaben gehen häufig als Kolonisten [nach Ungarn], und träumen da goldne Berge. Ich fragte einen großen Buben: Nun, wo gehts hin? „Ins Paradies“, antwortete er. Der Himmel gebe es! Es mogten an Alten und Kindern 10 Personen seyn. Sie sollen seit dem letzten Kriege sehr häufig diese Donaureisen machen. Der schlimme Krieg schüttelt manchen aus seinen Sitze und aus seiner stillen Heimath auf.<sup>7</sup>



<sup>5</sup> Würde ich aber dem Land Siebenbürgen wünschen, daß überall solche Steinhäuser stehen [wie die der Sachsen]? Diese Freude möchte ich mir zu einem so hohen Preis nicht erkaufen. Denn es ist gar nicht schlecht, daß wir nicht alle identisch sind; es reicht, wenn wir uns ähneln. (Übers. des Autors) Vgl. Kazinczy, Ferenc: Versek, műfordítások, széppróza, tanulmányok. Válogatta Szauder Mária [Gedichte, Übersetzungen, Prosa, Abhandlungen. Ausgewählt von M.Sz.]. Budapest: Szépirodalmi, 1979 (Magyar Remekírók), S. 644.

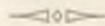
<sup>6</sup> Kazinczy: Versek, S. 648.

<sup>7</sup> Arndt, Ernst Moritz: Erinnerung an Ungern. Zitiert aus: Literatur und Kultur im Königreich Ungarn im 1800 im Spiegel deutschsprachiger Prosatexte. Auswahl und Nachwort von Tarnóci, László. Hg. v. András F. Balogh u. László Tarnóci. Budapest: Argumentum, 2000 (Deutschsprachige Texte aus Ungarn 3), S. 248.



Als die Kolonisten diese Hoffnungen – Jahrzehnte später – doch verwirklichen konnten, schlug das Mitleid der Nachbarn in Achtung und Bewunderung über. Dazu kommt noch, daß die Städte in Ungarn gegen Ende des 18. Jahrhunderts immer stärker von den Deutschen geprägt wurden, deren ökonomische Leistung ebenfalls geschätzt war. Diese allgemeinen Urteile zogen schnell in die Literatur ein, denn die in Entstehung begriffene moderne ungarische Literatur befand sich in der Periode der Romantik, die Pauschalurteile besonders schnell aufnahm. Es wurden gleich Bilder über die Deutschen mittransportiert. Innerhalb der romantischen Stilrichtung etablierte sich als erste die historisierende Prosa, welche ihre Stoffe authentischen oder pseudoauthentischen Quellen entnahm. Auf diese Weise entstanden vor allem Romane, die durch ein neues Schreibverfahren alte, wohlbekannte Stoffe aufnahmen. Stereotype und Bilder über die Deutschen wurden erstmals von Miklós Jósika (1794–1865), dem Begründer des modernen ungarischen Romans geliefert, wodurch *der imagologische Kontext* unseres Themas *literarische Dimensionen* erreichte. Aus dem umfangreichen Oeuvre von Jósika überlebte nur sein bedeutendster Roman, der *Abafi*, wo aber auf Deutschen nicht rekurriert wurde, weil Aristokraten die Handlung trugen. Zu den vergessenen Texten von Jósika wird der Báthory-Roman<sup>8</sup> gezählt, wo der von seinen schlechten Freunden allzu sehr beeinflusste Antagonist die abscheulichsten Taten durchführt, Städte plündern und Menschen ohne Grund töten läßt und auf eine unmenschliche Art die deutsche Städtebevölkerung verfolgt, die durchweg positiv, als aus fleißigen, arbeitsamen Bürgern bestehend gezeigt wird. Bátori ist ein Tyrann, er kann dennoch innige Gefühle zeigen: Er verliebt sich in ein deutsches Bürgermädchen, in Coelesta. Die vorhersehbaren „unmöglichen“ Ereignisse, das glückliche Ende, die vielen Geheimnisse machen jedoch die Handlungsführung dieser Texte auf eine andere Art schablonenhaft. Negative Stereotype kamen bei Jósika erst Jahrzehnte später vor, als er über Sachs von Harteneck,<sup>9</sup> den politischen Vertreter der Deutschen aus Siebenbürgen, einen Roman verfaßte. Der Text wurde zu einem Gruselroman, wo der Sachsenkomes Jungfrauen vergewaltigte und dergleichen Untaten machte. Vorurteile sind also langlebig und zäh. Diese Texte entstanden in der Periode des nationalen Erwachens Südosteuropas, sie transportieren aber noch keine nationalen Wertschätzungen, sondern vielmehr ethnisch-standesgesellschaftliche Vorurteile. Bei Jósika z.B. wird auf Grund von jahrhundertealten Stereotypen aus Hermannstadt eine „mürrische sächsische Stadt“,<sup>10</sup> in der nur eine einzige gastfreundliche Familie lebt: Die ungarische Adelsfamilie Mikó.

In diesem kulturell fremden, aber doch wohlgesinnten Milieu suchten die deutschsprachigen Intellektuellen nach festen Punkten, die quasi als Grenzsteine und Pfeiler des geistigen Lebens dienen sollten. Es bildete sich ein *deutschsprachiger kultureller Kontext* aus, der um die Jahrhundertwende vom 18. zum 19. Jahrhundert dem Theaterwesen entscheidende Impulse gab. Die Grundzüge dieses kulturellen Kontextes können durch Begriffe wie Heimat, Hungarusbewußtsein, Muttersprache, europäische Kulturmuster und Rezeption der deutschen Klassik umrissen werden. Der Begriff der Heimat besaß damals eine andere Struktur als heute und die Identität (sowohl die der Deutschen, als auch die der Ungarn)



<sup>8</sup> Jósika, Miklós: *Az utolsó Bátori* [Der letzte Bátori]. Teil 1-3. Pest: Heckenast Gusztáv, 1837.

<sup>9</sup> Jósika, Miklós: *A nagyszebeni királybíró*. Regény [Der Königsrichter von Hermannstadt. Roman]. 3 Bde. Pest: Heckenast Gusztáv, 1853.

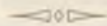
<sup>10</sup> Jósika: *A nagyszebeni királybíró*. Zitat aus der vierten Ausgabe, Budapest: Franklin Társulat, 1901, S. 10.

wies andere Komponenten auf. Unter Heimat verstand man das Land und die Region, wo man lebte, wo man den Lebensunterhalt verdienen konnte, Ungarn also, oder noch enger die Stadt, in der man arbeitete. Zum Bestandteil der Identität wurde auch die politische Struktur des Landes, weil diese Struktur für die Neuankömmlinge offen war: Die Deutschen fühlten sich als treue Untertanen des ungarischen Königs, als Untertanen der heiligen Stephanskronen. Sie sprachen zwar deutsch, oft waren sie des Ungarischen gar nicht mächtig, dennoch fühlten sie sich als ungarische Untertanen, *mutatis mutandi* als Ungarn im politischen Sinne. Sie hatten sich also das sogenannte Hungarusbewußtsein angeeignet, das den Bewohnern dieses Landes seit dem Mittelalter ein Denk- und Identifikationsmuster bot. Die Sprache wirkte damals nicht identitätsstiftend, so wurde die Tatsache, daß die Deutschen aus Ungarn deutsch sprachen und sich als Ungarn fühlten, überhaupt nicht verwirrend oder störend empfunden. Damit ist es zu erklären, daß solche deutsche Dramen an der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert in Pest-Ofen entstanden sind, die die bedeutendsten Figuren der ungarischen Geschichte zu Protagonisten gemacht haben.

Die Existenz des deutschen Theaterwesens wurde auch dadurch erleichtert, daß sich die ungarische Sprache in einer Notsituation befand, denn einerseits war die ungarische Spracherneuerung noch nicht völlig durchgeführt worden, andererseits wurde die Entwicklung der literarischen Sprache dadurch zum Stillstand gebracht, daß die bedeutendsten ungarischen Schriftsteller wegen Teilnahme an der Jakobinerverschwörung von der österreichischen Polizei inhaftiert worden waren. Die nach französischem Muster geplante (aber nicht durchgeführte) Revolution brachte für viele Schriftsteller langjährige Haft und niemand konnte die ungarische Spracherneuerung und die Literatur weiter pflegen, denn neben den Inhaftierungen der bedeutendsten Vertreter der Kultur war auch ein Veröffentlichungsverbot in ungarischer Sprache verhängt worden. Diese negativen Aspekte bewirkten eine Konjunktur der deutschen Sprache, welche gleichzeitig die Vorteile einer gepflegten Schreibkultur anbot. Dies bemerkte auch Johann Ludwig Schedius, der bekannteste zeitgenössische Verleger:

Daß wir [...] die Deutsche Sprache gewählt haben, wird hoffentlich Niemand für eine Verachtung der Landessprache halten, wenn man bedenkt, daß der Kreis der deutschen Lesewelt bey uns weit größer ist, als jedes andern Publikums; daß diese Sprache für die genaue Bezeichnung der unserm Zeitalter angemessenen Begriffe, Vorstellungen und Empfindungen, schon mehr bearbeitet und gebildet ist als jede andere bey uns anwendbare; daß endlich nur dadurch die Verbindung mit Deutschland, welche für unsere Cultur und Literatur die vortheilhafteste ist, erhalten werden kann.<sup>11</sup>

Diese Konjunktur der deutschen Sprache und die Auswirkung der deutschen Kultur trug zum Aufblühen des deutschen Theaterwesens bei. Die Bürger, auch die Ungarn, besuchten deutschsprachige Theatervorstellungen, die es in Hülle und Fülle gab. Es wurden eigene



<sup>11</sup> Schedius, Johann Ludwig: Vorbericht zum Literarischen Anzeiger. In: Literarischer Anzeiger für Ungern. Hg. v. Johann Ludwig Schedius. Wöchentliche Beilage des Neuen Courier aus Ungern, oder die Pester PostAmts Zeitung nebst dem Literarischen Anzeiger. Red. v. Andreas Friedrich Halitzky. Pest: Matthias Trattner, 1798. Nr. 1. Zitiert nach: Tarnóci, László (Hg.): Deutschsprachige Lyrik im Königreich Ungarn um 1800. Redig. und hg. v. László Tarnóci. Lekt. v. András F. Balogh. Budapest: Germanistisches Institut der Eötvös Loránd Universität, 1996 (Deutschsprachige Texte aus Ungarn 1), S. 330.



Truppen organisiert, doch ebenso willkommen waren auch die Wandertruppen, die mit Stücken von Iffland und Kotzebue das Land durchreisten. Die Gastvorträge wurden mit Begeisterung aufgenommen, die Aufführungen der „glänzenden Theater“ aus der Kaiserstadt bestimmten die Mode im Südosten. Diese Situation rief bei dem deutschsprachigen, aber von einem ungarischen Bewußtsein geprägten Bürgertum eine sonderbare Entwicklung hervor: Aus ihren Reihen traten um 1800 Autoren hervor, die in einem gepflegten Deutsch die ungarische Geschichte heraufbeschwörten und für eine ungarische Selbständigkeit plädierten. Die Themen dieser Autoren beschränkten sich aber nicht nur auf historische Stücke: Komödien aus dem Alltagsleben sowie romantisch-sentimentale Dramen erweiterten ihr Repertoire. Es seien hier nur fünf repräsentative Beispiele genannt:<sup>12</sup> Franz Xavier Girzik ist Verfasser des Dramas *Stephann, der erste König der Ungarn*, wo die Regierungszeit des ersten legendären, später heilig gesprochenen ungarischen Königs beschrieben wurde, der die Christianisierung der Ungarn durchführte; Karl Anton Gruber schrieb die Tragödie *Vanina Ormano*, ein Stück, das die aufklärerischen Ideen der Befreiung der Menschheit von ihren Zwängen aufgriff; Johann Jung machte sich einen Namen mit der politischen Komödie *Die Restauration* und Simon Peter Weber wurde zu dieser Zeit durch die Tragödie *Die Hunyadi'sche Familie* bekannt, die einen Höhepunkt der ungarischen Geschichte, den moralischen Sieg der Aristokratenfamilie Hunyadi über ihre Gegner darstellte; Joseph Korompay schrieb das Gruseldrama *Rudolph von Felsek*. Diese Autoren bestimmten damals die Literaturszene Ungarns, die eine echte thematische Vielfalt aufwies, denn das Spektrum reichte von der historischen Tragödie, die damals die angesehenste Gattungsform war, bis zur Komödie und bis zu anderen Gattungen des damaligen literarischen Geschmacks.

Die Lebensläufe dieser Autoren sind größtenteils unbekannt, vier von ihnen gehörten zum deutschen Bürgertum in Ungarn, nur Joseph Korompay war kein Deutscher, sondern vermutlich ein verarmter ungarischer Adliger. Aber weil das Deutsche damals die *lingua franca* der Kultur und der Politik war, erregte der deutschsprachige Ungar, der sich dazu noch als Schauspieler einen Namen gemacht hat, kein besonderes Aufsehen. Gemein war diesen fünf Autoren, daß sie eine Präsenz auf den deutschen Bühnen Ungarns anstrebten. An der Peripherie des deutschen Sprachraums unter dem unmittelbaren Einfluß der ungarischen Kultur in einem mehrsprachigen Milieu vermochten diese Autoren einen *eigenständigen literarischen Kontext* für ihre Texte zu entfalten. Sie verstanden sich als Vermittler und Repräsentanten der Kultur aus Wien und aus Deutschland, der literarische Geschmack schulte sich an ausländischen Vorbildern im Bewußtsein des Eingebunden-Seins in die ungarische Welt, die den Theaterstücken und der Presse ein unverwechselbares Lokalkolorit verlieh. Die westliche Orientierung der Autoren bedeutete, daß sie eine ähnliche Kultur beheimaten wollten; mit Ehrfurcht betrachtete man die großen Werke, man feierte Goethe, Schiller, Lessing, Kotzebue, Iffland und man eiferte ihnen nach, ohne sie übertreffen zu wollen, denn man begnügte sich mit der stillen Bewunderung der ästhetischen Ideale: Über die bloße Verehrung hinaus wollte man ein Zeichen setzen, daß poetische Texte auch in Ungarn entstehen können. In einer kräftigen Sprache wurden diese Ideen vom



<sup>12</sup> Tarnói, László (Hg.): Die täuschende Copie von dem Gewirre des Lebens. Deutschsprachige Dramen in Ofen und Pest um 1800. Auswahl und Nachwort von László Tarnói. Hg. v. András F. Balogh u. László Tarnói. Budapest: Argumentum, 1999 (Deutschsprachige Texte aus Ungarn 2).

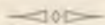


bedeutendsten Literaturorganisator jener Zeit, Christophorus Rösler, formuliert. Seiner Auffassung nach sollten die Autoren auf allen Gebieten der Literatur tapfer versuchen, einen Anfang zu machen, denn die ersten Schritte würden später zum Erfolg führen; er versprach optimistisch der einheimischen Kunst eine große Zukunft:

Sollten wir deßwegen, weil Ungarn bis jetzt keinen Wieland, Schiller und Göthe, keinen Mathisson, Voß, Pfeffel u.s.w. besitzt, es nicht versuchen dürfen, ob wir in der Folge welche bilden können? Sollen wir nur immer ausländische Kunstwerke bewundern, und das Maaß unserer Kräfte, dafür nicht auch untersuchen? Ja dürfen wir in der Hoffnung auf künftige Vollkommenheit nicht gerne den Vorwurf vertragen, daß unser erster Auftritt sich wenig auszeichnete?<sup>13</sup>

Auf den Bühnen Ungarns fehlte es an solchen Versuchen keineswegs, die Fülle der bereits genannten Namen läßt die Behauptung zu, daß es um das Theater damals besser bestellt war, als um die anderen Gattungen. Diese Tatsache ist leicht zu erklären, bot doch das Theater damals die einzige gesellschaftliche Vergnügungsmöglichkeit. Laut statistischer Untersuchungen waren die Theater gut besucht und zwischen den vielen Aufführungen heimischer und gastierender Truppen konnten auch Erstlinge von deutsch-ungarischen Autoren untergebracht werden. Auf diese Weise entstand eine neue Phase der deutschen Regionalliteratur aus Südosteuropa.

Das interessanteste Theaterstück aus diesen ersten Versuchen bildet das Drama *Stephann, der erste König der Hungarn* von Franz Xavier Girzik – dem das Beispiel des Einführungssatzes dieses Beitrages entnommen wurde. Das Stück thematisiert das Grundproblem der ungarischen Staatsgründung: Stephan I., der die Zukunft Ungarns durch ein christianisiertes und dem Westen zugewandtes Land zu sichern gedachte, hat blutige Kämpfe mit heidnisch gesinnten Ungarn ausgetragen. Dieser Bruderkrieg war ein Schisma in der ungarischen Geschichte, weil das bislang homogene Volk gespalten wurde, und weil die blutigen Kriege nicht gegen einen äußeren Feind, sondern gegen die eigenen Landsleute geführt werden mußten. Stephans Sieg sicherte das Fortbestehen des Landes. Dieses Ereignis wurde von Girzik, einem guten Kenner der ungarischen Geschichte, in deutscher Sprache geschildert, wobei er sich auf diese historischen Persönlichkeiten als „unsere Vorfahren“ beruft. Die Zuschauer wurden in die Ereignisse involviert, als ob es hier um ihre direkten Vorväter und um ihr unmittelbares Schicksal bestimmende Tatsachen ginge. Der Schriftsteller und die Zuschauer identifizierten sich mit dem behandelten Problem, wodurch ein soziologischer Kontext entstand. Das Drama wurde „Der edlen Nation der Hungarn“ gewidmet, die beiden Völker werden durch plakative Sätze gefeiert: „es leben alle edlen Hungarn und Deutsche!“ Bei den Ungarn sind nur tapfere Helden zu finden, und keine negativen Figuren wie der deutsche Ritter mit dem sprechenden Namen „Hund“. Diese Auffassung des Dramas liegt auch anderen literarischen Werken der Zeit zugrunde, es seien hier nur Titel erwähnt wie *Hymnus an Pannonia* oder *Eine Ode am Altare des Vaterlandes Ungarn*.<sup>14</sup> Die Identifikation des deutschen städtischen Bürgertums mit der ungarischen



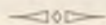
<sup>13</sup> Rösler, Christophorus: Vorrede. In: *Musenalmanach von und für Ungarn auf das Jahr 1801*. Herausgegeben von Christ Rösler. Preßburg: Schauffischer Verlag, 1800. Zitiert nach Tarnóczy S. 334.

Nation, beziehungsweise die literarische Wiedergabe dieser Identifikation ist nicht damit abzutun, daß sich die Bürger ganz einfach als Untertanen der ungarischen Krone fühlten, denn die Herrscher zu jener Zeit waren die Habsburger, mit denen eine solche Identifikation vermutlich nicht schwer gewesen sein dürfte. Das Problem ist jedoch etwas komplizierter, es hat sowohl eine soziologische als auch eine literarische Komponente. Eine solche gesellschaftliche Identifikation verläuft nach gewissen Mustern. Girzik – in Anlehnung an die vorherrschende öffentliche Meinung – übernimmt in seinem Drama die Weltanschauung und Geschichtsauffassung des niederen ungarischen Landadels.<sup>15</sup> Weder die Hocharistokratie mit ihrer Weltoffenheit noch die pauperisierten städtischen Elemente oder gar das Bauerntum kam bei der Herausbildung dieses Identifikationsmusters in Frage: erstere war ihm zu fremd, die zweite und dritte gesellschaftliche Gruppe hätten einen sozialen Abstieg bedeutet. Der Landadel bot den deutschen Städtebürgern wirtschaftliche Kontakte, aber nicht diese, sondern eher ihre Lebensführung war prägend bei der Herausbildung des Identifikationsmusters der deutschen Bürger. Dieser Adel hielt sich oft in den Städten auf, wo er mit einer mondänen Lebensführung Aufsehen erregte und das Beispiel des schönen und guten Lebens prägte, außerdem beeindruckte er die aufkommenden Schichten mit seinem Freiheitsbewußtsein, das er bis auf die ungarische Goldene Bulle im 13. Jahrhundert und Werbőczys Rechtsbuch aus dem 16. Jahrhundert zurückführte. Die Freiheitstradition bildete den Eckpunkt der Weltauffassung des Landadels, die er als angestammtes Recht verstand und mit der er stolz prahlte. Die Symbole dieser Freiheitstradition findet man im Theaterstück von Girzik wieder.

Das Drama stellt den Kampf Stephans gegen die heidnischen Ungarn vor, wobei die Personen dementsprechend in zwei Lager eingeteilt sind: Stephan als Führungsfigur der einen Seite möchte Ungarn als christliches Land aufbauen; die andere Seite wird von Kupa geführt, der die alten heidnischen Traditionen und die Freiheit heraufbeschwörend gegen die christliche Macht, gegen den König und gegen die Fremden, also gegen die Deutschen kämpft. Kupa sagt an einer Stelle in der Manier eines waschechten Verschwörers:

Ich wünsche, daß es niemand hören möge, was ich euch sage. [Kupa wendet sich mit dem Plan einer Verschwörung an seinen Freund] behaltet es wohl für euch! (heimlich zu ihm) Ihr seyd ein Hungar, und wollt eure ehrwürdige Kleidung gegen ein fremdes Wammes vertauschen, oder besser: ihr waret ein alter eisenfester Hungar, aber seitdem fremde Quacksalber ihre Werkstätte in unsern Häusern aufschlugen, seyd ihr auch so weich geworden, wie Bley, und laßt euch in jeden Model hineinpressen.<sup>16</sup>

Die Begründung der Revolte gegen den König, aber auch die Leitgedanken von Stephan waren im 18. Jahrhundert in Ungarn Allgemeingut. Girzik arbeitet in diesem Stück mit Topoi, in einigen Fällen könnte man sogar sagen, daß seine Bilder und Symbole nur mit einer gewissen Hintergrundkenntnis adäquat zu verstehen sind. Für die Leser von heute, aber auch für die Katholiken des 18. und 19. Jahrhunderts waren die religiösen Motive der



<sup>14</sup> Siehe in: Tarnói: Deutschsprachige Lyrik im Königreich Ungarn um 1800, S. 120, bzw. S. 98.

<sup>15</sup> Siehe die Monographie von Szűcs, Jenő: A magyar nemzet tudat kialakulása [Die Entstehung des ungarischen Nationalbewußtseins]. Szeged 1992.

<sup>16</sup> Girzick, Xavier: Stephann, der erste König der Hungarn. Zitiert nach Tarnói: Die täuschende Copie, S. 128.

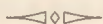


Handlung unschwer nachvollziehbar: Stephan baut ein christliches Reich auf, seine Legitimation kommt von Gott, niemand dürfte dies in Frage stellen, er ist ab ovo sympathisch und weckt Vertrauen in den Zuschauern und Lesern. Logischerweise mußte sein Gegner Kupa, der auch heidnische Töne anschlägt, als grausamer Bösewicht erscheinen. Dies ist aber nicht der Fall, Kupa wird ebenfalls positiv dargestellt: er ist ein Derivat der Figuren, die seit Anbeginn den festen Platz der Nein-Sager in der ungarischen Kultur innehatten. Je nach Epoche mit unterschiedlichen Argumenten versuchten sie sich für eine ungarische Autonomie einzusetzen, das heißt gegen die Abhängigkeiten dieser kleinen Nation auch dann zu kämpfen, wenn die Siegeschancen gering waren. Diese Nein-Sager haben eine Aura der Tapferkeit; zwar wurden ihre Ideen im allgemeinen aus realpolitischen Gründen zurückgewiesen, dennoch achtete man sie. Kupa ist in Girziks Stück mehr als nur ein Verschwörer, er ist ein Träger dieses Tapferkeitsmythos'. Als er zum Beispiel über die „weich“ gemachten Ungarn spricht, dann meint er, daß das ungarische Volk seine angestammte Kulturtradition nicht fortsetzt und sich durch die westlichen Mächte geschlagen gibt, ohne seine Freiheitsideen weiter zu pflegen. Die Symbolik dieser Haltung wird an der Gestalt von Kupa sichtbar, er trägt rohe Kleider, Felle von wilden Tieren und verurteilt diejenigen, die sich nach westlicher Mode kleiden.

Es lohnt sich, einen Vergleich anzustellen. Etwa zu dieser Zeit schrieb der damals in Ungarn oft gespielte deutsche Autor Kotzebue ebenfalls Ungarn-Stücke, zum Beispiel *Ungarns erster Wohltäter* und *Belas Flucht*. Diese arbeiteten nicht mit den genannten nationalen Symbolen, obwohl die Thematik die gleiche war. Im *Stephann* (wie in der Geschichte) siegte nicht die Idee der vom Westen abtrünnigen nationalen Autonomie, sondern König Stephan, der seine Herrschaft festigte und Sicherheit für seine Nachkommen schuf.

Dieses Stück hat ein seltsames Nachleben gehabt. In deutscher Sprache geschrieben, wurde es vom ungarischen Schriftsteller József Katona gelesen, der durch sein Stück *Bánk bán* [Banus Bánk] die erste nationale Tragödie schuf und damit zum Klassiker wurde. In seiner Begeisterung übersetzte Katona Teile aus dem Stück von Girzik, so ist anzunehmen, daß seine Tragödie *Bánk bán* von Girzik beeinflußt wurde. Die kleine deutsch-ungarische Regionalliteratur leistete auf diese Weise ihren bescheidenen Beitrag zur Entstehung der ungarischen Nationaltragödie, der genaue Wirkungsweg ist allerdings noch nicht erforscht worden.<sup>17</sup> Sollte sich diese Hypothese als wahr erweisen, dann haben die ungarischen nationalen Symbole durch die Vermittlung ungarndeutscher Texte den Weg in die ungarische Literatur zurückgefunden.

Einem solchen Drama kann man kaum den Repräsentationszweck absprechen. Das Drama *Stephann* feiert den historischen Sieg und hat die Botschaft, daß wir, die Zuschauer, diesen Ereignissen gewachsen sind, wir sind die edlen Fortführer der christlichen Tradition. Diese Repräsentation wird sogar in einer Tragödie durchgeführt, wo man gattungsbedingt über keinen Sieg sprechen kann: Im Stück *Die Hunyadi'sche Familie* des Zeitgenossen Simon Peter Weber fällt infolge der Intrige Ladislaus Hunyadi, der Sohn von János Hunyadi, der bei Belgrad die Türken geschlagen hat. Die Geschichte war allen bekannt, ebenso wie die



<sup>17</sup> Siehe die detailreichste Monographie über diese Zeitperiode: Tarnóci, László: *Ofen und Pest als Zentren des deutschsprachigen kulturellen und literarischen Lebens im Königreich Ungarn um 1800*. Habilitationsschrift. Budapest: Typoskript, 1994.



Ereignisse einer griechischen Tragödie, so wußte man im voraus, daß nach dem Enthaupten Hunyadis – wo die Tragödie von Weber aufhörte – die gerechte Sache siegen wird und zwar dadurch, daß der jüngere Bruder unter dem Namen Matthias Corvinus zum König gewählt wird, da „das Herz der Hunyaden nicht Verrath, sondern nur Liebe für König und Vaterland kochen kann“, wie von Weber verkündet wurde.

Das Theaterleben in Pest und Ofen hat aber nicht nur historische Themen aufgegriffen: die allergewöhnlichsten Themen wie Liebe, menschliche Schwächen und edle Menschheitsgedanken bereicherten die Palette der Autoren. Viele dieser Texte weisen keine Verknüpfung mit Ungarn auf, wie *Vanina Ornano* von Karl Anton Gruber. Diese Tragödie setzt die Tradition Lessings etwas verspätet fort, aber Motive von Schiller sind hier auch zu entdecken. *Vanina Ornano* ist eine Tragödie der Eifersucht, der Ehemann tötet nach langem inneren Kampf seine unschuldige Gattin Vanina Ornano. Das Stück ist eigentlich eine Parabel der menschlichen Dummheit und die Lehre wird ganz im Sinne der Aufklärung, namentlich der Frühaufklärung formuliert:

Die Fackel der Vernunft nur Wenigen  
Geleuchtet, frech der Aberglaube sich  
Verbreitete, und manches Helden Geist  
In Fesseln hielt.<sup>18</sup>

Gegen diese Fesseln beabsichtigt der Autor zu kämpfen, indem er den Stumpfsinn des Ehemannes angreift, und seine Unfähigkeit zu einem offenen Dialog zeigt. Endergebnis seiner Eigenliebe ist die Tragödie der Familie.

Auf den Bühnen Ungarns ging es aber um 1800 nicht nur traurig oder erhaben zu. Das Repertoire war zwar nicht so „amüsant“ wie in der größten Konkurrenzanstalt des Theaters, im „Tierhatz“ am Stadtrand, wo wilde Tiere unter dem Gelächter des groben Publikums einander jagten und zerfleischten, aber es wurden auch lustig-belehrende Stücke vorgetragen. *Die Restauration* von Johann Jung ist ein solches gewesen: Dieses Stück hat nicht mit der ungarischen Heimat zu tun, der einzige Anknüpfungspunkt ist der Konsum des Tokayers, sonst ist der Schauplatz schlicht und einfach nicht lokalisierbar. Es geht darum, daß ein boshafter und häßlicher Stadtrat ein junges Mädchen heiraten will, dafür aber die Eltern gewinnen muß, weil das Mädchen in einen rechtschaffenen, aber armen Mann verliebt ist. Der teuflische Plan nutzt die Dummheit der Eltern sowie ihr Streben nach gesellschaftlichen Positionen aus: Der Intrigant versucht einen ehrlichen Ratsherrn durch Behauptung eines Diebstahls herabzusetzen, um seine Stelle dem Vater zuzuspielen. Die Intrige wird von einem weisen Juden entlarvt, unschwer erkennt man in ihm das Ebenbild des Nathan, oder gar des Lessingschen Stückes *Die Juden*. Am Ende läßt der Autor dem angeschuldigten Ratsherrn Gerechtigkeit widerfahren und auch die Verliebten können und dürfen heiraten.

Die Dramen von der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert decken eine reiche Palette von Themen, Motiven und Problemen ab. Sie sind Anzeichen eines interessanten Kulturlebens,



<sup>18</sup> Gruber, Carl Anton von: *Vanina Ornano*. Zitiert nach Tarnói: *Die täuschende Copie*, S. 423.

das damals ein breites Publikum angezogen hatte. Es ist jedoch anzumerken, daß diese Literatur die interessantesten Ideen der Zeit nicht mittrug und ihr Erzählstil zeigte keine Innovationen auf. Als soziologische und historische Erscheinung aber ist sie von Bedeutung, denn sie bereichert unsere Kenntnisse über die Existenzmodi der Literatur. Diese Literatur entstand in einem Spannungsfeld zwischen der deutschen Literatur einerseits mit ihren bedeutenden Autoren wie Goethe, Schiller, Kotzebue, Iffland, Ziegler, Johanna von Weißenthurn, Schröder, Kratter und zwischen der ungarischen Kultur andererseits. Eben aus dieser Tatsache folgt die Schwierigkeit der Einordnung und der wissenschaftlichen Wertung der Texte. In beiden Literaturen nehmen sie einen Sonderstatus ein: Für die deutsche Literatur bedeuten sie die verspätete Aufnahme der Motive der Aufklärung und der Romantik. Aus ungarischer Sicht sind diese Autoren und ihre Texte die Repräsentanten einer anderssprachigen Minderheitenliteratur und bilden somit keinen Gegenstand der Forschung. Die ungarische Literaturwissenschaft hat bis jetzt diese Autoren nicht zu ihrem Forschungsgegenstand gemacht, weil sie nicht in der Nationalsprache dichteten, obwohl ihre Themen dem damaligen Alltag aus Pest-Ofen entnommen worden sind und auch ihre Bildsprache oft der ungarischen Kultur näher stand als der deutschen.

Am Randgebiet des deutschen Sprachraumes und im Wirkungskreis der ungarischen Kultur entstanden, werden in diesen Texten solche Einflüsse wirksam, deren Erforschung eine ungarisch-deutsche Doppelperspektive fordert. Die wissenschaftliche Forschung nimmt diese Perspektive immer stärker wahr, und das ist größtenteils Karl Manherz zu verdanken.





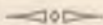
Árpád Bernáth (Szeged)

## Handlungsmodelle zur Erklärung poetischer Werke. Eine Untersuchung des Romans *Und sagte kein einziges Wort* von Heinrich Böll

Seit dem Streit zwischen Platon und Aristoteles über die Rolle der Dichtkunst wird in verschiedenen Zusammenhängen immer wieder die Frage gestellt: Fördern oder verhindern poetische Werke die Erkenntnis? Die Antwort von Aristoteles ist bekanntlich positiv: Die Dichtkunst als sprachliches Festhalten möglicher Welten ist philosophischer als die Geschichtsschreibung, die den Lauf der Dinge in ihrer Einmaligkeit aufzeichnet. Das Gewicht dieser Aussage können wir besser erwägen, wenn wir uns in Erinnerung rufen, dass die Geschichtsschreibung in der Antike nicht als ein Zweig der Philosophie betrachtet wurde. Denn Wissen über das Einzelne ist eine Frage des Erlernens und nicht die des Erkennens. Kein Zufall, dass es im Altgriechischen Sprechweisen gab, die alles ‚Erlernbare‘ unter einem Namen zusammengefasst haben. So wurde die Geschichtsschreibung und die Lehre von Zahlen und Raumgrößen ‚mathema‘ genannt, im Gegensatz zu anderen Gebieten des Wissens, für die Einzelphänomene zunächst als ‚zu Erklärende‘ galten. Das Erklären, genauso wie die Feststellung des Möglichen, hängen aber vom Erkennen allgemeiner Prinzipien ab, die das Mögliche im Modus der Realisation (Einzelfall) oder im Modus der Potentialität (mögliche Fälle) begründen. So entsteht ‚episteme‘ – wohlbegründetes Wissen. Unter diesem Aspekt bedeutet die Ablehnung der Dichtkunst durch Platon nicht nur eine Einreihung der poetischen Werke in die Reihe des Erlernbaren. Vielmehr geht es darum, dass das Erlernbare von zweifelhafter Qualität ist.

Diese Beurteilung des Poetischen rechtfertigt die Deutung des Ausdrucks ‚Dichtung und Wahrheit‘ als Gegensatzpaar. Sie rechtfertigt das Denkschema, wonach die Entwicklung einer Disziplin von (Fehlerhaft-)Beschreibender zur (Theoretisch-)Erklärenden mit der Trennung vom Bereich der Dichtkunst und mit einem Wechsel zum Bereich der Wissenschaft identisch ist. Die Geschichte der Sprachwissenschaft kennt auch dieses Schema. Ein Vorkämpfer der theoretischen Sprachwissenschaft, Louis Trolle Hjelmslev, schreibt in seinem 1943 publizierten Werk über die Grundlage einer Sprachtheorie:

Man muß sich vergegenwärtigen, dass für die Darstellung geisteswissenschaftlicher Phänomene die Wahl besteht zwischen Dichtung und Wissenschaft; zwischen dichterischer Behandlung als einziger Möglichkeit einerseits und dichterischer und wissenschaftlicher Behandlung als zwei koordinierten Formen der Beschreibung andererseits.<sup>1</sup>



<sup>1</sup> Hjelmslev, Louis Trolle: Prolegomena zu einer Sprachtheorie. (Omkring sprogteoriens grundlaeggelse). Übersetzt von Rudi Keller, Ursula Scharf und Georg Stötzel. München: Max Hueber, 1974, S. 13.

Die virulente Langlebigkeit dieses Schemas erscheint uns in der Sprachwissenschaft besonders paradox, auch dann, wenn sich die Sprache zunächst als etwas Erlernbares zeigt. Denn gerade Aristoteles kann als Begründer der theoretischen Textlinguistik angesehen werden, indem er in seiner Poetik als erster gezeigt hat, wann eine Verbindung von Sätzen als eine Einheit zu betrachten ist. Einen Satz (logos, einfach) betrachtet er als eine Einheit von Wörtern dadurch, dass der Satz eine Aussage über einen einzigen Gegenstand ist. Aber auch eine Reihe von Sätzen kann nach Aristoteles eine Einheit, einen Text (logos, zusammengesetzt) bilden. Dies ist erreicht, wenn sie eine Aussage über einen einzigen Gegenstand ist, den er für poetische Werke als Fabel (mythos) bestimmt. Welche Bedingungen soll eine Fabel erfüllen, damit sie eine Einheit bildet, wird wiederum durch eine Theorie in der Poetik definiert.

Ein Text vermittelt also nicht nur Erlernbares, sondern auch Erkenntnisse über ein Ganzes, wenn es ein Text eines poetischen Werkes ist. Die Aufgabe der Theorie ist zu zeigen, durch welche Eigenschaften sich die dargestellten Ereignisse als Teile einer einheitlichen Fabel ausweisen. Ereignisse schließen in poetischen Werken Handelnde begrifflich ein. Indem man im Rahmen einer Theorie Prinzipien bestimmt, die den Aufbau der untersuchten Fabel determinieren sollen, kommt man zu Erkenntnissen über ein System möglicher Handlungsnormen. In diesem Sinne liegt die Erkenntnis, die wir durch die Untersuchung von poetischen Werken gewinnen können, im ethischen Bereich. Das Wohlgeordnetsein der Ereignisse kann zugleich einen ästhetischen Genuss bereiten.

Mit diesen Überlegungen im Hintergrund soll jetzt eine Methode für die Analyse eines Böll-Romans vorgestellt werden, die zugleich auch den allgemeinsten Forderungen von Hjelmslev an eine wissenschaftliche Untersuchung genüge tun.<sup>2</sup>

## 1. Termini für die Beschreibung der Handlung und ihrer Abbildungen

Im folgenden wird ein System von Termini eingeführt, mit deren Hilfe *Böll-Handlungen* als Modelle zur Erklärung von Romanen von Heinrich Böll zu konstruieren sind. Nach dieser Terminologie soll zwischen dem Text und der fiktiven Welt des poetischen Werkes unterschieden werden. Die fiktive Welt wird durch den Text repräsentiert: Der Leser konstruiert sie im Akt des Verstehens des Textes.

Da die wichtigste Komponente eines jeden Romans eine *Ereignisreihe* ist, stellt das abstrakteste Modell eines Romans eine minimale *Handlung* dar. Sie ist wiederum aus *Grundeinheiten* aufgebaut, die nach Ergänzungsbedürftigkeit unterscheidbar sind. Der eine Typ ist geschlossen, aber ergänzungsfähig ( $G_{bs}$ ). Der andere Typ ist offen, ergänzungsbedürftig ( $G_{bo}$ ). Die geschlossene, aber *ergänzungsfähige* Grundeinheit kann als eine Veränderungsrelation zwischen zwei *Zuständen* definiert werden. Ein Zustand ist

<sup>2</sup> Hjelmslev fordert unter anderem die Anerkennung der folgenden Grundsätze: (1) Jedem Verlauf entspricht ein System, mit dem der Verlauf sich analysieren und beschreiben läßt. (2) Jeder Verlauf ist eine Zusammensetzung einer begrenzten Anzahl von Elementen, die in verschiedenen Kombinationen wiederkehren. (3) Elemente mit gleichartigen Kombinationsmöglichkeiten sind in Klassen zu ordnen. (4) Auf Grund der vorhandenen Kombinationsmöglichkeiten ist das Kalkül aller möglichen Kombinationen zu erstellen. Ebd.



ein vom Wissenschaftler konstruierter Sachverhalt, dessen durch Eigenschaften und Relationen näher bestimmbarer 'Objekte' *Figuren* heißen.

Eine Grundeinheit  $G_{b_a}$  ist mit den folgenden zwei Zuständen und ihrer Relation zueinander definiert:

Im ersten Zustand  $Z_1$  der Grundeinheit  $G_{b_a}$  kommen die *Figuren*  $F_a$  und  $F_b$  vor. Zwischen den Figuren  $F_a$  und  $F_b$  besteht die Relation des 'Getrenntseins' (G).

Der zweite Zustand  $Z_2$  wird durch die Aufhebung des Getrenntseins zwischen den Figuren  $F_a$  und  $F_b$  und durch die Ergänzung des Figurenbestandes mit der Figur  $F_c$  etabliert. Die neue Relation zwischen  $F_a$  und  $F_b$  in  $Z_2$  heißt 'Vereintsein' (V). Die Relation zwischen  $F_c$  und ( $F_a$ ,  $F_b$ ) ist die von Befehlshaber und Befehlsverweigerer, wobei die Anordnung, die von  $F_c$  an ( $F_a$ ,  $F_b$ ) gegeben ist, mit der Anforderung 'Ihr sollt euch trennen' umschrieben werden kann.  $F_a$  und  $F_b$  wird auch als *Figuren*paar,  $F_c$  als *Konfliktfigur* der Grundeinheit der Handlung genannt.  $Z_1$  heißt *Anfangszustand*;  $Z_2$ , der auf  $Z_1$  folgt, heißt *Endzustand* der Grundeinheit.

Der Anfangszustand als Wertqualität ist *negativ*, der Endzustand ist dagegen *positiv*.

Die Grundeinheit  $G_{b_a}$  kann demnach folgendermaßen notiert werden:

$$G_{b_a} = G(F_a, F_b) \rightarrow V(F_a, F_b, F_c)$$

wobei das Zeichen  $\rightarrow$  die *Veränderungen* in der Relation zwischen den Figuren bzw. in der Zahl der Figuren angibt.

Die Grundeinheit  $G_{b_o}$  kann man mit Hilfe einer *Umkehrung* der Relation zwischen  $F_c$  und ( $F_a$ ,  $F_b$ ) im Zustand  $Z_2$  konstruieren. Das heißt, es kann – alternierend zur  $G_{b_a}$  – auch ein Sachverhalt als Zustand  $Z_2$  angenommen werden, in dem das Figurenpaar den Befehl der Konfliktfigur nicht verweigert, sondern befolgt. So hört  $Z_2$  aber auf, ein Endzustand zu sein: Wenn  $F_a$  und  $F_b$  die Anordnung 'Ihr sollt euch trennen' Folge leisten, wird ein Zustand  $Z_3$  erreicht, der inhaltlich mit  $Z_1$  identisch ist. Es handelt sich also formal um eine *Wiederholungstransformation*, die man mit Hilfe der eingeführten Symbole wie folgt notieren kann:

$$G_{b_o} = G(F_a, F_b) \rightarrow V(F_a, F_b, F_c) \rightarrow G(F_a, F_b)$$

Die minimale Böll-Handlung  $H_b$  besteht nun entweder aus einer offenen und geschlossenen Grundeinheit oder aus zwei offenen Grundeinheiten.

Die  $G_{b_o}$  mit drei Zuständen als Komponenten wird als eine *Vorgeschichte* in einer Handlung  $H_b$  genannt, weil auf jeden  $G(F_a, F_b)$ -Zustand wieder ein  $V(F_a, F_b, F_c)$ -Zustand folgen kann. Die Kette der Vorgeschichten würde sich theoretisch beliebig lang fortsetzen lassen: Die Verknüpfung erfolgt durch den Zustand  $Z_3$ , beziehungsweise durch Zustände, deren Symbole mit ungerader Indexzahl, die größer als 3 ist, bezeichnet sind. Ein solcher Zustand ist nämlich der Endzustand einer Vorgeschichte und fungiert zugleich als der Anfangszustand der nächsten Vorgeschichte. Bewirkt  $F_c$  die Trennung nicht mehr, spricht man bezüglich der letzten zwei Zustände über eine *Schlussgeschichte* in einer Handlung  $H_b$ . Eine Vorgeschichte oder Schlussgeschichte bildet eine *Phase* der Handlung  $H_b$ .  $H_b$  ist *offen*, wenn sie ausschließlich aus Vorgeschichten besteht ( $H_{b_o}$ ), sonst ist sie *geschlossen* ( $H_{b_g}$ ).

Offene Handlungen repräsentieren negative, geschlossene dagegen positive Wertqualitäten. Die Komplexität (und dadurch die Erklärungskraft) der Handlung  $H_b$  kann durch Substitution einzelner Figuren mit ihren *Varianten* gesteigert werden. Varianten einer Figur  $F_a$ ,  $F_b$ , ...  $F_x$  sind Figuren, die bei Bewahrung jener Attribute, die eine Figur  $F_x$  identifiziert haben, durch Hinzufügung bestimmter weiterer Eigenschaften generiert werden. Die



unveränderbaren Attribute einer Figur  $F_x$  werden *handlungsinterne Identifikationsattribute* genannt. So können Handlungen konstruiert werden, in der statt des Figurenpaares und der Konfliktfigur ihre Figurenvarianten auftreten. Sie werden mit  $F_{a_1}, F_{a_2} \dots F_{a_n}; F_{b_1}, F_{b_2} \dots F_{b_n}; F_{c_1}, F_{c_2} \dots F_{c_n}$  notiert. Es gibt höchstens so viele Figurenvarianten einer Figur wie Phasen in der fraglichen Handlung.

Ein Variantenverhältnis kann nicht nur zwischen Figuren innerhalb einer Handlung  $H_b$ , bestehen, sondern auch zwischen Figuren in verschiedenen Handlungen (zu verschiedenen Begriffswelten). Die Voraussetzung für ein Variantenverhältnis ist auch in diesem Fall die Äquivalenz einiger definitorischer Attribute. Diejenigen Attribute, die durch ihre Äquivalenz verschiedene Figuren in verschiedenen fiktiven Welten verbinden, heißen *handlungsexterne Identifikationsattribute*.

Wird eine Figur  $F_x$  der Handlung  $H_b$  durch Varianten ersetzt, so folgt daraus nicht, dass alle Figuren der betreffenden Handlung mit Varianten ersetzt werden müssen.

Die Ersetzung einer Figurenvariante durch eine andere Variante derselben Figur erfolgt in der Handlung in den Zuständen, die mit einer ungeraden Indexzahl, die größer als 1 ist, angegeben werden. Ein Beispiel für die Notierung:

$$Z_3 = [G(F_{a_1}, F_{b_1}) = G(F_{a_2}, F_{b_2})]$$

Das heißt: Der nach einem Zustand des Vereinigtseins wiederholte Zustand des Getrenntseins einer Figurenvariante von der ihr zugehörenden Figur ist zugleich ein Getrenntsein von einer anderen Variante derselben Figur.

Durch die Einführung der Figurenvarianten durch Identifikationsattribute handlungsinterner bzw. handlungsexterner Art wird ermöglicht, den Grad der Identität von Figuren einer Handlung festzustellen. Zwei Figuren einer Handlung sind entweder attributsfremd und so nicht identisch, oder sie sind Varianten und damit teilidentisch. Sie können teilidentisch sein durch handlungsinterne oder auch durch handlungsexterne Attribute. Werden handlungsexterne Attribute in einer Phase der Handlung eingeführt, können sie in folgenden Phasen einer gegebenen Handlung auch als handlungsinterne Attribute fungieren. Daraus ergeben sich also drei Stufen der Identität zweier Figuren einer Handlung: Sie können *identisch*, *nicht identisch* oder *teilidentisch* sein, wobei die Teilidentität *verschiedene Grade* aufweisen kann.

Eine spezifische Teilidentität der Figuren ist die eine Bedingung für die Einführung von neuen Figurentypen in die Handlung  $H_b$ . Besitzen z. B.  $F_a$  oder  $F_b$  bzw. ihre Figurenvarianten in mindestens einer Phase der Handlung handlungsexterne Attribute, so kann auch eine *Mittlerfigur*  $F_d$  und ihre eventuellen Varianten als Objekte in den Handlungszuständen eingeführt werden. Eine Mittlerfigur muss also mindestens durch ein Attribut von den handlungsexternen Attributen des Figurenpaares oder seiner Varianten in einer Handlungsphase bestimmt sein. Die Benennung dieses Figurentyps soll ausdrücken, dass er Mittler zwischen zwei Welten (zwischen der Welt der gegebenen Handlung und einer relativ zu der gegebenen Handlung handlungsexternen Welt) ist. Wird ein handlungsinternes Identifikationsattribut einer Figur (oder Figurenvariante) in einer bestimmten Handlungsphase durch ein handlungsexternes Identifikationsattribut (z.B. einer Mittlerfigur) ersetzt, sprechen wir über eine *wesentliche Veränderung* ('Metamorphose') *der Figur(envariante)*, die die Voraussetzung ist für eine Schlussgeschichte.

Figurenpaare, deren Teilidentität sich auf die Begegnung und/oder auf die Trennung von  $F_a$  und  $F_b$  oder ihrer Figurenvarianten erstreckt, bilden eine *Parallelhandlung* zu einer Vor-

oder Schlussgeschichte und heißen *Figurenpaare in (einer Phase) der Parallelhandlung*. Die Zustandsveränderungen in der Parallelhandlung sollen freilich generell anderen Prinzipien unterworfen werden als die in der Handlung.

Damit können wir die Einführung der wichtigsten Termini der Handlungsbeschreibung und die Festlegung der Regeln der Modellkonstruierung für Böll-Handlungen abschließen. Jetzt müssen noch Termini definiert, und Regeln aufgestellt werden, die bei der Beschreibung von Texten als fiktive Welten bzw. bei Zuordnung von Texten zu Handlung  $H_n$  relevant sind.

Figuren werden in den Ereignisreihen eines Romans mit *Gestalten* abgebildet.

Einer Figur  $F_x$  oder einer Figurenvariante  $F_{x_n}$  darf mehr als eine Gestalt aus einer fiktiven Welt zugeordnet werden. Die Gestalten, die dieselbe Figur abbilden, heißen *Gestaltenvarianten*. Eine Gestalt  $G_x$  kann jedoch nicht Abbild von mehr als einer Figur bzw. einer Figurenvariante der Handlung  $H_n$  sein.

Den handlungsweltinternen Identifikationsattributen entsprechen in einem der Handlung zugeordneten Text *Motive*, d.h. Ausdrücke, die verschiedene Gestalten in der durch den fraglichen Text erzeugten fiktiven Welt mit gleichen Attributen bekleiden.

Den handlungsweltexternen Identifikationsattributen entsprechen in einem den Handlungen zugeordneten Text *Embleme*, d.h. Ausdrücke, die verschiedene Gestalten in den durch den fraglichen Text erzeugten fiktiven Welten mit gleichen Attributen bekleiden.

## 2. Zeit- und Raumstruktur der Handlung

Prozesse wie Veränderung setzen in der Erfahrungswelt Zeit, Relationen wie Getrenntsein oder Vereintsein setzen Raum voraus. Sind jedoch die Termini 'Handlung', 'Getrenntsein', 'Vereintsein', 'Veränderung', 'Vor- und Schlussgeschichte' wie oben definiert, ist weder die Einführung von expliziten Zeit- noch die von expliziten Raumbegriffen zwingend. Handlungszustände als Komponenten einer Handlung sind geordnet durch die Regel: Ein Zustand mit drei Figuren hat einen Zustand mit zwei Figuren als Vorgänger obligatorisch und als Nachfolger fakultativ. Dadurch, dass Zeit und Raum nicht als vorgegeben betrachtet werden, ist es möglich, sie von der Eigenart der Veränderungen her zu bestimmen. Sie sind also nicht an Zeit- und Raumtheorien empirischer Wissenschaften gebunden und so auch nicht an die Welt der Geschichte. Im Gegenteil: Sie charakterisieren die mögliche Welt der Handlung  $H_n$  als ein spezifisches Raumzeitkontinuum von einem spezifischen ethischen Wert.

In diesem Sinne können wir die Vorgeschichte auch als eine Veränderung der Raum-Relation zwischen den Figuren  $F_a$  und  $F_b$  definieren. In dem Anfangszustand gibt es demnach zwischen dem Figurenpaar (beliebig viel) Raum (von mindestens einer Dimension), in dem Endzustand gibt es dagegen keinen Raum (oder genauer: es bleibt vom Raum ein Raumpunkt ohne Dimension). Eine Schlussgeschichte ist also unter diesem Aspekt nichts anderes als die Aufhebung der Raumdimensionen. Der Auftritt der Figur  $F_c$  im Endzustand ist ein Zeichen dieser Aufhebung. In diesem Sinne ist  $F_c$  die Transfiguration des Raumes. Diese Charakterisierung des Raumes zeigt, in welchem Sinne hier über eine 'ethische Welt' gesprochen wird: Sowohl der Raum als auch die Figur  $F_c$  verkörpern eine negative Wertqualität, nämlich die des Bösen.



Jeder Veränderung des Raumes zwischen dem Figuren paar, der in der Handlung der möglichst größten Einfachheit wegen eindimensional definiert ist, kann ein Zeitpunkt zugeordnet werden. Eine Reihe der Zeitpunkte bestimmt eine Zeitsequenz. Innerhalb des Anfangszustandes können Verkürzungen des Raumes angenommen werden, wobei die Zeitverhältnisse auf die Raumrelationen zurückführbar sind: Relativ zu einer gegebenen Länge des eindimensionalen Raumes, der die Gegenwart in der Zeitsequenz markiert, bezeichnen die immer kürzeren Strecken die Zukunft, die positive Zeitrichtung, und umgekehrt: die immer längeren Strecken die negative Zeitrichtung, die Vergangenheit. Den Endzustand markiert ein Punkt ohne Dimension, wozu eine Zeit gehört, die qualitativ anders ist als die Zeit, die durch den eindimensionalen Raum definiert ist. Wenn der Fluss der Zeit durch die Verkürzung des eindimensionalen Raumes zwischen dem Figuren paar gekennzeichnet wird, soll man annehmen, dass die Zeit im Endzustand nicht mehr 'fließt', nicht mehr vergeht, sondern dass sie (fort)dauert. In den zwei Zuständen einer Schlussgeschichte gibt es also zwei Zeiten von verschiedenen Eigenschaften. Die Zeit im Anfangszustand wird eine *mutative*, eine veränderungsfähige Zeit, die im Endzustand eine *durative*, eine nichtveränderungsfähige Zeit genannt. Wenn wir nun die zwei Arten der in der Handlung möglichen Zeit aufeinander beziehen, können wir feststellen, dass die mutative Zeit nicht durch ihre Zukunftsgerichtetheit definiert ist, das heißt sie fließt nicht der Zukunft, sondern, wie ein Fluss zum Meer, der durativen Zeit zu. Die Zukunftsgerichtetheit wird in dem Handlungstyp Vorgeschichte am klarsten aufgehoben: im dritten Zustand einer Vorgeschichte kehrt der Anfangszustand, d.h. die Vergangenheit zurück. Die mutative Zeit einer Vorgeschichte ist also *zyklisch*. Die Wiederkehr der Vergangenheit erfolgt nach einem 'Stocken' der mutativen Zeit im Zustand  $Z_2$ , also nach einer Unterbrechung der mutativen Zeit durch das Einbrechen der durativen Zeit in diese Sphäre – gekennzeichnet durch die vorübergehende Aufhebung des Raumes, in dem sich die Gegenwart scheinbar zu einer „Ewigkeit“ ausdehnt.

Diese raumzeitlichen Eigenschaften der Handlung verdeutlichen die spezifischen raumzeitlichen Eigenschaften der zuordbaren Ereignisreihen in den Romanen von Heinrich Böll. Zeitabschnitte sind austauschbar als Varianten, und auch das 'Stocken' wird durch einen Riss in der Zeit dargestellt: Die verschiedenen Phasen der Handlung werden durch Ereignisse in einer kalendarisch nicht kontinuierlichen Zeit repräsentiert. Besonders schwer lösbar ist unter dem Aspekt der Wahrscheinlichkeit die Abbildung einer Schlussgeschichte durch Ereignisse einer Welt, die auch in unserer Erfahrungswelt möglich wären. Sie sollten nämlich über die durch die Handlung festgelegten Eigenschaften – oder mindestens über eine Imitation dieser Eigenschaften – verfügen. Der Leser soll Zeitverhältnisse wahrnehmen, die die Durativität der Zeit vorspiegeln.

Die Darstellung der durativen Zeit selbst erfordert eine Welt mit *transzendenten* Dimensionen. Diese Dimension hat z.B. eine christliche Kosmogonie, die unter anderem in der Erzählung *Der Zug war pünktlich* zu beobachten ist. Sie kann aber auch in einer Märchenwelt vorhanden sein, wie die entsprechende Formel zeigt: 'sie leben noch, wenn sie nicht gestorben sind' (cf. Ansätze dazu in *Gruppenbild mit Dame*). Will man jedoch die Darstellung solcher Dimensionen vermeiden, bleibt die Lösung, dass man die 'Gegenwartshandlung' eines Romans in der Gegenwartswelt des Autors situiert. Die so entstandene Gleichzeitigkeit zwischen 'Autorenzeit' und 'erzählter Zeit' am Ende des Romans imitiert eine Situation, in der der Autor/Erzähler der Pflicht entbunden ist, über



den weiteren Gang der Geschichte zu berichten. Für den Schnittpunkt Gegenwart/ Zukunft bleibt aber die Möglichkeit offen, durativ zu werden.

### 3. Die Handlung des Romans *Und sagte kein einziges Wort* und ihre Abbildung in seiner fiktiven Welt

Die Handlung des Romans *Und sagte kein einziges Wort* (Handlung  $H_U$ ) und die Ereignisse, die sie abbilden, kann man folgenderweise angeben:

$H_U$  besteht aus zwei Vorgeschichten und aus einer Schlussgeschichte. Die Vorgeschichten und die Schlussgeschichte spielen sich zwischen denselben Figurenpaaren ab. Demgemäß ist auch die Konfliktfigur in beiden Phasen der  $H_U$  dieselbe. Neben einem Figurenpaar in einer Parallelhandlung tritt auch eine Mittlerfigur  $F_d$  in  $H_U$  auf. Ihr Auftreten erfolgt in einer typischen Form: Sie bildet zuerst mit der Figur  $F_a$ , dann mit der Figur  $F_b$  eine Art Vorgeschichte, die hier als *Quasivorgeschichte* bezeichnet wird. Die zwei Quasivorgeschichten in  $H_U$  keilen sich zwischen der zweiten Vorgeschichte und der Schlussgeschichte. Die Quasivorgeschichte unterscheidet sich von der Vorgeschichte darin, dass zur Aufhebung des Zustandes  $V$  die Konfliktfigur nicht beiträgt. Die zweite Quasivorgeschichte unterscheidet sich in der Handlung  $H_U$  noch in einer Hinsicht von einer echten Vorgeschichte. Zwischen  $F_b$  und  $F_d$  gibt es eine handlungsinterne Teilidentität: Sie besitzen gemeinsame Identifikationsattribute. So sind sie zugleich Varianten voneinander. Das heißt: In der ersten Quasivorgeschichte begegnet  $F_a$  der Variante von  $F_b$ , und dieser Umstand verringert den Quasi-Charakter dieser 'Vorgeschichte'. In der zweiten Quasivorgeschichte begegnen sich einander dagegen Figurenvarianten, und dieser Umstand erhöht ihren Quasi-Charakter.

Mit den eingeführten Symbolen kann  $H_U$  wie folgt notiert werden:

(Vorgeschichte 1.:)

$$G(F_a; F_b) \rightarrow V(F; F_b; F_d) \rightarrow G(F_a; F_b) =$$

(Quasivorgeschichte 1':)

$$G(F_a; F_d) \rightarrow V(F_a; F_d) \rightarrow G(F_a; F_d)$$

(Quasivorgeschichte 2.:)

$$G(F_b; F_d) \rightarrow V(F_b; F_d) \rightarrow G(F_b; F_d)$$

(Vorgeschichte 2.:)

$$= G(F_a; F_b) \rightarrow V(F_a; F_b; F_d) \rightarrow G(F_a; F_b) =$$

(Schlussgeschichte)

$$= G(F_a; F_b) \rightarrow V(F_a; F_b; F_d)$$

Die Begegnung und die Trennung der Figuren in der ersten Vorgeschichte bilden die Ereignisse ab, die die Krise einer seit fünfzehn Jahren bestehenden Ehe zeigen. Im Zentrum des Romans steht freilich nicht die Darstellung der Ehe in ihrer zeitlichen Dimension. Die langen Jahre der Ehe reduzieren sich für den Ehemann Fred Bogner ( $F_a$ ) auf einen einzigen Zustand, der plötzlich unerträglich wird. Als der Roman beginnt, lebt Fred bereits seit zwei Monaten von seiner Frau, Käte ( $F_b$ ), und von seinen drei Kindern getrennt, und im Roman geht es a prima vista um die Darstellung der Umstände, die die Trennung endgültig machen (zweite Vorgeschichte). Wie aber die Handlung  $H_U$  zeigt, bleibt die wiederholte Trennung

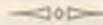
nicht endgültig, durch eine plötzliche Wendung endet der Roman mit der Begegnung von Käte und Fred und mit ihrem unauflösbaren Zusammenbleiben.

Im Sinne der Handlung  $H_b$  soll der Anstoß zur Trennung nicht von einer der Gestalten kommen, die die Figuren  $F_a$  oder  $F_b$  abbilden, sondern von einer dritten Kraft. Diese 'Vorschrift' beschränkt die Darstellung der Liebesproblematik in den Böll-Romanen charakteristisch, die sich auch auf die Ehe- bzw. Familienthematik übertragen lässt. Die äußere Kraft: die Konfliktfigur wird im Roman *Und sagte kein einziges Wort* durch eine Gestalt, die Frau Franke genannt wird, gespielt. Sie ist es, die verhindert, dass die Bogners nach dem Krieg eine 'bewohnbare' Wohnung erhalten und so macht sie ein Zusammenleben der Familie unmöglich. Dem Ehepaar Frank und der Familie Bogner wird nach dem Krieg in einer zerstörten Stadt eine gemeinsame Wohnung zugewiesen. Frau Franke erreicht bei den Behörden, dass die Räume der Wohnung ungleich verteilt werden. Sie braucht außer dem Schlaf- und dem Wohnzimmer ja auch ein „Sprechzimmer“ (S. 87)<sup>3</sup>, das sie darum bekommt, weil die kirchlichen Behörden ihr bescheinigt haben, dass sie in verschiedenen Ausschüssen der Diözese wichtige Ämter bekleidet. Fred kann eines Tages plötzlich nicht mehr ertragen, dass die fünfköpfige Familie in einem einzigen Zimmer gedrängt leben soll und verlässt seine Familie.

Die in der Person von Frau Franke verkörperte Trennungskraft geht also letzten Endes von der Amtskirche aus. Diese Feststellung ist grundlegend für die Bestimmung der Prinzipien, die den Aufbau der Romanwelt determinieren. Und wenn wir in Betracht ziehen, dass die Konfliktfiguren in Bölls historischen 'Kriegsromanen' durch Repräsentanten der militärischen Sphäre abgebildet wurden, dann können wir bereits gewisse Hypothesen über die Richtung der Veränderung der Welten in den Böll-Romanen wagen.

Eine tiefergehende Untersuchung zeigt freilich, dass die militärische Sphäre früherer Romane in diesem Werk nicht einfach mit der kirchlichen ersetzt und in diesem Sinne mit ihr (strukturmäßig) gleichgestellt wurde. Die beiden Sphären sind auch innerhalb des Romans vorhanden. Die Gleichstellung der Sphären gilt sogar sowohl aus der Perspektive des Gestaltenpaares, als auch aus der Perspektive der Konfliktgestalt.

Fred und Käte leben nach ihrer Trennung im Nachkriegsdeutschland ein Leben, das als eine Wiederholung ihres Lebens während des Krieges aufgefaßt werden kann. Fred treibt sich jetzt in einer Großstadt herum, wie er als Soldat in Europa sinnlos hin- und hergefahren wurde, während seine Frau zu Hause versucht hatte, was sie auch jetzt versucht, nämlich die Familie zusammenzuhalten. Sie treffen einander jetzt, wie damals, ab und zu in billigen Hotels. Ergänzen wir diese Beobachtung mit weiteren Details der dargestellten Ereignisse, wird es klar, dass in dem 'Kriegszustand ohne Krieg' die Funktion der militärischen Sphäre durch die kirchliche übernommen wird. So fällt auf, dass Fred Bogner, der seit dem Kriegsende sehr oft seine Arbeitsstelle gewechselt hat, 'jetzt', als er seine Familie verläßt, gerade eine Tätigkeit ausübt, die er auch beim Militär zu verrichten hatte: Er ist „Telefonist“ (S. 86). Jetzt schaltet er die Telefongespräche eines Bischofsamtes, wie er früher die Gespräche einer militärischen Kommandostelle schalten musste. Fred selbst sieht die Ähnlichkeit zwischen den beiden Beschäftigungen. „Stell dir vor,“ erzählt er Käte einmal



<sup>3</sup> Zitiert wird der Roman nach der Ausgabe in: Böll, Heinrich: Werke. Hg. v. Bernd Balzer. Romane und Erzählungen. Bd. 2. 1951-1954. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1977.



über seinen Dienst während des Krieges, „den ganzen Tag am Telefon, fast immer nur die Stimme von hohen Offizieren. [...] Ihr Wortschatz ist so gering, ich schätze ihn auf einhundertzwanzig bis -vierzig Worte. Das ist zu wenig für sechs Jahre Krieg.“ (S. 172) Später spricht er über seine Arbeit im Bischofsamt ganz ähnlich: „Anrufe von draußen nach hier, von hier nach draußen, Ferngespräche, die ich anmelden muss, hin und wieder schalte ich mich ein, lausche den Gesprächen und stelle fest, dass der Wortschatz auch hier einhundertfünfzig Worte kaum übersteigt.“ (S. 196f.)

Zwischen den militärischen und den kirchlichen Sphären wird auch eine unmittelbare Verbindung hergestellt, und zwar aus der Perspektive von Fred in der Person eines hohen Repräsentanten der Kirche.

Mit dem Rot der Märtyrer bekleidet, schritt der Bischof ganz allein zwischen der Sakramentengruppe und dem Chor des Gesangvereins dahin. [...] Der Bischof ging gerade, hatte die Hände gefaltet, und ich konnte sehen, dass er nicht betete, obwohl er die Hände gefaltet hatte und die Augen geradeaus gerichtet hielt. [...] Der Bischof hatte einen fürstlichen Schritt, weit holten seine Beine aus, und bei jedem Schritt hob er die Füße in den roten Saffianpantöffelchen ein wenig hoch, und es sah wie eine sanfte Veränderung des Stehschritts aus. Der Bischof war Offizier gewesen. (S. 112)

Aufgrund der angegebenen Handlung  $H_U$  hätten wir erwarten können, dass die Verflechtung der militärischen und kirchlichen Sphäre in der Person von Frau Franke nachweisbar wird, da sie der Konfliktfigur zugeordnet wurde. Obwohl diese Verflechtung in der Person des Bischofs aufgedeckt werden konnte, ist unsere Erwartung nicht ohne Grund: Frau Frankes Verhalten als Amtsträgerin in der Kirche wird unter anderem vom Bischof bestimmt. Sie kennt ihn sogar persönlich: Sie küßt als Zeichen der Ergebenheit „jeden Montag den Ring des Bischofs [...], wenn er die führenden Damen der Diözese empfängt.“ (S. 87) Die Verbindung zwischen den beiden Personen kommt freilich nicht nur durch die kirchliche Hierarchie zustande: wichtiger – und für die Konstruktion der Böll-Romane charakteristischer – ist, dass der Bischof im Laufe der Erzählung in ein ähnliches Verhältnis zu Fred Bogner gerät wie Frau Frank. In diesem Sinne bildet auch er die Konfliktfigur der Handlung ab, oder anders formuliert: Er und Frau Franke sind Gestaltenvarianten in der Welt des Romans.

Aber wie kommt der Bischof in die Rolle von Frau Franke in seiner Beziehung zu Fred Bogner? Die Identifikation ihrer Funktion aus der Sicht von Fred wird durch die folgenden Ereignisse dargestellt. Fred, seitdem er von seiner Familie getrennt lebt, schläft gelegentlich bei seinem alten Freund Block. Block ist Wächter in einer Villa mit dreizehn Zimmern. Der Eigentümer („er ist General oder Gangster oder beides“ – S. 16) ist ein Danteforscher und reist viel in der Welt herum. Das große Haus steht fast immer leer. In die Villa darf kein Fremder. Wenn Fred dann und wann doch in einem Kämmerchen des großen Hauses übernachten darf, soll er mit dem quälenden Gedanken einschlafen, dass dreizehn Zimmer um ihn leer stehen. Das Haus hat manchmal allerdings auch einen willkommenen Gast. Der Einzige, dem das ganze Haus mit seinem Bibliothekszimmer immer zur Verfügung steht, ist der Bischof, der, wie der Eigentümer, ein Danteforscher ist. Während der Leser merken kann, dass durch die Freundschaft zwischen den beiden Dante-Forschern die militärische mit der Sphäre der Amtskirche wieder verflochten wird und zwar mit einer neuen Bewertung (es gibt Aspekte, unter denen Gangster gleich Generale, und Generale gleich Bischöfe



sind), sollte klar werden, in welchem Sinne Frau Franke und der Bischof sich ergänzen: Je höher die Stellung von einem in der kirchlichen Hierarchie ist, desto mehr hat er davon, was die Bogners zum Leben benötigen, nämlich Wohnraum.

Diese Steigerungsrelation zwischen dem Bischof und Frau Franke kann auch unter einem anderen Aspekt beobachtet werden. Beide zeigen sich scheinheilig. Das Zu-viel-Raum-in-Anspruch-nehmen-Verhalten ist unvereinbar mit der sozialen Ethik ihrer Ämter. Die Verlogenheit ihres Verhaltens zeigt sich auch in anderen Bereichen. Nach der Beschreibung von Fred Bogner ging der Bischof – wie bereits zitiert – in der Prozession „mit dem Rot der Märtyrer bekleidet“. Auch Frau Franke wird mit dem Märtyrertum in Verbindung gebracht. Sie trägt in Kätes Augen die „vielstöckige Krone des Martyriums“ (S. 90). Die Ereignisse, die die beiden Gestalten charakterisieren, enthalten jedoch keine Momente, die auf eine echte Bereitschaft zum Märtyrertum hinweisen. Im Gegenteil: beide Gestalten sind durch einen ausgeprägten Hang zur Bequemlichkeit dargestellt. Das Rot ihrer Bekleidung und ihr öffentliches Benehmen sind Tarnungen, die verbergen sollen, wie sehr sie den Ideen des Christentums entfremdet sind. Der Bischof geht mit gefalteten Händen in der Prozession, er betet aber nicht. Frau Franke kommuniziert jeden Tag, ihre harten Augen aber – wie die Bogners es beobachten – werden nur beim Anblick des Geldes sanft.

Die Identifikation der militärischen Sphäre mit der kirchlichen in diesem Roman führt im Sinne der Böllschen 'Fortschreibung' auch zu einem literaturgeschichtlichen Problem. Es muss geklärt werden, welchen Einfluss die gleiche Bewertung der beiden Sphären auf den Aufbau des Romans hat. Die Frage ist darum wichtig, weil die Bedingung für die Abbildbarkeit der Schlussgeschichte in dem 'historischen Roman' *Der Zug war pünktlich* gerade die Aufnahme der Attribute gewisser Gestalten der katholischen Glaubenswelt durch die Interpretanten des Figurenpaares war. Kann diese Bedingung für die Abbildbarkeit der Schlussgeschichte weiter aufrechterhalten werden, wenn die dargestellten Ereignisse und die Verbindungen durch Attribute die Quelle des Konflikts im Kreis der Kirche ansiedeln? Die Scheinheiligkeit als definitorisches Attribut der Konfliktgestalten zeigt aber, dass Religion und Kirche im Roman nicht kongruent sind. Die vorhandene Diskrepanz zwischen Auftrag und Praxis der Vertreter der Amtskirche ermöglicht, dass sich die Bedingungen auf der Ebene der Werte für die Abbildbarkeit der Schlussgeschichte im Vergleich zu den Romanen *Der Zug war pünktlich* und *Wo warst du, Adam?* nicht ändern müssen.

Eine Veränderung ist dagegen notwendig im Falle der Abbildung der Mittlerfigur  $F_a$ , die per definitionem die Attribute trägt, die für die Realisierung einer Schlussgeschichte erforderlich sind. Im Roman *Der Zug war pünktlich* spielt der Kaplan Paul, im Roman *Wo warst du, Adam?* spielt der lächelnde alte Pfarrer die Rolle der Mittlerfigur. Beide sind also Amtspersonen der Kirche. Im Roman *Und sagte kein einziges Wort* ist die Situation eine ganz andere. Da es durch die Handlung  $H_b$  ausgeschlossen ist, dass die Interpretanten der Konfliktfigur und die der Mittlerfigur derselben Klasse von Personen angehören, kann der Interpretant nicht eine von der Amtskirche anerkannte Gestalt sein. Mit dieser Veränderung erscheinen die Konturen eines Veränderungsprozesses in Bölls Werken, die unter anderen durch eine Zuwendung zum Diesseits zu charakterisieren ist. Um die Durativität des Endzustandes zu erreichen, braucht die Darstellung nicht mehr den Durchbruch ins Jenseitige. Während die Geistlichen der früheren Werke im Gegensatz zur irdischen Sphäre die himmlische vertreten haben, repräsentiert die Interpretantin der Mittlerfigur im Roman *Und sagte kein einziges Wort* eher das Irdische: Sie arbeitet in einer Imbissstube. Das

Wesentliche ist auch in diesem Zusammenhang, dass die Hoffnung, die durch das Mädchen verkörpert wird, nicht allein auf das Jenseitige, sondern auch auf das Diesseitige gerichtet ist. Obwohl – wie später noch ausführlicher dargelegt wird – die Rolle des Mädchens in den Ereignissen der Rolle eines Geistlichen ähnlich ist, verbinden ihre Eigenschaften, die zur Einnahme ihrer strukturellen Position im Roman notwendig sind, sie nicht nur mit den Geistlichen der früheren Romane in der Mittlerfigur-Funktion, sondern auch mit den Interpretanten der Figur  $F_5$ . Diese Beobachtung zeigt noch einmal die Erklärungskraft der Handlung  $H_5$  bzw. die heuristische Leistung der Möglichkeit, aus Vergleichen der Handlungen einzelner Böll-Romane Rückschlüsse auf wesentliche Ähnlichkeiten und Unterschiede im Aufbau der Ereignisreihen zu ziehen. In diesem Vergleich wird klar, was es im Einzelnen bedeuten kann, dass die Ereignisreihe des Romans *Und sagte kein einziges Wort* eine Handlung abbildet, in der die Figur  $F_5$  als eine Variante von  $F_6$  in den zwei Quasivorgeschichten auftritt. Auf der Ebene der Ereignisreihen kann mit Hilfe der Handlungen unter anderem aufgedeckt werden, dass wir eine Präfiguration des Mädchens in der Imbissstube im Roman *Der Zug war pünktlich* in einem Mädchen sehen können, das eine Figur  $F_6$  abbildet. Unter diesem Aspekt wird bedeutungsvoll, dass dieses gleichfalls namenlose Mädchen den Dürstenden auch Kaffee gibt, und steht als Gestaltenvariante im Roman unter dem hier behandelten Aspekt zwischen dem französischen Mädchen, das jedes Jenseitshaften entbehrt, und dem polnischen Mädchen Olina, das auch in einem christlich-mythologischem Sinne Attribute eines Engels aufnimmt. Die wichtigste gemeinsame Eigenschaft der namenlosen Mädchen beider Werke ist die Schönheit, und zwar eine ganz spezifische. Die Eigentümlichkeit dieser Schönheit besteht darin, dass sie auch in der widerwärtigsten Umgebung zur Geltung kommt. Was den Roman *Und sagte kein einziges Wort* betrifft, in der Nähe des Mädchens, das in der Imbissstube arbeitet, hält sich ständig sein jüngerer Bruder Bernhard, ein schwachsinniges Kind, auf. In der Person dieses Kindes summiert sich all das Negative, was in der Umgebung des Mädchens abstoßend ist: Die schlecht riechenden kalten Speisen, die Armseligkeit der Einrichtung, die Verkrüppelung des Vaters. Am ekelerregendsten ist aber der blöde Bernhard selbst, der ständig unverständliche Worte vor sich hinlallt und an einer widerlichen Zuckerstange herumlutscht. Die Gegenwart des Mädchens bietet aber Fred Bogner auch in dieser Umgebung das, was die Kirche ihm auf der Erde verweigert: „Freude“ und „Ruhe“ (S. 100). Indem der Unterschied zwischen Amtskirche und Militär durch ihre identische Funktion als trennende Kraft aufgehoben wird, übernimmt das Mädchen die Funktion der christlichen Gemeinschaft und insbesondere die des Priesters (des Bischofs) einer solchen Gemeinschaft als bewahrende Kraft. So übernimmt auch die Imbissstube die Funktion der Kirche als Raum der Begegnung. Die Verbindung zwischen den beiden wichtigen Lokalitäten im Roman, die zwischen der Imbissstube und der Kirche zu den Sieben Schmerzen Mariä, ist zunächst eine räumliche. Die Imbissstube liegt in der unmittelbaren Nähe dieser Kirche. Das Mädchen geht nach Besuch einer Messe in der Kirche zu den Sieben Schmerzen Mariä zur Arbeit, und auch der Priester der Kirche, der die Messe liest, folgt ihr in die Imbissstube. Er kommt hierher – wie Fred Bogner – vor allem, um in der Nähe des Mädchens zu sein. Er wird in der Imbissstube sogar als Priester tätig: erst hier erteilt er Käte die Absolution, die in der Kirche bei ihm gebeichtet hat. Der Geistliche fühlt sich in der Imbissstube mehr zu Hause als in seiner eigenen Kirche. Denn seine kirchlichen Vorgesetzten schätzen seine Arbeit nicht.



Von einer neuen Seite lernen wir den Pfarrer von den Sieben Schmerzen Mariä, diesen „eckige(n) Bauer(n)“ (S. 94) bei der Beichte von Käte Bogner kennen. Seine priesterliche Tätigkeit entbehrt jeder Routine, jeder Oberflächlichkeit. Wie ernst er die Prinzipien seines Glaubens nimmt, ist besonders an seiner Unsicherheit bei der Absolution von Käte bemerkbar. Es geht dabei um das Verbot des Hasses und um die Bergpredigt.

Den hier beschriebenen Funktionswandel der Imbissstube kann der Leser auch aus der Perspektive von Fred beobachten. Er geht in die Kirche zu den Sieben Schmerzen Mariä, weil er eine bestimmte Imbissstube, in die er ursprünglich gehen wollte, geschlossen vorfand: Imbissstube und Kirche haben in seiner Welt einen ähnlichen Stellenwert. Freds Frühstück in der Imbissstube, in die er dem Mädchen folgend kam, erhält einen quasi-religiösen Bezug. Der Kaffee und das Brot des Mädchens stehen für den Wein und das Brot der heiligen Kommunion. In einem anderen Zusammenhang wird Fred vom Kaffee – und überhaupt vom Frühstück – an Käte erinnert, ohne dass diese Verbindung den Hinweis auf das Sakrament der Kirche aufhöbe. (Diese Sequenzen der Ereignisreihe gehören bereits zu den Sachverhalten, die auch eine Verbindung zwischen Käte und dem Mädchen in der Imbissstube als Interpretanten der Figuren  $F_6$  und  $F_4$  herstellen.)

Käte Bogner macht sich Sonntag nachmittag auf den Weg, um ihren Mann zu treffen und mit ihm gemeinsam ihr Verhältnis endgültig zu klären. Sie will Fred vor die Entscheidung stellen, entweder zu der Familie zurückzukehren oder sich von ihr scheiden zu lassen. Unterwegs passiert sie die Stationen, die auch ihr Mann passiert hat: Sie geht in die Kirche zu den Sieben Schmerzen Mariä und besucht auch die Imbissstube. Ihre Begegnung mit dem Mädchen wird folgender Weise dargestellt:

Das Mädchen stand neben der Kaffeemaschine, blickte in den Spiegel und ordnete ihr Haar: Ich beobachtete ihre weißen, sehr kleinen, kindlichen Hände und sah nun im Spiegel neben ihrem frischen Gesicht, das mir zulächelte, mein eigenes: mager, ein wenig gelblich mit der seitlich schmal auszüngelnden Flamme des dunkelrot gefärbten Mundes: Das Lächeln auf meinem Gesicht. Obwohl es von innen heraus kam, fast gegen meinen Willen, kam mir falsch vor, und schienen unsere Köpfe schnell die Plätze zu wechseln, sie hatte meinen, ich ihren Kopf – und ich sah mich als junges Mädchen vor dem Spiegel stehen, mein Haar zu ordnend. (S. 139)

Damit wird die Übernahme der Eigenschaften des Mädchens mit Hilfe des klassischen literarischen Topos der vertauschten Köpfe zwar nur im Bereich der Spiegelungen, jedoch eindeutig dargestellt. Und dieser ‚Wechsel der Köpfe‘ und dadurch die Metamorphose von Käte, die sich zunächst nur in Kätes Bewußtsein abspielt, erlangt eine Objektivierung im Sinne der Intersubjektivität, indem sie später auch für Fred Bogner stattfindet. Dass Fred Bogner am Ende des Romans zu seiner Frau zurückkehrt, – obwohl die materiellen Ursachen der Trennung, vor allem die Enge der Wohnung, nicht aufgehoben werden – kann man gerade darin begründet sehen, dass er in Käte dieselbe Qualität der Schönheit entdeckt, die er durch das Mädchen von der Imbissstube erfahren hat. Diese Schönheit des Mädchens traf Fred Bogner zum ersten Mal, als er aus der Kirche kommend dem Mädchen nachging:

Dann sah ich das Mädchen für einen Augenblick im Licht: ein sehr sanftes Profil [...] Und wieder berührte mich die Haltung ihres Kopfes [...] Sie war schön, und ich ging ihr nach. [...] Sie war schlank, fast mager, schien kaum mehr als achtzehn oder neunzehn zu sein. (S. 94f.)



Am Ende des Romans, Montag vormittag, als die Scheidung des Ehepaars schon endgültig zu sein schien, erblickt Fred Käte auf der Straße. Er erkennt sie nicht sofort, Fred betrachtet Käte als eine fremde Frau. Aber in dieser 'fremden' Frau wiederholen sich die Eigenschaften des Mädchens von der Imbissstube und damit auch sein Verhältnis zu ihr.

Ich sah eine Frau, deren Anblick mein Herz berührte und zugleich Erregung in mir hervorrief. Die Frau war nicht mehr jung, aber schön [...] vor allem aber sah ich ihr sanftes Profil, und für einen Augenblick [...] setzte mir das Herz aus; [...] ich folgte ihr langsam. (S. 201f.)

Erst wenn in dieser Darstellung die Motive aus der Darstellung der Begegnung mit dem Mädchen von der Imbissstube wiederkehren, und als die ganze Situation als Motiv wiederkehrt, erkennt Fred plötzlich in der fremden Frau Käte: „Sie war es, aber sie war anders, ganz anders, als ich sie im Gedächtnis gehabt habe.“ (S. 202)

Mit der zweiten Begegnung von Fred und Käte schließt sich nicht nur die Motivreihe, die die Metamorphose von Käte nach der Gestalt des Mädchens von der Imbissstube erklärt. Im Schlusskapitel tauchen jedoch auch Motive aus Textsegmenten auf, die der Darstellung Bernhards, des schwachsinnigen Bruders des Mädchens, dienen. Die Funktion von Bernhard erschöpft sich nämlich nicht darin, dass er all das Negative verkörpert, das den Zusammenhalt und Zusammenbleiben einer Familie gefährdet. Nach der Vorstellung seiner Schwester lebt er in einer anderen Welt, und diese zweite Welt hat in ihrer Opposition zu der 'normalen', der ersten Welt einen durchaus positiven Wert. Bernhards Welt ist nicht nur darum bemerkenswert, weil durch sie zum ersten Mal in Bölls Werk die später so bedeutsame Narrenthematik im Keime erscheint, sondern auch darum, weil seine Welt und der Weltzustand am Ende des Romans (ein Zustand also, der die Schlussgeschichte der Handlung  $H_U$  abbildet) eng zusammenhängen. Dieser eigentümliche Zustand kann mit dem Traum verglichen werden und beschreibbar als ein Zustand zwischen dem Diesseits und Jenseits früherer Romane. Er ist der Außenwelt gegenüber verhältnismäßig geschlossen, dem Jenseits gegenüber dagegen ganz offen. Er ist dem zeitlosen Zustand der Glückseligkeit ähnlich, die nur einen einzigen Inhalt hat: die alles umfassende Liebe. Seine genauere Charakterisierung ist daher schwer. Neben den Werten, die durch das Mädchen von der Imbissstube repräsentiert sind, sind diejenigen Eigenschaften die wichtigsten, über die Bernhards Welt verfügt. Nach seiner Schwester erreichen ihn aus der Außenwelt nur wenige Eindrücke, vielleicht nur einige Stimmen und Töne. Sie sind entweder hoch, schrill oder sehr tief, dunkel. Mit dem Knirschen der Straßenbahnen, mit dem Pfeifen der Rundfunkgeräte dringt die Außenwelt beängstigend in Bernhards Welt ein, durch die Orgeltöne in der Kirche, durch das Chorgebet der Mönche scheint eine Nachricht aus dem Jenseits zu ihm zu gelangen. Die schrillen Töne zerstören, die tiefen steigern die Glückseligkeit dieses Zustandes. Das Mädchen von der Imbissstube denkt über ihren Bruder:

Vielleicht hat er immer das sanfte Brausen von Orgel im Ohr, eine braune Melodie, die er allein hört – vielleicht hört er einen Sturm, der unsichtbare Bäume zum Rauschen bringt. Saiten so dick wie Arme kommen zum Klingen – ein Summen, das ihn ruft.“ (S. 142) Und: „Vielleicht ist die Luft Wasser für ihn, grünes Wasser, weil er sich nur so schwer durch sie hinbewegen kann – grünes Wasser, das sich manchmal bräunlich färbt, durchbrochen von schwärzlichen Striemen wie bei einem alten Film. (S. 141)

Diese andere Welt, in der Bernhard lebt, wird auch vom Vater positiv beurteilt und über die Alltagswelt gestellt: Nicht die Kinder sollten die Sprache der Erwachsenen lernen, meint er, sondern umgekehrt, die Erwachsenen sollten Bernhards Lullen verstehen lernen. Merkwürdig ist in diesem Zusammenhang, dass der Vater nicht nur die Sprache der Erwachsenen, sondern auch die Sprache der Tiere in seine Überlegungen einbezieht. Das impliziert allerdings, dass die unverständlichen Worte, die Bernhard spricht, Worte aus der Sprache einer transzendentalen Welt sind, die über der Welt der Tiere und der (erwachsenen) Menschen steht. Die Menschen, meint Bernhards Vater, sind aber unfähig, diese Sprache zu erlernen: „wir machen es nach, unfähig und hart [...] Wir sind unfähig.“ (S. 140)

In der Welt, in die Fred der „fremden“, dem Mädchen aus der Imbissstube ähnelnde Frau folgend am Schluss des Romans gerät, ist auch die Welt von Bernhard enthalten. Achten wir auf die Beschreibung seiner Umgebung! Der Straßelärm des Alltags erreicht ihn nur bruchstückhaft: „Ich hörte die Geräusche kaum, die mich umgaben: Sehr fern, sehr sanft trommelte die Stimme eines Ansagers in mein Ohr“ (S. 203), „hörte die Stimme des Gemüsehändlers wie aus einer tiefen Höhle heraus“ (S. 202), „und weit hinter mir, als rief er aus einer Unterwelt zu mir herauf, hörte ich den Mann, der genau neben mir stand.“ (S. 202) Während also Fred Käte nachgeht, scheint seine Umgebung einer anderen Ebene der Wirklichkeit zuzugehören, einer Ebene, die unter seiner liegt. Diese Beschreibung seiner Umgebung ruft zugleich die Welt der Imbissstube und die von Bernhard wach: „Ich [...] blickte in das grinsende Gesicht eines Javaners aus Pappe, der sich eine Kaffeetasche vor seine blanken Zähne hielt“ (S. 202), hält Fred für uns fest. Inzwischen geht die Frau, die von Fred bereits als Käte erkannt wird, in dieselbe Kirche hinein, in der Bernhard den Gesang der Mönche und das Orgelspiel zu hören pflegt. Freds innerer Monolog:

Ich schwamm hinter Käte her wie durch graues Wasser, konnte die Schläge meines Herzens nicht mehr zählen [...] Käte (trat) in die Klosterkirche [...] Ich [...] öffnete die Kirchtür, hörte Orgelmodulationen aufklingen, ging über den Platz zurück, setzte mich auf eine Bank und wartete. [...] ich fühlte mich verloren, träge dahinschwimmend in einem unendlichen Strom, und das einzige, was ich sah, war die schwarze Kirchentür, aus der Käte herauskommen musste. [...] sie [...] (ging) in die Grüne Straße. (S. 203f.)

#### 4. Die Deutung des Romanschlusses

In den Interpretationen des Romans findet man oft die Bemerkung, dass Freds Rückkehr zu seiner Familie unverständlich, nicht motiviert sei. Es gibt sogar Literaturwissenschaftler, die das Ende des Romans nicht als eine Wiederherstellung der Ehe verstehen wollen.<sup>4</sup>



<sup>4</sup> Im Rahmen dieses Aufsatzes ist es nicht möglich, auf Ergebnisse der Böll-Forschung einzeln und konkret einzugehen. Der interessierte Leser soll auf Forschungsberichte (Francis James Finlay: Aspekte und Tendenzen der Böll-Forschung seit 1976. In: Balzer, Bernd (Hg.) Heinrich Böll. 1917-1985. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 1992. Sowinski, Bernhard: Heinrich Böll. Stuttgart, Weimar: Metzler, 1993.) sowie auf neuere, zusammenfassende Interpretationen (Balzer, Bernd: Das literarische Werk Heinrich Bölls. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1997; Bellmann, Werner: Von „Der Engel schwieg“ zu „Und sagte kein einziges Wort“. In: Bellmann, Werner (Hg.) Stuttgart: Reclam, 2000, S. 82-108.) hingewiesen werden, von denen diese Untersuchung jedoch unabhängig ist.



Solche Feststellungen ergeben sich im Lichte dieser Untersuchung aus einem doppelten Mißverständnis. Einerseits wird die Bedeutung jener Erscheinungen überbetont, die als unmittelbare Auslöser der Zerstörung des Familienlebens der Bogners gelten. Andererseits wird die durch die Wiederaufnahme von Elementen entstandene (Teil)identifikation sowohl zwischen Käte und dem Mädchen von der Imbissstube, als auch die (Teil)identifikation zwischen dem Zustand von Bernhard und dem von Fred am Ende des Romans übersehen. Oder in unserer Terminologie formuliert: Es wurden jene Elemente der dargestellten Ereignisse übersehen, die den Endzustand der Schlussgeschichte abbilden. Die Frage, ob ein Ereignis in einer fiktiven Welt 'verständlich' oder 'unverständlich', 'motiviert' oder 'unmotiviert', d.h. (nach Wortgebrauch dieser Untersuchung) willkürlich oder erklärbar sei, kann in dem hier angewandten Verfahren auf die Frage zurückgeführt werden, ob sich eine Handlung konstruieren läßt, die die Ereignisreihe, die das fragliche Ereignis enthält, zu einem strukturierten Ganzen ordnet.

Durch die Einführung der Handlung als Mittel der literarischen Erklärung für den Aufbau der Ereignisreihen wird zugleich die Möglichkeit feinerer Unterscheidungen für die Auslegung geschaffen. Ein Konflikt gilt im herkömmlichen Sinne dann als gelöst, wenn die Ursachen für den Konflikt aufgehoben werden oder die Gestalten, die den Konflikt austragen sollen, ihren Zustand nicht mehr als konfliktgeladen beurteilen. Die Unsicherheit der Böll-Literatur in der Kommentierung des Romanendes ergibt sich nach meiner Ansicht aus diesem herkömmlichen Verständnis von Konfliktlösung und aus der Tatsache, dass die Konfliktlösung des Romans *Und sagte kein einziges Wort* weder dem einen noch dem anderen Schema restlos entspricht. Ausgehend von den Konstruktionsregeln der Handlung  $H_0$  lassen sich aber auch andere Lösungsmuster konzipieren. Erinnern wir uns noch einmal an die Definition der Schlussgeschichte: sie fordert nicht die Eliminierung der Konfliktfigur, vielmehr geht es um die 'Neutralisierung' ihrer Wirkung. Sie aber erfolgt durch die Veränderung der Eigenschaften des Figurenpaares der Handlung. So ist die Vorbedingung für die Wiederherstellung der Ehe nicht die Veränderung der Amtskirche, sondern die Veränderung der Eigenschaften von Fred und Käte. Und zwar so, dass sie Teile der mystischen Kirche werden, indem sie eine Gemeinschaft bilden, die Träger christlicher Werte ist. Was im Munde des Bischofs nur eine Phrase ist („den Herrgott mit in unseren Alltag nehmen – ihm einen Turm in unseren Herzen bauen“ – S. 125), wird in der wiederhergestellten Ehegemeinschaft verwirklicht durch die Übernahme der Werte der 'Imbissstube'.

Ein Unterschied zwischen der Amtskirche und der mystischen Kirche konnte bisher in erster Linie aufgrund der unterschiedlichen Eigenschaften des Mädchens von der Imbissstube als Mittlergestalt und des Bischofs bzw. der Frau Franke als Konfliktgestaltvarianten festgestellt werden. Die Verlogenheit der Amtskirche im Roman kam in diesem Vergleich vor allem darin zum Ausdruck, dass sich die hier dargestellte Amtskirche nur scheinheilig zur Askese bzw. zum Märtyrertum bekennt. Damit werden aber indirekt die Askese und die Bereitschaft zum Märtyrertum zu definitorischen Merkmalen der Christen. Darum werden die handlungsexternen Identifikationsattribute der Handlung  $H_0$  durch *Embleme* des Märtyrertums abgebildet.

Als emblematisch erweisen sich bestimmte Gestalten der Kirchengeschichte, die bei der Darstellung verschiedener Ereignisse erwähnt werden. Als Fred am Anfang des Romans den Schuster Wagner in seiner Werkstatt besucht, erblickt er das Bild des heiligen Crispinus



an der Wand (S. 78). Er ist der Schutzheilige der Schuster. In der Bibliothek des Eherechtsexperten im Bischofsamt Serge gibt es – so weiß Fred Bogner – ein Glasfenster mit der Darstellung des heiligen Cassius (S. 109). Fred begegnet am Sonntag der Prozession für die Ehre des Heiligen Hieronymus. Die Kirche, die am häufigsten im Roman vorkommt und die mit der Imbissstube in Bezug gesetzt wird, ist die Kirche zu den Sieben Schmerzen Mariä. Eine gemeinsame, vom jeweiligen Kontext unabhängige Eigenschaft von Crispinus, Cassius, Hieronymus und Maria ist die Passion für den Glauben: Sie waren alle Märtyrer. In diesem Zusammenhang ist zu verstehen, dass auch Jesus im Roman als Märtyrer erscheint, als einer, der die Kreuzigung stumm ertragen hat. Wie wichtig dieses Moment ist, zeigt auch der Titel des Romans. Der verdeckte Subjekt im Titel *Und sagte kein einziges Wort* ist eben Jesus, wie das im Roman gesungene Gospel verriet: „...they nailed him to the cross, nailed him to the cross ... sie schlugen ihn ans Kreuz, schlugen ihn ans Kreuz [...] and he never said a mumbaling word ... und er sagte kein einziges Wort.“ (S. 107)

Wenn Fred zu seiner Frau zurückkehrt, obwohl die unmittelbaren Ursachen für die Trennung nach der Logik der Ereignisse: die Armut, die Enge der Wohnung, das Ausgeliefertsein Frau Franke gegenüber weiter bestehen, dann nimmt das Ehepaar die Eigenschaften der großen Asketen und Märtyrer des katholischen Glaubens auf sich. Das Bekenntnis zur Nachfolge verlangt unter den Bedingungen der in diesem Roman dargestellten Welt Dulden und Demut. Sie verlangt die Wahl des unbequemereren Weges, den Weg durch „die enge Pforte“ im Sinne der Bibel, die vom Bauernpfarrer im Roman zitiert wird (S. 136). Doch wird auch der Tod als eine mögliche Lösung des Konflikts in *Und sagte kein einziges Wort* erwogen. Aus der Sicht von Fred besteht die Alternative nicht in der Trennung von der Familie oder in der Wiederherstellung der Ehe, sondern im Tod oder in der Wiederherstellung der Ehe – eine Alternative übrigens, die in *Ansichten eines Clowns* (1963) noch ausgeprägter dargestellt wird. Seine Entfernung von der Familie, sein Rückfall in den ‘Kriegszustand’ bedeutet zugleich das Näher-Rücken des Todes. Dies ist wortwörtlich zu nehmen: Fred sucht während seiner Abwesenheit von der Familie tatsächlich die Nähe der Toten, wie er sie im Krieg gesucht hat. Darum geht er auf die Friedhöfe, nimmt gern an Beerdigungen teil, lässt sich zu Totenmählern einladen, wo Väter in ihm den geheimen Liebhaber ihrer jung verstorbenen Töchter sehen. Diese Suche ist zugleich als Suche der Nähe Gottes zu verstehen: In der Welt des Romans stehen die Toten nahe Gott. Diese Nähe hebt allein die existenzielle Langeweile auf, mit der Freds Leben durchtränkt ist, und die in diesem Roman mit dem Ausdruck der Sinnlosigkeit des Lebens gleichzusetzen ist.

Und an diesem Punkt schließt sich der Kreis beider Themen: das Thema des Todes und das der Ehe. Für die Probleme einer Ehe als Institution gibt es in der Welt des Romans keine diesseitige Lösung. Diese Affinität zu den Toten lässt sich aus der Szene am besten verstehen, in der Fred und Käte über ihre Ehekrise sprechen. Der Schauplatz dieses Gesprächs ist recht merkwürdig: das Zelt eines außer Betrieb gesetzten Karussells. Die Symbolhaftigkeit des Schauplatzes ist offenkundig. Während des Gesprächs nehmen Käte und Fred in einem Wagen des Karussells Platz, in einer mit rotem Samt ausgelegten Hochzeitskutsche. Die Feststellung, dass dieses Platznehmen in der Hochzeitskutsche die Vorwegnahme der Wiederherstellung der Ehe bedeutet, kann durch eine genauere Untersuchung untermauert werden. Dabei helfen uns die Kenntnisse, die in der Form der Handlung  $H_0$  festgehalten sind. Am Anfang des Gesprächs sind die Eheleute (das Figurenpaar) noch voneinander entfernt; Käte sitzt auf einem Schaukelpferd und Fred auf einem hölzernen Schwan. Auf

dem Schwan sitzend versucht Fred, seine Auffassung über die Ehe in Worte zu fassen, und man kann bei der Auslegung seiner Worte die mögliche emblematische Bedeutung des Schwanes und des Schwanenreiters, die wir aus verschiedenen Mythen, Märchen und Sagen kennen, einbeziehen. Der Schwan erscheint bekanntlich in den meisten von diesen als Verbinder verschiedener Bereiche, als der Mittler zwischen diesseitigen und jenseitigen Sphären. Wir können also die Worte Freds als die Worte eines Boten aus einer anderen Welt verstehen: „Vielleicht [...] hätte ich nicht heiraten sollen.“ (S. 157) Das Jenseits ist für Fred also eine Welt ohne Ehe, und diese Vorstellung wird auch von Käte geteilt. Freds Unfähigkeit, eine Ehe zu führen, folgt demnach letzten Endes aus seiner ausschließlichen Orientierung an das Jenseits und an der Unfähigkeit, das Diesseits - und insbesondere die Ehe - als eine Vorstufe für das Jenseits aufzufassen. In diesem Sinne kritisiert Fred die Ehe, und wenn Käte in diesem Gespräch mit Fred für die Fortsetzung der Ehe ist, dann argumentiert sie wie folgt: „Es ist ja nicht für lange Zeit, Fred, für dreißig, vierzig Jahre noch, und so lange müssen wir es aushalten.“ (S. 183)

Die Frage, die hier gestellt ist, können wir so formulieren: Welche Eigenschaften des Figurenpaares ermöglichen ein duratives Vereinigtsein, d.h. – auf der Ebene der dargestellten Welt gefragt – welche Inhalte verleihen dem Zusammenbleiben des Ehepaares Festigkeit? Dass es hier kaum um die Suche nach neuen Formen der ‘Partnerschaft’ gehen kann, zeigt die Geschichte von Büchler und Dora, die eine Parallelhandlung abbildet. Ihr Verhältnis ist nicht ‘verrechtlicht’, sie leben ohne standesamtliche und kirchliche Trauung. Ihre Gestalten tauchen bereits im ersten Kapitel des Romans auf, um vornherein die Möglichkeit einer Kritik der Ehe von der rechtlichen Form her auszuschließen. Über sie sagt Fred: „ihre Freundschaft ist langweiliger geworden als eine Ehe werden kann.“ (S. 82) Und: „dass die Angst hatten vor dem Abend, vor der unendlichen Langeweile, die sie sich aufgepackt hatten, weil sie sich vor der Langeweile der Ehe fürchteten.“ (S. 83)

Die Aufhebung der rechtlichen Rahmen der Ehe bedeutet innerhalb des Wertsystems des Romans genauso eine falsche Alternative als die Alternative ihrer inhaltlichen Umgestaltung. Sie wird im Roman von den Drogisten suggeriert. Es geht um den „Deutschen Drogistenverband“ (S. 117), der nach seiner Propaganda mit der Kirche konkurriert, nach seiner Wirkung jedoch mit der Amtskirche kongruiert, und so übernimmt er als Variante – vertreten durch seine Werbeslogans – in den die zweite Vorgeschichte abbildenden Ereignissen die Funktion der Konfliktfigur. In der Nacht, in der die endgültige Trennung in einem Hotelzimmer beschlossen werden soll, kreisen über der Stadt Flugzeuge, die jetzt statt Bomben Reklame des Drogistenverbandes für Verhütungsmittel abwerfen und durch das Hotelfenster – durch die dünnen Vorhänge hindurch – dringen die beleuchteten Buchstaben unabweisbar ein: „Vertrau dich deinem Drogisten an!“ (S. 178ff.)

Abschließend sollte noch eine Bemerkung über den Ausgang des Romans fallen. Es muss zwischen der literaturwissenschaftlichen Kritik am Aufbau der Ereignisreihe und der Ideologiekritik an der Handlung unterschieden werden. In erstem Falle wird untersucht, ob die dargestellten Ereignisse eine wohlgeordnete Handlung abbilden. Im zweiten Fall kann gefragt werden, was für ein Wertsystem die Handlung und ihre Belegung durch Ereignisreihen repräsentieren. Diese Ideologiekritik wird immer – entweder implizit oder explizit – aufgrund eines vom behandelten Werk unabhängigen Standpunkts vollzogen. Mit der Konstruktion der Handlung  $H_0$  wird also eine notwendige Bedingung zur Ideologiekritik des Romans erfüllt, die kompetent nur in der Kenntnis eines

'Wirklichkeitsmodells', das mit der Handlung  $H_0$  vergleichbar ist, durchgeführt werden kann. Zugleich sollte aber auch klar werden, dass die Ideologiekritik nicht eine unverzichtbare Aufgabe der Literaturwissenschaft im engeren Sinne ist. Es geht hier nur um Abgrenzungen von Fachgebieten und nicht um eine Beanstandung der 'fachübergreifenden' Praxis vieler Literaturwissenschaftler, unter ihnen auch vieler Böll-Forscher. Darum wird hier zum Schluss nicht die Frage behandelt, wie die Auffassung der Ehe und der Familie mit den romanweltfremden Faktoren zusammenhängt, die letztendlich die Entstehung des Romans determiniert haben konnten. Auch wird die Frage nicht behandelt, welche gesellschaftspolitische Wirkung dieser Roman zu der Zeit seines Erscheinens oder später spielte – oder theoretisch, hinsichtlich seiner Eigenschaften – überhaupt spielen könnte. Das Ziel dieser Untersuchung war ein Verfahren zu zeigen, welches geeignet ist, Prinzipien aufzudecken, die den Aufbau der dargestellten Ereignisse bestimmen und zugleich die Funktion dieses Aufbaus klarlegen können.



Pierre Béhar (Saarbrücken)

## Kaiser Rudolfs II. Kreuzzug in Ungarn und die talismanische Malerei

### Der „große Türkenkrieg“, der Prager Hradschin und das okkulte Weltbild

Die Auseinandersetzung mit dem osmanischen Reich war zweifellos die große Angelegenheit des Heiligen Römischen Reiches unter der Regierung Kaiser Rudolfs II. Die ersten großen Kriege, die 1526 mit der Niederlage bei Mohács und kurz darauf mit der Belagerung Wiens 1529, begonnen hatten, hatten bis 1568 ein vorläufiges Ende mit dem Frieden von Andrianopel gefunden, der dreimal verlängert wurde und dabei den Verzicht des Hauses Habsburg auf alle von den Osmanen eroberten Territorien bestätigte, so wie übrigens die Zahlung eines demütigenden jährlichen Tributes von 30.000 Dukaten von Wien an die Pforte, womit Österreich sich als Vasallen des Sultans anerkannte.

Der zu diesem teuren Preis erkaufte Waffenstillstand währte kein ganzes Vierteljahrhundert. 1593 wurde er von den Osmanen gebrochen, die damit auf mehr als zwölf Jahre den sogenannten „großen Türkenkrieg“ eröffneten: Dieser fand erst mit dem Frieden von Zsitvatorok, am 11. November 1606, ein Ende. Allerdings wurde die Ratifizierung dieses Friedens ständig aufgeschoben, so daß erst 1615 und 1616 seine Friedensbedingungen durch zwei weitere Verträge bestätigt wurden. Dieser neue Konflikt wurde vom Papst als „Kreuzzug“ erklärt: eine Auffassung, die sich der neue Kaiser, Rudolf II. – gleichzeitig Erzherzog Österreichs, König von Böhmen und, mindestens offiziell, auch König von Ungarn –, mit Begeisterung zu eigen machte.

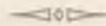
Der neue Herrscher, der eben wegen dieser Türkengefahr seine Residenz von Wien nach dem erheblich westlicher gelegenen Prag verlegt hatte, war vom Papst aufgefordert worden, sich persönlich an die Spitze seines Heeres zu stellen. Nach einigem Zögern hatte dieser es vorgezogen, das Oberkommando seinem jüngeren Bruder, Erzherzog Matthias, anzuvertrauen. Was ihn selbst betraf, beschloß er, in Prag zu bleiben, um von da aus eine rege diplomatische Tätigkeit zu entwickeln. Aber nicht nur eine diplomatische. Von seinem Palast innerhalb der Prager Burg, des Hradschin, aus vollzieht er eine stille Revolution. Als Renaissancefürst sammelt er Bilder und Skulpturen, die er durch die seltenen und wertvollen Objekte seiner sogenannten „Kunst- und Wunderkammer“ vervollständigt, nach den Mustern der Höfe in Italien oder im Reich. Während aber in Florenz, Dresden, München oder Ambras die Sammlungen in bestimmten Räumlichkeiten der fürstlichen Residenz blieben, wird in Prag der Palast in seiner Gänze zum Unterbringungs- und Ausstellungsort der Sammlungen. Die kaiserlichen Gemächer bilden nur noch einen verhältnismäßig geringen Teil des Palastkomplexes. Gerade diese Umwandlung der Funktion des Palasts in

eine Art riesigen Museums, zu diesem Zweck außerdem ständig vergrößert, verleiht ihm einen in der damaligen Zeit absolut einzigartigen Charakter.

Von diesem Palast aus unternimmt der Kaiser – von seiner Zeit als „der neue Hermes Trismegistos“ gefeiert – magische Operationen, durch welche er die irdischen Geschehnisse zu beeinflussen versucht. Sein Weltbild beruht auf der Überzeugung, der ganze Kosmos sei von geheimen, anders gesagt „okkulten“ Beziehungen durchströmt, die die verschiedensten Wesen der Welt miteinander positiv oder negativ verbinden; mit anderen Worten, die ganze Natur bestehe aus „Sympathien“ und „Antipathien“ zwischen deren Bestandteilen; und zwar dadurch, daß die Gegenstände oder Wesen, die eine gemeinsame oder verwandte Seele oder Tugend besitzen, miteinander verwandt sind, während sie mit denen verfeindet sind, die eine entgegengesetzte Seele oder Tugend besitzen. Dieses Weltbild hatte sich nach dem Scheitern des Versuchs des spätmittelalterlichen Nominalismus, die Welt mathematisch zu erklären, so verbreitet, daß es zur Zeit der Renaissance beinahe zur Selbstverständlichkeit geworden war, gehegt von Catharina di Medici über Rudolf II. bis hin zu Wallenstein. Wurde die Welt als ein Netz von geheimen Beziehungen betrachtet, so wurde der Versuch möglich, diese Welt durch sogenannte magische Operationen zu beeinflussen. „Weiß“ war diese Magie, wenn sie sich bemühte, sich der von Gott in die Kreaturen eingesetzten Tugenden zu bedienen; „schwarz“ war sie, wenn sie sich der negativen Tugenden zu bedienen versuchte, deren Urheber der Teufel war.

## Rudolfs II. magische Tätigkeit

Zu seinen magischen Operationen verwendete der Kaiser Objekte, die er seinen Sammlungen entlehnt hatte; dazu verwandte er Abhandlungen über die Magie, vornehmlich das *De Occulta Philosophia sive de Magia* des Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim.<sup>1</sup> Somit versuchte zum Beispiel der Kaiser, sich durch Löwenkrallen in Verbindung mit dem Himmelszeichen des Löwen, seines Geburtszeichens, zu setzen – da den Krallen des Löwen und dem gleichnamigen Himmelszeichen derselbe Geist innewohnte –, sowie durch Alraunen mit dem Himmelszeichen des Steinbocks, der Schutzkonstellation des Reiches, da Kaiser Augustus unter diesem Zeichen geboren war. Dagegen versuchte er, durch Wolfszähne und sogenannte „Schlangenzungen“ – eigentlich fossilisierte Haizähne – über die zwei Schutzkonstellationen des osmanischen Reichs, den Wolf und die Schlange, Macht zu gewinnen. Durch die Anschaffung von Leopardkrallen versuchte Rudolf außerdem, den Planeten Mars zu beherrschen, der als Schutzgestirn des osmanischen Reiches galt.<sup>2</sup> Von seinem geheimen Laboratorium aus, in unmittelbarer Nähe seiner Kunst- und Wunderkammer, bemühten sich seine magischen Operationen, den dem Kaiserreich geneigten Konstellationen den Sieg über die das osmanische Reich schützenden Gestirne



<sup>1</sup> Die erste vollständige Ausgabe des berühmtesten Handbuchs der Magie der Renaissance erschien 1533 in Köln (Henrici Cornelii Agrippae ab Nettesheim À Consiliis & Archiuis Inditiarii sacrae Maiestatis : De Occulta Philosophia Libri Tres. [...] Cum gratia & privilegio Cæsareæ Maiestatis ad triennium. [Kolophon :] Anno M.D.XXXIII. Mense Julio [Köln, Johannes Soter]).

<sup>2</sup> Zur ausführlichen Erklärung all dieser Punkte s. Béhar, Pierre: *Les langues occultes de la Renaissance. Essai sur la crise intellectuelle de l'Europe au XVI<sup>e</sup> siècle*. Paris: Desjonquères, 1996, S. 177-187.

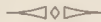


zu sichern. Zu diesen talismanischen Verfahren fügte natürlich der Kaiser, nach den traditionellen Prinzipien der praktischen Kabbala, die Beschwörung der Engel hinzu. Es war kein Zufall, wenn sein Hofrat auf dem Gebiet der Religion, zum größten Ärger des Papstes, kein anderer war als Johann Pistorius, der 1587 in seinem großen Sammelwerk *Ars cabalistica* die Hauptklassiker der kabbalistischen Literatur – und zwar sowohl der jüdischen als auch der christlichen – veröffentlicht hatte.<sup>3</sup>

Diese rege Geheimtätigkeit von Rudolf schien nicht ohne Wirkung zu bleiben. Im Jahre 1595 bewirkt er, daß Siebenbürgen, bisher Vasall des osmanischen Reichs, sich von letzterem löst und Rudolfs Oberlehnsherrschaft anerkennt. 1598 bekommt Rudolf gegen zwei schlesische Herzogtümer sogar die uneingeschränkte Oberlehnsherrschaft über Siebenbürgen, die ihm bis November 1604 erhalten bleiben wird. Noch in dem selben Jahre 1598 wird die Wiedereroberung der Festung Győr – zu deutsch Raab –, einer strategischen Stelle an der Donau, wie ein Triumph gefeiert. Unter diesen Umständen schreibt Johannes Kepler am 11. Juli 1598 von Graz aus einen Brief an seinen Meister Maestlin, in dem er ihn über die Angelegenheiten des Reiches unterrichtet. Dieser Brief ist ein wesentliches Zeugnis des Urteils seiner Zeitgenossen über Rudolf II.:

Es ist, als verfügte unser Kaiser über ein archimedisches Bewegungsvermögen, so langsam, daß diese Bewegung den Augen entgeht, dabei aber die ungeheure Masse der Welt in Gang zu bringen vermag. Da, in seiner Residenz zu Prag, ohne jede Erfahrung in der Kriegskunst, und, so wie man es bisher annahm, ohne Autorität, vollbringt er dennoch Wunder, indem er die Fürsten zu ihren Pflichten zwingt und ihre Treue, ihre Aufopferung und ihre Großzügigkeit erhält. Seine Universalmonarchie, die Furcht so zahlreicher Nationen, erhält er aufrecht, indem er seine Feinde durch einen unaufhörlichen Krieg erschöpft, unter dem er weniger Schäden erleidet als sie. Auf diese Weise legte er die Fundamente einer absoluten Macht, der nur noch die Unterwerfung des türkischen Reiches zu fehlen scheint. Wie? Durch welche Mittel, durch welchen Glücksgriff hat er Österreich Siebenbürgen zurückgegeben? Wir sind alle verwundert.

Und, nachdem Kepler erwähnt hat, daß selbst die Moskoviter ihre Krone Rudolf anzuvertrauen gedenken – ein zweifelloses Zeichen der unmittelbaren Nähe seiner Universalherrschaft –, schließt er mit folgenden Worten: „Wie dem auch sei, kann man nicht umhin, zuzugeben, daß die Unternehmungen unseres Kaisers sich des göttlichen Segens erfreuen.“<sup>4</sup>



<sup>3</sup> Siehe ebd., S. 164.

<sup>4</sup> „[...] videtur in nostro Cæsare inesse Archimedæa quædam ratio motus, qui adeò lentus, ut vix oculos incurrat, successu tamen temporis ingentem molem commoveat. Ecce Pragæ sedens, sine ulla bellicæ artis peritia, sine autoritate (ut antehac credebatur) tamen miracula patrat, principes in officio continet, obsequentes, promptos, liberales habet, orbis monarch[i]am tot sæculis formidabilem sustinet, tractu bellj defatigat, citra tamen magnum aliquod incommodum, quod hostilibus incommodis præponderet. Quibus rebus ejusmodj meræ potestatis fundamenta jacent, ut sola regni turcicj inclinatio deesse videatur. Quid? Quibus quæso artibus, qua fælicitate Transsylvaniam restituit Austriacis? Quod omnes miramur. [...] Utut sit, fatendum ominò est, a Deo benedicj nostrj Cæsaris rebus.“ (Kepler, Johannes: Gesammelte Werke. Bd. XIII (Briefe 1590-1599). Hg. v. Max Caspar. München 1945, Brief 99 (Kepler an Michael Mästlin in Tübingen, [Graz], 1./11. Juni 1598, S. 231).)

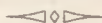


## Der Bilderzyklus über den Türkenkrieg

Diese magische Tätigkeit des Kaisers ist von einem seiner Hofmaler, Hans von Aachen,<sup>5</sup> verherrlicht worden, der im kaiserlichen Auftrag die Hauptphasen des Kreuzzugs gegen die Osmanen und der Siege über diese in einer Reihe von Werken illustrierte. Drei dieser Bilder – *Die Eroberung von Esztergom*,<sup>6</sup> *Die Schlacht bei Sellenbek*<sup>7</sup> und *Die Eroberung von Székesfehérvár*<sup>8</sup> – stellen Rudolf II. in Person, als antiken, loorbeergekrönten Kaiser dar. Im ersten Bild übergibt der Kaiser eine Mitra, als Symbol des christlichen Glaubens und der Wiederherstellung des katholischen Erzbistums von Esztergom, einer weiblichen Gestalt, der Allegorie Ungarns, die Minerva von ihren Ketten befreit während eine Victoria ihr die Mondsichel, das Symbol des Islam, von der Stirn entfernt.



Nach Hans von Aachen: Die Eroberung von Esztergom (Dresden, Kupferstichkabinett)



<sup>5</sup> In Köln um 1552 geboren, am 1. Januar 1592 zum kaiserlichen „Kammermaler“ ernannt, läßt sich Hans von Aachen 1596 in Prag nieder, wo er am 4. März 1615 stirbt.

<sup>6</sup> Original verschollen; bekannt ist das Werk durch eine Kopie, die in Dresden aufbewahrt wird (Staatliche Kunstsammlungen, Kupferstichkabinett, Inventar-Nr. C 5042); s. DaCosta Kaufmann, Thomas: *L'École de Prague*. Paris: Flammarion, 1985, S. 198, Nr. 1-50; Prag um 1600. Kunst und Kultur am Hofe Rudolfs II., Ausstellung Kulturstiftung Ruhr, Villa Hügel, Essen, 10.6-30.10.1988, Freren 1988, Nr. 1-182c.

<sup>7</sup> Ebd.; s. DaCosta Kaufmann: *L'École de Prague*, S. 199, Nr. 1-54.

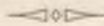
<sup>8</sup> Wien, Kunsthistorisches Museum, Inventar-Nr. 5842 (ausgestellt am Heeresgeschichtlichen Museum); s. DaCosta Kaufmann: *L'École de Prague*, S. 199, Nr. 1-53.

Im zweiten Bild bringt der Kaiser ein Kleid und eine Krone der gefesselten weiblichen Allegorie Siebenbürgens. Im dritten, die Palme des Siegs in der linken Hand, entfernt der Kaiser mit der rechten die Mondsichel vom Kopfe der Allegorie Ungarns, die ein kaiserlicher Adler im selben Moment zu krönen im Begriff ist. In allen drei Szenen wird Rudolf II. als der Protagonist der Siege über die Osmanen dargestellt. Es handelt sich hier um viel mehr als die Tradition der hyperbolischen Verherrlichung des Enkomions. Die Bezeichnung einer Kunstgattung, so wissenschaftlich sie auch noch klingen mag, ist noch lange keine Erklärung. Den Kaiser als Haupturheber von Siegen darzustellen, an denen, wie allgemein bekannt war, er sich nicht physisch beteiligt hatte, hätte doch an Verspottung und Beleidigung gegrenzt. Zweck dieser Werke ist die Behauptung der wesentlichen Rolle, die der Kaiser dank seinen Beziehungen zur göttlichen Welt in der Erringung der Siege dieses Kreuzzuges gespielt hatte. Übrigens zeigt ein anderes Bildnis diesen Zyklus, *Die Eroberung von Győr*<sup>9</sup> darstellend, wie die Victoria die weibliche Allegorie Ungarns krönt. Diese, von ihren Ketten durch einen besiegten Türken befreit, ergreift ihrerseits, der Allegorie der Beständigkeit nachahmend, eine Säule, auf der ein kaiserlicher Adler sitzt.



Nach Hans von Aachen: Die Eroberung Gyōrs (Dresden, Kupferstichkabinett)

Die ganze Szene erfolgt unter Gottes Licht, das aus einem Oval ausstrahlt, auf dem der Name „Iehael“ steht, nämlich der Name des 62. Engels des Schem ha-Meforasch, d.h. des entwickelten Namens der Gottheit: der Macht dieses Engels, der vom Kaiser



<sup>9</sup> Budapest, Szépművészeti Múzeum, Inventar-Nr. 6710; s. DaCosta Kaufmann: *L'École de Prague*, S. 198, Nr. 1-51; Kopie in Dresden, Kupferstichkabinett, Inventar-Nr. C 5043; siehe Prag um 1600, Nr. 182 d.



heraufbeschworen gewesen sein soll, verdankt Győr seine Befreiung. Außerdem unterrichtet uns diese Darstellung genauer über den Eingriff der Gottheit in die Geschehnisse. Am Himmel wird die Mondsichel der Diana von dem Schleier der Juno verhüllt. Zwar ist die Szene symbolisch aufzufassen, indem die Verhüllung des Halbmondes die türkische Niederlage versinnbildlicht; sie ist aber auch konkret zu verstehen, da laut einem damaligen Bericht über die Erstürmung des Bollwerkes „eine dunkle Wolke [...] den Mond verfinsterte“, was den Kaiserlichen ermöglichte, die türkischen Verteidiger der Festung zu überraschen.<sup>10</sup> Die These, die all diese Bilder zu veranschaulichen beabsichtigen, ist eindeutig: Diese Siege sind samt und sonders dem Willen und der Macht Gottes zu verdanken, dessen Stellvertreter auf Erden der Kaiser ist, Vermittler zwischen der himmlischen und der irdischen Welt. Diese Lehre wird übrigens vom ersten Bild des Zyklus behauptet, das *Rudolf II. als Imperator Romanorum* darstellt.<sup>11</sup> Fortuna und Abundantia überreichen ihm die Kronen des Heiligen Römischen Reiches, Böhmens und Ungarns, während am Himmel ein Engel – das Reich – einen Drachen – den Türken – besiegt und Gott, in der Mitte des Bildes, die ganze Szene segnet.

### Bilder als Talismane

Diese Malerei erfüllt vielleicht sogar eine wichtigere Funktion. Das zweite Bild dieses



Hans von Aachen: Die Kriegserklärung  
in Konstantinopel (Öl auf Pergament;  
Wien, Kunsthistorisches Museum)

Zyklus zeigt die Kriegserklärung an den Gesandten Rudolfs in Konstantinopel.<sup>12</sup> Der Vertreter des Sultans, vielleicht der Großvizier selbst, einen Krummsäbel schwingend, wird von den Erinnyen begleitet, den klassischen Symbolen des wutentbrannten Krieges – aber auch eines Wolfes, der unerwarteterweise einen Turban trägt, und somit auf die das osmanische Reich schützende Konstellation des Wolfs hindeutet. Der Gesandte des Kaisers wird seinerseits von Herkules begleitet, dem traditionellen Symbol gleichzeitig der Kraft und der Tugend. Am Himmel aber spielt sich zur gleichen Zeit eine mythologische Szene ab: Mars, das Schutzgestirn des osmanischen Reiches,

fordert Minerva, das Symbol der kaiserlichen Weisheit und Macht, heraus, und zwar in der Gegenwart von Jupiter, der auf einem Adler sitzt und den Donnerkeil in seiner rechten hält.

<sup>10</sup> Siehe Prag um 1600, S. 151 c.

<sup>11</sup> Bekannt nur durch die in Dresden aufbewahrte Kopie; s. DaCosta Kaufmann: *L'École de Prague*, S. 197, Nr. 1-46.

<sup>12</sup> Kunsthistorisches Museum (Wien), Inventar-Nr. 5841. S. DaCosta Kaufmann: *L'École de Prague*, S. 197, Nr. 1-47.



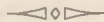
Bemerkenswert ist, daß diese Darstellung des Jupiter dem magischen Bild entspricht, das Agrippa von Nettesheim im Kapitel 39 des zweiten Buchs seines *De Occulta Philosophia* gibt,<sup>13</sup> und daß die Darstellung des Mars der Beschreibung des Gottes in dem darauffolgenden Kapitel desselben Werkes entspricht: „ein bewaffneter Soldat mit Helm, das Schwert an der Seite, einen langen Speer in seiner rechten“; ein Bild, fügt Agrippa hinzu, das dazu bestimmt ist, „Kühnheit, Eifer und Glück in den Kriegen und in Zwisten einzuflossen“,<sup>14</sup> was den Geisteszustand des osmanischen Reichs bei der Kriegserklärung bezeichnet. Diese Quelle der rudolfinischen Ikonographie scheint darauf hinzudeuten, daß bestimmten Bildern eine talismanische Tugend zugesprochen werden konnte. Im vorliegenden Fall mag diese Darstellung zum Ziel gehabt haben, dank den in diesen magischen Figuren enthaltenen okkulten Tugenden den Sieg des Jupiter, des Schutzsterns des Kaisers, über Mars, des Gestirns des Sultans, zu sichern.

Solche Bildnisse konnten sogar Agrippas von Nettesheim Angaben noch besser entsprechen. Dem Maler Hans von Aachen sind bestimmte Bildnisse zugeschrieben, die die doppelte Eigenart aufweisen, auf weißem Marmor bzw. Alabaster gemalt zu sein, und obendrein auf beiden Seiten. Die Kunstgeschichte pflegt, in diesen Bildern „typische Beispiele der Kabinetmalerei“ zu erkennen, die „zur privaten Bewunderung des Sammlers bestimmt“ waren, da sie nicht öffentlich ausgestellt werden konnten, und zwar deshalb, weil einige von diesen beidseitig bemalten Werken unmöglich frei im Raum hängen konnten, da einige der dargestellten Szenen bzw. Portraits mal hoch-, mal breitformatig ausgeführt waren.<sup>15</sup>

Eines dieser Bilder<sup>16</sup> stellt auf der einen Seite den Steinbock des Augustus und den kaiserlichen Adler dar, auf der anderen Jupiter, auf einem Adler sitzend, der seine Donnerkeile gegen eine türkische Armee schwingt, die er in die Flucht jagt.



Hans von Aachen: Augustus' Steinbock mit kaiserlichem Adler  
(Öl auf Marmor; Sammlungen des Grafen Harrach, Rohrau)



<sup>13</sup> S. *De Occulta Philosophia*, I, I, Kap. XXXIX (De imaginibus louis), S. CLXXXIII.

<sup>14</sup> „Faciebant aliam Martis imaginem ad conferendum audaciam, animositatem, fortunam in bellis & rixis: cuius forma erat miles armatus & coronatus, cinctus gladio, in dextra longa gerens lanceam [...]“ (*De Occulta Philosophia*, I, I, Cap. XL, De imaginibus Martis, S. CLXXXIII.)

<sup>15</sup> S. Prag um 1600, S. 218c-219a.

<sup>16</sup> Zur Zeit in den Sammlungen des Grafen Harrach, Schloß Rohrau (Niederösterreich); s. DaCosta Kaufmann: *L'École de Prague*, S. 200, Nr. 1-58.

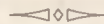


Hans von Aachen: Jupiter treibt die Türken in die Flucht  
(Öl auf Marmor; Sammlungen des Grafen Harrach, Rohrau)

Daß die Tafel aus weißem Marmor ist, wurde bisher von der Kunstgeschichte als nebensächliches Detail betrachtet. Es ist aber ein wesentliches. Im *De Occulta Philosophia* schreibt Agrippa von Nettesheim, daß die Alten, um sich die Gunst des höchsten Gottes zu sichern,

in der Stunde, da Jupiter am Himmel günstig aufsteigt, ein Bild auf einem hellen, weißen Stein anfertigten, das einen gekrönten, gelbkleideten, auf einem Adler reitenden Mann darstellte [...], der in seiner Rechten einen Donnerkeil hielt, den er zu schleudern bereit zu sein schien.<sup>17</sup>

Die ganze Szene steht unter einer Inschrift, einer echten Beschwörungsformel, die sich an den Kaiser richtet, den „Günstling Gottes“, für den „Jupiter streitet“: „NIMIVM DILECTE



<sup>17</sup> „[Veteres] faciebant [...] imaginem hora louis, ipso in exaltatione sua felicitate ascendente, in lapide claro & albo, eius figura erat homo coronatus, croceis indutus vestibus, equitans super aquilam [...] in dextra sagittam habens tanquam missurus eam [...]“ (De Occulta Philosophia, I. I, Kap. XXXIX (De imaginibus louis), S. CLXXXIII).

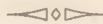


DEO / PRO TE MILITAT ÆTHER".<sup>18</sup> Hier sind wir eindeutig vor dem Versuch der Anfertigung eines Talismans nach den Angaben des *De Occulta Philosophia*, der seinem kaiserlichen Besitzer ermöglichen soll, sich der Kräfte des günstigen Planeten Jupiter zu bedienen, um das osmanische Heer zu besiegen.

Weitere Beispiele der Malerei von Hans von Aachen könnten angeführt werden, insbesondere ein Öl auf Alabaster, das auf der einen Seite ein Portrait Kaiser Rudolfs II. und auf der anderen eine Allegorie auf die Türkenkriege darstellt.<sup>19</sup>



Hans von Aachen: Rudolf II. (Öl auf Alabaster;  
Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Inv.-Nr. GM 1235)



<sup>18</sup> Der Aether, nach der Mythologie Sohn des Chaos und Vater des Himmels, bezeichnete auch Jupiter selbst, wovon mehrere Stellen der alten Autoren zeugen (s. insbesondere Cicero: *Academica*, II, 4; Lukrez: *De Natura rerum*, I, 251; Vergil: *Georgica*, 2, 325).

<sup>19</sup> Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Inventar-Nr. G.M. 1235; s. DaCosta Kaufmann: *L'École de Prague*, S. 195-196, I-42; Prag um 1600, S. 218c-219b, Nr. 102.





Hans von Aachen: Römischer Kaiser mit Minerva und Merkur vor besiegten Türken  
(Öl auf Alabaster; Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Inv.-Nr. GM 1235)

Besondere Aufmerksamkeit verdient die Allegorie auf die Türkenkriege. Besiegte Türken knien vor einem römischen Kaiser, auf einem Thron sitzend, begleitet von Minerva, dem Symbol der Weisheit und der Macht, während vom Himmel, an dem die Konstellation des Steinbocks dargestellt ist, der Gott Merkur zu ihm herunterfliegt mit einer Palme, dem Symbol des Sieges, und einem Olivenzweig, dem Symbol des Friedens, in der rechten Hand, und den Merkurstab, dem Symbol des Handels und der Wohlfahrt, in der linken. Daraus tritt klar hervor, daß die kaiserliche Macht ihren Sieg der Allwissenheit der Minerva verdankt, und vielleicht auch dem Geist des Merkur, der in diesem Fall nicht nur Sieg, Frieden und Wohlstand, sondern auch die geheime Macht der okkulten Wissenschaften darstellen mag: Bekanntlich ist in der Alchimie der Merkurstab ein Symbol für die Struktur der Welt, da die beiden Schlangen, die sich um den Stab winden, die zwei Grundprinzipien der Welt, nämlich Schwefel und Quecksilber, darstellen, die sich um die Achse der Welt winden; man wäre geneigt, darin eine direkte Anspielung auf die okkulten Kenntnisse und Mächte des Kaisers zu erkennen, des neuen Hermes Trismegistos.

Zsuzsa Bognár (Piliscsaba)

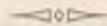
## „Geist als Handwerk“. Versuch eines Porträts von Michael Josef Eisler<sup>1</sup>

Über Michael Josef Eisler als Literaturkritiker habe ich schon in mehreren Aufsätzen geschrieben.<sup>2</sup> In diesen Beiträgen wurde er als Aussenstehender charakterisiert, den aber bemerkenswerte geistige Beziehungen mit dem jugendlichen Georg Lukács und seinem Freundeskreis verknüpften. Dass er auch auf anderen, von der Literaturkritik fern liegenden Gebieten Bedeutendes leistete, wurde bisher höchstens kurz erwähnt. Deshalb sollen hier diese vernachlässigten Schaffensbereiche angemessen vorgestellt werden. Um bereits Gesagtes nicht überflüssig zu wiederholen, sollen von den Literaturkritiken nur die neu entdeckten beziehungsweise solche Schriften herangezogen werden, die auf Eislers ästhetische Ansichten ein neues Licht werfen. Im Mittelpunkt steht sein individuelles geistiges Porträt, wobei an gewissen Stellen der Vergleich mit Georg Lukács wiederum unverzichtbar zu sein scheint. Wir werden möglichst chronologisch vorgehen, um sowohl die Kontinuität als auch die Wandlungen in dieser Laufbahn entsprechend widerspiegeln zu können. Zuerst werden wir in seine Kunstkritik einen Einblick gewähren, dann das literarische Schaffen vorstellen, und inzwischen – auch wenn es an genügender Kompetenz mangelt – seine Rolle in der Geschichte der ungarischen Psychoanalyse würdigen.

### Der Kunst- und Literaturkritiker

„Über meinen älteren Bruder: Ohne zu übertreiben halte ich ihn für den gebildetsten und bedeutendsten Kritiker in Ungarn.“ Dieses Zitat stammt aus einem Brief an Ludwig Hatvany vom Oktober 1909, der Verfasser heißt Alfred Eisler, der mit großer Wahrscheinlichkeit der jüngere Bruder von Michael Josef Eisler war.<sup>3</sup> Alfred Eisler war Jurist und daneben vielbeschäftigter Übersetzer der modernen ungarischen Literatur. Er übersetzte unter anderem Sándor Bródy, Béla Balázs, Ferenc Molnár und Gyula Szini für deutsche Zeitschriften und Verlage.

„Der ältere Bruder“, Michael Josef Eisler, ist am 4. Mai 1882 in Galgóc (Komitat Nyitra) geboren. Sein Vater hieß Ödön Eisler, er beschäftigte sich 1909 nach dem Zeugnis des Briefkopfes von Alfred mit Gerstenausfuhr in Nagyszombat, wo er auch ein



<sup>1</sup> Dieser Beitrag entstand im Rahmen des OTKA Förderungsprogramms Nr. T 035276.

<sup>2</sup> Bognár, Zsuzsa: Irodalomkritikai gondolkodás a Pester Lloydban 1900-1914 [Literaturkritisches Denken im Pester Lloyd 1900-1914]. Budapest 2001; Bognár, Zsuzsa: Michael Josef Eisler und seine Mitstreiter. – Georg Lukács' Magnetfeld im Pester Lloyd. In: Benseker, Frank u.a. (Hg.): Lukács 2001. Jahrbuch der Internationalen Georg-Lukács-Gesellschaft. Bielefeld 2001, S. 25-52.

<sup>3</sup> Archiv der UAW Ms 379/5-12



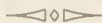
Kommissionsgeschäft und eine Versicherungskanzlei besaß. Die Mutter hieß Dorottya Stein. Michael Josef besuchte zwischen 1892 und 1900 das Gymnasium in Nagyszombat, ab 1900 bis 1905 studierte er an der Philosophischen Fakultät der Budapester Universität.<sup>4</sup> Zur selben Zeit hat auch Georg Lukács hier studiert.<sup>5</sup> Zwischen 1908 und 1910 war Eisler Assistenzarzt, an der Budapester Nervenklinik Praktikant. Danach arbeitete er als Oberarzt des Ambulatoriums in Buda und des Franz-Josef-Handelskrankenhauses. Vor dem I. Weltkrieg publizierte er zahlreiche Kunst- und Literaturkritiken in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften. Seine Publikationsorgane waren: *A Hét* (1908, 1913), *Művészet* (1908), *Neues Pester Journal* (1913), *Nyugat* (1914). In *Művészet* und *Nyugat* erschienen von ihm Kunstkritiken – in *Nyugat* eine einzige über den Expressionisten Dezső Bokros-Birman. In den anderen Organen veröffentlichte er sowohl Literatur- als auch Kunstkritiken. Das Hauptfeld seiner kritischen Tätigkeit lag beim *Pester Lloyd* (1906-1915, 1918, 1924), wo er viele Essays und Buchbesprechungen erscheinen ließ, aber keine Theaterkritiken. Zuerst wird von den Literatur- und Kunstkritiken die Rede sein, die zweifellos den wertvollsten Teil seines Schaffens bilden; Alfred Eisler hatte recht, als er seinen Bruder zu den besten Kritikern seiner Zeit zählte. Zunächst werden wir auf einige, schon in den früheren Eisler-Studien erwähnte Essays eingehen, die von prinzipieller Bedeutung sind und jetzt einen neuen Akzent erhalten.

Aus dem Jahre 1906 stammt der erste Aufsatz, den ich von Eisler im *Pester Lloyd* gefunden habe. Er gehört zu einer Serie mit dem Untertitel: *Aus den Erlebnissen eines Ästhetikers*. Der kurze Artikel mit dem Haupttitel *Hamlet im Frack* tadelt „unsere kulturelle Gegenwart“ wegen ihrer Belanglosigkeit:

Wie oft erfährt man an fein differenzierten Individualitäten eine Genügsamkeit, die niemals in die wogende Weite eines allmächtigen Gefühls strebt und sich kleinmütig abfindet, aus dem phantasiearmen Spiel der Gegenwart sein Schicksal zu weben.<sup>6</sup>

Ich kann nicht unterlassen, hier auf die offensichtliche Parallelität mit Lukács hinzuweisen. Wie bei diesem, so ist auch bei Eisler die Unzufriedenheit mit der Kultur der Gegenwart und die Möglichkeit des Kulturschaffens das zentrale Problem in den programmatischen Aufsätzen. Ebenso begegnet man den Leitgedanken aus Lukács' Novalis-Essay im Beitrag *Zur Gewissensfrage der Moderne* aus dem Jahre 1911, wenn Eisler „den Partikularismus“ beklagt, das Fehlen „allgemeingültiger Werte“ vermisst und als Ideal eine „monumentale Kunst“ erwartet.<sup>7</sup>

Im Gegensatz zu diesen offensichtlichen Parallelen erscheint bei Eisler das Verhältnis von Naturwissenschaften und Kultur, naturwissenschaftlicher Entwicklung und kultureller Erneuerung als eigene, zum weiteren Nachdenken anregende Problematik. Im Essay *Königin Phantasie im Exil* aus dem Jahre 1907 scheint er noch optimistisch zu sein, wenn er behauptet:



<sup>4</sup> Gulyás, Pál: *Magyar frók élete és munkái* [Werk und Leben ungarischer Schriftsteller]. Budapest 1990. Bd. 7.

<sup>5</sup> Bendl, Júlia: *Lukács György élete a századfordulótól 1908-ig* [Georg Lukács' Leben von der Jahrhundertwende bis 1918]. Budapest 1994, S. 75.

<sup>6</sup> Eisler, Michael Josef: *Hamlet im Frack*. In: *Pester Lloyd* [im weiteren PL] 20. November M 258. 1906, S. 25.

<sup>7</sup> Eisler, Michael Josef: *Zur Gewissensfrage der Moderne*. In: PL 3. September M. 209. 1911, S. 31.



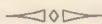
„Die dichterisch Begabten, im weitesten Sinne die Gestaltenden vergruben sich in die reizlosesten Alltagsgeschehnisse, bis sie selbst aus typischen Vorfällen eine wunderbar tiefe und treffende Psychologie ans Licht führten.“<sup>8</sup> Im zwei Jahre später geschriebenen Aufsatz *Naturwissenschaft und Kultur* ist er schon bei weitem nicht so begeistert von den Ergebnissen der Naturwissenschaften:

Sie erleichtern den Existenzkampf, [...] retten zuweilen den Organismus von Krankheit, doch für die Seelennot der Menschen, wie dem Geheimnis des Daseins gegenüber Widerstand entgegenzusetzen, vermögen sie nichts zu tun. [...] Denkwerte werden von Gefühlswerten überlagert, die niemals die Hegemonie über jene hergeben werden.<sup>9</sup>

Das Resultat davon ist die völlige Unfähigkeit des Menschen, sich unter den vorhandenen Daseinsmöglichkeiten und Werten zurechtzufinden. Eislers Skepsis kommt offensichtlich von seinen Erfahrungen in der psychiatrischen Praxis. Als Kulturmensch muß er zugleich anerkennen, dass die sich ständig entwickelnde Naturwissenschaft eine „grandiose“ Möglichkeit für die moderne Kultur bedeutet, weil diese von jener ihre Methodik, den „Geist der Konstruktivität“, entlieh, die jetzt in allen Kunstarten Schönheit stiftend wurde.<sup>10</sup> Obwohl Eisler 1909 unter der Ägide der Konstruktion vom Impressionismus schon als von einer „abgeklungenen“ Stilrichtung der Malerei spricht, widmet er ein Jahr früher in *Művészeti* der impressionistischen Technik, die er damals hochschätzte, einen langen Essay mit dem Titel *Valeurs und Linie*. Er behauptet, dass die Idee der neuzeitlichen Kunst aus dem Einklang von Licht und Farbe stamme. „Die Intensität zweier Farben konnte nicht unverändert bleiben, wenn sie durch das aneinander gepresste und die Gegenstände abtastende Licht nach einer solchen Einheit strebte, die das Auge wohlthuend und ehrlich beurteilte.“<sup>11</sup>

Diese Art der Malerei [...] kennt nicht einmal die eine bestimmte Form bezeichnenden Linien, weil auf den Gemälden das Licht die verschiedenen Konturen beinahe auflöst und in Einklang bringt. Und dennoch hat diese Malerei einen zuverlässigen Sinn für die Form. Die Linie ist nämlich pure Konvention, man könnte sagen, stilistischer Kunstgriff für das Aufzeigen gewisser sinnlicher Wahrnehmungen.<sup>12</sup>

Während also Eisler 1908 noch aus Lichteffekten die Form entstehen lässt, tritt er ein Jahr später für die Konstruktion ein, für das Reduzieren und Abstrahieren der Form- und Farbenwelt, für die Wichtigkeit der Raum- und Flächenverhältnisse in der modernen Malerei. 1914 würdigt er in *Nyugat*, in seinem einzigen hier erschienenen Aufsatz schon die expressionistische Zeichenkunst. Es geht um den jungen Dezső Bokros-Birman. Eisler schätzt dessen abstrakte plastische Sehweise hoch, in seinen Zeichnungen entdeckt er verdichtete „plastische Träume“.<sup>13</sup>



<sup>8</sup> Eisler, Michael Josef: Königin Phantasie im Exil. In: PL 9. Januar M 8. 1907, S. 1.

<sup>9</sup> Eisler, Michael Josef: Naturwissenschaft und Kultur. In: PL 21. September M 223. 1909, S. 1-2.

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> Eisler, Michael Josef: Valeur és vonal [Valeurs und Linie]. In: Művészeti 1908, S. 85.

<sup>12</sup> Ebd., S. 87.

<sup>13</sup> Eisler, Michael Josef: Bokros Dezső. In: Nyugat 1914. I., S. 431-432.

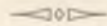
Im selben Jahr schreibt er einen Bericht über die Gruppenausstellung im Künstlerhaus. Mit Bitterkeit stellt er fest, dass zwar alle Richtungen – Impressionismus und Expressionismus, naturalistische und dekorative Kunst, die „Zahmen“ und die „Aufrührerischen“ – vertreten sind, „nur eins kann man mit Sicherheit nicht sagen: was gut und was nicht gut ist“.<sup>14</sup> In der heutigen Kunst herrsche große Unsicherheit, der Intellekt reagiere mit unglaublicher Empfänglichkeit auf alles, „nie früher wurde so viel über Formen gesprochen, und nie war das Leben so formlos wie heute“.<sup>15</sup> Er diagnostiziert also das Chaos sowohl in der Kunst als auch im Leben.

Eislers langatmigste kunstkritische Arbeit ist eine Rede unter dem Titel *Das Werk und die Persönlichkeit von Aubrey Beardsley*, die er als populärwissenschaftlichen Vortrag im Ungarischen Kunstgewerbemuseum am 7. Mai 1907 hielt, und die im selben Jahr durch den Franklin Verlag herausgegeben wurde, und als seine erste selbständige Publikation gilt. Der Künstler Aubrey Beardsley wird von der Kunstgeschichte gewöhnlich als Sezessionist bewertet, für den starke erotische Phantasie und eine außergewöhnliche Ausdruckskraft der Linie charakteristisch sind. Eisler zeigt größeres Interesse für die Seelenwelt, die geheimen Wünsche und Neigungen des Künstlers als für dessen eigenartige Linienführung. In einer langen theoretischen Einführung grenzt er die moderne von der herkömmlichen kritischen Methode ab, die die Kunstwerke an Regeln und Gesetzen gemessen hatte. Er fragt demgegenüber nach der Psyche, den Gedanken, sogar der weltanschaulichen Wende des Künstlers – nach der Hinwendung zum Christentum kurz vor dem Tode.<sup>16</sup> Er bemüht sich um ein vollständiges Charakterbild von Beardsley, womit er sich als ein kundiger Dilthey-Schüler erweist.

Das Diltheysche Erbe kann man in Eislers Kritik über Friedrich Gundolfs Buch *Shakespeare und der deutsche Geist* im Jahre 1911 weiter verfolgen, in der der Kritiker die Bezeichnung „geistesgeschichtlich“ mit Selbstverständlichkeit auch mehrmals verwendet:

Es handelt sich [...] um das starke Erlebnis eines Deutschen, der die geistesgeschichtlichen Produkte seiner Nation ganz aufgenommen hat und nun in Shakespeare, der ihm wie kein anderer das menschengewordene Schöpferturn des Lebens ist, den Maßstab sucht.<sup>17</sup>

Noch erwähnenswert ist, dass Eisler von Gundolfs geistesgeschichtlichen Wertungen die Parallellität hervorhebt, durch die der Autor Goethe als „vollwertige Dichterindividualität“ Shakespeare gegenüberzustellen vermag. Ebenso die Aussage des Rezensenten, dass „die Auseinandersetzung des deutschen Geistes mit Shakespeare“ für Gundolf „ein Gradmesser unserer Kultur“ bleibt, die wiederum der geistesgeschichtlichen Sehweise entspricht.<sup>18</sup> Wir können diese Annäherungsweise auch in einigen Kritiken Eislers finden, wo er ein dichterisches Werk aus einem wesentlichen Grundzug heraus zu erklären versucht. So heißt es über Max Dauthendey: „Eigentlich hat er nur ein einziges Gedicht geschrieben, nur aus einem Urtrieb geschöpft. [...] Er ist der einzige Liebesdichter dieses Zeitalters.“<sup>19</sup>



<sup>14</sup> Eisler, Michael Josef: Gruppenausstellung im Művészház. In: PL 16. Februar A 37. S. 6.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Eisler, Michael Josef: Aubrey Beardsley művészete és egyénisége [Die Kunst und Persönlichkeit von Aubrey Beardsley]. Budapest 1907.

<sup>17</sup> Eisler, Michael Josef: Gundolf: Shakaespeare und der deutsche Geist. In: PL 2. Mai M 125 1911, S.23.

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> Eisler, Michael Josef: Max Dauthendey. In: PL 15. Mai M 115. 1910, S. 26.

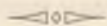
Seine außerordentliche Belesenheit hütet ihn zugleich vor Vereinfachungen, so kann er z.B. anhand des Romans *Prinz Kukuluk* von Otto Julius Bierbaum eine regelrechte literaturhistorische Darstellung des nüchternen dichterischen Intellekts von Lionardo bis Gottfried Keller präsentieren.<sup>20</sup> Ein grundlegender ästhetischer Aspekt führt ihn aber eindeutig über die geistesgeschichtliche Methode hinaus, indem er die Form in den Mittelpunkt rückt. Hier soll einerseits wiederum auf die Gemeinsamkeit mit Lukács verwiesen werden, andererseits auf die Hochachtung der beiden für Paul Ernst. Für Eisler ist Paul Ernst stets die unbestreitbare Autorität geblieben. Um 1910 standen sie miteinander in Briefwechsel; Eisler widmet dem Dramatiker in seinem Gedichtband *Elfenbeinturm*, der 1910 in Berlin erschien, ein Sonett, und auf einer gesonderten Seite seiner Aphorismensammlung *Unerlöste Welt*, die 1935 in Budapest herausgegeben wurde und als sein letztes Werk gilt, steht: In memoriam Paul Ernst. Im *Pester Lloyd* erschienen zwei größere Studien Eislers über Ernst. Die erste 1910, mit dem Titel *Paul Ernst*, würdigt dessen Dramentechnik und die theoretische Schrift *Der Weg zur Form* gerühmt wird besonders die neoklassische Richtung, weil sie endlich der Formfrage die gebührende Bedeutung beimisst.<sup>21</sup> Der zweite langatmige Aufsatz aus dem Jahre 1912 ist eine Rezension über Ernsts *Ein Kredo*. Den Zweck der Arbeit vergleicht Eisler dem der theoretischen Werke von Lessing, Schiller und Hebbel: „Ein Erkennen der künstlerischen Form und die Ableitung ihrer Gesetze aus der Beziehung ist Technik und Wirkung.“<sup>22</sup> Das Publikum ist oft geneigt, so Eisler, die verstandesmäßige Arbeit in einem Kunstwerk zu unterschätzen, obwohl

man heute wohl niemandem klarmachen müssen wird, daß ein architektonisches Gebilde, zum Beispiel ein Tempelbau [...] seine Schönheit den wohlerwogenen Berechnungen des Künstlers verdankt, der seine Raumempfindung in gesetzmäßigen Gestaltungen ausformte.<sup>23</sup>

Über das Erfordernis der intellektuellen Leistung hinaus gibt es noch ein weiteres grundsätzliches Moment, dass bei allen drei Ästhetikern – Lukács, Ernst und Eisler – als unverzichtbar gilt: das Ethische. „Leser, die auf dem Wege zum Verständnis des Dichters sind, mögen die hier sich offenbarende schöne Sittlichkeit in den Problemstellungen rein künstlerischer Art weiter verfolgen und schließlich die hohe Ethik in den dichterischen Werken erleben“ – wünscht der Rezensent in demselben Jahr, in dem er nur einige Monate früher, über die deutsche Ausgabe von Lukács' *Die Seele und die Formen* ähnliche Bemerkungen verfasste.<sup>24</sup>

### Der Sonettband *Elfenbeinturm*

Beide literarischen Werke von Eisler – sowohl der Sonettband als auch die Aphorismensammlung – sind Raritäten. Der Gedichtband erschien im Oktober 1910 in



<sup>20</sup> Eisler, Michael Josef: Bierbaum: *Prinz Kukuluk*. In: A Hét 1908, S. 326.

<sup>21</sup> Eisler, Michael Josef: Paul Ernst. In: PL 20. August M 193. 1910, S. 21-22.

<sup>22</sup> Eisler, Michael Josef: Das Kredo eines Dichters. In: PL 20. Oktober M 248. 1912, S. 22-23.

<sup>23</sup> Ebd.

<sup>24</sup> Ebd.



einer einmaligen Auflage von vierhundert Exemplaren und wurde bei Otto von Holten in Berlin gedruckt. Die Widmung heißt: „Diese Sonette gehören meiner lieben Frau“. Auf dem Titelblatt findet sich in der Mitte die graphische Darstellung eines unten gedrungenen, nach oben schmaler werdenden kreisförmigen Gebäudes mit mehreren Türmchen in doppeltem Rahmen. Darüber kann man den Titel lesen: *Elfenbeinturm. Der Sonette erster Teil von Michael Josef Eisler*. Der Dichter plante also ursprünglich eine Fortsetzung, wie es auch aus seinem zueignenden, bescheidenen Brief an Ludwig Hatvany vorgeht:

Budapest, 11. Dezember 1910

Hochverehrter Herr!

Mein Berliner Verleger schickte in diesen Tagen ein Exemplar meines eben erscheinenden Buches an Ihre werte Adresse und an dieser Stelle möchte ich Sie bitten, das Buch mit Wohlwollen zu empfangen. Zu der Herausgabe wurde ich dadurch angeregt, daß sich zuerst über einige Versuche, dann über die ganze Arbeit Stefan George – den ich für den größten lebenden Lyriker Deutschlands halte – ermutigend äußerte, gleichfalls Paul Ernst aus Weimar. Kein Gedicht ist von mir bisher in einer Zeitschrift erschienen und ich werde wahrscheinlich auch fortan nur mit Gedichtbänden vor das Publikum treten (vielleicht schon zu Ostern mit dem folgenden). Ich will kein Vorwort zu meinem Buch; hoffentlich kann es seine Sache einigermaßen selbst vertreten. Auch weiß ich, daß der Band nicht frei ist von den Unzulänglichkeiten des Anfängers, aber vielleicht wird es mir in einem späteren gelingen, mich harmonischer auszudrücken.

Ich verbleibe mit Hochachtung

Dr. Eisler

V. Nádor Str. 5.<sup>25</sup>

Nach dem Zeugnis des Briefes kannte also Eisler nicht nur Paul Ernst, sondern auch Stefan George persönlich, immerhin war sein Verhältnis zu ihnen vertrauter als zu den führenden Schriftstellern der modernen ungarischen Literatur.

Zwei Kritiken sind mir über den Sonettband bekannt. Die eine stammt von H. L. – vielleicht Hugo Lukács – und erschien im *Pester Lloyd*. Hinter den pathetisch klingenden Fragen kann man die Ironie eindeutig herausspüren – und auch die Überzeugung, dass im Band ein moderner Dichter die Gefühle seiner Generation in authentischer Form zum Ausdruck brachte:

Wo sind sie hin, die guten alten Zeiten, da ein lyrisches Gedicht unbedingt die einfachen, klaren, egoistischen Liebes- oder anderen Lust- und Leidgedühle des Dichters in möglichst wohlklingenden und leichtfaßlichen Worten zu spiegeln hatte? Wo sind sie aber auch hin, die Dichter und anderen Menschen, die so glatt und brav und selbstverständlich die allheilige Trias: Vaterland, Geliebte und Wein verehrten und verherrlichten? Die heutige Generation empfindet subtiler und komplizierter, auch minder egozentrisch als die vorhergehenden, das 'ich' wird von ihr auch in seiner integrierenden, nicht bloß in seiner differenzierten Wesenheit beachtet, und auch der lyrische Dichter fühlt sich stark als Teil des Ganzen, bloß durch seine sensitivere und



<sup>25</sup> Archiv der UAW Ms 379/13

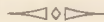
intuitivere Veranlagung dazu prädestiniert, für die Menge zu fühlen und zu sagen. [...] Die subjektivste Form der Dichtung ist tiefer und breiter geworden, der Poet ist aus sich selbst heraus getreten. Aber er sagt nicht bloß, was sie empfinden, sondern sucht sich und uns auch Rechenschaft über das 'warum' abzulegen. Ein solcher moderner Dichter ist Michael Josef Eisler. Und wenn auch begreiflicherweise der angedeutete philosophische Zug seine Gedichte etwas beschwert und verschleiert, so erhöht und verfeinert sie zugleich.<sup>26</sup>

Wie ich schon konstatierte, ist der Band für Mihály Babits in *Nyugat* „die Poesie der Abstraktionen“.<sup>27</sup> Und obwohl Babits anerkennt, dass diese Gedichte „schön“ sind, weiß jeder, der seine Kritik über *Die Seele und die Formen* kennt, dass diese Feststellung sowie die Entdeckung, dass den Dichter „zweifelloso eine geistige Verwandtschaft“ auf Grund seiner „subtilen Denkweise“ mit Georg Lukács verknüpfen müsse, gewisse Vorbehalte einschließt.<sup>28</sup> Allein das Adjektiv 'subtil' habe bei Babits kein positives Vorzeichen. Dieser hat jedoch in vielem recht: dass diese Sonette keine parnassischen sind und viele von ihnen eine mittelalterliche Atmosphäre ausströmen.

Der schmale Band enthält fünfzig Sonette, die folgendermaßen verteilt sind: Das erste Sonett ist der „Fürspruch“ und trägt den Titel *Ikarische Sehnsucht*. Dann kommen *Die dreißig Sonette der Tat*, denen *Die zwölf Sonette meiner Fraue* folgen. *Hausaltar* heißt der nächste Zyklus, bestehend aus sechs Sonetten, die alle Künstlern gewidmet wurden. Die abschließende Rosette trägt die Bezeichnung der Gedichtart gleich im Titel: sie heißt *Das Sonett*.

Wie Eislers Kritiker feststellten, kennzeichnet diese Gedichte eine hohe Abstraktheit; eine Begrifflichkeit, die große geistige Anstrengung vom Leser verlangt. Das Verständnis erschweren aber nicht nur abstrakte Worte und Gedanken, sondern auch formale Merkmale, die vor allem im Bereich der Lexik und Syntax zu verzeichnen sind. Mit Vorliebe verwendet der Dichter selten gebräuchliche poetische Ausdrücke wie Irrsal, Gebreite, Hort und Archaismen wie Pilgrim, erkiesen, umfahen. Auch beim Strophen- und Satzbau strebt er nicht nach Einfachheit: Mehrfach zusammengesetzte Sätze werden durch Parenthesen unterbrochen oder durch Inversionen komplizierter gemacht; auffallend oft begegnet man vorgestellten Genitivkonstruktionen. Trotz der Erwartung der Diszipliniertheit, die man mit der Gattung traditionell verbindet, ist der Ton überhaupt nicht nüchtern oder zurückhaltend. Der Dichter scheut sich nicht vor Pathos; seine Sonette schweben in weiter Höhe. All das kann man im „Fürspruch“ beobachten:

Irrsal des Lebens, wundervolle Fahrten,  
fügt meine Höhenflüge ohne Bruch  
durch eurer Weisheit dunklen Zauberspruch  
zu Losen, die mich über Wolken warten!



<sup>26</sup> L., H.: Elfenbeinturm. Gedichte von M. J. Eisler. In: PL 19. Februar M 43. 1911, S. 35.

<sup>27</sup> Babits, Mihály: Elefántcsonttorony [Elfenbeinturm]. In: *Nyugat* I. 1911, S. 85.

<sup>28</sup> Ebd.

Der Titel *Ikarische Sehnsucht* gibt den Grundton an: Der Dichter ist zwar voller Sehnsucht, die irdische Trägheit hinter sich zu lassen, die mythologische Figur deutet aber mit ihrem allbekannten Schicksal gleich am Anfang auf die Unausführbarkeit des gewaltigen Vorhabens hin. Die zentrale Botschaft des Bandes vermittelt der nächste Zyklus. *Die dreißig Sonette der Tat* umschreiben das Wesen und die Bedingungen des Schaffens. Ein Teil der Sonette wird Gleichgesinnten gewidmet, die aus einem weiten Kreis kommen. Es gibt unter ihnen Tote und Lebende, Dichter, Künstler, Denker, Komponisten von Béla Balázs und André Gide über Albrecht Dürer, Georg Simmel und Georg Lukács bis Zoltán Kodály. Die am häufigsten wiederkehrenden Wörter sind: Tat, Sinn, mild, Einsamkeit, Schwelle. Erst in der letzten Zeile des fünfzigsten Sonetts wird eindeutig ausgesagt, dass es von Dichtertaten handelt, bis dahin kann man vielfältige, mit einer bestimmten Auffassung des Daseins zusammenhängende Bedeutungen des Wortes „Tat“ antreffen. In dem wegen seiner Einfachheit als Ausnahme geltenden Sonett *Heimkehr* wird „Tat“ auf die tagtägliche, einfache Existenz bezogen:

Mein Ausgang und Mein Eingang ist die Tat,  
 mein milder Ort, den ich bewohne;  
 dem ich die Einsamkeit entlohne:  
 mein trauer Wandel und mein treuer Pfad;  
 [...]  
 mein Haus und Hof, mein Lager und Gestell,  
 das Zimmerlämpchen ölgelüftet und hell,  
 der Raum, aus dem ich ringend strebe;

mein Herz und Fleisch, der harten Knochen Schaft,  
 des Hirnes Sinnen und der Pulse Saft  
 und jedes Wachsen der Gewebe.

In *Heiterkeit* wird eine *Ars Poetica* der unauffallenden Taten verfasst:

In Kreisen, deren Glanz sich nirgend findet,  
 in deren Stille ein Gestalten ist,  
 hat sich mein Ziel so ganz und gar begründet,  
 dass künftiges in ihm enthalten ist.

Ein wiederkehrendes Motiv ist die Absonderung von der gemeinen Welt durch das Schaffen. In *Tempelbau* genießt der Baumeister die erhabenen Augenblicke der Ruhe und Sicherheit in der Höhe:

Ich will es in den Himmel wölben lassen  
 – worin mich kürt die Tat –, mein hohes Haus,  
 gefügen Quaderstein auf Quader fassen  
 und die Fiale senden steil hinaus



das Irre nicht dem Innren überlassen,  
 allein vom Simsrand dräuen mit dem Graus:  
 tosend gereckter Zungen jach Gebraus,  
 der Süchte Heulen und des Blutes hassen.

Dominierend im Gemütszustand sind inzwischen nicht Nüchternheit und Ausgewogenheit, sondern Begeisterung und Hingerissenheit:

Ich rüste reisig meiner Inbrunst Eile,  
 indess noch Zwielight flackt auf Traumeswiesen,  
 Pfingstzungen singen rings schon wie zum Heile:  
 der Herzen Aufbruch vielmals sei gepriesen!

(*Aufbruch*)

Den Inhalt dieser Dichtertaten kann man weniger bestimmen, vielmehr wird die Verhaltensweise, die sich nur wenige, richtige Gefährten im Denken, ihr Eigen nennen können, hervorgehoben: die geistige Entschlossenheit, die Konzentration auf das Wesentliche sowie die emotionelle Festigkeit.

*Erkenntnis*  
 Georg Lukács gewidmet

Dies sind die Bahnen aller mir Getreuen,  
 die um die innre Tat versammelt sind:  
 ins Grade wirkend, jeden Glast erneuen  
 und Gänze lieben, glücklich wie ein Kind.

Nicht zwerghaft züngeln um die seltsam Scheuen,  
 zerwühlen, was die Wege bunt bestreucht,  
 die Triebe an den Ranken wohl betreuen  
 und aus dem Schein nicht borgen das Geleucht.

In *Die zwölf Sonette meiner Fraue* wird die Liebe als existentielle Aufgabe erlebt. Die Frau ist nicht bloß Liebespartnerin, sondern unentbehrliche Lebensgefährtin. Das Gestalten der Beziehung zu ihr ähnelt der Ausführung einer Tat: Durch sie soll man reifen und innerlich bereichert werden.

Uns ward kein loses Treffen Teil!  
 Ob blumbegrenzt, ob stürmend, steil,  
 der gleichen Wege Fahrt uns tagte.

(*Begegnung*)

Der Ton der Liebesgedichte ist dem des ersten Zyklus gleich feierlich. Dadurch wirken die persönlichsten Gesten und leidenschaftlichen Erregungen über das rein Private hinaus erhebend und beseelt.

fürs volle Leben will ich dich erreichen,  
 erwecken in der Liebesstunde Zeichen :  
 der Brüste Schlaf und deines Schosses Heimlichkeit.

(*Lebensfahrt*)

Zum letzten Zyklus *Hausaltar* gehören sechs Sonette „an Zeitgenossen“, die als Vorbilder gelten: drei Dichter – George, Hofmannsthal und Rilke –, der Maler Ferdinand Hodler, der schon öfters erwähnte Dramatiker Paul Ernst, der Essayist Rudolf Kassner, der Bildhauer Auguste Rodin und der Dichter Emile Verhaeren. Hier möchte ich nur das Gedicht *Drei Dichter* hervorheben. Bei zwei Dichtern – George und Hofmannsthal – gleichen sich die Bezugspunkte: ihr Verhältnis zu den „Worten“ und dem „Schönheitshorte“. „Ein Herrscher“ ist George, „dem die Worte in herber Kraft sind untertan“; während Hofmannsthal „kunstvoll feilt an jedem Worte, gleich einem Goldschmied“. Georges „stolzer Gang zum Schönheitshorte / ist ein Weltensspenders Nahn“, Hofmannsthal ist „untertan dem anvertrauten schweren Schönheitshorte“. Die Attitüde beider Dichter ist also grundsätzlich verschieden. George übt die Obrigkeit über Welt und Worte aus, Hofmannsthal arbeitet an ihnen mit dem Fleiß und der Sorgfältigkeit eines Handwerkers. Rilkes Nahen ist noch vorsichtiger; ihm erscheinen Welt und Schaffen als ein Wunder, so ist er der Dichtung und den Dingen gegenüber demütig wie ein „Knecht“.

*Die Rosette* ist ein Abschiednehmen vom Sonett. Sie beschwört noch einmal die mittelalterliche Atmosphäre herauf, die mit vielen Requisiten auch von nicht gegenständlicher Art den ganzen Band kennzeichnete. Vor allem deutet auf sie das Bild des in die Höhe ragenden Gebäudes, das an mehreren Stellen und in mehreren Varianten vorkommt: Gleich im Titel und auf dem Titelblatt, im Gedicht *Tempelbau* und jetzt im Abschlußgedicht. Hier ist das Sonett am Anfang in einem Vergleich „den Meistern jener Gotik, die an Kirchen schufen / und nur dem Stein entboten ihren Ruhm“, ähnlich.

### In der psychoanalytischen Bewegung

Chronologisch fortsetzend sind wir in den Jahren zwischen 1910 und 1930 angekommen. Nach dem Zeugnis des Briefwechsels zwischen Sigmund Freud und Sándor Ferenczi soll Eisler um 1910 herum die führenden Persönlichkeiten der Psychoanalyse gekannt haben. Ferenczi, die größte Gestalt der Budapester Schule, hatte von Eisler anfangs keine gute Meinung:

Der andere ungläubige Thomas ist Dr. Eisler, dessen Arbeit über Anatole France Sie einst zurückgewiesen haben. Während des Osterfestes besuchte ihn einer meiner rebellischen Kranken, um meine Abfahrt zu rächen und er (Dr. Eisler) zeigte auf seine Bibliothek und sagte: Wie Sie sehen, ich kenne diese Sachen, beschäftigte mich ziemlich viel mit ihnen. Aber diese sind für Frauen, die an eingebildeten Krankheiten leiden. Ein Mann wie Sie muß fähig sein, sich zusammenzuraffen. Ist es denn möglich, daß dieser Herr Eisler mein Hilfsarzt bei der Krankenkasse sein wird? Keine erfreulichen Aussichten

– schreibt Ferenczi 1911 an Freud.<sup>29</sup> Und noch in demselben Jahr: „Es ist zu befürchten, daß ich einen solchen (und noch dazu weniger begabten) Adler auch schon eingekauft habe – den auch bei Ihnen bekannten Eisler.“<sup>30</sup>

Eisler erinnert sich immerhin mit Dankbarkeit an Ferenczi und hält ihn für seinen Meister :

[Ungefähr 1917–18] arbeitete ich bei der Arbeiterversicherungskasse [...] in der Abteilung für Nervenkrankheiten mit Dr. Ferenczi zusammen und dort lernte ich von ihm zum ersten Mal, was für eine wichtige Rolle psychoanalytische Aspekte bei der Ausfragung der Patienten und bei der Aufnahme der Anamnese spielen. Seitdem verwende ich diese Methode ständig bei Patienten der Krankenkasse nicht nur für den Zweck der Orientierung, sondern auch für den der Therapie.<sup>31</sup>

1918 spielte Budapest in der internationalen psychoanalytischen Bewegung eine hervorragende Rolle. Es bestand die Möglichkeit, dass die Stadt zum Zentrum der Internationalen Psychoanalytischen Gesellschaft wird, was nicht erfolgte, zu ihrem Präsidenten wurde jedoch Ferenczi gewählt.

1919 trat Eisler in die Ungarische Psychoanalytische Gesellschaft ein. Seit diesem Jahr erschienen von ihm zahlreiche Publikationen in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre in Fachzeitschriften wie *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse* 1919–1923; *The International Journal of Psycho-Analysis* 1921 und *Imago* 1920. In der letzteren Zeitschrift veröffentlichte er den Aufsatz: *Über einen besonderen Traumtyp*. Beitrag zur Analyse der Landschaftsempfindung. Nach Pál Harmath sollen sich Eislers Aufsätze nur wenig über den zeitgenössischen Durchschnitt erhoben haben, aber „in jedem seiner Artikel findet man eine geistreiche Bemerkung, eine frappante Feststellung“.<sup>32</sup> Von seinem Prestige zeugt jedoch, dass er 1921 mit dem Referat über das Buch Freuds *Jenseits des Lustprinzips* in der Fachzeitschrift *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse* beauftragt wurde und 1922 wurde ihm die Gelegenheit geboten, in demselben Organ über Wilhelm Stekel eine Kritik zu schreiben.<sup>33</sup> Eisler nahm auch an ausländischen Kongressen teil, 1922 hielt er als einer der ungarischen Psychoanalytiker in Berlin einen Vortrag. In den zwanziger Jahren ist von ihm nur ein einziger literarischer Aufsatz bekannt geworden. Er erschien 1923 über das Werk *Pax vobiscum* von Artúr Keleti in *Kékmadár*. Seine letzte psychoanalytische Studie erschien mit dem Titel *Zu den Neurosen des hohen Alters* im berühmt gewordenen Sammelband *Lélekelemzési tanulmányok* [Psychoanalytische Studien], der ursprünglich von den Mitgliedern der Ungarischen Psychoanalytischen Gesellschaft für den 60. Geburtstag von Sándor Ferenczi geplant und 1933, kurz nach dem Tode von Ferenczi, herausgegeben wurde.<sup>34</sup>



<sup>29</sup> Brabant, Eva u.a. (Hg.): Sigmund Freud-Ferenczi Sándor Levelezés [Briefwechsel zwischen Sigmund Freud und Sándor Ferenczi]. Bd. I/1. 1908-1911. Budapest 2000, S. 394.

<sup>30</sup> Ebd., S. 425.

<sup>31</sup> Almásy, Endre u.a. (Hg.): Lélekelemzési tanulmányok [Psychoanalytische Studien]. Budapest 1933, S. 90.

<sup>32</sup> Harmath, Pál: Freud, Ferenczi és a magyarországi pszichoanalízis [Freud, Ferenczi und die ungarische Psychoanalyse]. Budapest 1994, S. 318.

<sup>33</sup> Ebd.

<sup>34</sup> Almásy: Lélekelemzési tanulmányok.



In Eislers psychoanalytischer Tätigkeit bildet sein Verhältnis zu Attila József ein besonderes Kapitel. Eisler soll nach Anna Valachi der erste Psychoanalytiker gewesen sein, der den Dichter behandelte. Es war 1929, als Attila József an der Trennung von Márta Vágó erkrankte, und der Arzt bei dem Dichter Neurasthenie gravis feststellte.<sup>35</sup> Nach den Forschungen von Anna Valachi soll der Dichter mit den Ansichten und der Methode von Ferenczi vertraut gewesen sein, so ist nicht verwunderlich, dass er sich nach der erfolglosen Behandlung bei Edit Gyömrői unter anderem auch an Eisler wandte, zu dem er damals schon in freundschaftlichem Verhältnis stand. In der Bibliothek des Dichters befand sich ein Exemplar der Aphorismensammlung *Unerlöste Welt. Gedanken und Sprüche* Eislers, das die folgende Widmung enthielt: „József Attilának barátsággal. Eisler Mihály József” [An Attila József mit Freundschaft. Michael Josef Eisler].<sup>36</sup>

In der berühmten Schrift *Verzeichnis freier Assoziationen* [Szabad ötletek jegyzéke] aus dem Jahre 1936 wird Eislers Name mehrfach erwähnt. Der Dichter wollte ursprünglich, dass Eisler der erste Leser seiner tief persönlichen, intimen Aufzeichnungen wird, die Scheu vor dem Ausgeliefertsein hielt ihn schließlich von dieser Absicht zurück.<sup>37</sup> „Dieses Buch werde ich Eisler zeigen, Eisler wird glauben, daß ich genau auf seine Hilfe angewiesen bin, also, ich kann es ihm doch nicht zeigen.”

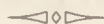
Wenn wir schon bei Eislers menschlichen Beziehungen sind, dann sollte die folgende Frage nicht ignoriert werden: Womit lässt sich erklären, dass, obwohl Eisler und Lukács in ihren kritischen Ansichten und ihrer Geschmackswelt einander sehr nahe standen, „die geistige Verwandtschaft” also offensichtlich war, sich zwischen den beiden nie eine richtige Freundschaft entwickeln konnte? In den Lukács-Schriften findet man ein einziges Mal Eisler erwähnt. Die Frage lässt sich wahrscheinlich damit beantworten, dass Lukács mit der Psychoanalyse nie sympathisierte. Trotz seiner Vorbehalte ließ er aber 1919 als Volkskommissar Ferenczi an der Budapester Universität einen Lehrstuhl für Psychoanalyse und für die therapeutische Praxis eine Klinik errichten.

Eisler und seine Frau waren übrigens eng befreundet mit dem Ehepaar Szilágyi. Géza Szilágyi gehörte der psychoanalytischen Gesellschaft an und war zugleich Dichter und Publizist im *Nyugat*-Kreis.<sup>38</sup>

### Unerlöste Welt. Gedanken und Sprüche

Das letzte, zum Teil literarische Werk von Eisler erschien unter diesem Titel 1935 in 1000 Exemplaren beim Verlag Dr. Georg Vajna in Budapest. Hundert Exemplare wurden numeriert und vom Verfasser signiert.

25 Jahre waren seit dem Sonettband verstrichen, der Verfasser der Sprüche war inzwischen besonnener und skeptischer geworden. Das zeigt schon das Motto auf dem Titelblatt: „An



<sup>35</sup> Valachi, Anna: „Láttam, hogy a múlt meghasadt” [“Ich sah die Vergangenheit sich spalten”]. In: *Thalassa* 23. 2000.

<sup>36</sup> Tasi, József: József Attila könyvtára [Die Bibliothek von Attila József]. In: *ItK* 1976, S. 383.

<sup>37</sup> Valachi: „Láttam, hogy a múlt meghasadt”.

<sup>38</sup> Harmath: Freud, Ferenczi, S. 64.

den Menschen zweifeln und verträglich auskommen mit ihnen, ist der Anfang aller Lebenskunst.“ Dieser Michael Josef Eisler will sich nicht mehr mit ikarischen Flügeln in der Höhe schwingen, Pathos ist seiner Gedankenwelt fremd, dafür ist aber viel Ironie und nicht wenig Spiel in seinen Sätzen.

Der Band besteht aus sechs Kapiteln, die – mit Ausnahme des letzten, das *Selbstbildnis* heißt – alle ein Motto haben. Die Kapitelüberschriften sind: *Wir und die Welt*, *Die Welt in uns*, *Mann und Weib*, *Mosaik des Alltags*, *Geist als Handwerk*, *Selbstbildnis*. Die einzelnen Sprüche machen meist 2-3 Zeilen aus. Sie stellen geistreiche Weisheiten dar, man spürt, dass ihr Autor viel mit Menschen zu tun hatte, vieles erlebte und darüber nicht wenig nachdachte. Er ist nicht mehr so rücksichtslos streng der Wahrheit gegenüber, weiß schon, dass alles recht kompliziert ist, daher die Vorliebe für paradoxe Formulierungen: „Was verbunden ist, will sich lösen, was gelöst ist, sich verbinden, so hat der Anfang kein Ende.“ Oder der erste Spruch: „Die Welt kann ohne Vorbild des Guten nicht bestehen und das Gute hat von jeher keinen Bestand in der Welt.“ Nicht immer sind diese Aphorismen so tief Sinnig; ab und zu will der Autor einfach geistreich sein: „Von mancher Frau läßt sich sagen, daß sie ihre Vergangenheit noch vor sich hat“. Das gilt vor allem für das Kapitel „Mann und Weib“: „Jede Frau errät des Mannes Gedanken eher als sie ihre dem Manne verrät.“ Manchmal kombiniert er diesen Typ mit Wortspielen: „Das Eros ist ein Halbbruder des Chaos.“ Oder: „Oft wird gewährte Liebe Tod der begehrten Liebe.“

Im Kapitel *Die Welt in uns* entdeckt man Erkenntnisse, die höchstwahrscheinlich mit der psychoanalytischen Praxis im Zusammenhang stehen: „Das Einzige, was uns über unsere Schwächen hinwegzutrösten pflegt, ist die Einsicht dieser Schwächen.“ „Man kann Entbehrungen nicht lange ertragen, ohne am Charakter Schaden zu leiden.“ In *Geist als Handwerk* taucht der in der Philosophie bewanderte Autor wieder auf; freilich ist das ein Autor, der das systemhafte Denken nicht mehr akzeptiert: „Geordnetes Denken ersetzt niemals die Vision.“ „Begriffe werden durch fortwährenden Gebrauch nicht klarer, dagegen abgenützt und fadenscheinig.“ „Philosophen sind Denkwütige, die Besessenen der Abstraktion.“

Der einstige Dichter, der eine „Poesie der Abstraktionen“ schuf, duldet jetzt nur jene Abstraktion, „die noch die Wirklichkeit mitempfinden läßt, woraus sie gebildet wurde.“ Vermutlich sind tiefgehende Veränderungen in der Auffassung Eislers in diesen zwei und einhalb Jahrzehnten vor sich gegangen. Der Hang zur Verallgemeinerung, zur Typisierung blieb, sonst wäre ja dieser Band nicht zustande gekommen. Die Methode aber, die er sich von Ferenczi aneignete, die Identifizierung mit dem Patienten, machte ihn für Einzelschicksale, subjektive Probleme empfänglicher. Er wurde sowohl gegen andere als auch gegen sich selbst nachsichtiger. Davon zeugen die letzten drei Seiten des Bandes, die ein *Selbstbildnis* darstellen: „Mein Streben in der Welt ist mehr auf Erkenntnis und Einsicht als auf Ansehen gerichtet.“ Und: „Die Wahrheit ist für mich immer etwas Unfaßbares und zugleich Unwiderstehliches gewesen.“

### Die letzte Nachricht

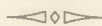
Nach dem Anschluss 1938 hat sich die österreichische psychoanalytische Gesellschaft aufgelöst. Daraufhin versuchten mehrere ungarische Analytiker jüdischer Abstammung zu

emigrieren. Eisler blieb. Die entsprechende ungarische Gesellschaft wurde offiziell nicht einmal nach der deutschen Besetzung Ungarns aufgelöst.

Eisler war bekannter Kunstsammler. In den zwanziger Jahren gehörte er zum Vorstand der Ungarischen Gesellschaft für Bibliophilie. Der berühmte Antiquar Ödön Stemmer hielt ihn für den bedeutendsten modernen Sammler und zählte in Eislers Bibliothek 800 bibliophile Raritäten.<sup>39</sup>

Als die Gesellschaft ihre erste Ausstellung 1921 im Kunstgewerbemuseum veranstaltete, setzte der Berichtstatter Aladár Bálint die Aussteller, so auch Eisler, in der Nyugat den Künstlern gleich, die einst diese Bücher zustande gebracht hatten.<sup>40</sup>

Die letzte Information über Eisler ist in den Memoiren des Antiquars zu lesen. Sie trafen sich an Bord eines Frachtkahns bei Gönyü, der Ende Oktober 1944 deportierte Juden nach Komárom beförderte. Auf dem Frachtkahn wüteten Infektionen, es gab nicht genug Medikamente. Eisler betätigte sich als Arzt.<sup>41</sup> Auch seine Frau verschwand, ihr Sohn starb im Arbeitsdienst.



<sup>39</sup> Stemmer, Ödön: Egy antikvárius visszaemlékezései [Die Memoiren eines Antiquars]. Budapest 1985, S. 196.

<sup>40</sup> Bálint, Aladár: A XX. század könyvművészete [Die Buchkunst des 20. Jahrhunderts]. In: Nyugat I., S. 797-798.

<sup>41</sup> Stemmer: Egy antikvárius, S. 299.



Horst Fassel (Tübingen)

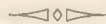
## Formen volkstümlichen Erzählens in den frühen Prosatexten von Ella Triebnigg-Pirkhert?

Jakob Bleyers *Sonntagsblatt* veröffentlichte regelmäßig Verse und Prosa von Ella Triebnigg-Pirkhert, die für die ungarndeutschen Leser in der Zwischenkriegszeit eine der Vorzeigeautorinnen aus den eigenen Reihen war. Auch für Béla von Pukánszky, wiewohl ihre Gestalten „etwas schematisch“ sind, ist sie eine Exponentin der schwäbischen Siedler in Ungarn,<sup>1</sup> und 1939 nannte sie Karl Kurt Klein in seiner *Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland* „die Heimatdichterin der Schwäbischen Türkei“.<sup>2</sup> Die wenigen ungarndeutschen Exegeten, die sich mit dem Werk von Ella Triebnigg-Pirkhert beschäftigten (Hermann Reich, Anton Tafferner, Hermann Rein), übernahmen diese Einschätzung ebenso wie dies die wenigen lexikographischen Darstellungen tun.<sup>3</sup> Die Werke der Schriftstellerin wurden allerdings bisher so gut wie nicht untersucht.

Festzuhalten ist, daß bis 1945 die Rezeption der Werke Triebnigg-Pirkherts – durch Buchveröffentlichungen, durch Vorab- oder Nachdrucke in Zeitungen, Kalendern und Zeitschriften – eine für den ungarndeutschen Buchmarkt beachtliche Intensität erreichte. Ähnliches gilt für die Zeit nach 1945 für die periodischen Veröffentlichungen der nach Österreich und Deutschland ausgesiedelten oder vertriebenen Ungarndeutschen. In Ungarn selbst war – auch nach 1974, als ein regionales deutsches Schrifttum neue Zeichen zu setzen begann – das Interesse an Nachdrucken eher gering, und kritische Untersuchungen zu den Werken Triebnigg-Pirkherts fehlen. Wenn, dann wurde ihr plakatives Gedicht *Eine Handvoll Heimateerde* rezipiert.

Die bescheidenen Exegeseansätze lassen keine präzise Standortbestimmung des Oeuvres von Ella Triebnigg-Pirkhert zu, sie legen es aber nahe – der Jubilar Karl Manherz hat es in seinen volkskundlichen und dialektologischen Untersuchungen ähnlich versuchen müssen –, zumindest damit zu beginnen, die Besonderheiten dieser zeitweise regional und für bestimmte Leserschichten so populären Autorin anhand eines Beispiels darzulegen.

Wir werden uns auf den Erzählband *Heimatboden* beschränken, der 1916 in der vom Temeswarer Regionalisten Franz Wettel herausgegebenen Buchreihe *Deutschbanater*



<sup>1</sup> Siehe Castle, Eduard: Geschichte der deutschen Literatur in Österreich-Ungarn im Zeitalter Franz Joseph I., Wien 1937, S. 1440.

<sup>2</sup> Leipzig 1939, S. 399.

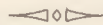
<sup>3</sup> Anton Treszl z.B. bietet in seinem Lexikonartikel ein Extrakt des Aufsatzes von Anton Tafferner aus dem „Volkskalender für Ungarndeutsche“ aus dem Jahre 1964 (siehe in: Treszl, Anton: Wer ist wer. Erstes ungarndeutsches Biographielexikon. Grünstadt: Eigenverlag, 1993, S. 163-165).

*Volksbücher* als Nr. 25 erschien. Es ist das erste Werk, das in der von Anton Tafferner postulierten zweiten Schaffensperiode der Schriftstellerin, die als achtzehnjährige Baronesse einen österreichischen Offizier geheiratet hatte und danach sowohl die Malerei<sup>4</sup> an den Nagel gehängt, als auch ihre mehrsprachigen Versversuche<sup>5</sup> aufgegeben hätte. Sie versuchte sich als Verfasserin von Konversationsstücken, die im Militärmilieu spielten, und übersetzte aus dem Ungarischen. Nach 1912, als ihr Ehemann Anton Triebnigg starb, soll eine Rückwendung der Autorin zu regionalen Themen erfolgt sein, die sich als erste deutsche Schriftstellerin mit Geschichte und Gegenwart der deutschen Siedler in der Schwäbischen Türkei auseinandersetzte.

Die zwei Schaffensperioden, die Tafferner zu erkennen glaubte, beziehen sich ausschließlich auf eine thematische und gattungsbedingte Unterscheidung: dabei stimmt es allerdings weder, daß Ella Triebnigg-Pirkhert vor 1912 keine ungarischen oder ungarndeutschen Themen gewählt hat, noch trifft es zu, daß nach 1912 ihr Engagement für die Bühne aufgehört hat, was der Literaturliste entnommen werden kann.

Das zunehmende Interesse an ihren deutschen Landsleuten im Königreich Ungarn verdankt die in Wien lebende Schriftstellerin den kulturpolitischen Initiativen Adam Müller-Guttenbrunns, in dessen Anthologie *Schwaben im Osten* sie vertreten ist.<sup>6</sup> Ebenso wie Müller-Guttenbrunn war sie, als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, eine leidenschaftliche Befürworterin der Rechte und Verdienste der k.u.k.-Monarchie. Zwar steuerte sie dem kaiserlichen Vaterland nicht so viele patriotische und apoletische Buchpublikationen wie Müller-Guttenbrunn bei, aber die Anthologie *Der Kaiser rief. Kriegsnovellensammlung* (1916) zeugt von der gleichen Kriegs- und Heldenbegeisterung. Auch der sonst so kritische Franz Xaver Kappus oder der Freund von Minderheiten (Zigeuner, Rumänen) Otto Alscher, zwei Banater Landsleute Müller-Guttenbrunns, die in dessen Anthologie ebenfalls vertreten waren, publizierten damals deutschpatriotische Kriegserzählungen. Triebnigg-Pirkhert selbst übersetzte vor allem aus dem Ungarischen, ihre eigenen Erzählungen klammern das Kriegsgeschehen aus, nicht jedoch den lokalpatriotischen Bezug. Dieser Kriegseuphorie sind sehr viele deutsche und österreichische Autoren erlegen, und Hermann Hesses *Oh Freunde, nicht diese Töne* gehörte damals zu den Ausnahmen im deutschen Blätterwald. Diese erste Annäherung an die eigene Geburtsheimat erfolgte bei Ella Triebnigg-Pirkhert einerseits im Zeichen des erwachenden Selbstbewußtseins der schwäbischen Minderheiten im Königreich Ungarn und war andererseits mit Kriegs- und Heldenideologie getränkt, so daß in dieser frühen Phase zweifellos auch ein Bezug zu den wertkonservativen Autoren der sogenannten Heimatliteratur vorhanden war.

Dies blieb nicht so, und es bleibt späteren Untersuchungen vorbehalten, festzustellen, ob sich die kritische Erzählerin in den zwanziger und dreißiger Jahren eines anderen besonnen



<sup>4</sup> Sie war eine Schülerin von Ferdinand Katona und von Baron Ladislaus Menyanski und hatte in Budapest bei Ritter von Dubowsky auch Porzellan- und Majolikamalerei studiert.

<sup>5</sup> Béla von Pukánszky gibt an (siehe bei Castle: Geschichte), daß Triebnigg-Pirkhert literarische Versuche sowohl in ungarischer und deutscher als auch in französischer Sprache aufzuweisen hat, aber diese Mehrsprachigkeit ist in den bis heute bekannten Belegen nicht feststellbar.

<sup>6</sup> Müller-Guttenbrunn, Adam (Hg.): *Schwaben im Osten. Ein deutsches Dichterbuch aus Ungarn*. Heilbronn 1911, S. 308-323 (von Ella Triebnigg erschienen die Erzählungen: *Wies Dächtele der Christoph wurde*, S. 308-320, und *Die glückliche Wendung*, S. 320-323).



hat. Wo jedoch die Heimatklichees mit einem Auf-Distanz-Gehen zu den regionalen und provinziellen Belanglosigkeiten verbunden werden, kann man auf den ersten eigenen Erzählband von Triebnigg-Pirkhert hinweisen, der keineswegs zufällig in einer Buchreihe erschien, die das deutsche Regionalbewußtsein in Ungarn stimulieren wollte und in der neben den Banatern Ludwig Fischer, Johann Nepomuk Preyer, Otto Alscher auch Nichtbanater Else Alscher, Julius Kellner publizieren und die Zusammengehörigkeit aller deutschen Muttersprachler in der Doppelmonarchie bezeugten. Es war mit Adam Müller-Guttenbrunn paradigmatischer Anthologie *Schwaben im Osten* vergleichbar, die ein überregionales deutsches Kulturbewußtsein in Österreich-Ungarn bestätigen und festigen wollte.<sup>7</sup>

Der Titel des Sammelbandes – *Heimatboden* – enthält einen ersten Hinweis auf die Heimat-Thematik, die ähnlich explizit in den Erzähltexten selbst nicht mehr vorkommt. Die Publikation in einer Reihe (Banater) „Volksbücher“ zeigt an, daß der Bezug zu einer größeren Zielgruppe beabsichtigt ist.

Was auffällt, ist – beispielsweise im Vergleich zur Zwischenkriegszeit, als sich Triebnigg-Pirkherts Darstellungen oft auf die Schwäbische Türkei beschränkten – die räumliche Weitläufigkeit, gemessen an den erkennbaren topographischen Indizien in den Erzählungen: von den acht Erzählungen haben zwei die Tiefebene als Schauplatz (*Unkraut, Die Dendldamene*), ohne daß eine sehr genaue regionale Zuordnung möglich ist. Die Erzählung *Der gerade Weg* hat Finstertal zum Schauplatz, das ist ung. Sötétvölgy bei Szekszárd. Ebenfalls in der Tolna liegen auch Ober- und Unter-Tabód (ung. Középtabód<sup>8</sup>), wo die *Die Einquartierung* stattgefunden haben soll. Der Grafenjörg und die Seinige ist durch die verwendete Mundart als der „schwäbischen Türkei“ zugeordnet, aber der *Bakonyer Wald* hat seinen Handlungsort nördlich des Plattensees, und *Die Wunderpillen* führt in die Karpaten, wo auch *Wies Dächtele der Christoph wurde* sich abspielen kann: in einem Schloß inmitten von Tannenwäldern: dies könnte – es handelt sich noch um das Königreich Ungarn – im Norden oder im Osten des Landes angesiedelt sein.

Erkennbar ist, daß Triebnigg-Pirkhert beabsichtigt, einen größeren Ausschnitt aus dem Leben in Ungarn darzustellen, als dies später in den *Erzählungen aus der Schwäbischen Türkei* der Fall ist. Das führt zweifelsohne auch zu einer größeren Vielfalt des ausgestalteten ländlichen Milieus und der Lebensformen. Die in der Heimatliteratur bekannte Option für Landleben und seine vorgebliche Natürlichkeit scheint bei Triebnigg-Pirkhert vorhanden zu sein, denn das Zerrbild Stadt ist bloß in Andeutungen vorhanden. Es ist Ausgangspunkt von Bedrohungen, die ländliche Reservate aufrütteln. Was Werner Mahrholz 1930 festhielt, als er auf die österreichisch-ungarischen Mitgestalter der Heimatkunst einging, trifft auch auf Triebnigg-Pirkhert zu, die neben Hans Bartsch, Joseph Friedrich Perkonig, Rudolf Haas, Adam Müller-Guttenbrunn und Robert Michel von Mahrholz allerdings nicht namentlich genannt wird:



<sup>7</sup> Siehe dazu Fassel, Horst: Ansätze zur Moderne in den deutschen Regionalliteraturen im Königreich Ungarn. Gleichzeitigkeit oder Phasenverschiebung? In: Aufbruch in die Moderne. Wechselbeziehungen und Kontroversen in der deutschsprachigen Literatur um die Jahrhundertwende im Donauraum. Hg. von Anton Schwob u. Zoltán Szendi. München 2000, S. 33-47.

<sup>8</sup> Siehe: Közpointi Statisztikai Hivatal. Magyarország helyiségnévtára. Budapest 1956, S. 622, wo außer Középtabód auch Kistabód bei Bonyhád registriert wird.



Bei all diesen ist das heimatliche Element, die Darstellung und Schilderung von Bauern und Kleinbürgern, das eigentlich Tragende ihres Wesens. Von dieser Stammesverbundenheit aus gewinnt die bescheidene Kunstfertigkeit all dieser Autoren einen ebenso rührenden wie dauernden Glanz und Schimmer.<sup>9</sup>

Was zu untersuchen bleibt, ist die Zugehörigkeit der Erzählerin zu dieser Heimatkunst, die sich als Antipode des Naturalismus und als konservative Selbstbehauptung im allgemeinen Modernisierungsprozeß definierte.

### a. Die gewählte Form

Die acht Erzähltexte des Bandes *Heimatboden* weisen unterschiedliche Erzählformen auf, aber eine Strukturierungsabsicht ist leicht auszumachen. Die Verbindung zwischen der ersten und letzten Erzählung (*Unkraut* bzw. *Im Bakonyerwald*) ist durch den Erzählaufbau gegeben: in beiden Fällen bildet ein Erzählrahmen den Hintergrund, und in beiden Fällen spielt Natursymbolik eine entscheidende Rolle. In der Eingangserzählung *Unkraut* wird das Ärger-Motiv zu Beginn<sup>10</sup> und am Ende variiert: „Das Korn stellte sich taub und blind, es sah aber doch genau, wenn die törichten Menschen die bunte Zier der anderen Felder bewunderten, und wurde zuletzt ganz gelb vor Ärger ...“<sup>11</sup> Die Symbiose zwischen der Redewendung „vor Ärger gelb werden“ und dem Reifen des Kornes führt zur Polysemie. In der letzten Erzählung – *Im Bakonyerwald* – ist der Naturrahmen von Bedeutung. Es beginnt mit der Stimmungskulisse:

Ein Geheimniskrämer ist der Abend. Überall, in allen Ländern ist es so: wenn die Schatten sich allmählich vom Boden heben, dann erwacht eine eigene Welt, eine heimliche oder eine beängstigende, eine plaudernde oder eine tief schweigende, und sie lebt in einer andern Zeit als der Tag, sie webt in die Zukunft hinein oder spinnst aus der Vergangenheit ihre Fäden.<sup>12</sup>

Der Schlußakkord ist wieder eine Naturstimmung:

Dann klang ein leises Lied von der Höhe, es wurde zum jubelnden Chor der scheuen kleinen Waldsänger, und derselbe Wald, der tags zuvor die drei jungen Wanderer so mißtrauisch und feindselig empfangen hatte, umfing sie jetzt wie ein schützender Freund, dem sie vertrauen konnten.<sup>13</sup>

Der Unterschied zwischen Beginn und Ende besteht nicht nur im Zeitunterschied, indem zuerst eine Abend-, danach eine Morgenstimmung wiedergegeben wird, sondern auch in einer Veränderung der Perspektive der drei Wanderer: sie hatten sich vor dem dunklen Wald gefürchtet, eine Allerwärtsgefühl („Überall, in allen Ländern...“), das durch ein Zugehörigkeitsgefühl ersetzt wird, nachdem der junge Theologe die wilden Räuber zur



<sup>9</sup> Siehe Mahrholz, Werner: *Deutsche Literatur der Gegenwart. Probleme. Ergebnisse. Gestalten*. Berlin 1930, S. 150.

<sup>10</sup> Siehe Triebnigg, Ella: *Heimatboden*. Temesvar o.J., S. 1 („Der Bauer hatte sich geärgert, denn sein gutes Kornfeld hatte sich geärgert und das ging ihm über alles“).

<sup>11</sup> Ebd., S. 7.

<sup>12</sup> Siehe in Triebnigg: *Heimatboden*, S. 86.

<sup>13</sup> Ebd., S. 94.

Frömmigkeit angehalten hat und nachdem er die Einsamkeit der Räuber mit der eigenen, inmitten der nächtlichen Natur empfundenen Einsamkeit in Beziehung gesetzt hat. Die Natur als einende und ausgleichende Macht, die Kunst des Naturerlebens und der Naturdarstellung werden miteinander verflochten. Abend und Morgen erscheinen als zwei Pole des einen Erlebnisses des Schönen: der Kreis schließt sich, denn in *Unkraut*, der ersten Erzählung des Triebniggischen Bandes, war eine Allegorie gestaltet worden, die neben dem Pragmatismus die Notwendigkeit des alltäglichen Schönen postuliert hatte.

In beiden Erzählungen wird ein Zeitablauf auch Vehikel einer Entwicklung und Veränderung. Das betroffene Feld kann diesen Dualismus nicht begreifen und ärgert sich gelb. Die drei Studenten begreifen die innere Verbindung zwischen Mensch und Natur, Mensch und Mensch und sind deshalb am Erzählende gewandelt und erlebnisoffen.

Ella Triebnigg-Pirkhert hat solche formalen und inhaltlichen Übereinstimmungen auch in den übrigen Erzählungen gesucht und in den Vordergrund gestellt. Sie hat dabei keine Struktursymmetrie angestrebt, die etwa zu Übereinstimmungen von Erzählung 1 und 8 Analogien zwischen 2 und 7, 3 und 6, 4 und 5 zur Folge gehabt hätten. Wir werden anhand von Beispielen die – oft sehr losen – Verbindungslinien zwischen den einzelnen Erzählungen andeuten:

Die Erzählungen 2 und 4 (*Wie's Dächtele der Christoph wurde* und *Die Dendlbamene*) haben ein *deus ex machina* gemeinsam: in beiden Fällen sorgt ein unschuldiges Kind dafür, daß sich die Haltung einer vereinsamten Frau schlagartig ändert. Die reiche Bäuerin in *Wie's Dächtele der Christoph wurde* verliert ihre Hartherzigkeit, als sie den halb erfrorenen kleinen Peter sieht und den Beschluß faßt, ihm und dem „Dächtele“ zu helfen; in der Erzählung *Die Dendlbamene* gibt die Mutter ihre starre Haltung gegenüber der Tochter auf, als diese bei der Geburt ihres Kindes in Not gerät: der Familienfrieden wird hergestellt, die Unduldsamkeit, die eine Familienerbschaft war, wird zugunsten eines Miteinanders aufgegeben.

Die Erzählungen 5 und 7 wählen die gleiche Darstellungsform, die des Prosaschwankes. Bei 5 (*Die Einquartierung*) betrügt ein als Offizier verkleideter Hochstapler ein ganzes Dorf, Unter-Tabod, in Erzählung 7 (*Die Wunderpillen*) bringt ein Apotheker einem Ehemann bei, wie er – statt wie zuvor als Pantoffelheld – als Herr im Hause herrschen kann: indem er seine Frau durch Ohrfeigen bändigt. Die Ohrfeige hat in *Die Einquartierung* eine Verbreitung des Schmachts der Unter-Taboder verhindert: derjenige, der die Vorkommnisse weiter berichten wollte, wurde von den Betroffenen gehohlet. Bei den *Wunderpillen* erhält der Ehemann vom Apotheker Ohrfeigen, das sind die „Wunderpillen“: als er sich zuletzt bedankt, weil seine Frau nach zwei Ohrfeigen gefügig wurde, zahlt er dem Apotheker die Schläge mit gleicher Münze heim – er gibt dem Wunderheiler einen Teil der erhaltenen Schläge zurück. In beiden Fällen ist es eine altbekannte Schwanksituation: die des Betrügers bzw. die des durch Belehrung klug gewordenen, die von Triebnigg-Pirkhert ausgestaltet und in ungarischen Dörfern aktualisiert und lokalisiert wird.

Verbindendes kann auch durch einen Personentypus sichtbar gemacht werden: in den Erzählungen 6 (*Der Grafenjörg und die Seinige*) und 7 (*Die Wunderpillen*) geht es um die Figur des bösen Weibes, einen Typus, der in der deutschen Schwankliteratur bestens bekannt ist. Die hartherzige Bäuerin in *Wie's Dächtele der Christof wurde* könnte die Reihe ergänzen. Dabei ist die Erzählung *Die Wunderpillen* auf Humor, die Erzählung *Der Grafenjörg und die Seinige* auf Tragikomik und die „Dächtele“-Erzählung auf eine



wunderbare Verwandlung der Hauptfigur eingestimmt. Allen drei Erzählsituationen sind Dingsymbole zugeordnet: der Weihnachtsbaum beim Dächtele, die Wunderpille im Schwank, die exotische Decke beim Grafenjörg und seiner Ehefrau.

Die Erzählungen 1 (*Unkraut*) und 3 (*Der gerade Weg*) verbindet ein Motiv: das der unvermeidlichen Kompromißbereitschaft. Der Bauer, der einen fruchtbaren Acker haben will, müßte die Verschönerung des Feldes durch die Blumen, das „Unkraut“, hinnehmen, der Pfarrer in *Der gerade Weg* dürfte von seinen Gläubigen nicht erwarten, daß sie stets den „geraden Weg“ einschlagen, ohne dem Aberglauben eine Chance zu geben: das Gegenteil erweist sich als richtig. In der Erzählung *Unkraut* bleibt das Feld selbst so ungelehrig wie der Bauer, bloß die miterlebenden Zeugen können den Fehler des Feldes und des Bauern begreifen. In *Der gerade Weg* muß sich der Geistliche zuletzt eingestehen, daß Aberglaube und Kompromisse mit zu den täglichen Gepflogenheiten einer jeden menschlichen Gemeinschaft gehören, von denen jeder Einzelne profitieren kann.

Durch formale Analogien, durch verbindende Motive oder Figurentypen, durch inhaltliche Verweise werden Verbindungen zwischen den einzelnen Erzählungen des Sammelbandes hergestellt, die dessen Homogenität unterstreichen wollen. Da die einzelnen Texte zu unterschiedlichen Zeiten entstanden, ist die Einheit des Ganzen relativ, die Unterschiede in Erzählhaltung, Zielsetzung, in gattungsspezifischer Zuordnung sind unschwer auszumachen.

Wir beschränken uns auf ein Beispiel: *Wie's Dächtele der Christoph wurde* ist schon in der programmatischen Anthologie von Adam Müller-Guttenbrunn, *Schwaben im Osten* (1911) anzutreffen. Dort war die regionale Zuordnung, der Einsatz der regionalspezifischen Mundart zum Hinweis auf die Vielfalt der schriftstellerischen Standpunktäußerungen der *Schwaben im Osten* verstanden worden. Für Triebnigg-Pirkhert war diese Erzählung von entscheidender Bedeutung, denn sie nahm den Text als zweiten in *Heimatboden* auf und ließ ihn auch in ihrem – für die Zielgruppe der Ungarndeutschen in der Zwischenkriegszeit symptomatischen – Erzählband *Goldene Heimat. Erzählungen aus der schwäbischen Türkei* (1926) wieder erscheinen. Erzähltechnisch ist die Erzählung zweifelsohne eine Besonderheit unter den Texten von Triebnigg-Pirkhert. Durch ihre Form weist sie auf ein existentielles Problem der ungarndeutschen Bevölkerung: auf die Isolierung, in der fast alle lebten. Zwar erscheinen zu Beginn der Erzählung die Bauern, die bei der Gutsbesitzerin vorsprechen, als eine geschlossene Gruppe, die sich durch ihre Mundart sprachlich von der Hochdeutsch sprechenden Schloßherrin unterscheiden. Aber schon auf ihrem Heimweg zerfällt die Gruppe, und jeder bleibt mit seinen Problemen und Anliegen allein.

Die Erzählung verläuft in drei parallelen Erzählsträngen: dem inneren Monolog der Schloßherrin, einer reichen Bäuerin, den Selbstgesprächen des mit dem Spitznamen „Dächtele“ versehenen Christoph Herner und den Tagträumen des hungernden Waisenkindes Peter. Eigentlich scheinen alle drei in ihrer Einsamkeit voneinander getrennt zu sein: sie treffen einander kurz, tauschen belanglose Worte aus, aber das Wunder der Weihnacht führt sie unterm Tannenbaum zusammen: Peter, auf der Suche nach dem goldenen Tannenbaum im Wald erfriert fast unter der Tanne, die das „Dächtele“ für die Schloßbesitzerin gewählt hat, und mit Tanne und Kind stellt dieser sich – ein neuer Christophorus – im Schneetreiben im Schloß ein, wo die einsame Herrin lebt. Das Christwunder führt die drei zusammen, die Parallelstränge werden miteinander verquickt, die Einsamkeit wird durch die Dreisamkeit ersetzt, der Spitzname wird durch den Namen



des Heiligen ersetzt. Keine Entwicklung, dafür der Wunderglaube und die unglaublichen Ereignisse sind in der ländlichen Provinz zu Hause. Erst durch Wunder kann die Einsamkeit und können die Barrieren zwischen Mensch und Mensch abgebaut werden. Das ist eine kennzeichnende Option bei Triebnigg-Pirkhert, die auch in ihren übrigen epischen Versuchen anzutreffen ist, auch wenn deren Form traditioneller oder konservativer ist als das erzähltechnisch zunächst innovativere Beispiel.

Es fällt auf, daß Triebnigg-Pirkhert literarische Gattungen wählt, die man damals und später als volkstümlich bezeichnete: die Prosaschwänke galten seit der Zeit des Humanismus als volkstümliche Literaturformen, obwohl man damals unter Form in erster Linie große Teile der Stadtbewohner bezeichnete. Dementsprechend gab es auch die unvermeidlichen Typen des gutgläubigen aber ungebildeten und leicht zu betrugenden Bauern, über den sich die Städter lustig machten: bei Triebnigg-Pirkhert sind dies die Bäuerinnen in *Der gerade Weg*, deren Ignoranz und Aberglauben sie wann immer zu Opfern irgendwelcher Verführer werden läßt. Im Falle der *Einquartierung* ist es ähnlich: der bäuerliche Obrigkeitsglaube und der Respekt vor der Uniform führt dazu, daß der städtische Eindringling leichte Beute hat.<sup>14</sup> Auch in den Erzählungen *Unkraut* und *Der Grafenjörg und die Seinige* wird die bäuerliche Unbelehrbarkeit aufs Korn genommen: sie fördert u.a. das Auftreten einer ganzen Reihe von Außenseitern. Zu Zielscheiben früher städtisch geprägter Schwankliteratur gehörte auch der Pfaffe (Geistliche). Er fehlt bei Triebnigg-Pirkhert nicht (*Der gerade Weg*), verweist aber auf ein Novum: der hinters-Licht-geführte Geistliche ist lernfähig und korrigiert seine ursprüngliche, weltfremde Theorie, die Kompromisse ausschloß.

Einen Ausgleich gibt es auch in *Die Wunderpillen*, wo sowohl der aus der Stadt stammende Apotheker als auch der Bauer in der Lage sind, unhaltbare Positionen aufzugeben: beide lernen etwas hinzu, sind demnach entwicklungsfähig, was bei Schwankfiguren meist nicht der Fall ist. Ausschließlich positive Konnotate für Städtische gibt es bloß *Im Bakonyerwald*, wo die Studenten zwar selbst umdenken müssen – der abendliche Wald erscheint ihnen rückblickend nicht mehr bedrohlich –, wo sie aber Ausgangspunkt für einen Umdenkungsprozeß bei den Räubern sind. Darauf kommen wir noch zurück (siehe: intertextuelle Verbindungen).

Triebnigg-Pirkhert wählt auch bevorzugt Darstellungsmodalitäten aus der didaktischen Literatur. Die Prosaschwänke können zum Teil dazu gezählt werden, aber die Allegorien gehören zweifelsohne hierher. Der Eingangstext *Unkraut* enthält eine solche Allegorie, wie sie im zwanzigsten Jahrhundert häufig in Schulbüchern Verwendung fand: mit Hilfe von illustrativen Exempeln aus der Naturumgebung der Schüler sollten allgemeine Erkenntnisse vermittelt werden, bei Triebnigg-Pirkhert z.B. das untrennbare Nebeneinander von Utilitarismus und Ästhetizismus. Ähnlich ist es mit den Verwandlungen in *Wie's Dächtele der Christof wurde* und *Die Dendlbamen*: ein Kind wird Anlaß zum Umdenken, aber es handelt sich um einen Rückgriff auf die christliche Denktradition, wo das Christuskind – der Hinweis ist durch die Assoziation mit Christophorus unmißverständlich



<sup>14</sup> Daß zwischenzeitlich dieser gleiche Untertanengeist zu der Eskapade des Hauptmanns von Köpenick geführt hat, läßt die Verlagerung einer ursprünglich im ländlichen Milieu verankerten Situation in die Stadt erkennen. Zuckmayers Volksstück entstand lange nach der Erzählung von Triebnigg-Pirkhert, aber die Memoiren des „Hauptmanns von Köpenick“, Wilhelm Voigt, waren schon 1909 erschienen.

vorhanden –, das Lamm Gottes zu einer Erleuchtung, zu einer Bekehrung führt. Daß die christlichen Motive auch in den anderen Erzählungen des Sammelbandes eine Rolle spielen, kann leicht nachgewiesen werden. Wer glaubt, wird selig, wird dem Leser nahegelegt. Die didaktische Komponente kann auch durch die implizierte oder explizite Moral in die Texte eingearbeitet werden: *Der gerade Weg* schildert, wie das Leben die Theorie widerlegt, wie der Geistliche von den Praktikern lernen muß. Auch *Die Einquartierung* impliziert eine Moral: man sollte dem Schein nie trauen, denn Kleider machen zwar Leute, aber bloß dem schönen Glanz der Kleider zu folgen, schließt Risiken ein, wie es das Erzählbeispiel zu bestätigen vermag. Schließlich beruht auch der Wunderpillen-Schwank auf einer Moral: man soll anderen zwar helfen, sich aber über sie nicht lustig machen, auch wenn man ihnen geistig überlegen zu sein scheint.

### b. Volkstümliches in der Erzählgestaltung

Nicht allein die Form verweist auf die intendierte Zugehörigkeit zu einer volkstümlichen, einer heimatbezogenen Literatur. Auch die Komponenten der Realität, die Verwendung finden, bestärken diesen Eindruck und kennzeichnen die Zielsetzung der Autorin. Von besonderer Bedeutung ist der Einbezug der Mundart. Sie war auch in der Heimatliteratur ein Indiz der Gegenposition zur Sprache der gebildeten Stadtbewohner. Während des Naturalismus, der auch die gesprochene Sprache der unteren Sozialschichten in den Städten verwendete, wurde diese Opposition abgeschwächt, aber die Dialekte des ländlichen Raumes behielten ihre Identifikationsmerkmale bei – man verstand sie als Nachweis einer bodenständigen, natürlichen Gemeinschaft, deren Besonderheit auch und gerade durch Sprache ausgedrückt wird. Weil aber sogar die heute wieder als Alternative zur Globalisierung und der, auch im Sprachlichen, intendierten Gleichmacherei verwendete Mundart in dem vielfältigen deutschen Mundartschiffstum oft die Umgangssprache oder eine stilisierte, das heißt einer Allgemeinheit eher zugänglichen Alltagssprache verwendet, kann es nicht wundern, daß Triebnigg-Pirkhert auch dort, wo sie wie in *Der Grafenjörg und die Seinige* angibt *Aus der schwäbischen Türkei. Schwäbische Mundart*<sup>15</sup> keineswegs eine bestimmte Ortsmundart verwendet, sondern ganz allgemein Eigenheiten der Umgangssprache der Ungarndeutschen verwendet. Ob dies dann in der Tolna, in der Baranya, nördlich des Plattensees, in den Karpaten ist: die sprachlichen Eigenheiten der verwendeten Sprache – meist sind es die Vertreter der unteren Sozialschichten, u.a. die Bauern, die sich mit Hilfe dieser Sprache von der Schriftsprache der Gebildeten abheben. Eine bekannte Gepflogenheit der Dorfbewohner wird von Triebnigg-Pirkhert hervorgehoben, oft schon im Titel der Erzählungen, wo es das „Dächtele“ gibt, die „Dendlbamene“, den „Grafenjörg“. Es handelt sich um die Ruf- und Spitznamen, die der Dorfgemeinschaft dazu verhelfen, die einzelnen Landsleute aufgrund des besonderen Namens leichter zu identifizieren und als ihre Zeitgenossen, deren Schwächen und Vorzüge man kennt und benennt, einzuordnen. In der Erzählung übers „Dächtele“ gibt es sogar einen Exkurs über diese Namensgebungen:

Einen richtigen Schreib- und Taufnamen hatte er gerade so wie jeder anständige Christmensch auch, das war in seinem Taufschein deutlich zu lesen: Christoph Herner stand da und das war

<sup>15</sup> Siehe Triebnigg: Heimatboden, S. 59.



er. Wer aber wird den anderen, der kein ganz Fremder ist, oder keiner von den Herrenleut', mit dem vollen Namen rufen? Da heißt es einfach „Nachbarn“, oder „Vettern“, oder bloß „Ihr!“ Und spricht man von einem Dritten, so nennt man ihn nach seinem Gewerbe wie den Färber-Kilian, oder nach seinem Vater wie den Salt'ser Michel. Und wenn die andern von ihm sprechen, dann sagten sie's Dächtele. Das wußte er ja, wie jeder im Dorf. Das war wegen seines Überlegens. Schon als Kind hatte er es damit, sein Vater konnt's nicht leiden und er wieder konnt's nicht lassen und sagte er „Ich dächt!“ so kam der Vater mit: „wart, ich gäb dir ein Dächt!“ Und davon kamen zuerst die verschwollenen Backen und dann der Name: War das eine Schand'?"<sup>16</sup>

In der gleichen Erzählung gibt es die Mayerbas, den Kramerstachus, im *Geraden Weg* tritt der „Astann“ auf, den Triebnigg-Pirkhert durch seinen Sprachtick kennzeichnet, in *Die Dendlbamene* gibt es die Lisabärbl, die man „die Dendlbamene“ nennt, es gibt den Schneiderfranz, die Kreßbas. Auch in den übrigen Erzählungen fehlen diese spezifischen Namensformen nicht, die allerdings bloß bei der „Dendlbamene“ auf die Verbindung zwischen Hof und Besitzer<sup>17</sup> hinweisen. In einem einzigen Fall, der schon erwähnt wurde, entspricht einer Namensänderung auch eine Situationsänderung: nachdem das „Dächtele“ Peter gerettet und den Christbaum im Schloß abgeliefert hat, wird er als Christoph zum gleichberechtigten Partner für die Schloßherrin, die ihn zuvor – ebenso wie die Dorfbewohner – mit Herablassung und wie einen geistig Beschränkten behandelt hatte.

Vom Brauchtum im ländlichen Bereich sind bloß Andeutungen vorhanden. Die tägliche Sorge des Bauern um sein Feld, das Ritual der „Säuberung“ des Ackers sind überspitzte Darstellungen des Arbeitsethos der ungarndeutschen Bauern. An die Rolle der Kirche im Dorfleben erinnert in *Der gerade Weg* das Resümee der Sonntagspredigt, dessen Anweisung, stets nur den „geraden Weg“ zu beschreiten, allerdings – anders als dies in den ungarischen Dörfern sonst vielleicht geschah, nicht beachtet wird. Welche Instanz der Pfarrer im Dorf darstellt, wird allerdings – abgesehen von dem Konflikt zwischen Theorie und Praxis – ausführlich erörtert. Wie sehr Religion zu einer Verständigung zwischen den unterschiedlichsten Menschen- und Sozialgruppen beitragen kann, vermittelt die Erzählung *Im Bakonyerwald*, wo der Theologiestudent die Räuber zum Gebet und zur Reue überredet. Bei Triebnigg-Pirkhert fehlen jedoch die sonst in der Heimatliteratur beliebten ethnographischen Beschreibungen. Die Bräuche, die Geburt, Hochzeit, Tod begleiten, sind so gut wie ausgespart. Es gibt zwar eine Geburt in *Die Dendlbamene*, aber erst danach wird das Geschenk für das Neugeborene Anlaß für die Überwindung des Geizes und der Feindseligkeit der Mutter gegenüber der Tochter. Wie ein Erstgeschenk für Neugeborene vorbereitet wird, ist dabei zu erfahren.<sup>18</sup> Bruchstückhaft ist auch das Eingehen auf die Sterbe- und Begräbnisrituale, als Gertraud, die Gattin des Grafenjörg stirbt. Sie wird aufgebahrt, und das beste Stück im Haus, die türkische Decke, die sich der ehemalige Kammerdiener in all seiner Armut aufbewahrt hatte, dient als Leichentuch.<sup>19</sup> Die Aufbahrung, die Totenwache, die Hilfe der Nachbarn



<sup>16</sup> Siehe Triebnigg: Heimatboden, S. 10.

<sup>17</sup> Der „Dendlbamhof“ ist in der Erzählung Handlungsmittelpunkt: der Name geht auf die Bezeichnung Dendlbam für Kornelkirschenbaum zurück. Der Spitzname für die Lisabärbl erhält eine zusätzliche Konnotation: sie ist überheblich, meidet Kontakte, ist stur usw.

<sup>18</sup> Siehe Triebnigg: Heimatboden, S. 49ff.

<sup>19</sup> „Der langgehütete Schatz lag nun über dem Körper der Toten. Prahlend glensterten die goldgestickten fremdartigen Zeichen am seidenen Grund und das fahle Gesicht der Mauknerin sah plötzlich würdevoll aus. Man konnte es schon eine Weile ansehen, so etwas sah man nicht alle Tage.“ (in: Triebnigg: Heimatboden, S. 73).



bei einem Todesfall: das alles wird kurz gestreift, für die eigentliche Erzählung spielt bloß eine Rolle, daß der Grafenjörg stirbt, als er die türkische Decke berührt. „Sie hat ihn nachgezogen an seinem Übertan“, meinen dazu die Frauen, die bei den Vorbereitungen mithelfen und sprechen einen Aberglauben aus.

Was in den Erzählungen Triebnigg-Pirkherts mehr beachtet wird: die soziale Hierarchie auf dem Land. Neben den Bauern, die am häufigsten auftreten und charakterisiert werden, sind auch die Vertreter der Dorfelite anzutreffen. Der Pfarrer, dem aber die Bauern Streiche zu spielen vermögen, der Richter und der Notar, die – wie in *Die Einquartierung* – stellvertretend für ihre Gemeinde durch den zugereisten Hochstapler blamiert werden. Der Apotheker wird als Helfer und Possenreißer abkonterfeit. Auch der Adel erscheint – durch die Schloßherrin in der Erzählung übers „Dächtele“ (allerdings handelt es sich dabei um eine Eingehiratete, Neureiche, die „Frau“, wie sie im Dorf genannt wird) und in den Erinnerungen des „Grafenjörg“, der bei einem Grafen als Kammerdiener tätig war und dabei die weite Welt kennengelernt, eventuell bereist hat, was ihn den Dorfbewohnern entfremdet hat. Eine Trennung zwischen oben und unten, zwischen arm und reich, zwischen Bauern, Handwerkern und Akademikern wird sichtbar gemacht, die mit zu der oben erwähnten Isolierung beiträgt, an der viele der Erzählgestalten leiden.

Wenn man die räumliche Vielfalt, die berufliche und soziale Differenziertheit in Betracht zieht, das unterschiedliche Formenangebot, ist – was schon eingangs erwähnt wurde – die Absicht erkennbar, ein Gesamtbild des ländlichen Lebens im Königreich Ungarn zu vermitteln. Von den Begrenzungen und den kleinkarierten Reservaten der Heimatliteratur ist dabei wenig zu erkennen.

### c. Intertextuelle Bezüge

Bisher haben wir auf diese Textbezüge nicht aufmerksam gemacht, es sei denn, daß auf die Genres (Schwänke, Possen, Rahmenerzählungen) hingewiesen wurden.

Aber die einzelnen Texte haben auch eindeutige Bezüge zu früheren Modellen: die Verquickung zwischen Naturerlebnis und Menschen ist am eindrucklichsten in der Erzählung *Im Bakonyerwald* anzutreffen.<sup>20</sup> Als Anregung diente – wie später so oft bei ungarndeutschen Autoren – der bekannteste in Ungarn geborene deutsche Dichter, Nikolaus Lenau. Lenaus *Der Räuber im Bakony* verbindet die Naturverbundenheit des Räubers, der eigentlich ein Schweinehirt war, mit dessen Räuberdasein. Ähnliches geschieht bei Triebnigg-Pirkhert. Die Räuberthematik ist in der deutschen Literatur seit Lenau und Karl Beck oft mit dem Freiheitskampf in Ungarn (mit nationalen und sozialen Zielsetzungen) verbunden worden. Lenaus Gedicht entstand 1841 und wurde 1842 zuerst in L. A. Frankls *Sonntagsblättern*, danach in den *Grenzboten* abgedruckt. In den *Grenzboten* gab es dazu folgenden Vermerk:

..ein kleines Gedicht .., welches in einer einzigen Pointe die tiefste Wunde unserer Gesellschaftszustände, den ganzen Kampf der Armen gegen die Besitzenden, aus welcher der Kommunismus und der Chartismus hervorgewachsen ist, trifft.<sup>21</sup>

<sup>20</sup> Ebd., S. 86-94.

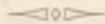
<sup>21</sup> Siehe Lenau, Nikolaus: *Sämtliche Werke und Briefe*. Hg. v. Eduard Castle. Leipzig 1923, Bd. 6, S. 303.

Motive des Lenauschen Gedichts, dessen Modell wieder Becks *Jankó, der ungarische Roßhirt* (1841) gewesen sein könnte, sind auch in einem ungarischen Volkslied vorhanden.<sup>22</sup> Was aber für die Triebniggschen Erzählungen ebenso wichtig ist: Wilhelm Hauffs *Das Wirtshaus im Spessart*, wo die Abendstimmungen in den – bei Hauff: deutschen – Wäldern mit der Furcht vor Überfällen und Räubern verbunden werden. Sympathie für und Furcht vor den Räubern werden bei Hauff wie bei Triebnigg-Pirkhert gestaltet. Das *happy end* der Hauffschen Märchen wird bei Triebnigg-Pirkhert mit der Morgenstimmung in Zusammenhang gebracht, die Gleichstellung von Morgen mit Hoffnung und Zuversicht ist in der Symbolsprache der Literatur nicht bloß in dieser Triebniggschen Erzählung feststellbar. Der Wald als Dom, als sakraler Ort ist auch in den Lenauschen Waldliedern vorgegeben, so daß die Handlungsentwicklung bei Triebnigg-Pirkhert sich abzeichnet: der Jungtheologe holt die Räuber, die eigentlich Freiheitshelden sind, in den Schoß der christlichen Kirche zurück und stiftet die große Gemeinschaft aller zu Unrecht Ausgestoßenen. Dazu liefert der Naturrahmen die heilsstiftende Kulisse. Die Wanderstudenten, ein romantisches Element bei Hauff, passen zu der Räuber-Freiheits-Thematik der Erzählung und ihrem Lenau-Bezug.

Der Rückzug in die Ur- und Vorzeit ist in einigen der Pirkhertschen Texte vorhanden und stellt oft die romantisch-entgrenzende Komponente der Darstellung dar. Dies ist der Fall in *Unkraut*, wo die Blumen, die der Bauer als Unkraut bezeichnet, ebenso wie das Korn vorgeblich „vor hunderten von Jahren aus Indien und Persien“ nach Europa gebracht wurden,<sup>23</sup> womit die Herkunft aus der indischen Frühzeit – wie bei den Frühromantikern – die Zeiträume fast ins Maßlose ausdehnt, die Allgemeingültigkeit der Aussage vertieft. Vergleichbares geschieht in *Wie's Dächtele der Christof wurde*: der heilige Christophorus, der aus Kanaan stammen soll, hat Wunder bewirkt, die seit dem 12. Jahrhundert in Deutschland in Form einer Namenssage zirkulierten. Seit dem 15. Jahrhundert galt er auch als einer der Nothelfer gegen Unwetter, Wasser, Luft.<sup>24</sup> Diesen Namensgeber mit dem Retter eines kleinen Waisenjungen und einem Dorforiginal zusammenzubringen, ist Teil der *deus ex machina*-Lösung der Erzählung. Die geänderte Szenerie – Wintersturm statt Strom und Untiefen – läßt das Umfunktionieren der Legende erkennen, die jetzt nicht in erster Linie der Rettung des „Kindes“ gilt, sondern der einsamen Bäuerin, des Kindes und des Außenseiters mit dem Spitznamen „Dächtele“: Not bringt sie zusammen, eine Gemeinschaft entsteht, die Menschlichkeit und gegenseitige Hilfe zur Voraussetzung hat.

Gleich zwei Anknüpfungspunkte hat *Die Einquartierung*: das Modell von *Kleider machen Leute* ist unverkennbar, weil die Reaktion der Bewohner von Unter-Tabod auf den Neuankömmling jener bei Keller und seinem polnisch aussehenden Reisenden nachgestaltet ist. Daß die Ankunft an einem Freitag stattfindet, läßt aufhorchen, aber:

Eines schönen Nachmittags [...] brachte der Postkutscher [...] einen Gast mit. Einen außergewöhnlichen Passagier, der mit der Ober-Taboder Post von der nächsten Bahnstation angekommen war, im Gasthause zum Hirschen gegessen hatte und direkt nach Unter-Tabod strebte. Und angetan war er mit einem langen Mantel, der mit blanken Knöpfen besetzt war,



<sup>22</sup> Ebd., S. 303-305.

<sup>23</sup> Ebd., S. 4.

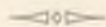
<sup>24</sup> Siehe: Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Tübingen 1986, Bd. 1, S. 1700.

einer Offizierskappe, einem rasselnden Säbel: kurz und gut, es war ein Militär, ein junger Leutnant, ein wahrhafter Offizier.<sup>25</sup>

Die Erzählung hat dann kundzutun, was für ein „wahrhafter Offizier“ da angekommen war. Verkleidung und Verwechslung waren seit der Romantik beliebt, und auch Wilhelm Hauffs *Junger Engländer* hatte Spießbürger genarrt. Aber Ella Triebnigg schrieb ihre Erzählung in einer Zeit, in der Schabernack mit der Uniform möglich war, in der Doppelmonarchie wie in Preußen, wo 1909 der Hauptmann von Köpenick ähnlich wie der falsche Leutnant der *Einquartierung* zunächst Bürgermeister und Amtsträger (in Unter-Tabod: den Notar) aufsuchte, um dort zu erwirken, daß man seine Weisungen durchführt. Wie Wilhelm Voigt paßt der Unter-Taboder „Leutnant“ in die Reihe der Hochstapler, die in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts auch die Literatur bevölkerten, schließlich begann damals auch Thomas Mann seine Arbeit an *Felix Krull*. Naiv, wie auch die Darstellung ist in der *Einquartierung* der Schluß: der falsche Leutnant entwendet ein Fahrrad und verschwindet auf Nimmerwiedersehen mit dem ergaunerten Geld. Danach folgt die – für das lokale Ambiente wichtige – Pointe: jeder, der über das Mißgeschick der Unter-Taboder erzählt, wird von diesen mit Maulschellen traktiert.

#### d. Aspekte der Desillusionierung

Ein Kennzeichen der Heimatnostalgie in literarischer Darstellung ist die Idylle oder die idyllisierende Betrachtungsweise. Sie fehlt bei Ella Triebnigg-Pirkhert zwar nicht, wird jedoch durch die kritische Einsicht in die Verhältnisse korrigiert oder aufgehoben: fast in allen Erzählungen wird der Geiz und die Habsucht der Bauern vermerkt: im *Unkraut* geht es um den Besitzerstolz, den es wenig kümmert, daß er Schönes und daß er das, was anderen Freude macht, zerstört. Im *Dächtele* ist die Schloßherrin zwar sehr fleißig, aber ihrem Gesinde gegenüber hart und unduldsam, den Dorfbewohnern gegenüber ebenso. Ob sich das Wunder der Weihnacht wiederholen oder ob sich die plötzlich auftretende Menschlichkeit und das Mitleid beibehalten läßt, bleibt offen. Die „Dendlbamene“ läßt sich, als ihr Enkel geboren wird, zwar erweichen, aber Generationen lang hat ihre Familie den Starrsinn, die Intoleranz gepflegt und vor allem die weniger Wohlhabenden mit Verachtung gestraft. Daß nun der Enkel – durch Geschenke der Großmutter – zu den Privilegierten und Reichen gehören wird, ändert am Standesdünkel eigentlich nichts. Ähnliches geschieht in *Der Grafenjörg und die Seinige*: der verarmte ehemalige Kammerdiener bewahrt sich seine Arroganz und als Zeichen seiner Besonderheit die türkische Decke. Noch im Tod krallt er sich an diesem Besitz fest: Habgier ist eben unheilbar. Die Lösungsangebote von Triebnigg-Pirkhert sind entweder Momentaufnahmen und gelten nur in Ausnahmesituationen oder sie ändern nicht einmal mittelfristig das soziale Umfeld: ein Beharren in den – oft negativ konnotierten – Gepflogenheiten ist eigentlich die Regel. Vor diesem eher düsteren Hintergrund spielt Ethnographisches, wie erwähnt, eine untergeordnete Rolle, und auch die Zustands- und Milieuschilderung, meist sehr sachlich und unspektakulär, erlaubt keine Euphorie oder keine Nostalgie. Grotesk wie die einzelnen Charaktere konzipiert sind, erscheint deren alltägliches Umfeld, z.B. im *Grafenjörg und die Seinige*:



<sup>25</sup> Triebnigg: Heimatboden, S. 53.

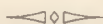


Das war nämlich so: wenn man im Vorgarten stand und auf die Straße blickte, da sah man höchstens einmal eine Fuhre Mist oder zur Erntezeit Getreide, Rüben und Kartoffeln vorbeifahren und die sonst sich so friedsam in der sandigen Erde verwühlten Gänsescharen, die sich gerade mitten am Fahrweg zu sonnen pflegten, schreckten dann mit Geflatter und schrillum Geschnatter auf, watschelten an den Straßenrand und konnten sich nicht beruhigen. Zugleich raste natürlich auch der Wolfshund des Wagnermeisters mit wütendem Gebell aus dem gegenüberliegenden Hof heraus, umkreiste keifend das Gefährt, hüpfte, drehte sich und stolperte dabei immer wieder über den großen Holzpflock, der ihm, an den Hals gebunden, zwischen die Beine fährt, damit er sich nicht zu weit entfernen kann. Er ruht aber nicht, bevor er eins mit dem Peitschenende erwischt hatte, dann erst zieht er sich heulend zurück.<sup>26</sup>

Ein Pfarrer, der die geistigen Fähigkeiten seiner Beichtkinder unterschätzt, ein Apotheker, der sich über seine Kunden lustig macht, zwei Gemeinden, die miteinander im Dauerstreit liegen: Ähnliches trägt nicht dazu bei, Idyllen zu stiften, die aber im Ansatz von der Autorin zumindest nicht ausgeschlossen werden: die Naturstimmung im Bakonyerwald, die bei dem Gebet der Studenten und Räuber, die Harmonie in der vom Aberglauben beherrschten Gemeinde des „rechten Weges“, die kindliche Unschuld als Allheilmittel in jeder noch so ausweglosen Situation – sie sollten die heile Welt bezeugen oder wieder erschaffen. Die Personen mit ihren negativen Gewohnheiten und Verhaltensweisen sind aber ein Gegenpol, der nie übersehen wird. Das Oszillieren – auch im sprachlichen Bereich – ist ein Kennzeichen dieser Triebniggischen Erzählungen mit Regionalbezug. Daß es um schwer zu bewältigende Spannungen geht, die solche Dissonanzen hervorbringen, nicht aber bloß um die „bescheidene Kunstfertigkeit“, die Werner Mahrholz den Autoren der Heimatkunst zugesteht, kann festgehalten werden.

Was Péter Niedermüller für Gesamtungarn feststellt, trifft auch auf den Beispielfall Triebnigg-Pirkhert zu: es gab in Ungarn seit der Jahrhundertwende zwei politisch-gesellschaftliche Tendenzen, „als ein symbolischer Ausdruck des Widerstandes zweier kultureller Strategien.“ Die eine Tendenz hatte mit der Modernisierung zu tun und entsprach der Stadtkultur, die man oft als „fremd“ bezeichnete.

Die Stadtkultur konnte schließlich keine stärkere Wirkung ausüben in der Schöpfung der Nationalkultur und Nationalidentität. Das Modell der ungarischen Nationalkultur hat ihre Wurzeln nicht in dem Prozeß der Modernisierung, sondern in einer anderen historisch-politischen Situation. Die Konzeption der Nationalkultur ruht auf den Kategorien wie „Bauer“ „Volk“ „Ungar“ „Tradition“. Sie haben in der Kultur, in der Politik und auf jedem Gebiet des Alltagslebens symbolische Grenzen gezogen, einerseits wegen der Identifizierung des Dorfes, der Provinz, der traditionellen Bauernkultur, der ungarischen Nationalkultur; andererseits wegen der Ausschließung der „kosmopolitischen“ Weltanschauung.<sup>27</sup>



<sup>26</sup> Ebd., S. 63.

<sup>27</sup> Siehe Niedermüller, Péter: Stadtkultur und Nationalkultur. Kulturkontakt und Kulturkonflikt in den ungarischen Städten. in: Kulturkontakt Kulturkonflikt. Zur Erfahrung des Fremden. 26. Deutscher Volkskundekongreß. Hg. v. Ina-Maria Greverus, Konrad Köstlin, Heinz Schilling. Frankfurt a.M. 1987, T. 1, S. 84-85.

Man kann diese Feststellungen auch auf die deutsche Regionalliteratur übertragen und dabei die einzelnen Begriffe substituieren: Volk > deutsche Minderheit, Ungar > Ungarndeutscher. Es bleibt die Identitätsmarke: Dorf, ländliche Traditionen, die eine entscheidende Rolle spielen, auch für Triebnigg-Pirkhert. Ihre Sympathie für die regionale Vielfalt im Königreich Ungarn, für die Bauern und deren Dörfer ist unverkennbar. Ebenso jedoch ist ihre Kritik an den anachronischen Zuständen und Verhaltensweisen unübersehbar. Das jedoch unterscheidet sie von der wertkonservativen Heimatkunst und von der Apologie des Gestrigen. Wenn sie selbst kein Modell für Veränderungen findet und höchstens auf Wunder und Zufälle setzt, dann ändert das nichts an ihren Erkenntnissen von Gut und Böse, Schönem und Ablehnenswertem im Umkreis ihrer engeren und weiteren Heimat. Was davon in der Rezeption als Faszination, was als ablehnenswert empfunden wurde, müßte in einer weiteren Untersuchung ermittelt werden.

### Literaturverzeichnis

#### A. Werke von Ella Triebnigg-Pirkhert

##### 1. Belletristik

Die aus dem Volke. Drama 1905.

Vorgesetzte. Drama 1906.

Meine Felder. Gedichte, Wien 1907, 54 S.

Abisag. Oper 1913.

Heimatboden. Erzählungen, Temesvar (1916), 95 S. (Deutschbanater Volksbücher 25).

Ums Erbe. Eine Erzählung von volksdeutschen Ansiedlern aus Südungarn, Leipzig 1916, 254 S.

Meister Schicksal. Erzählungen, Innsbruck; Wien; München 1919, 205 S.

Was die Blumen erzählen, Prag und Wien 1919.

Innere Welten. Erzählungen, Freudenthal 1924, 169 S.

Goldne Heimat. Erzählungen aus der schwäbischen Türkei, Budapest 1926, 226 S.

Das Blumenorakel. Szenette 1927.

Der neue Hut. Schwank in einem Akt, München 1929, 23 S.

Drei Schmetterlinge. Erzählung, Einsiedeln; Waldshut; Köln (1932), 241 S.

##### 2. Literaturgeschichtliches

Peter Rosegger und die Frauen, Graz 1918, 91 S.

##### 3. Übersetzungen

Rákosi, Eugen: Äsop. Lustspiel, Straßburg 1905, 157 S.

Koloman Mikszáth: Der taube Schmied, Wiesbaden 1919, 178 S. (Wiesbadener Volksbücher).

##### 4. Herausgeberin

Wolfgang Schmeltzl, der Wiener Hans Sachs, Wien 1915.

Der Kaiser rief. Kriegsnovellensammlung, Stuttgart 1916.

## B. Sekundärliteratur

## 1. Biographische Lexika

Révai Nagy Lexikon, Budapest: Révai 1925, Bd. XVIII, S. 478-479.

Kürschners Deutscher Literatur-Kalender. Nekrolog 1936-1970. Hg. Von Werner Schuder, Berlin; New York 1973, S. 684.

Treszl, Anton: Wer ist wer? Erstes ungarndeutsches Biographielexikon, Grünstadt 1993, S. 163-165.  
E.T. in: Deutsche Biographische Enzyklopädie (DBE), München 1999, Bd. 10, S. 87.

## 2. Literaturgeschichten

Castle, Eduard (Hg.): Geschichte der deutschen Literatur in Österreich-Ungarn im Zeitalter Franz Joseph I., Wien 1937, Bd. II, S. 1440 und 1458 (im Kapitel: Ungarn, Verf. Béla von Pukánszky).

Klein, Karl Kurt: Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland, Leipzig 1939, S. 399/400.

## 3. Aufsätze

Rein, Hermann: E.T.P. Leben und Wirken, in: Deutsche Forschungen in Ungarn (1942).

Taffermer, Anton: Ella Triebnigg-Pirkhert. Erinnerungsbilder zu ihrem 25. Todestag, in: Volkskalender der Deutschen aus Ungarn 1964, S. 54-59.

Drat (Taffermer, Anton): Zwei große ungarndeutsche Gestalten. Ella Triebnigg-Pirkhert (1874-1938), in: Volkskalender der Deutschen aus Ungarn 1974, S. 29.

Bless, Josef: Ella Triebnigg und Tevel, in: Unsere Post, Jg. 47, Nr. 2, Februar 1992, S. 21.





István Fried (Szeged)

## Karl Georg Romy. Ein „Deutschungar“ an der Grenze zweier Epochen

Karl Georg Romy (1780-1847) war ein charakteristischer Vertreter jener an der Grenze zweier Epochen lebenden Intelligenz, die sich unter den Sprachen und Nationen nicht entscheiden konnte und wollte. Väterlicherseits konnte er seine Familie bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen, seine Vorfahren waren transdanubische ungarische Adlige, manche von ihnen bekleideten auch ein höheres Amt. Sein Großvater kam als evangelischer Pfarrer zuerst nach Kassa/Kaschau/Košice, dann in die Zips, sein Vater wiederum verbrachte sein Leben als Zipser Kaufmann. Mütterlicherseits finden wir unter den Ahnen Zipser Deutsche. Seine Gymnasialjahre verbrachte Karl Georg Romy in deutschsprachiger Umgebung und in Kenntnis der deutschen Kultur; im Alter von 18 Jahren kam er nach Debrecen, um das Ungarische zu erlernen. Die hier verbrachten zwei Jahre reichten ihm, um recht gründliche Sprach- und Literaturkenntnisse im Ungarischen zu erwerben. Das Ungarische erlernte er neben dem aus der Zips mitgebrachten Deutschen (und Slowakischen), fehlerfrei schrieb er aber nur auf Deutsch. In Göttingen besuchte er die Universität, hier perfektionierte er seine Latein- und Griechischkenntnisse, wurde ein Schüler von Heyne, dem Professor der klassischen Philologie, und besuchte die Kollegs von Schlözer. Ab 1802 war er in Ungarn tätig, er hatte verschiedene schulische und kirchliche Posten inne, zuerst in der Zips, in Teschen, dann in Sopron/Ödenburg, 1813-1816 unterrichtete er an der Bewirtschaftungslehrinstitution des Grafen Festetics in Keszthely und 1816-1821 in Karlowitz in serbischer Umgebung, von 1821 an in Preßburg/Pozsony, dann in Wien, schließlich beendet er seine Laufbahn in Esztergom/Gran.

Im Laufe seines Lebens mußte er sich mit verschiedenen theoretischen und praktischen Wissenschaften beschäftigen, seine Ausbildung als Philologe und Seelsorger sowie seine Sprachkenntnisse konnte er als Verfasser von Abhandlungen und Zeitungsartikeln nutzen, er war auch Mitarbeiter mehrerer Lexika. Doch beschäftigte er sich auch mit Fragen der Wirtschaft, mit juristischen Problemen, der Geschichtsschreibung sowie auch mit den Naturwissenschaften. So wie auch seine Publikationen außer auf Ungarisch und Deutsch auch auf Slowakisch, Kroatisch, Serbisch und Italienisch erschienen. Seine Korrespondenz erstreckte sich über beinahe alle Provinzen der Habsburger-Monarchie, er hielt den Kontakt zu den herausragenden Vertretern der ungarischen Literatur (in erster Linie zum Spracherneuerer-Übersetzer Ferenc Kazinczy, 1759-1831), mit Persönlichkeiten aus Böhmen und Kroatien, mit den Führern der serbischen und der slowakischen nationalen Bewegung. Den Gepflogenheiten des Zeitalters entsprechend gab er in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts einen Musenalmanach heraus, in dem er außer lateinischer

und deutscher Belletristik auch Gedichte von ungarischen und slowakischen Dichtern in ihrer Muttersprache veröffentlichte; er plante die Herausgabe einer deutschsprachigen Zeitschrift für die Gesamtmonarchie, die über die Kultur eines jeden Volkes berichten sollte, zwischen den Völkern und Literaturen vermittelnd.

An diesem Punkt können wir die Lehren seiner Laufbahn erkennen und auch den Umstand, warum wir sein Lebenswerk trotz (oder gerade wegen?) seiner in ungeheurer Menge erschienenen Schriften als Torso betrachten müssen, warum man seine vielen Initiativen als Sackgasse bezeichnen kann.

Die oben zusammengefaßten Daten seines Lebenslaufes haben vielleicht schon angedeutet, daß Romy im Zeichen eines Wissenschafts- und Nationenbegriffs aus dem 18. Jahrhundert wirkte. Im Zeitalter der Erstarkung der Sprachnationalismen hatte das Kriterium der Zugehörigkeit zu einer Nation für ihn keinen sprachlichen Charakter, er dachte eher in der Dimension einer Gemeinschaft von unter einer Regierung, gemeinsam, auf einem Gebiet Lebenden. Er betrieb jene Form der *Landeskunde*, die (wie in seiner Heimat, der Zips) einen plurikulturellen, multilingualen Charakter besaß. Er hierarchisierte die Sprachen und die Kulturen nicht, denn er sah in ihnen die Manifestation eines universalen menschlichen Geistes. So geriet er Anfang der 1830er Jahre in eine Debatte, als er gegenüber den Liberalen, die sich negativ zur deutschen Literatur Ungarns äußerten, sein Recht auf Deutschsprachigkeit verteidigte. Er argumentierte, nicht die Sprache bestimme das Maß des Patriotismus. Er benutze die Sprache seiner Jugend nicht nur aus dem Grunde, weil er nicht nur in Ungarn Leser finden wollte, sondern auch darum, weil er die ungarische Kultur ins Ausland vermitteln wolle, wo man das Ungarische nicht sprach. Die in den 1830er Jahren bereits recht lebendigen ungarisch-kroatischen sowie ungarisch-slowakischen Sprach- und Nationendebatten betrachtete er mit einigem Unverständnis und berief sich auf das Toleranzideal einer früheren Epoche, dessen Nichtbefolgung nationalen Haß zur Konsequenz haben könnte. Während seiner Universitätsjahre gelangte Romy nach Göttingen und nach Jena, und während dieser beiden Jahre hatte er die Möglichkeit, die Werke von Goethe und Schiller kennenzulernen. Ihre Auffassung vom Vorrang der Universalität des rein Menschlichen gegenüber dem Partikulären, dem Engherzig-Nationalen, sowie der Standpunkt seines Freundes Ferenc Kazinczy, nach dem der Patriotismus dem Kosmopolitismus nicht widerspricht (Kazinczy schrieb dies im Jahre 1812 dem serbischen Dichter Lukijan Mušicki), sind auch in seiner Ideenwelt zu finden. In einem Diskussionsartikel aus dem Jahre 1839 betonte Romy:

wir sollten die in Ungarn und den Nebenprovinzen lebenden zahlreichen Deutschen, Slawen, Ruthenen, Slowaken, Kroaten, Serben, Walachen, Italiener (im ungarischen Küstengebiet) und die Franzosen (im Banat) nicht deswegen verabscheuen, sie hassen, weil auch sie ihre Muttersprache als das heilige Vermächtnis ihrer Vorfahren lieben.

1840 äußert er in einem anderen Diskussionsartikel: „So wie den Volkshaß, so werde ich auch den Religionshaß niemals unterstützen.“ Wir dürfen nicht außer acht lassen, in welchem Kontext diese wirklich edlen Gedanken entstanden waren. Dies ist nicht mehr die Zeit des Sprachfriedens, der Hochschätzung der Multikulturalität. Und obwohl Goethes Gedanke von der Weltliteratur auch in den mitteleuropäischen Literaturen aufgenommen wurde, war das Hauptziel aller Völker, die auch von Romy aufgezählt wurden, die Erschaffung der eigenen nationalen Einheit. Das heißt: die Errichtung des Weges, der zum Nationalstaat



führt. In Ungarn strebten die Ungarn danach, daß die offizielle Sprache anstelle des Lateinischen das Ungarische sei. Zugleich kämpften die anderen im Land lebenden Völker um ihre eigenen Sprachrechte, denn wenn das Ungarische die offizielle Sprache (der höchsten Ämter, des offiziellen Umgangs, der Gesetze usw.) sei, wende sich ihre Situation ins nachteilige. Die ungarischen Muttersprachler müßten keine andere Sprache lernen, sie aber schon. Die Intellektuellen der im Habsburgerreich „erwachten“ Völker gaben sich nicht damit zufrieden, daß sie ihre Sprache im Rahmen ihrer „inneren Verhältnisse“ benutzen konnten, sondern strebten zumindest nach kultureller (stellenweise nach mehr) Autonomie. Dies widersprach aber nicht nur den Absichten der österreichischen Regierungskreise, sondern auch der ungarischen Führungsschicht, denn sie empfanden die Einheit des Landes durch nationale Bestrebungen bedroht.

Die weitgehenden Veränderungen der Kriterien der nationalen Zugehörigkeit brachten Rummy sowie all jene in eine schwer deutbare Situation, die ihre eigene „Nationalität“ als Deutschungar bestimmen wollten. Für sie bedeutete das nicht die Zugehörigkeit zum Deutschtum in Deutschland oder in Österreich, mit dem sie eine sprachliche oder kulturelle Gemeinschaft eingingen. Als Bewohner Ungarns seit Jahrhunderten war eine eigene Tradition, ein „Lokalpatriotismus“ entstanden, und ihre Position definierten sie – gegebenenfalls – einerseits durch ihre Vermittlerfunktion, andererseits sahen sie ihre Kultur in der Synthese, die gleichermaßen aus der deutschen sprachlich-kulturellen wie auch aus der ungarischen sprachlich-kulturellen Quelle schöpfte. In Ländern der Habsburger-Monarchie wie Böhmen, Galizien und Kroatien lebte ebenfalls eine Art von das Deutsche sprechenden und der deutschen Kultur verpflichteten Bevölkerung, die sich selbst nicht als Nation sah, sondern ihren Platz zwischen den Nationen bestimmte. Die verschiedenen deutschsprachigen Theater des Landes führten zum Beispiel in großer Zahl Theaterstücke auf, die dem interessierten Publikum die Geschichte des Landes, seine bedeutenden historischen Persönlichkeiten vorstellten. Károly György Rummy hat ein episches Gedicht in Hexametern über die Ereignisse der ungarischen Geschichte des 15. Jahrhunderts verfaßt, von dem Auszüge in der in Kroatien erscheinenden deutschsprachigen Zeitschrift *Luna* veröffentlicht wurden. Noch 1807 publiziert er im Intelligenzblatt von Neue Annalen der Literatur des österreichischen Kaiserthumes eine Abhandlung mit dem Titel *Ueber den mahlerischen und energischen Charakter der deutschen und ungrischen Sprache*. Rummy spielte die beiden Sprachen nicht gegeneinander aus, sondern versuchte zu beweisen, daß beide über Eigenschaften verfügten, auf Grund derer man sie als „mahlerisch“ und „energisch“ bezeichnen könne. Im Jahre 1813 veröffentlichte Rummy sein Buch *Theoretisch-praktische Anleitung zum deutschen prosaischen Styl*, parallel hierzu sammelte er Material für eine ungarische historische Textausgabe, die unter dem Titel *Monumenta Hungarica* erschien (1816-1817). Rummy plante (und sammelte sein ganzes Leben lang Material für) ein Lexikon, das Informationen über jeden Schriftsteller Ungarns mitteilen sollte, ohne Unterscheidung nach der Nationalität.

All das macht Rummy mit nicht enden wollendem Fleiß in einem Zeitalter, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in dem die Idee und das Ideal der Nationalliteratur, der nationalen Wissenschaft formuliert wurde, in dem die Ungarn und Slowaken gleichermaßen von ihren Schriftstellern forderten, sie sollten nur noch in ihrer Muttersprache schreiben, sich den Ereignissen in ihrer Heimat zuwenden und an der Auseinandersetzung um die Erschaffung des Nationalstaates teilnehmen. Was für ein Nationalstaat mochte der Rummys gewesen

sein? Seine Deutschsprachigkeit verband ihn scheinbar mit dem deutschen Sprachraum, doch neben dem Studium der Werke von Herder, Wieland, Goethe und Schiller nahm er an den ungarischen literarischen Bestrebungen teil, er verfügte über eine Sammlung ungarischer Volkslieder (aber auch über eine serbische und slowakische); er beschäftigte sich mit den Problemen der deutschen Linguistik (zum Beispiel schrieb er über den deutschen Dialekt in der Zips), für Anfänger verfaßte er eine deutschsprachige ungarische Grammatik (die Manuskript blieb). Er äußerte sich im Rahmen der Diskussion um die slowakische Literatursprache, er interessierte sich für die Sprachschöpfung der serbischen Literatursprache. Seine Tätigkeit entsprach nicht den Zielen einer einzigen nationalen Bewegung, doch konnte jede nationale Bewegung in seinen Arbeiten nutzbare Dinge finden.

Diese Zwischenexistenz folgt daraus, daß sich Romy sowie einige andere Personen nicht bewußt gemacht hatten, daß sie an der Grenze zweier Epochen lebten. Als sie geboren wurden, die Schule besuchten, ihre Laufbahn begannen, strebten die muttersprachlichen Kulturen noch kaum nach Ausschließlichkeit innerhalb des Landesgebietes. Ab 1810 wurde die Ablösung der alten Terminologie durch eine neue, die die Ansprüche des Sprachnationalismus befriedigt, aktuell. Und parallel hierzu organisiert sich in der muttersprachlichen Kultur jene Generation, die die nationale Romantik gegenüber den literarischen Klassizismen zum Triumph führte, und zwar nicht nur in der Literatur, sondern auch in anderen Künsten, in der Geschichtswissenschaft, auch in der Linguistik. Zur Sprache der Wissenschaft wird an Stelle des Lateinischen immer mehr die Muttersprache, und wenn manchmal eine Flugschrift in deutscher Sprache erscheint, dann aus dem Grunde, weil sie mit einer anderen Flugschrift oder wissenschaftlichen Arbeiten polemisiert, und sich mit Hilfe der deutschen Sprache an die europäische Öffentlichkeit um Unterstützung wendet. All das beachtend kann man die Frage stellen: welcher Sache hatte sich Romy verschrieben? Die Literatur, die Kunst der Romantik scheint er nicht zu kennen, der deutschen Klassik blieb er treu (und der ungarischen, vor allem Ferenc Kazinczy); die Göttinger historische Schule hat er nie verleugnet, um Anhänger der die nationalen Legenden in die Geschichtsschreibung und hierdurch in die nationale Erziehung eingliedernden Wissenschaftlichkeit zu werden. Wenn er für eine Zeitschrift aus Wien oder aus Deutschland schrieb, so tat er dies, um die Kultur Ungarns zu popularisieren; in erster Linie die *ungarische* Kultur, aber auch die slowakische, serbische, kroatische.

Als Alternative kann die Assimilation, der Anschluß an die ungarische Sprachbewegung erwähnt werden. Es ist kaum zu bestreiten, daß es Deutschungarn gab, die diesen Weg wählten, und Romy war aus diesem Grunde seit den 1830er Jahren mehreren – unwürdigen – Angriffen ausgesetzt, da dies für ihn keine Alternative darstellte. Seine Lage wurde dadurch verschlimmert, daß gegenüber den slawischen und rumänischen Bewegungen das ungarländische (recht geteilte) Deutschum seine Bewegung nicht organisierte. Es verfügte zwar über Zeitungen, Theater und Vereine (in den Städten, die zuerst zweisprachig wurden, dann sich zum Teil magyarisierten), über einen langen Zeitraum gab es jedoch keine Persönlichkeit, die auf die kulturellen und sprachlichen Überlebensbestrebungen des Ungarndeutschums aufbauend Möglichkeiten der Selbstverteidigung erschaffen hätte. Der die Auffassungen von Romy im großen und ganzen teilende Johann von Csaplovics näherte sich auf Wirkung der ihn ereilenden Angriffe der slowakischen Bewegung an, obwohl Romy auch weiterhin in der Illusion lebte, er könne jeder sprachlichen Kultur



dienen. Während die in der ungarischen nationalen Bewegung eine führende Rolle spielenden Persönlichkeiten von liberalen Ideen die bürgerliche Veränderung des Landes erwarteten, welche die sprachlich-nationalen Gegensätze aufheben würde, da jeder in den Genuß der Rechtsgleichheit käme, schrieb Romy etwas zurückhaltender, den aufgeklärten Gedanken der sprachlich-religiösen Geduld betonend, um die Gleichheit der Sprachen, ihre gleichwertige Anerkennung zu verwirklichen. Der Standpunkt der ungarischen Liberalen (im Zusammenhang mit dem Slawentum im allgemeinen) war zum großen Teil durch ihre Angst vor der russischen Expansion beziehungsweise dem Panslawismus bestimmt, besonders seit 1836 Kollárs Flugschrift über die „literarische Wechselseitigkeit“ der Slawen auch in deutscher Sprache zu lesen war. Romy sah in dem großen Werk Kollárs, *Slávy dcera*, keinerlei gefährliche Tendenz (die ungarischen Leser wiesen mit Recht auf die scharfen antiungarischen Sonette hin), sondern nur ein literarisches Werk mit großer Wirkung, das unter ästhetischen Gesichtspunkten bewertet werden müsse. Vor dem Panslawismus hatte Romy auch schon deshalb keine Angst, weil er, in slowakischen, serbischen und kroatischen Schriften blättern, beobachtet hatte, welche große Gegensätze zwischen den einzelnen slawischen Bestrebungen bestanden.

Zur Verunsicherung Rumys und seiner Schicksalsgenossen trug bei, daß die österreichischen führenden Kreise von ihnen kaum Notiz nahmen. Der Wiener Hof betrachtete die Organisierung der nationalen Bewegungen größtenteils hilflos, er zeigte sich an der Aufrechterhaltung des Status quo interessiert. Da man den Hauptgegner in der ungarischen Bewegung sah, wurden die Bestrebungen der Slawen stillschweigend unterstützt, ohne vor der bereits im 18. Jahrhundert angewandten Politik des *divide et impera* zurückzuschrecken. Romy und seine geistigen Mitstreiter hatten von Wien nichts zu erwarten, jene Händlerschicht, der der eine oder der andere entstammte, war Opfer der ungerechten Wirtschaftspolitik, die der österreichische Hof gegenüber Ungarn verfolgte. Romy sympathisierte mit Hormayrs Reichspatriotismus, er nahm an den von ihm initiierten und alle Völker des Reiches ansprechenden Unternehmungen teil, aber der Wiener Hof setzte den Initiativen Hormayrs ein Ende.

In seiner Schrift aus dem Jahre 1833 sinniert Romy über die Schönheit der ungarischen Sprache, doch schlägt er als Selbstbestimmung vor, die *Nationalisierung* möge mit der Humanisierung einher gehen. In dieser Zeit verstand man, Ungarn, Slowaken, Kroaten keinen der Begriffe mehr so, wie sie Romy verstand. Er blieb der Vertreter einer früheren Epoche, weshalb ihn das spätere Zeitalter marginalisierte und für sehr lange Zeit dem Vergessen anheimgab.





Judit Gera (Budapest)

## How did Karel van de Woestijne read the Early Flemish Paintings?

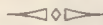
### An approach from gender perspective

Karel van de Woestijne (1878-1929) was not only an outstanding Flemish poet and the most representative figure of Flemish symbolism, but he was also a versatile art critic. He wrote a lot about old Flemish art as well as about contemporary art of his own country.<sup>1</sup> There was a period in his life, at the beginning of the twentieth century, when he even lived together with a number of Flemish painters and sculptors in a small village named Sint-Martens-Latem, near Gent. Sint-Martens-Latem developed into a kind of art colony comparable to other art colonies elsewhere in Europe, such as Pont-Aven in France and Worpswede in Germany. Living and thinking together with the Latem artists, such as Gustave van de Woestyne (the younger brother of Karel), George Minne and Valerius de Saedeleer, Karel van de Woestijne developed a so called *musée imaginaire*, an imaginary museum (a term originating from André Malreaux) for himself which was always at hand when he wrote his poetry and his essays.

Not only this close relationship played a crucial role in his thinking, but also the famous exhibition of the works of the Early Flemish painters, the so called Flemish Primitives, organised in Brugge in 1902. This exhibition had an enormous influence on writers, painters, historians and art historians of the time. As an example we only have to mention the Dutch historian, Johan Huizinga (1872-1945) who wrote his brilliant book *The Waning of the Middle Ages* under the influence of this marvellous exhibition. Karel van de Woestijne was also inspired by the exhibition: in 1903 he wrote a long essay, almost a book on the exhibited Flemish Primitive painters.<sup>2</sup>

Out of several other possibilities of interpretation only one is being discussed here and that is the gender aspect: how did Karel van de Woestijne look at the women's portraits of the early Flemish painters? What were his interpretations of these portraits and what was the relation of his views to the representation of women in his own time?

His essay begins with the description of the town of Brugge at the time of the famous exhibition. Among other things Karel van de Woestijne describes a delicate girl who is feeding the swans. She has a „sly-small face [sluwerig-mager in Dutch], big, frightened eyes and heavy curly hair". Her „painfully long arms are hanging along her tight-white



<sup>1</sup> Westerlinck, Albert: *De eerste rijpe jaren van Karel van de Woestijne*. Beveren: Orbis en Orion Uitgevers, 1982.

<sup>2</sup> Woestijn, Karel van de: *De Vlaamsche Primitieven, hoe ze waren te Brugge*. in: *Verzameld Werk 4*. Brussel, 1949.

apron." She embodies a typical fin-de-siècle girl – one should pay attention to the ambivalent attribute „sly-small” the first part of which implies threat in contrast to the second part which can be associated with frailty and dependance just as the „painfully long arms” and the „tight-white apron” can. However, this can also be a wrong interpretation, because the second meaning of the Dutch word „sluwerig” is also: „small”, „narrow”. In this case the compound „sluwerig-mager” is only a typical example for symbolist style where synonyms are abundantly used. On the other hand this small girl reminds us of the madonnas of the Flemish Primitives, mainly because of her curly hair. Madonnas in the paintings of the Van Eyck-brothers almost always have curly hair. Jan van Eyck chose as his model for his *Madonna with chancellor Rolin* (1436) a „lovely girl from Brugge”.<sup>3</sup>



Jan van Eyck: *Madonna with Chancellor Rolin* (1436, oil on wood; Musée du Louvre, Paris)



By showing a similar girl in a street of Brugge from 1902, Karel van de Woestijne creates a very special atmosphere where past and present meet.

His description of the *Portrait of Margareta van Eyck*, the wife of Jan van Eyck from 1439 is characteristic for his image of women.

He underlines the powerful drawing and he uses the attribute „expressive” when speaking about the representation of Margareta’s character: „self-satisfied and angry bourgeoisie with straight lips and cold eyes; the wings of the nose are trembling of impulsive anger and [she has] a

Jan van Eyck: *Portrait of Margareta van Eyck* (1439, oil on wood; Groeninge Museum, Bruges)

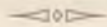
<sup>3</sup> Gruyter, W. Jos de: *Het vrouwsporet in de Nederlandsche en Vlaamsche schilderkunst*. Amsterdam, without date, 14.



sharp chin of strong will; [...] She is a practical woman and not a very good person; and she loves stylish clothes." This is a typical negative portrayal given by a fin-de-siècle poet who is sooner afraid of than attracted by women, especially when women seem to be more intellectual than beautiful.<sup>4</sup> Eve is allowed to be ugly for Karel van de Woestijne in the painting of the same Jan van Eyck, because she is the first mother and „this ugliness looks great." A bourgeoisie out of everyday life however causes animosity in Karel van de Woestijne. The decorative, splendid clothing is quite usual for him when it concerns the madonnas, but the same phenomenon is interpreted in the case of the bourgeoisie in a negative way: „she loves stylish clothes". Jos De Gruyter describes the portrait of Margareta van Eyck somewhat calmer, however he cannot resist the negative attributes either: „He is informing us about the taciturn, intelligent, superior and probably somewhat mean character of his wife." (italics – J. G.) It is interesting to set the analysis by Panofsky against the analysis by Van de Woestijne and Jos De Gruyter. Whereas these two see threatening lines, Panofsky refers to a character of a totally different kind: „... calm attentiveness, reserved and incurious, expectant rather than active, and just for this reason, not a little disconcerting."<sup>5</sup> Though this quotation has more positive attributes, a feeling of embarrassment is not missing here either. This embarrassment is felt, however, as a result of looking at a human character in general, and it is not laden by preconceptions about the female sex.

Karel van de Woestijne describes also a painting by Margaretha Van Eyck, the sister of Jan and Hubert: *The Adoration of the Magi*. He refers three times to the painting in the diminutive form: „little work" („werkje"), „small triptych" („triptykje") and „small picture" (tafereeltje"). The use of the diminutive form may be related to the size of the painting. It is more probable, however, that these diminutives are used because it is a woman's work that is being discussed. The question Karel van de Woestijne puts: „Is this real work?" may also have a double meaning. First: is this real work by Margaretha? In a footnote Karel van de Woestijne observes that the work was attributed later to another master. A second meaning of the same question can be: Is this real art? Karel van de Woestijne leaves this question open and his description sounds rather ambiguous: „This may not be a very expressive picture; it misses both the grandeur of Hubert and the male strength of Johannes, still it is a lovely work of a woman who is not devoid of a sense of beauty." Karel van de Woestijne often refers to the *Schilder-boeck* (The Lives of Famous Netherlandish Painters) by Carel van Mander<sup>6</sup>, so he probably also read the few words written by Mander on Margaretha van Eyck: she exercised „the art of painting with a great expertise" and she remained „a virgin to the end of her life."

These are all examples how a woman painter has been discussed: first, the authenticity, second the artistic quality of her work is called in question. Van Mander speaks further about another circumstance: her virginity, that of course never comes up in case of male artists.



<sup>4</sup> Stichelen, Katlijne van der en Westen, Mirjam (red.): *Elck zijn waerom. Vrouwelijke kunstenaars in België en Nederland 1500–1950*. Ludion, 2000.

<sup>5</sup> Panofsky, Erwin: *Early Netherlandish Painting. Its origins and Character*. New York, Hagerstown, San Francisco, London: Icon Editions Harper & Row, Publishers, 1971, 199.

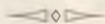
<sup>6</sup> Mander, Carel van: *Het Schilder-Boeck*. In *hedendaagsch Nederlandsch overgebracht door A. F. Mirande en Prof. Dr. G. S. Overdiep*. Amsterdam, 1936.

It is remarkable how often Karel van de Woestijne uses the attributes „silly”, „stupid” and/or „spiteful”, „angry” or other synonyms referring to women’s portraits. If we only look at the women’s portraits by Hans Memlinc (through the eyes of Karel van de Woestijne), we find the following examples: „old, unsatisfied, furious woman; small, spiteful, greenish gray eyes under eyelids that are hiding the watching gaze; long, bony nose and the mouth is bloodless, strait and narrow; she is hidden under her tight cap, a sort of a shade around her wrinkled-yellow face; and she is showing her bony, thin, predatory-hand.” „[...] the satisfied stupidity of the one just mentioned in the catalogue under the name ‘bourgeoise’ de Bruges”; about Sybilla Sambetha Karel van de Woestijne states: „She can be very nice making jokes and gossiping; but she can also be full of hatred, and light.”

In the description of men in the essay the reader almost never comes across attributes as „silly”, „stupid” or „spiteful”.

It is interesting to point out that Karel van de Woestijne endows some of the Flemish primitive painters with decadent features of his own time. These features are not masculine at all. On the contrary: the poet underlines the non-masculine character of these painters. In opposition to the „masculine” Dieric Bouts he sees „Hans Memlinc, the Rhenish, a sensitive and irresolute nature, far too responsive for impressions, suffering under his own responsiveness, pathologically searching for gracious sensibility, almost sentimental and passionless.” Jos De Gruyter also agrees with this evaluation of Memlinc: „His nature especially makes a feminine impression...” Somewhat further in his essay Karel van de Woestijne writes: „... his works become the real mirror of his own soul only later on: the beauty of everything that is waning and fading, that of mists and dreams, of wordless songs from far away and of suppressed feelings.” This portrait painted by words reminds us not only of the typical fin-de-siècle artist, but also of several poems by Karel van de Woestijne where the atmosphere of waning, passing by and dreaming is a crucial element. (For example: *De rozen droomen en daauwen*, (1903) (The roses are dreaming and dewy) or *Koortsdeun* (1910) (Fever-song).

Petrus Christus was an early Flemish painter who especially stirred the imagination of Karel van de Woestijne because of his birthplace in Baarle at the riverside of the Leie across Sint-Martens-Latem. Because of this geographical coincidence he could be regarded as an actual predecessor of the contemporary Latem-artists. This is how Karel van de Woestijne looks at him: „he seems to be a very sensitive, even a hypersensitive person. Powerful strength and stubborn masculinity are silent when there is a fine shading of tones and lines in light and gesture; there is devotedness and love even if powerful vigour is missing; and where strong firmness is absent there is style which can make up for a lot.” These qualities are usually considered more feminine than masculine. No wonder when Karel van de Woestijne analysing the painting *St Eligius in His Workshop* (1449) describes the woman on the painting rather subjectively: „the little bride is somewhat shy because of the arm that lies on her shoulder so safe and so warm in the presence of strangers.”



<sup>7</sup> Gruyter: Het vrouwsporet, 10.



Whether this woman shows more shyness than the face of Margareta van Eyck, I doubt it. Describing another woman-portrait by Petrus Christus, *Portrait of a Young Girl* from 1446 Karel van de Woestijne endows her again with the typical features of a fin-de-siècle woman: „a gentle small portrait of a woman, mild, clear eyes, the oval of lasting youth, an affectionate, fleshy mouth and the happy calmness of someone who is satisfied, who has no wishes of her own, and who is enjoying her own tranquility spontaneously.”

Petrus Christus: *St Eligius in His Workshop* (1449, oil on wood, Metropolitan Museum of Art, New York)



Petrus Christus: *Portrait of a Young Girl* (1446, oil on wood; Staatliche Museen, Berlin)



Gustave van de Woestyne: *Twee lentes* (1910, oil on canvas; Verzameling Koninklijk Museum voor Schone Kunsten, Antwerpen)

The introvert woman without her own wishes is the counterpoint to the cruel vamp: they are both characteristic for the image constructed of women at the beginning of the twentieth century. In addition to this fact we should also keep in mind that Karel van de Woestijne himself had ambiguous feelings about his future wife, Mariëtte van Hende. He felt anxiety and love at the same time and this special mixture of emotions influenced not only his poetry but was also present when writing his essays on art.

The early Flemish painters influenced the symbolist group of the Latem art colony as well.



A similar ambivalence of looking at women is to be observed in one of the paintings by the brother of Karel van de Woestijne, Gustave. *De twee lentes* (The two springs) from 1910 reflects the realistic style and the vivid colors of the early Flemish painters on the one hand, but it also shows the ambiguity between the two types of woman on the other: the urban, elegant, rich, dangerous lady and the modest, pure and innocent countrywoman.




The text in this section is extremely faint and illegible, appearing as a series of light gray lines on the page. It likely contains a detailed description or analysis of the painting 'De twee lentes'.

Zoltán Kenyeres (Budapest)

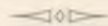
## Ästhetizismus und Ethizismus

Es gibt Epochen, in denen der Sprachgebrauch grundlegende Wertkategorien, sogar ganze Wertklassen nach der Art und Weise der asymmetrischen Gegenbegriffe mit Bedeutung auflädt. Bekanntlich hat Koselleck durch die Untersuchung von historisch-politischen Redeweisen jene Begriffspaare (Hellene-Barbar; Christ-Heide usw.) hervorgehoben, kraft derer sich die Sprecher durch die europäische Geschichte von den anderen unterschieden haben, kraft derer sie jene Gemeinschaft, der sie angehören, von den Außenstehenden absondert haben, von denjenigen, die sie für Fremde gehalten haben. Diesen der historisch-politischen Eigendefinition angehörenden Begriffspaaren ist nach Koselleck eigen, daß sie die Welt in zwei Hälften teilen, indem jene Hälfte, der der Sprecher und seine Gemeinschaft angehören, dem Anderen die Werte gewissermaßen entwendet. Die Gegenüberstehenden, die „sie“, die Anderen, also die Fremden erhalten hauptsächlich negative Attribute, die Positiva kommen überwiegend auf die „Wir-Seite“. Der Akt der Eigendefinierung stattet die eigene Gemeinschaft übermäßig mit guten Eigenschaften aus, und die nicht Zugehörenden mit schlechten. Darum hat Koselleck diese dualen Begriffe asymmetrische Gegenbegriffe genannt.<sup>1</sup> Da aber nicht nur das historisch-politische Denken von der Redeweise der Macht durchdrungen ist, die solche Begriffspaare hervorbringt, sondern das Geistesleben, die Wissenschaft und die Kunstkritik sind auch nicht frei von der Rede der Macht, auch hier kommen von Zeit zu Zeit asymmetrische Gegenbegriffe zustande. Die Definition der eigenen Richtung, der eigenen Einstellung beutet auch hier die Werte aus und häuft sie auf ihrer eigenen Seite an. Und dies geschieht so, daß sie in bestimmten Epochen ganze Wertklassen ausschaltet. Sie bezeichnet die eigene Richtung mit dem Namen einer Wertklasse, und die außer ihr stehenden mit einem anderen, den sie im Akt der Definierung um alle Positiva bringt. So wird in gewissen Epochen die Wertklasse der Ästhetik der der Ethik gegenübergestellt. Als wäre die eine die Leugnung der anderen, als würde die Entwicklung der einen die Existenz der anderen ausschließen. Diese Epochen dekonstruieren gewissermaßen die Idee der Kalokagathie, und stellen die Eigendefinition der Gemeinschaft – in diesem Fall die der Künstlergemeinschaft und der kulturschöpfenden Elite – vor eine scharfe Wertwahl.

Schönheit ohne Moral oder Moral ohne Schönheit? Der vorgestellte Konflikt dieser extremen Möglichkeiten ist beinahe prägend in der euro-amerikanischen Literatur und

 <sup>1</sup> Koselleck, Reinhart: Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe. In: Ders.: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1979, S. 211.

Kunst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In jener Epoche, die in der Sekundärliteratur üblicherweise als Vormoderne, Prämoderne oder klassische Moderne bezeichnet wird. Ein bekanntes Beispiel ist dafür das Thesendrama von Thomas Mann, oder man könnte auch sagen, seine in dramatisierter Form verfasste Novelle *Fiorenza*. Bereits Zeit und Ort der Novelle waren charakteristisch für den erneuerten Renaissance-Kult am Jahrhundertende und Jahrhundertanfang, für den Renaissanceismus, der die Frage radikal aufgeworfen hat, ob die Ästhetik oder die Ethik vorrangig sei, welche die andere verdrängen und die Richtung der anderen festlegen soll. Das 1904 verfasste und im Florenz des Quattrocento spielende „Prinzipdrama“ handelt gerade von dieser Doppeltheit des Prinzips. Zwei Prinzipien, zwei entblößte, bis ins Extreme zugespitzte Prinzipien prallen in ihm aufeinander, zwei Willen, zwei Motive kämpfen miteinander: der Schönheitswunsch und die sich gegen ihn auflehrende moralische Strenge. Auf der einen Seite Lorenzo de Medici und seine humanistische Umgebung, Poliziano, Pico della Mirandola, Ficino, Maler, Schriftsteller, Gelehrte, die alle im Banne des Schönheitsprinzips leben. Ihnen gegenüber steht aber Savonarola, der düstere, magere Mönch von gräßlicher Gestalt und mit Hakennase, der sie von der Kanzel nach Art eines Propheten mit glühenden Worten geißelt, zumal nicht ohne Erfolg, denn er scheint mit seinen felsenstarrten moralischen Prinzipien das Volk von Florenz zu erobern. Lorenzo, der „Herr der Schönheit“, wie er von seinen Anbetern genannt wird, schätzt die Moral nicht besonders hoch, „die Schönheit ist über Gesetz und Tugend“ – sagt er.<sup>2</sup> Er will alles häßliche, traurige und alles, was die Menschen quälen kann, von sich abwehren, und er will sich nur vor der Schönheit und dem Frohmut öffnen. Poliziano zufolge ist die Moral das Älteste, das Überwundenste, das Langweiligste, das Durchschaubarste auf der Welt. Ghino spricht darüber, daß der freie Künstler keine Gesinnungen hat. Aldobrandino, der von der Menge, die durch die Predigten von Savonarola angefeuert wurde, wegen seiner für liederlich gehaltenen Madonna-Darstellung auf der Straße verprügelt wurde, argumentiert mit der Eigengesetzlichkeit der Kunst. Wenn er arbeitet, sagt er, beschäftigt er sich nicht so sehr mit der Heiligen Jungfrau, sondern eher damit, ob eine grüne Farbe bestimmter Kontur mit einer roten bestimmter Kontur zusammenpasst. Das Schönheitsprinzip geht in dieser Welt mit Heiterkeit einher, verknüpft sich mit der wolkenlosen Liebe zum Leben. Lorenzo, der todeskrank seinen jüngeren Sohn, Giovanni unterrichtet, der Jahre später der Papst Leo X. sein wird, hinterläßt ihm als geistiges Erbe, daß unter seinem Hirtenstab der Vatikan von Saitenspiel und Frohsinn zu erklingen hat, und die schönen Künste blühen sollen. Es gibt aber einige, die die Kraft von Savonarolas Ideen bereits spüren. Botticelli entzweit sich mit seinem bisherigen Selbst. Er läßt dem Magnifico ausrichten, daß er, der bisher dem Satan gedient hat, fortan dem König Christus dienen wird, über den der „Prophet Girolamo“ in Florenz sprach. Es geht – hinter den verkündeten Prinzipien – eigentlich um das Bewahren oder Entreißen der Macht, um die Herrschaft über Florenz. Die Rede von Lorenzo und den anderen ist ebenso eine Rede der Macht wie die von Savonarola, der sich im Gegensatz zur Schönheit auf die Seele beruft. Man soll der Seele dienen, nicht der Schönheit, nicht den Sinnen, predigt er laut vor der Gemeinde. Die Schönheit versteht nicht die Seele, ruft er von



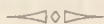
<sup>2</sup> Mann, Thomas: *Fiorenza*. In: Ders.: *Gesammelte Werke in 13 Bänden*. Bd. 8: *Erzählungen, Fiorenza, Dichtungen*. Frankfurt a.M.: Fischer, 1990, S. 1038.



heftigen Bewegungen begleitet. Savonarola verabscheut und verwirft die Kunst, wie die Humanisten die Moral verwerfen. Ästhetik und Ethik sind zwei eigene Welten, zwei unversöhnliche Halbkugeln in den Szenen des Dramas.

In bestimmten Zügen von Savonarola lassen sich unschwer einige Eigenschaften des späteren Naphta erkennen, was bezeugt, daß die Gestalt der bekannten Romanfigur allmählich, lang und umsichtig geformt wurde. Zur Zeit der Abfassung des Dramas hatte Thomas Mann bereits eine Novelle, die auf einem ähnlichen Konflikt beruhte und einen Charakter mit einem sehr ähnlichen Motiv umriss. Die Hauptfigur des *Gladius Dei* modelliert auch durch seine äußere Gestalt die aus den bildenden Künsten bekannte Figur des strengen Mönchs, und heißt Hieronymus, der auch der Vorname von Savonarola war. „Die Kunst blüht, die Kunst ist an der Herrschaft, die Kunst streckt ihr rosenumwundenen Zepter über die Stadt hin“<sup>3</sup> – sagt der Narrator der um die Jahrhundertwende, am Jahrhundertanfang spielenden Geschichte. Hieronymus ist ein verblendeter und besessener junger Mann, der eines Tages Stimmen von der Höhe hört, einen Ruf, der ihn auffordert, einzuschreiten und seine Stimme zu erheben gegen leichtherzige Ruchlosigkeit und frechen Schönheitsdünkel. In seinen Mantel mit Kapuze eingewickelt, mit glühenden Augen tritt er in die beliebte Kunsthandlung und fordert die Entfernung eines Bildes aus dem Fenster, das die Madonna unanständig darstellt. Verbrannt werden soll es, dann auch die anderen Bilder, alle, alle sollen vernichtet werden. Denn man braucht nicht die Kunst, die im Zeichen der Schönheit entstanden ist, nicht die Steigerung der Sinne, sondern die Erlösung der Seele, man braucht eine Kunst, die die verhassten Leidenschaften des Körpers auslöscht.

Wie Ästhetik und Ethik als asymmetrische Gegenbegriffe zueinander standen und sich im literaturbestimmenden Weltbild im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts veränderten, dafür ist *Fiorenza* auch darum ein erwähnenswertes Beispiel, weil die subjektive, auktoriale Interpretation, die ideologisch fundierte Selbstdeutung des Werkes bekannt ist. Thomas Mann kehrte nämlich später, auf einem wichtigen Scheideweg seiner Laufbahn zu diesem Werk zurück. In seinem 1918 beendeten, langen, umfangreichen, sogar ausufernden Essaybuch, in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* schrieb er darüber, daß *Fiorenza* die Satire auf die Demokratisierung des Künstlerischen war, auf den kindlichen Eifer, mit welchem sich die Zeit der Verfassung des Thesendramas, die Jahrhundertwende der „Kunst und Schönheit bemächtigt hatte“. Er hat sich ihrer dergestalt bemächtigt, daß „sie das Geistige tatsächlich nur noch im Zeichen und Sinn des Ästhetischen begriff“. Um dies zu zeigen, enthüllen, satirisch darstellen zu können, ließ er eine andere, eine ganz andere Art von Geist, den „Geist als Moral“<sup>4</sup> hervortreten. Im Jahre 1918, aus der Perspektive der Verfassung der *Betrachtungen eines Unpolitischen*, schienen sich aber die Wertpole der asymmetrischen Gegenbegriffe umzudrehen. Es sind Jahre nach der *Fiorenza* vergangen und während des Krieges war Thomas Mann bereits der Ansicht, daß gerade der Moralgeist auferstanden ist und Übergewicht bekommen hat. Die Moral als Politik, als politisch durchtränkte Qualität ist an die Herrschaft gekommen, oder sie hat zumindest die Herrschaftsübernahme angedroht. Die im Namen der Politik fuchtelnde Tugend. Die den



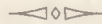
<sup>3</sup> Mann, Thomas: *Gladius Dei*. In: Ders.: *Gesammelte Werke in 13 Bänden*. Bd. 8: *Erzählungen, Fiorenza, Dichtungen*. Frankfurt a.M.: Fischer, 1990, S. 200.

<sup>4</sup> Mann, Thomas: *Betrachtungen eines Unpolitischen*. In: Ders.: *Werke. Politische Schriften und Reden*. Frankfurt a.M.: Fischer, 1968. Bd. 1, S. 284f.

Zwecken der Politik dienende Tugend. Im Essaybuch hat er sein Wort gegen diese herrschaftliche Eroberung, gegen diesen geistigen Vorstoß erhoben – auf eine seitdem viel und zurecht diskutierte Weise. (Später hat er es selbst diskutiert, und die Korrektur und Revision haben bereits mit dem *Zauberberg* begonnen.)

Der kompliziert vorangehende, verzweigte Gedankengang des Essaybuchs hatte eigentlich eine politisch-publizistische Grundlage. Thomas Mann hat sich nämlich auch gegen eine gewisse politische Publizistik erhoben: gegen die literarische Antikriegspublizistik, die sich, liberale und demokratische Ideen verkündend, im Krieg – Thomas Mann zufolge – im wesentlichen auf die Seite der Entente-Mächte gestellt hat. Das Essaybuch – Thomas Mann hat es auch „Memorandum“ genannt<sup>5</sup> – ist von einer Auffassung über das „Deutschtum“ ausgegangen, die sich gewöhnlich von der „deutschen Einsamkeit zwischen Ost und West“<sup>6</sup> handelt, mit der Hinzufügung, worüber Dostojewski geschrieben hat, daß sich Deutschland auch nie mit dem größeren Teil der westlichen Welt vereinigen wollte. Es fing bereits mit Armin gegen die römische Welt zu kämpfen an.<sup>7</sup> Diese nicht westliche, den Westen verleugnende oder dem Westen gegnerisch gegenüberstehende deutsche Tradition kommt im Buch zum Wort, das konservative Deutschtum. Auf seinem Horizont tauchen die Wertpolarisierungen auf, die auf die eine Seite der Dimension die Literatur, ihr gegenüber die Dichtung und die Musik stellen. Es besagt, die Literatur sei dem römischen Westen eigen, die Dichtung und die Musik gehören eher der deutschen Seele an.<sup>8</sup> Die Literatur ist identisch mit der Zivilisation, die Zivilisation politisiert aber, und führt zu Jakobiner-Geist und Revolution. Das Buch versteht hier unter Literatur nicht die Belletristik, sondern die Publizistik, den Essay, die Gedankenliteratur, und wengleich es sich nicht einmal in seiner Weitschweifigkeit darüber ausbreitet, verbindet es den Roman und die Novelle (natürlich den publizistischen Äußerungen nicht unterworfenen Roman und Novelle) eher mit der anderen Seite, mit der Musik und Dichtung. Die eigentliche Literatur, die Belletristik hält es trotz der begrifflichen Distinktionen unter dem Schlagwort Dichtung zusammen. Das Wesen des Gedankens ist aber nicht so sehr in der gattungsspezifischen Trennung, Unterscheidung und Gruppierung, sondern in der Gegenüberstellung mit der Zivilisation gelegen. (Gottfried Benn, als er später die Aussage trifft, daß die Literatur keine Kultur ist, kehrt zu dieser Quelle zurück.<sup>9</sup>) Das Motiv: die Kunst von dem Funktionieren der Zivilisation oder Kultur ablösen und ihre spezifische Funktion gerade in der zivilisatorischen und kulturellen Funktionslosigkeit finden, in einer triebhafteren, beständigeren, irrationaleren Qualität.

Thomas Mann hat 1918 Zivilisationsliteraten jene Literaten genannt, die diese Unterscheidung nicht durchzuführen gewollt waren, die für die Zivilisation Partei ergriffen haben. Die Literaten, die die Parolen der Freiheit und Demokratie verkündet haben, Parolen, die – seines Erachtens dort und damals, zur Zeit des Krieges und des deutschen



<sup>5</sup> Ebd., S. 7.

<sup>6</sup> Ebd., S. 36.

<sup>7</sup> Ebd., S. 31.

<sup>8</sup> Ebd., S. 37f.

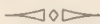
<sup>9</sup> Vgl. Benn, Gottfried: *Gesammelte Werke*. Bd. 1. Wiesbaden: Limes, 1962, S. 586. Zitiert nach Kulcsár Szabó, Ernő: *Az "én" utópiája és létesülése. Ady Endre avagy egy hatástörténet nyomában*. In: *Irodalomtörténet* 79 (1998), H. 3, S. 364.



Zusammenbruchs – der Entente, den Engländern und den Franzosen angehört haben.<sup>10</sup> Nun stellt sich die Frage, wie sich die Polarisierung von Ästhetizismus und Ethizismus in dieser Lichtbrechung zeigt, die als Grundlage des früheren Thesendramas *Fiorenza* galt? Dort richtete sich die Schärfe der Satire – nach der zugegebenen Absicht des Autors – gegen die ästhetische Lebensführung, und Savonarola als Verkörperung der ethischen Anschauung spielte den diese Satire hervorhebenden Kontrapunkt im Thesendrama, wodurch es plastischer wurde. Auf den ersten Blick scheint Thomas Mann den Wertakzent auf der Wertdimension umgekehrt zu haben, deren zwei Pole mit dem „Geist als Ästhetik“ und „Geist als Ethik“ markiert sind. Zu Beginn des Jahrhunderts, auf dem Höhepunkt des Ästhetizismus schrieb er die Kritik dieser Lebensführung; während des Krieges aber, als seiner Ansicht nach der ethisierend-politisierende Geist Oberhand gewonnen hat, der zumal eher das Recht des Wertesystems der dem Deutschland gegenüberstehenden Mächte verkündet hat, ist er zum nicht politisierenden Ästhetizismus zurückgekehrt. Eine solche Feststellung aber würde nicht der Wahrheit entsprechen. Zum ersten hat Thomas Mann nicht nur mit dem Titel seines langen Buchs, sondern mit seiner ganzen Rhetorik das Politisieren abgelehnt, doch politisiert er in ihm unentwegt. Er hat nämlich auf konservative, retrograde Weise politisiert, mit einer Wendung im Vergleich zu seiner früheren Schaffensperiode, die in Ungarn von Dezső Szabó mit der (wesentlich kürzeren) Studie *Az individualizmus csődje* [Der Bankrott des Individualismus] 1915 realisiert wurde. Zum zweiten hat Thomas Mann den „Zivilisationsliteraten“, mit anderem Namen „politischen Intellektuellen“ gerade nicht von der Moralphilosophie, sondern vom Ästhetizismus herkommen lassen. Den Argumenten des Buchs zufolge ist nicht nur derjenige als Ästhet zu bezeichnen, der alles ablehnt, was nicht Aisthesis ist, sondern auch derjenige, der in abstrakte Begriffe verliebt ist, der bei der Wiederholung von Allgemeinheiten stehenbleibt und sich ins Politisieren hinüberschwingt.

Überall, wo Literatur und Politik einander durchdringen, der Geist sich politisiert, indem alle großen Abstrakta: Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit aufhören, moralphilosophische Probleme letzter und höchster Art zu sein, und rein politische Bedeutung annehmen [...]; wo andererseits die Politik sich literarisiert [...]: überall dort muß [...] ein geistiger Typus entstehen...<sup>11</sup>

Diesem Typus ist – nach Thomas Mann – nicht das tiefere moralische Denken eigen, sondern ein oberflächlicher, aber klangvoller Moralegeist ist charakteristisch für ihn. (Thomas Manns grundsätzlich umstrittene Unterscheidung von Moral und Tugend können wir hier nicht analysieren.) Der Zivilisationsliterat politisierte so, daß er immer einen Fluchtweg hinter sich offen läßt, auf dem er zum Ästhetizismus zurückkehren kann, woher er kommt. Er politisierte so, daß er verantwortunglos politische Ideen verlautbart, währenddessen er in jedem Augenblick bereit ist, sich hinter die Kunst zurückzuziehen. Der Zivilisationsliterat steht also weder auf einer rein ästhetischen Grundlage (zu der er von Mal zu Mal zurückkehren kann), noch auf einer rein moralischen (zu der er im wesentlichen keinen Zugang hat). Er steht irgendwo zwischen den beiden, und diesen Zwischenraum nennt Thomas Mann „Politisieren“.



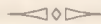
<sup>10</sup> Mann: Betrachtungen, S. 43.

<sup>11</sup> Ebd., S. 285.



Im Buch zeichnet sich infolge der mehrfachen Begriffsunterscheidungen eine ganze kleine Typologie in Hinblick auf die Dimension von Ästhetik-Ethik ab. Den verpönten Zivilisationsliteraten nimmt von der einen Seite der reine Ästhet, von der anderen der reine Moralist in die Mitte. Das Beispiel des reinen Ästheten ist Baudelaire, der in sein Tagebuch schrieb: „»Robespierre ist *nur* schätzbar, weil er einige literarisch schöne Sätze geschaffen hat.« [...] Der reine Ästhetizismus ist intensivster Wirkungen fähig. Oskar Wilde's >Salome< etwa [...] hat die Wahrheit des bösen und schönen Lebens". Auf der anderen Seite steht der reine Moralist. Das Beispiel dafür ist Tolstoi: im Namen der Moral „verdammte [er] die Kunst überhaupt und stellte >Onkel Toms Hütte< hoch über Beethoven und Shakespeare".<sup>12</sup> Thomas Mann hat im Verlauf des Buchs neben den Typen des Zivilisationsliteraten, reinen Ästheten und reinen Moralisten auch einen vierten Typ aufgenommen. Diesen hat er nicht mit ein oder zwei Worten bezeichnet, sondern ihn zu umschreiben versucht. Während der Abfassung des Buchs hat er die Monographie über Conrad Ferdinand Meyer von Franz Ferdinand Baumgarten gelesen, und diese Interpretation über das Werk des Schweizer Schriftstellers hat ihn dazu bewegt, den vierten Typ zu entwerfen. Dieser vierte Typ – schreibt er – „beruht auf einer [...] persönlichen Mischung von Bürgerlichkeit und Künstlertum, auf der Durchdringung einer Welt schöner Ruchlosigkeit mit protestantischem Geist".<sup>13</sup> Den Unterschied der Typen könnte man vielleicht so formulieren, daß der Zivilisationsliterat moralisierende politische Ideen verkündet, im Falle des Typs von Meyer suggeriert aber der Text mit seiner ganzen Einstellung, Stellungnahme ein moralisches Verhalten, das sich mit einzelnen Stellen des Textes, mit thesenhaften Sätzen nicht verbinden läßt, das im Text nicht thematisiert wird.

Unter den Fragen, die im Buch aufgeworfen werden und trotz aller Weitschweifigkeit unbeantwortet bleiben, tauchen womöglich an diesem Punkt die am wenigsten zu beantwortenden, aber fruchtbarsten Fragen auf. Wenn der Künstler – wie es im Buch ausgeführt wird – ein Abenteurer der Gefühle und des Geistes ist, „zur Abwegigkeit und zum Abgrunde geneigt, dem Gefährlich-Schädlichen offen",<sup>14</sup> wie könnte er gleichzeitig die Verantwortung des Moralisten bewahren, des Moralisten, der im Namen der Moral immer zum Bildersturm geneigt ist? Zum anderen aber wie kann er – wie Thomas Mann schreibt – „Erz-Ästhet", „>dienender< [Thomas Mann verwendet hier einen ganz Max Weberschen Begriff] Sozial-Moralist und Verkünder entschlossener Menschenliebe"<sup>15</sup> bleiben? Die Art und Weise und das Wesen von „Mischung" und „Durchdringung" werden im mit Reflexionen, Selbsterklärungen dicht verwobenen Text nicht ausgeführt. Die Gestalt von C.F. Meyer bezeichnet eher nur das erwünschte Ideal, das die Gegensätze nicht aufhebt, sondern zusammenfasst, sie sozusagen in sich einkreist.



<sup>12</sup> Ebd., S. 409.

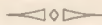
<sup>13</sup> Ebd., S. 404.

<sup>14</sup> Ebd., S. 300.

<sup>15</sup> Ebd., S. 405f.

Thomas Manns Essaybuch war für lange Zeit in Vergessenheit geraten. Er selbst hat sich in eine andere Richtung gewendet, und während der nationalsozialistischen Herrschaft dessen nicht mehr enthalten, was er in seinem Buch von 1918 „Zivilisationsliteratur“ genannt hat (denken wir an die mit Konrad Falke gezeichnete Zeitschrift *Mass und Wert*). Europaweit wurde der politisierende Schriftsteller gebraucht, der sich, auf allgemeine moralische Prinzipien berufend, im wesentlichen zu aktuellen politischen Fragen Stellung nimmt, auch dann, wenn er inzwischen den Fluchtweg zur Innerlichkeit oder sogar zum Abenteuer des Ästhetizismus hinter sich weiß. Dieser Typ wurde auch später gebraucht, im Zeitalter der sowjetischen Diktatur, der neuen Kriegsgefahr, der unterschiedlichen Formen der geschlossenen Gesellschaft. Die ungarische Literaturgeschichte und Kritik kann auch nicht vermeiden, – unter Berücksichtigung der eigens hervorgebrachten Wertansprüche der abwechselnden Perioden – mit den literarischen, gedanklichen Werten dieses Typs und seiner Verhaltensweise zu rechnen. In der einheimischen Literaturgeschichte des Jahrtausendendes, der 1990er Jahre wurde von niemandem in Zweifel gezogen, daß das literarisch-geistige Leben in jeder Epoche durch ein zusammengesetztes und heterogenes Wertsystem funktioniert, daß die Involvierungen nicht nur eine horizontale Vielfalt, sondern Schichtung, Vertikalität haben. Die Diskussionen wurden eher von der Frage ausgelöst und dauern bis heute an, ob, wenn diese Annahme stimmt, die sich vertikal überlagernden Schichten voneinander abzureißen sind. Kann man zu einem Fundament gelangen? Zugegeben, daß das Geistesleben als hypothetisch existierende Lebenswelt zu dem Stoffwechsel und der Selbsterhaltung die Vielfalt von Werten, Wertsetzungen verbraucht, lautet die Frage, ob man innerhalb dieser Vielfalt dem nicht näher kommen kann, was wir im engeren Sinne (und begrifflich ziemlich unbestimmt) Literatur und darin literarisches Kunstwerk nennen. Hat sie keine Grundschrift, auf die sich die anderen aufbauen, eine Grundschrift, die das Wesen oder wenigstens die Voraussetzung der Literatur bestimmen könnte?

Die in diesem Sinne aufgefasste Grundschrift ist wahrscheinlich eine theoretische Annahme, die operativ nicht auszuführen ist (weder bewiesen, noch widerlegt werden kann). In der „praktischen“ Arbeit der Literaturgeschichte führt der Zweifel, die nüchterne Skepsis, das Mißtrauen den starken Aussagen, abgrenzenden, ausschließenden, trennenden Bewegungen gegenüber weiter, wenn es darum geht, was dieser Grundlage nicht angehört. Der Zweifel daran, ob die sich überlagernden Wertschichten im Kunstwerk abzubauen wären wie in den archäologischen Ausgrabungen die aufeinander gebauten Schichten der Bauten. Der Zweifel daran, ob das Ästhetische, das als Grundlage der Kunstwerke angesehen werden kann, klar abzusondern wäre, daß es ein textanalysierendes Verfahren, eine textinterpretierende Methode gibt, mit denen entlang der sprachlichen Wertbezüge der ästhetische Wert chemisch rein zu destillieren wäre und nachgewiesen werden könnte, wie die Bestandteile des Wassers in der Elektrolyse. Oder er würde als Niederschlag auf dem Boden des Gefäßes bleiben. So, wie andere Wertqualitäten zu ergreifen sind. Die nicht ästhetischen Werte oder – wie sie von Henryk Markiewicz bezeichnet sind – die transgressiven Werte<sup>16</sup> (soziale, persönliche, sachliche Werte, Erkenntniswerte, Sprachgebrauchs- und Stilwerte, Verkehrs- und Verhaltensformen usw.) können im



<sup>16</sup> Darüber ausführlicher in: *Helikon* 1978, H. 3, S. 261.



allgemeinen auf befriedigende Weise aus den literarischen Werken (positivistisch formuliert) „ausgesammelt“ werden, sie lassen sich gruppieren und deuten, auslegen und bewerten. Aufgrund dieser diskreten Verfahrensweisen haben sich die Teildisziplinen der Literaturwissenschaft herausgebildet wie Literatursoziologie, Literaturpsychologie, Mentalitätsgeschichte, Ideengeschichte usw., die die literarischen Kunstwerke, Richtungen, Strömungen und Epochenerscheinungen zum Teil von den Fragestellungen der Nachbardisziplinen annähern. Über Kunstwerke kann man aus soziologischem, psychologischem, historischem, politischem usw. Blickwinkel sprechen, ohne ihre künstlerische, ästhetische Wirkung in den Vordergrund zu rücken. Die ästhetische Wirkung kann aber nicht in den Vordergrund gerückt werden, ohne die Wertkomplexität der Kunstwerke zur Kenntnis zu nehmen.

Es scheint, als würde nur der ästhetische Wert der systematisch organisierbaren, deutend-wertenden Untersuchung widerstehen. Es scheint, als könnte die ästhetische Erfahrung durch irgendeine deutende Verfahrensserie nicht abgesondert werden, und als würde die Rezeption der einzelnen Werke mit ihrer ganzen Zeitlichkeit, Ereignishaftigkeit immer als Aktkomplexität funktionieren. Sollte die Ästhetik und die Literaturwissenschaft eine Erfahrungstradition haben, dann wäre diese gerade darin zu sehen, daß die Wirkung des Kunstwerks in ihrer Ereignishaftigkeit immer als Komplexität funktioniert, daß das Kunstwerk als Gesamtheit unterschiedlicher Werte mit dem Rezipienten in Dialog tritt. Der ästhetische Wert wirkt in ihm mit anderen Werten unzertrennlich zusammen. Er wirkt auch mit Wertbereichen zusammen, die seitens der Philosophie von der Ethik oder Moralphilosophie analysiert, geordnet und kategorisiert werden, und die gerade in letzter Zeit in den Vordergrund der Aufmerksamkeit gelangt sind. Das bezeugt jenes Gewoge, jene nahezu als periodisch zu bezeichnende Bewegung, die sich in den der Kunst gegenüber einbezogenen Positionen (die Kunstgegnerschaft von Platon, die Kunstfreundlichkeit von Aristoteles), Ars Poetiken, Methoden, sogar in ganzen Kulturabschnitten, Perioden geäußert hat, und in derer Folge Ästhetik und Ethik, Ästhetizismus und Ethizismus zu Gegenbegriffen geworden sind. Eine andere Bestrebung aber – ebenfalls seit dem Griechentum – hat gerade ihre unzertrennliche gegenseitige Angewiesenheit, ihren grundlegenden Bezug im Zeichen der Idee der Kalokagthie zu betonen versucht. Wenn Geoffrey Hartman im Zusammenhang mit der Literaturkritik über die Hermeneutik der Unbestimmbarkeit spricht, zieht er im wesentlichen gerade die Wertkomplexität in Betracht.<sup>17</sup>

(Aus dem Ungarischen von Amália Kerekes)



<sup>17</sup> Zitiert nach Eagleston, Robert: *Ethical Criticism: Reading after Lévinas*. Edingburgh 1997, S. 3.



Gábor Kerekes (Budapest)

## Erich Maria Remarques Deutschlandzyklus<sup>1</sup>

Erich Maria Remarque ist einer der erfolgreichsten Autoren deutscher Sprache und zugleich gehört er zu den umstrittensten deutschen Schriftstellern. Mit dem populärsten deutschsprachigen Buch des zwanzigsten Jahrhunderts, dem Roman *Im Westen nichts Neues* beginnt 1929 die steile Karriere Remarques, mit einem Schlage war er weltberühmt und alle existenziellen Sorgen los.

Die Vorwürfe, die Remarque gemacht worden sind, bezogen sich zwar zu einem Großteil auf seine Stellungnahmen gegen Krieg und Nationalismus – die von seinen Kritikern als unpatriotisch und Deutschland schädigend zurückgewiesen wurden, also weitgehend politisch motiviert waren –, doch unübersehbar ist auch der Widerwille und die Abneigung, mit der die Schriftstellerkollegen und die deutsche Literaturwissenschaft seinen Werken begegnen, diese als wertlos, als Kolportage, bestenfalls als Unterhaltungsliteratur einstufen.

Der Ullstein Verlag hatte bei *Im Westen nichts Neues* mit einer großen und umfassenden Werbekampagne für die Verbreitung des Romans gesorgt, doch allein als einen „Reklameerfolg“ kann man die Verkaufszahlen des Werkes nicht hinstellen, denn der Erfolg wiederholte sich in den USA und in England, jedoch dort ohne einen vergleichbaren Werbeaufwand wie in Deutschland. Jahrzehnte später, nun mehr ohne die massive Werbung von früher verkauften sich auch noch Mitte der 1990er Jahre jährlich zwischen 40- und 50.000 Exemplaren des Romans in Deutschland.<sup>2</sup>

Sicherlich ist die Beantwortung der Frage, ob ein Werk zur sogenannten hohen Literatur gehört oder dem trivialen Bereich zuzuordnen sei, nicht in jedem Fall einfach zu beantworten. Das kann man auch von den Äußerungen ablesen, die pro oder contra Remarque gemacht worden sind, da häufig sehr vage und verschwommene, weil allzu subjektive, das eigene Empfinden, die eigenen Lektüreeindrücke kaum reflektierende Argumentationen geführt wurden und werden.

Wirft man einen kurzen Blick auf die Äußerungen von Schriftstellerkollegen Remarques, so zeigt sich deutlich, wie durchwachsen, das heißt uneinheitlich die Beurteilung seiner Werke war. Der in Ungarn geradezu als Übervater der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts angesehene Thomas Mann notiert am 28. Mai 1939 ebenso abwertend in sein Tagebuch „Über die Schriftsteller Zweig, Ludwig, Feuchtwanger u. Remarque. Welchem die Palme der Minderwertigkeit zu reichen“,<sup>3</sup> wie auch Hermann Kesten über Remarque als vom

<sup>1</sup> Diese Studie entstand im Rahmen eines Forschungsstipendiums der Alexander von Humboldt-Stiftung.

<sup>2</sup> Sternburg, Wilhelm von: „Als wäre alles das letzte Mal“. Köln 1998, S.147f.

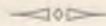
<sup>3</sup> Mann, Thomas: Tagebücher 1937-1939. Frankfurt a.M. 1980, S. 413.

„Berliner Volksschriftsteller“<sup>4</sup> schreibt. Von Heinrich Mann, Klaus Mann, Bertolt Brecht, Arnold Zweig und Robert Neumann gibt es schriftliche oder überlieferte mündliche Äußerungen, in denen sie gegen Remarque persönlich bzw. seine Werke, sein schriftstellerisches Können agierten.

Die Begriffe Trivalliteratur, Unterhaltungsliteratur, Kitsch, Kolportage u.ä. fallen immer wieder im Zusammenhang mit seinen Werken, wobei nicht zu übersehen ist und etwas nachdenklich stimmen mag, daß vor allem jenen Werken, die sich mit Krieg und KZ in einer für Deutschlands Image nachteiligen Form auseinandersetzen, immer wieder vorgeworfen wurde, die Form der Behandlung dieser Themen sei nicht angemessen, während die Tendenz der Darstellung, die Remarquesche Stellungnahme kaum weiter Beachtung fand bzw. nicht weiter dargelegt wurde.<sup>5</sup>

Man könnte den abwertenden Äußerungen gegenüber eine Reihe von positiven Zitaten deutschsprachiger Schriftsteller (Joseph Roth, Alfred Polgar, Kurt Tucholsky, Carl von Ossietzky, Stefan Zweig) anführen und so versuchen, die Kritik durch das Lob aufzuwiegen, die Kritik zu entschärfen.<sup>6</sup> Das wollen wir nicht tun, lediglich darauf hinweisen, um wieviel unverkrampfter der Umgang mit dem Remarqueschen Oeuvre in den angelsächsischen Ländern verlief, wo sich vor allem in den USA Ernest Hemingway, William Faulkner, Thomas Wolfe, Francis Scott Fitzgerald, Sinclair Lewis und in England Herbert George Wells positiv und bewundernd zu Remarque äußerten.

Dieser Beitrag erhebt nicht den Anspruch, die Frage nach dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von literarischer Qualität im Werk Remarques lösen zu können, doch sollte zumindest kurz darauf hingewiesen werden, wie umfassend die Front der



<sup>4</sup> Kesten, Hermann: *Meine Freunde die Poeten*. Frankfurt, Berlin, Wien 1980, S. 240.

<sup>5</sup> So urteilte in einer Besprechung vom 12. Februar 1953 *Die Zeit* über den KZ-Roman *Der Funke Leben*: „Dies ist ein beschämendes Buch. Beschämend für den Autor Erich Maria Remarque, beschämend für unsere Schriftsteller, die unser alle Schuld den KZ-Opfern gegenüber noch nicht durch ein besseres Buch über die Lager zum Teil gutzumachen versuchten.“

Etwas ungeschickter und direkter formulierte die *Neue Tagespost* am 31. Dezember 1953: „Aber er hat uns herausgefordert. Als er kürzlich Deutschland besuchte, hat er überall, wo er auftauchte, eine schlechte Presse. Inzwischen war nämlich sein neuestes Buch *Der Funke Leben* bekannt geworden, worin er über deutsche Konzentrationslager schreibt. Das kann Erich Maria Remarque, obschon er niemals in einem KZ gewesen ist. Und das tut Erich Maria Remarque, obwohl er als Deutscher geboren wurde. Ja, damit brüstet sich Erich Maria Remarque, denn es sei ihm 'Bedürfnis' gewesen, so sagte er jetzt in Paris, einen 'geschichtlichen Beitrag zu den unglaublichen Greueln' zu liefern. [...] Darum sind wir froh, daß er Deutschland wieder verlassen hat. Hoffentlich kommt er nicht wieder!“

<sup>6</sup> Eine gewisse Unsicherheit ist den Verteidigern Remarques aber anzumerken, indem sie vor allem auf den inhaltlich-politischen Aspekt hinweisen. So z.B.: „Remarques Prosa ist einfach, seine Geschichten sind geradlinig und unterhaltsam. Es sind realistisch erzählte Romane, keine Experimentalliteratur. Die psychologische Differenziertheit und sprachliche Vielfalt ist gegenüber dem Werk von Thomas Mann zweifellos begrenzt. Remarque hat sehr gute und nicht so herausragende Bücher geschrieben. Aber kann man von Trivalliteratur oder Kolportage sprechen, wenn ein Autor in präzisen, die Zeit schonungslos darstellenden Romanen vom Erleben junger Menschen im Krieg, von den um ihre individuelle Würde ringenden Insassen eines Konzentrationslagers oder den Verbrechen an der Ostfront des Zweiten Weltkrieges erzählt? Remarque braucht keine Verteidiger, seine Bücher sprechen für sich. Sie müssen nur auch von denen genau und unvoreingenommen gelesen werden, die darüber ihre öffentlichen Pauschalurteile fällen.“ In: Sternburg: „Als wäre alles das letzte Mal“, S. 30f.



Remarquekritiker war – von denen allerdings, wenn man die Neider seines Erfolges und seine politischen Gegner abzieht, nicht mehr so viele übrigbleiben.

Zugleich soll die oben ausgeführte Überlegung hinsichtlich der Qualität der Werke Remarques nicht bedeuten, daß er hier in den literarischen Olymp gehoben werden soll: nur für einen unverkrampfteren Umgang mit ihm und seinem Werk sollte hier plädiert werden.

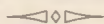
Im Rahmen dieses Beitrags sollen 7 Romane Remarques unter dem Aspekt betrachtet werden, ob man sie nicht getrost als „Deutschlandzyklus“ bezeichnen könnte. Hierbei handelt es sich um die Romane *Im Westen nichts Neues* (1929), *Der Weg zurück* (1931), *Drei Kameraden* (1936), *Liebe Deinen Nächsten* (1941), *Arc de Triomphe* (1945), *Der Funke Leben* (1952) sowie *Zeit zu leben und Zeit zu sterben* (1954).

Damit werden die frühen Romane – *Die Traumbude* (1920), *Gam* (1923/24; erschienen 1998) und *Station am Horizont* (1927/28 in Fortsetzungen) – hier ebenso außer acht gelassen wie die späteren Romane *Der schwarze Obelisk* (1956), *Geborgtes Leben / Der Himmel kennt keine Günstlinge* (1959/1961), *Die Nacht von Lissabon* (1962) sowie der unvollendete Roman *Das gelobte Land*, der zunächst 1971 in einer arbiträren Weise zusammengestrichenen Form unter dem Titel *Schatten im Paradies* erschienen war.

Der Begriff „Deutschlandzyklus“ ist in dieser Form in der Sekundärliteratur nicht gebräuchlich, doch wäre er durchaus angebracht.<sup>7</sup> Als Kriterium für einen Zyklus gilt, daß es sich dabei um eine Reihe von Werken handeln muß, die im einzelnen selbständig sind, zugleich aber Glieder eines umfassenden Ganzen darstellen.<sup>8</sup> Anhand dieser sieben Remarqueschen Romane kann man die deutsche Geschichte vom ersten Weltkrieg bis in die Spätphase des zweiten Weltkriegs verfolgen, die als Mittelpunkt und eigentliches Thema des Zyklus angesehen werden kann. Dieser Mittelpunkt ist – der klassischen Forderung entsprechend – „in keinem Teil vollständig anwesend“, verknüpft aber alle Teile miteinander.<sup>9</sup>

Im einzelnen werden folgende Abschnitte der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts von Remarque in seinen Romanen behandelt:

*Im Westen nichts Neues* erzählt bekanntlich von den Fronterlebnissen und dem Sterben des jungen Soldaten Paul Bäumer im ersten Weltkrieg. Die Grausamkeiten des Krieges, aber auch der Kontrast zum vom Krieg verschonten Deutschland, die Verrohung der Soldaten steht im Mittelpunkt der Darstellung. Neben den Grausamkeiten des Krieges wird das Verlorensein der Kriegsgeneration thematisiert. Die Frage der Kriegsschuld sowie der Ursachen des Krieges wird nur gestreift, während das gemeinsame Fronterlebnis, die Kameradschaft zwischen den Soldaten als Quelle, um Kraft zum Überleben zu schöpfen, und die „deutsche soldatische Tugend“ in einer Weise gezeigt wird, die in den zwanziger Jahren offensichtlich als selbstverständlich empfunden worden war, für einen Leser am Anfang des 21. Jahrhunderts aber streckenweise etwas irritierend wirken müssen.



<sup>7</sup> Während die ersten drei der hier betrachteten Romane von der Fachliteratur gerne als „Trilogie“ oder „Romanserie“ bezeichnet werden. Siehe dazu z.B.: Antkowiak, Alfred: Erich Maria Remarque. Berlin 1980, S. 72.

<sup>8</sup> Best, Otto F.: Handbuch literarischer Fachbegriffe. Frankfurt a.M. 2000, S. 615.

<sup>9</sup> Wilpert, Gero von: Sachwörterbuch der Literatur. Stuttgart 1969, S. 865.



Der nachfolgende Roman *Der Weg zurück* beschreibt den schmerzhaften Prozeß des Zurückfindens der – ehemaligen – Soldaten ins Zivilleben. Im Grunde wird hier ausführlich dargestellt, was in *Im Westen nichts Neues* bereits angedeutet wurde. Manche kameradschaftliche Bande aus der Zeit an der Front bleiben auch jetzt noch bestehen, während andere sich auflösen und die Friedenszeit nicht für jeden eine Zeit der Ruhe ist. Bei einem Treffen der ehemaligen Soldaten treten die ersten Unterschiede schon deutlich hervor:

[...] die richtige alte Kameradschaft von früher ist es nicht mehr. Alles ist vertauscht. Da ist Bosse, der Kompanieschussel, der stets verulkt wurde, weil er sich immer so dämlich anstellte; er war draußen schmierig und verludert, und mehr als einmal haben wir ihn unter die Pumpe gekriegt. Jetzt sitzt er zwischen uns in einem piekfeinen Kammgarnanzug, eine Perle im Schlips und Gamaschen an den Füßen, ein wohlhabender Mann, der das große Wort führt. Und Adolf Bethke neben ihm, der im Felde so turmhoch über ihm stand, daß Bosse froh war, wenn er ihn überhaupt anredete, ist plötzlich nur noch ein armer kleiner Schuster mit etwas Landwirtschaft.<sup>10</sup>

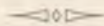
Das Gefahrenpotential, das sich aus der Ansammlung der vom Kriegsausgang und den mißlungenen quasirevolutionären Versuchen Enttäuschten in den Kreisen von Polizei und Militär in der Weimarer Republik anzustauen begann, wird in *Der Weg zurück* ebenfalls angedeutet.

Zeitlich hieran anknüpfend skizziert Remarque in *Drei Kameraden* die Zeit der Inflation, in der die Erlebnisse aus dem ersten Weltkrieg zwar nicht vergessen, aber auch nicht allgegenwärtig sind. Grundlage der engen freundschaftlichen Beziehung der drei männlichen Hauptfiguren ist das gemeinsame Fronterlebnis im ersten Weltkrieg. Der heraufziehende Nationalsozialismus wird im Roman ebenfalls angedeutet, indem – ohne ausdrückliche Nennung der NSDAP – eine Parteiveranstaltung beschrieben wird, die in ihrer Beschreibungsweise kaum mißverstanden werden kann:<sup>11</sup>

Der Mann ging auf der Bühne umher [...]. Dann aber stand er plötzlich still, voll dem Publikum zugekehrt, und peitschte mit veränderter, greller Stimme Satz um Satz hinaus, Wahrheiten, die jeder kannte, von der Not, vom Hunger, von der Arbeitslosigkeit, sich immer weiter steigend, die Zuhörer mitreißend, bis er in einem Furioso herausschmetterte: „Das kann nicht so weitergehen! Das muß anders werden!“

Das Publikum tobte Beifall, es klatschte und schrie, als sei damit schon alles anders geworden. Der Mann oben wartete ab. Sein Gesicht glänzte. Und dann kam es, breit, überzeugend, unwiderstehlich, Versprechen über Versprechen, es regnete nur so Versprechen, ein Paradies erstand über den vielen Köpfen, es wölbte sich zauberhaft bunt, es war eine Lotterie, in der alle Lose Haupttreffer waren und in der jeder sein Privatglück und seine Privatrache fand.<sup>12</sup>

Im nächsten Roman, in *Liebe Deinen Nächsten* erleben wir das Schicksal verfolgter Menschen, die aus politischen oder „rassischen“ Gründen nach dem 30. Januar 1933 aus



<sup>10</sup> Remarque, Erich Maria: *Der Weg zurück*. Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1982, S. 111f.

<sup>11</sup> Allerdings ist dieses Mißverstehen Alfred Antkowiak trotzdem gelungen. Siehe dazu: Antkowiak, Erich Maria Remarque, S. 64: „Aus dem Romantext ist also keineswegs zu entnehmen, um welche politische Versammlung es sich handelt.“

<sup>12</sup> Remarque, Erich Maria: *Drei Kameraden*. Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1982, S. 288.

Deutschland weggehen mußten. Im Mittelpunkt der Handlung steht – ähnlich wie in Anna Seghers' *Das siebte Kreuz* – unter anderem die Darstellung der Flucht einer Person, die verschiedenste Erfahrungen macht, neben den voraussehbaren Reaktionen der Mitmenschen auch an unerwarteter Stelle, das heißt bei vermeintlichen Feinden auf Hilfe und bei vermeintlichen Freunden auf Ablehnung stößt. Schließlich gelingt die Flucht des Paares Ruth Holland und Ludwig Kern nach Frankreich.

*Arc de Triomphe* zeigt das Leben im Exil, in Paris. Hier ist die gelungene Flucht aus dem Nazimachbereich bereits Vergangenheit, die – wenn auch mit illegalen Mitteln – relativ etablierte Exilexistenz am Vorabend des zweiten Weltkriegs steht im Mittelpunkt des Interesses.

Die letzten beiden Romane zeigen gewissermaßen zwei Seiten der gleichen Medaille: *Der Funke Leben* spielt in einem Konzentrationslager, ist auf den Überlebenskampf der Inhaftierten konzentriert, während *Zeit zu leben und Zeit zu sterben* ähnlich wie *Im Westen nichts Neues* auf die deutsche Armee und das deutsche, nun mehr von Zerstörungen nicht verschonte Hinterland blickt.

Diese kurze Angabe der jeweiligen Thematik dürfte beleuchten, wie sehr sich die Bezeichnung „Zyklus“ anbietet.

Natürlich könnte man dieser Argumentation entgegenhalten, welche große Unterschiede in der vor allem erzählerischen Gestaltung der Werke bestehen. Das ist sicherlich richtig, Remarque hat sich, muß man angesichts der Betrachtung der sieben Romane feststellen, im Laufe der Zeit in seinem Schreiben offensichtlich diszipliniert und vervollkommenet.

Die Unterschiede zwischen den Romanen bestehen dabei am augenfälligsten in der gewählten Erzählsituation, während die Gattung des Romans und das Hauptthema (die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts, überschattet vom Militarismus und Nationalsozialismus, demgegenüber aber die Kommunisten auch keine praktikable Alternative aufzeigen können) durchweg beibehalten worden ist, somit also die Anwendung des Begriffs „Zyklus“ für diese sieben Romane gerechtfertigt bleibt. Die Veränderungen in der Erzählsituation sind bei Remarque allerdings deutlich. Während *Im Westen nichts Neues*, *Der Weg zurück* und *Drei Kameraden* noch Ich-Erzählungen sind, benutzt Remarque in den anderen Werken die personale Erzählsituation, sich dabei durch die Innenperspektive zunehmend strenger auf immer weniger Figuren konzentrierend. In zwei Romanen perfektioniert Remarque seinen Gebrauch der personalen Erzählsituation, um zusätzliche Spannung zu erzeugen. Diese entsteht aus der Ungewißheit um die Identität des Emigranten Ravic in *Arc de Triomphe* und die von Häftling 509 in dem bis heute kaum beachteten KZ-Roman *Der Funke Leben*. In beiden Fällen erfährt der Leser erst kurz vor dem Ende des jeweiligen Romans den tatsächlichen Namen des Protagonisten: Ravic heißt eigentlich Ludwig Fresenburg und Häftling 509 benutzt seinen Namen, Friedrich Koller, wieder, als er sich nach seinem Widersetzen gegen die Lagertyrannei wieder als Mensch fühlt.

Offensichtlich hat Remarque zunächst im Interesse der Intensivierung lieber mit der Ich-Erzählsituation gearbeitet, die dann allerdings schon in *Im Westen nichts Neues* und vor allem in *Der Weg zurück* einige problematische Passagen zur Folge hatte.

Bei *Im Westen nichts Neues* geht der Erzähler immer wieder vom „Ich“ zum „Wir“ über, was als Ausdruck seiner Selbstidentifizierung mit den nächsten Kameraden gedeutet werden kann. Auffällig ist weiterhin das ständige Präsens, in dem die Frontgeschehnisse mitgeteilt werden, die als eine Art stream of consciousness erscheinen, nur unterbrochen durch die



Passagen in der Vergangenheitsform, in denen immer wieder Rückblenden in die vor dem Kriegerlebnis liegende Vergangenheit vorkommen. Der Eindruck des Bewußtseinsstromes wird nachträglich durch den letzten Absatz des Romans verstärkt, denn die in dritter Person gehaltene Mitteilung über den Tod Paul Bäumers in dieser letzten Passage läßt zumindest die Frage zu, wie man den vorhergehenden Romantext auffassen soll. Der Text geht nicht von der Fiktion aus, daß er ein Manuskript oder Tagebuch sei, stellt aber auch nicht die nachträgliche Erzählung des sich zurück erinnernden Paul Bäumers dar. Will man keiner transzendenten Interpretation das Wort reden, dann bleibt nur der Bewußtseinsstrom, für den aber in diesem Roman doch zu viel Gewicht auf der äußeren Handlung liegt.

In *Der Weg zurück* wird an mehreren Stellen die Beschränktheit der Ich-Erzählsituation für einen Roman deutlich, in dem das Erlebnis einer Gruppe von Personen erzählt wird, Erfahrungen und Erlebnisse, die über das berichtende Subjekt hinausgehen, mitgeteilt werden sollen. Entweder werden im Text mit fortlaufender Handlungsdauer Berichte eines Dritten mühsam dem Ich-Erzähler in den Mund gelegt oder aber es wird unvermittelt in die dritte Person gewechselt. So zum Beispiel in der folgenden Passage über den Selbstmord einer der Figuren. Am Anfang des Abschnittes könnte man noch annehmen, hier würde der Ich-Erzähler mitteilen, was er von Karl gehört hat, doch dann wird der Umschwung zur Erzählung in der dritten Person deutlich:

Karl war der letzte, der bei ihm war. Er fand ihn still und fast froh. Als er gegangen war, ordnete Ludwig seine paar Sachen und schrieb eine Zeitlang. Dann rückte er einen Stuhl ans Fenster und stellte ein Becken mit warmem Wasser daneben auf den Tisch. Er verschloß die Tür, setzte sich in den Sessel und schnitt sich die Adern im Wasser auf. Der Schmerz war gering. Er sah das Blut fließen, ein Bild, an das er oft gedacht hatte: dieses verhaßte, vergiftete Blut ausströmen lassen aus dem Körper.<sup>13</sup>

Der nachfolgende Roman *Drei Kameraden* ist in der Handhabung der Ich-Erzählsituation konsequent und unproblematisch, genauso wie die restlichen vier Romane die personale Erzählsituation einheitlich aufweisen.

Ein weiteres Argument für den Gebrauch der Bezeichnung „Zyklus“ für die sieben Romane Remarques besteht in dem Faktum der gemeinsamen Figuren, die die Werke miteinander verbinden.

Es gibt zwar keine in mehreren Werken als Hauptpersonen agierenden Figuren, jedoch sind mehrere der Remarqueschen Protagonisten über die Bekanntschaft mit einer der wichtigsten Gestalt von *Im Westen nichts Neues* deutlich miteinander verbunden. So wird auch deutlich, wie eng sie zusammengehören, wie sehr ihre Erfahrungen, ihr Schicksal miteinander identisch ist.

In *Der Weg zurück* ist der Zusammenhang mit *Im Westen nichts Neues* an verschiedenen Stellen durch die Nennung mehrerer Protagonisten des früheren Romans gegeben („damals lebte Katczynsky noch, ach, Kat, und Haie Westhus“<sup>14</sup>), so zum Beispiel auch als sich der Ich-Erzähler Ernst Birkholz an diese Kameraden in einer gespenstischen Vision zurückerinnert:



<sup>13</sup> Remarque: *Der Weg zurück*, S. 165f.

<sup>14</sup> Ebd., S. 67.



Und nun drängen sie herein, mit toten Augen, grau und gespenstisch, eine Schar von Schatten, sie sind wiedergekommen und füllen das Zimmer – Franz Kemmerich, mit achtzehn Jahren amputiert und drei Tage später gestorben. Stanislaus Katczinsky, mit schleifenden Füßen und gesenktem Kopf, aus dem Dunkel ein dünner Faden sickert. – Gerhard Feldkamp, zerrissen von einer Mine bei Ypern, Paul Bäumer, gefallen im Oktober 1918, Heinrich Weißling, Anton Heinzmann, Haie Westhus, Otto Mathes, Franz Wagner – Schatten, Schatten, ein langer Zug, eine endlose Reihe...<sup>15</sup>

Auf ähnliche Weise erfolgt in *Drei Kameraden* die Bezugnahme auf *Im Westen nichts Neues*. Hier ist es ebenfalls der Ich-Erzähler, nunmehr heißt er Robert Lohkamp, der wegen der ausgebliebenen Hilfe Gottes für seine Kameraden im Krieg mit diesem hadernd sagt:

Er hilft, er hilft immer! Aber hat er Bernhard Wiese geholfen, als er mit einem Bauchschuß schreiend im Houtholster Wald lag, hat er Katczinsky geholfen, der in Handzaeme fiel und eine kranke Frau zurückließ und ein Kind, das er noch nicht gesehen hatte, hat er Müller geholfen und Leer und Kemmerich, hat er dem kleinen Friedmann geholfen und Jürgens und Berger und Millionen anderen?<sup>16</sup>

Der Zusammenhang zwischen den drei Werken wird auf diese Weise besonders deutlich erkennbar, für die Benennung als Trilogie dürfte auch die ihnen gemeinsame Ich-Erzählsituation haften. Doch kann man die Darlegung der Zusammenhänge zwischen den sieben Romanen weiter ausführen.

Zwar finden sich in *Liebe Deinen Nächsten* keine direkten Hinweise auf *Im Westen nichts Neues*, doch im Folgeroman *Arc de Triomphe* wird erneut die Figur des bereits mehrmals erwähnten Katczinsky genannt. Ravic, die zentrale Figur des Romans erinnert sich zurück an Katczinsky, von dem er einige Ratschläge zum Überleben im Krieg bekommen hat:

Es war 1916 gewesen, im August, in der Nähe von Ypern. [...] Ein plötzlicher Artillerie-Überfall – eine Granate, die mitten ins Feuer geschlagen hatte; – als er wieder zu sich kam, heil, unverletzt, sah er zwei seiner Kameraden tot – und etwas weiter seinen Freund Paul Meßmann [...] – er lag da, den Magen und den Bauch aufgerissen [...].

Sie schleppten ihn auf einer Zeltbahn zum Feldlazarett [...].

Er starb zwei Stunden später. Eine davon schrie er.

Ravic erinnerte sich, wie sie zurückgekommen waren. Er hatte stumpf und verstört in der Baracke gegessen. [...] Katczinsky hatte ihn da gefunden, der Gruppenführer, Schuhmacher im Privatleben. „Komm mit“, hatte er gesagt. „In der Bayernkantine gibt es heute Bier und Schnaps, Wurst auch.“ Er hatte ihn angestarrt. Hatte solche Roheit nicht begriffen. Katczinsky hatte ihn eine Weile beobachtet, hatte dann gesagt: „Du kommst mit. Und wenn ich dich hinprügeln sollte. Du wirst heute fressen und saufen und in einen Puff gehen.“ Er hatte nichts geantwortet. Katczinsky hatte sich neben ihn gesetzt. „Ich weiß, was los ist. Ich weiß auch, was du jetzt denkst über mich. Aber ich bin zwei Jahre hier und du zwei Wochen. Hör zu! Können wir noch etwas für Meßmann tun? – Nein. – Glaubst du, daß wir alles riskieren würden, wenn eine Chance da wäre, ihn zu retten?“ – Er hatte aufgeblickt. Ja, das wußte er. Er wußte das von Katczinsky.<sup>17</sup>

<sup>15</sup> Ebd., S. 167.

<sup>16</sup> Remarque: *Drei Kameraden*, S. 235.

<sup>17</sup> Remarque, Erich Maria: *Arc de Triomphe*. Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1982, S. 91f.

Somit ist die Verbindung von *Arc de Triomphe* mit *Im Westen nichts Neues*, *Der Weg zurück* und *Drei Kameraden* gegeben. Die Freundschaft zu Katczinsky weist Ravic als einen Mann aus, der das gleiche Schicksal, die gleichen Erfahrungen hat wie die Ich-Erzähler der drei früheren Romane, ja sogar zu ihrem – im weitesten Sinne genommen – Kreis gehörte. Hierbei handelt es sich um einen deutschen Mann, aus dem Westen Deutschlands stammend, nicht jüdischer Herkunft. Als moralischen Grundsatz seines Lebens und Handelns versteht er die Regeln der elementarsten zwischenmenschlichen Hilfe, ein Leben im Sinne der Bergpredigt. Politisches Handeln spielt dabei keine Rolle. Den Parteien steht er, wie auch jedweder Repräsentation von Macht und Staat, mit einem hochgradigen Mißtrauen gegenüber.

In *Liebe Deinen Nächsten* finden sich im Grunde zwei männliche und eine weibliche Hauptgestalten. Von den beiden Männern entspricht der eine, Josef Steiner, dem Bild der Hauptfigur in den drei vorangegangenen Werken – allerdings jetzt schon um die Bereitschaft zum politischen Handeln erweitert –, während die andere männliche Hauptfigur, Ludwig Kern, ehemaliger Medizinstudent und jüdischer Herkunft ist. Seine Geliebte wird im Laufe der Handlung die ebenfalls jüdische Ruth Holland, die er in Österreich kennenlernt und mit der er gemeinsam die Flucht versucht. Josef Steiner kommt am Ende des Romans durch einen durch die Umstände erzwungenen Selbstmord ums Leben, als er, nach Deutschland zu seiner kranken Frau zurückgekehrt, den SS-Mann Steinbrenner, der ihn verhaften wollte, mit sich aus dem Fenster in die Tiefe reißt.

Hieran knüpft der Roman *Der Funke Leben* an. Er ist mit der Figur der Ruth Holland mit *Liebe Deinen Nächsten* verbunden. Während sie im früheren Roman noch als Gefährtin der einen männlichen Hauptfigur auf der Flucht vor den Nazis ist, erscheint sie oder – da das im Text nicht geklärt wird – eine Figur gleichen Namens und Alters – im Lagerroman als Gefangene. Eine Veranschaulichung dessen, was die Flucht aus Nazideutschland erst notwendig gemacht hatte, und was geschehen konnte, wenn sie mißlungen war.

Auch der Name Steinbrenner verbindet diese beiden Romane. Ist er in *Liebe Deinen Nächsten* noch ein SS-Mann im „Außendienst“, so finden wir ihn in *Der Funke Leben* als Scharführer, als einen überaus brutalen Angehörigen des Wachpersonals im KZ wieder. Weiterhin verweist diese Figur auch auf den Steinbrenner in *Zeit zu leben und Zeit zu sterben*. Letzterer scheint eine Vergangenheit in einem Konzentrationslager gehabt zu haben, wie es in *Der Funke Leben* beschrieben worden war: „Dieser Zwanzigjährige hatte mehr Männer getötet als ein Dutzend alter Soldaten zusammen. Nicht im Kampf; hinter der Front und in Konzentrationslagern. Er hatte sich mehr als einmal damit gebrüstet und war stolz, besonders scharf gewesen zu sein.“<sup>18</sup>

Zugegebenermaßen besteht ein Unterschied zwischen den beiden, ja vielleicht sogar den drei Steinbrenners: den Vornamen des ersten kennen wir nicht, der zweite heißt Günther und der dritte Max. Will man nicht umständliche Spekulationen darüber anstellen, ob nicht vielleicht eine Person auch zwei Vornamen haben könnte oder ob wir es hier mit Verwandten zu tun haben, so bleibt doch festzuhalten, daß sie als Typ identisch sind.

Eine weitere Verknüpfung existiert mit *Arc de Triomphe* in *Zeit zu leben und Zeit zu sterben* durch die Figur des Ludwig Fresenburg, der auch hier als Teilnehmer des ersten



<sup>18</sup> Remarque, Erich Maria: *Zeit zu leben und Zeit zu sterben*. Köln 1989, S. 58.

Weltkrieges gezeigt wird, der nun im zweiten Weltkrieg an der Ostfront in Rußland die Schuld erkennend und aussprechend, die das Naziregime auf sich geladen hat, als Kontrastfigur zum jungen Mitläufer Ernst Graeber erscheint.

Grundlegend läßt sich also ein deutliches Netz von Zusammenhängen zwischen den Romanen konstatieren.

Im Interesse der Übersichtlichkeit sollen diese Zusammenhänge der erwähnten bzw. wiederkehrenden Figuren kurz zusammengefaßt werden:

*Im Westen nichts Neues* (1929) – Erwähnung von Ereignissen und Figuren des Romans in *Der Weg zurück*, *Drei Kameraden* und *Arc de Triomphe*.

*Der Weg zurück* (1931) – Anknüpfung an *Im Westen nichts Neues* durch die Erwähnung mehrerer Gestalten und Ereignisse des Romans, u.a. Bäumer, Katczinsky, Kemmerich.

*Drei Kameraden* (1936) - Anknüpfung an *Im Westen nichts Neues* durch die Erwähnung der Gestalten Katczinsky, Kemmerich.

*Liebe Deinen Nächsten* (1941) Erwähnung der Figuren Ruth Holland und Steinbrenner in *Der Funke Leben* und Steinbrenners in *Zeit zu leben und Zeit zu sterben*.

*Arc de Triomphe* (1945) - Anknüpfung an *Im Westen nichts Neues* durch die Erwähnung der Gestalt Katczinsky. Erwähnung der Hauptfigur in *Zeit zu leben und Zeit zu sterben*.

*Der Funke Leben* (1952) – Anknüpfung an *Liebe Deinen Nächsten* durch die Figur der Ruth Holland und der Figur des SS-Mannes Steinbrenner.

*Zeit zu leben und Zeit zu sterben* (1954) – Anknüpfung an *Liebe Deinen Nächsten* durch die Figur des Steinbrenner, an *Arc de Triomphe* durch die Figur des Ludwig Fresenburg sowie an *Der Funke Leben* durch die Figur des Steinbrenner. Indirekt durch die Figur des Fresenburg über Katczinsky auch Verbindung zu *Im Westen nichts Neues*.

Außer diesen Übereinstimmungen gibt es eine Reihe anderer Parallelen in den Romanen, auf die an dieser Stelle nicht eingegangen werden soll und kann, und die übrigens auch in den späteren Werken Remarques anzutreffen sind. Dabei sind sowohl strukturell-formale – der Hang zur Aneinanderreihung von Geschichten und Anekdoten – als auch motivisch-inhaltliche Elemente – Vergeltungsmotiv, Krebsstod der Mutter oder des weiblichen Partners – gemeint.

Auf Grund des Ausgeführten scheint der Begriff „Deutschlandzyklus“ für die genannten sieben Romane Erich Maria Remarques also durchaus berechtigt zu sein.





Ernő Kulcsár-Szabó (Budapest/Berlin)

Wie (un)zugänglich sind literarische „Bewegungsbilder“?  
– Zur Lesbarkeit kinetographischer Techniken in der Lyrik  
zwischen Avantgarde und Spätmoderne –

*Wie der Ton als Sandfigur, so nimmt sich das rätselhafte X des Dings an sich  
einmal als Nervenreiz, dann als Bild, endlich als Laut aus.*  
(Nietzsche)

Der im Titel angegebenen Thema avisierte Versuch kann sich – dem verfügbaren Rahmen geschuldet – nur auf einen einzigen Aspekt des Themas beschränken, indem er sich (anhand des Problems von Lesbarkeit) vordergründig einem dichtungsgeschichtlichen Problem widmet, und zwar der Frage nach der temporalen Verortbarkeit lyrischer Texte, die sich in der Zeit zwischen der Hochmoderne und der Spätmoderne der 30er Jahre kinetographischer Verfahren bedienen. Das zentrale methodologische Interesse gilt dabei der Frage, ob sich die Untersuchung vertextlichter „Bewegungsbilder“ im Horizont einer möglichen historischen Paradigmatik der literarischen Moderne als relevant erweist bzw. ob die so gewonnenen Einsichten auch hinsichtlich der Erschließbarkeit der (widersprüchlichen) Seinsweise des lyrischen Bildes schlechthin operationalisierbar sind.

Konkret wird dabei auf zwei paradigmatische Texte Bezug genommen, die in der Literaturgeschichte der Moderne traditionell zwar mit der Avantgarde in Verbindung gebracht werden, sich jedoch bereits innerhalb dieser groben Einordnung deutlich hervorheben. Während Stadlers *Fahrt über die Kölner Rheinbrücke bei Nacht* zu den emblematischen Beispielen des sich entfaltenden Expressionismus zählt, gilt Lőrinc Szabós *Lidérc* [Irrlicht] eher als Produkt der ausklingenden Phase dieser Strömung. Die beiden Texte – die übrigens durch ein knappes Jahrzehnt voneinander getrennt sind – eignen sich für eine exemplarische Bezugnahme insofern besonders, als sie referentiell gut vergleichbare Formen von Bewegung thematisieren: Die Konstruktion der Standpunkte der jeweils stillstehenden Betrachter erinnert in beiden Fällen – auch wenn der eine sich im vorbeirasenden Zug befindet – an die formale Struktur der Subjektivität, wo das Subjekt – um mit ziemlicher Vereinfachung zu formulieren – von einem Anblick berichtet, der ihm als Objekt der kontemplativen Beobachtung zuteil wurde. Bei dieser Struktur kann es – referentiell gesehen – freilich nur noch auf den empirisch-thematischen Unterschied ankommen, der zwischen der textuellen Erfassung eines im äußerlichen Sinne fiktionsrealen und der eines imaginären Bewegungsablaufs besteht.

Bereits hier sind aber die Ähnlichkeiten stärker und beredter als die Unterschiede: Es ist nämlich kaum zu übersehen, daß bei der Inszenierung der visuellen Wahrnehmbarkeit von Bewegung sich beide Texte einer Spiegelsymmetrie bedienen, deren aktivierbares Wechselseitigkeitspotential selbst der ihm entgegenwirkenden kontemplativen Struktur der formalen Subjektivität eingeschrieben ist. Die potentielle Umkehrbarkeit der

Blickwinkel wird bei Stadler durch provisorisch vorgenommene Anthropomorphisierung des künstlich-technisch beleuchteten Anblicks angezeigt:

O Biegung der Millionen Lichter, stumme Wacht,  
Vor deren blitzender Parade schwer die Wasser abwärts rollen. Endloses Spalier, zum Gruß  
gestellt bei Nacht!  
Wie Fackeln stürmend! Freudiges! Salut von Schiffen über blauer See! Bestirntes Fest!  
Wimmelnd, mit hellen Augen hingedrängt! Bis wo die Stadt mit letzten Häusern ihren Gast entläßt.

Ähnliche prosopopöische Inskriptionen finden sich bei Szabó zwar nicht, für eine mögliche Umkehrung der Perspektiven sorgen jedoch Stellen der grammatischen Unbestimmtheit, die infolge der durch Interpunktionszeichen vorgenommenen semantischen Trennungen (die dank der so freigesetzten tropologischen Bewegung auch als Identifizierungen lesbar sind) typographisch der Struktur des Anblicks eine nicht-stabilisierbare Wechselseitigkeit einschreiben:

doch vergebens, es narrt mich

dein Licht: ich kann es nicht fassen:

dein Licht: die Einbildung: ich, –

dein Licht: so unbegreifbar,

wobei das Prädikat „unbegreifbar“ als Äußerung des lyrischen *Subjekts* nicht einfach die semantische Rätselhaftigkeit des anthropologisch-referentiell zu deutenden Phänomens des im Traumlicht erscheinenden Angesprochenen meint, sondern als Aussage *des Textes* – wenigstens im Akt einer von tropologischen Bewegungen gesteuerten rhetorischen Lektüre – auch auf die grammatische Unfixierbarkeit der (und eben deshalb „unbegreifbaren“) materiell-typographischen Wortgestalt von „Licht“ bezogen werden kann.

Sind auf den ersten Blick die Ähnlichkeiten der beiden Texte stärker und eindeutiger ins Auge gefallen, scheint ein sorgfältig artikulierter Vergleich nun jedoch die Relevanz bestimmter poetologischer Unterschiede zutage zu fördern. Der Eindruck näherer Ähnlichkeit nämlich, der dadurch erweckt wurde, daß die beiden Texte – trotz der fiktionrealen bzw. imaginären Gestaltung ihrer Bewegungsbilder – dem gleichen avantgardistischen (konkreter: [futuro]expressionistischen) Paradigma angehörten, rührt vermutlich – und darin läßt sich das gemeinsame Erbe der Klassischen Moderne erblicken – daher, daß die diskursiven Muster beider Texte scheinbar die gleiche subjektzentrische Aussagesituation reproduzieren, die in der wirkungsgeschichtlichen Systematik der Lyrik vor Apollinaires *Zone* wohl der ganzen ästhetischen Hochmoderne eigentümlich war.

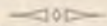
Die äußerliche diskursive Ähnlichkeit der beiden Texte scheint um so skurriler, als ausgerechnet die Avantgarden darauf bedacht waren, das selbstgenügsame Subjekt der Hochmoderne um seine poetologische Omnipotenz zu bringen und die sogenannten werkbildenden Zentren außerhalb seines Wirkungsbereichs zu verorten. Vom „Technischen Manifest“ des Futurismus über das Zufallsprinzip der Dadaisten bis hin zur surrealistischen *écriture automatique* waren sich selbst die am meisten voneinander abweichenden



Avantgardepoetiken darin einig, den individuellen anthropologischen „Schöpfungsakt“ durch „Kunstgeschehen“ nichtmenschlichen, nichtsubjektiven Ursprungs ersetzen zu wollen. Es mutet also merkwürdig an, daß diese Texte – indem sie Bewegungsmomente nur durch mediale Substitutionen wie „versprachlichte“ Schall-, Licht- und Farbeffekte, flimmernde (Täuschungs-)Eindrücke traumhafter Substanzlosigkeit bzw. durch optische Materialisierung (z.B. Häufung graphischer Segmentierungszeichen) festhalten – weniger bereit sind, sich gegen die klassisch-modernen Diskursschemata des Lyrischen abzuheben. Wie kommt es, daß Avantgardetexte, die sich des Bruchs zwischen kinetischen Signifikanten und visuell-lautlichen Signifikanten offenkundig bewußt sind (und teilweise sogar einen sekundären Bruch zwischen vertexteter Rede des Gedichts und dessen schriftlicher Materialität akzeptieren), und somit die ästhetischen Wahrnehmungsmodi der Hochmoderne aufheben, in der diskursgenerierenden Macht, die von der Subjektzentrik der Hochmoderne ausgeht, dennoch gefangen bleiben? Oder betrifft dies beide Gedichte nicht im gleichen Maße?

Um hier schlüssige Antworten zu finden, müssen mindestens drei weiterführende und zum Teil über die Dichtungsgeschichte hinausgehende Zusammenhänge ins Spiel gebracht werden. Für die literarische Schreibbarkeit von Bewegung eröffneten sich nämlich in der Geschichte der ästhetischen Erfahrung – spätestens um 1900 – ganz neue Bedingungen. Denn gerade um die Jahrhundertwende hat die ästhetische Paradigmatik des Spiels einen der größten Wandel ihrer Geschichte erfahren, und zwar, als Nietzsche das Phänomen der Spielbewegung mit dem par excellence Künstlerischen in Verbindung brachte: „Der Mensch erfand die Arbeit ohne Mühe, das *Spiel*, die Bethätigung ohne vernünftigen Zweck. [...] ...sich bewegen ist ein Embryo des Kunsttriebs. Der Tanz ist Bewegung ohne Zweck.“<sup>1</sup> Dadurch nämlich, daß das Spiel von seinen herkömmlichen humanideologischen Kontexten befreit wurde, eröffnete sich der denkgeschichtliche Weg vom spielenden Subjekt zum Gespieltwerden des Subjekts mit all seinen spätmodernen anthropologischen Konsequenzen. Unter anderem auch in der literarischen Hermeneutik, in deren ästhetischer Spieltheorie das künstlerisch omnipotente Konstrukt des selbstgenügsamen Subjekts schließlich abgebaut wurde.

Indem Nietzsche die Nicht-Stabilisierbarkeit der ästhetischen Spielbewegung grundsätzlich mit der sinnlichen Unzugänglichkeit des Aktes des Werdens in Zusammenhang bringt,<sup>2</sup> beschreibt er Bewegungsmomente als transfigurative Substitutionen, die sich als materiell nicht-positivierbare Wechsel der medialen Kanäle erneut an der metaphorischen Figurativität verdeutlichen lassen: „Ein Nervenreiz zuerst übertragen in ein Bild! Erste Metapher. Das Bild wieder nachgeformt in einem Laut! Zweite Metapher. Und jedesmal vollständiges Überspringen der Sphäre, mitten hinein in eine ganz andere und neue.“<sup>3</sup> Nahezu parallel zu dieser Ablehnung jeglicher organischer Verbindung zwischen Codesystemen vollzieht sich die dichtungsgeschichtliche Aufwertung der Allegorie in der französischen Moderne, die den Weg für eine „städtische Lyrik“ (in deren neues Paradigma sich auch Stadlers Gedicht einordnen läßt) nicht so sehr aus soziologischen Gründen



<sup>1</sup> Nietzsche, Friedrich: Kritische Studienausgabe Bd. 8, München: DTV 1999 (Neuausg.), S. 432. (im weiteren KSA)

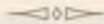
<sup>2</sup> Siehe KSA Bd. 1, S. 830, bzw. Bd. 13, S. 53-54.

<sup>3</sup> KSA Bd. 1, S. 879.

für neue Urbanisationserfahrungen freimachte, sondern vielmehr durch eine ähnliche Infragestellung der spätromantischen Einheit von Naturbild und Seelenzustand. Unzugängliche Bewegungsmomente haben nunmehr also in die neue Lyrik insofern auch als mediale Grenzüberschreitungen Eingang gefunden, als sie das lyrische Bild fortan durch differente (anorganische Entitätswechsel durchführende) Codierung des Anblicks und willkürliche Zeit- und Raumstrukturen des Allegorischen um seine immanente Beständigkeit brachten.

Dieser Abschied von der postromantischen Verbindlichkeit der organischen Bildgestaltung (bald eine weitverbreitete poetische Option der Avantgarden) war schließlich möglich, da das Ästhetische selbst als etwas zeitlich Unbeständiges und Flüchtiges seine dichtungsgeschichtliche Legitimation erfuhr. Und zwar bei Baudelaire zum ersten Mal in einem Konstrukt, das die Opposition von Transitorischem und Ewigem – wie Jauß dies zeigte – nicht mehr als das klassisch-versöhnende Gleichgewicht von Vorübergehendem und Unveränderlichem wiederherstellt, sondern selbst dem „unzeitlich“ Schönen eine „bewegliche“, d.h. temporal-historische (auf die jeweilige Rezeption angewiesene) Seinsweise zuschreibt.<sup>4</sup> Und in der Tat maß erst die poetologische Preisgabe „des Schönen“ an diese doppelte Zeitlichkeit dem Ästhetischen eine Unbeständigkeit nichtgegenständlichen Charakters, und d.h. Bewegungs- und Umwandlungscharakter, bei, wodurch es dem so erneuerten Diskurs der Moderne gelang, der Seinsweise von Identität des Ästhetischen den äußerst fruchtbaren Widerspruch von Bestand und Wandlung einzuschreiben.

Die so involvierte Veränderlichkeit, deren Topologie selbst die Formel der „ewigen Wiederkehr“ als eine Bewegungsfigur des unaufhörlichen Neuanfangs umgeschrieben und die Metapher der Bewegung von Jauß<sup>5</sup> über Deleuze<sup>6</sup> bis Vattimo<sup>7</sup> zum Wahrzeichen der Moderne gemacht hat, indem sie die differierende Bewegung – gleichzeitig als *essentia* und Seinsweise – im Innersten des Ästhetischen verortete und damit die Moderne durchgängig über das Ästhetische zu deuten suchte, verknüpfte das als *par excellence* kunsteigenes Phänomen herausgestellte Kinetische mit dem Prinzip des Medialen. Das geschah vor allem mittels Rückgriff auf den von Nietzsche aufgewerteten ästhetischen „Plötzlichkeitseffekt“<sup>8</sup>, der es ermöglichte, den Akt des Wandels, der „Bewegung ohne Zweck“ unzugänglich



<sup>4</sup> Zum Baudelaire'schen Verhältnis von „*éternel*“ und „*fugitif*“ bzw. Bewußtsein der Modernität siehe: Jauß, Hans Robert: Literaturgeschichte als Provokation. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1979, S. 11-66

<sup>5</sup> Siehe seinen des öfteren verwendeten Ausdruck „das unaufhaltsam weiterrollende Rad der modernité“ (Ebd., S. 56).

<sup>6</sup> „Nicht das Selbe kehrt wieder, nicht das Ähnliche kehrt wieder, vielmehr ist das Selbe die Wiederkehr des Wiederkehrenden, d.h. des Differenten, ist das Ähnliche die Wiederkehr des Wiederkehrenden, d.h. des Ungleichartigen. Die Wiederholung in der ewigen Wiederkunft ist das Selbe, allerdings nur insofern, als es sich einzig in der Differenz und dem Differenten aussagt.“ Deleuze, Gilles: Differenz und Wiederholung. München: Fink, 1992, S. 373.

<sup>7</sup> „...für uns deckt er [nämlich Nietzsche] das Wesen der Moderne als Zeitalter der Reduktion des Seins auf das *novum* auf“. Vattimo, Gianni: Das Ende der Moderne. Stuttgart: Reclam, 1990, S. 182.

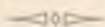
<sup>8</sup> „Alles Plötzliche gefällt, wenn es nicht schadet, so der Witz, das Glänzende, Starktönende (Licht, Trommellärm). Denn eine Spannung löst sich, dadurch daß es aufregt und doch nicht schadet.“ (Wohlgemerkt, die Definition des Plötzlichen schließt auch hier Sprachliches, Visuelles und Lautliches mit ein.) KSA Bd. 8, S. 432.



konstituiert, als nur in medialen Substitutionen wahrnehmbares (und deshalb auch unbeherrschbares) Geschehen zu erfassen und beschreiben.

Da sich im klassisch-modernen Diskurs des Lyrischen das Subjekt als ein notwendiger Fluchtpunkt hinstellte, an dem sich die Lektüre stabilisierte<sup>9</sup> und dadurch die Identität lyrischer Aussagen gewahrt wurde, bemißt sich die Gültigkeit von Identitätskriterien der neueren Lyrik daran, wie sie die Diskursstabilität der Gattung in Abwesenheit eines als anthropologische Gestalt identifizierbaren Subjektes und ihrer poetologischen Vorrechte gewährleistet. Daß beide Gedichte auch auf Wahrnehmungscodes einer Lyrik diesseits der avantgardistischen Epochenschwelle hin lesbar sind, schulden sie ihrer nicht erneuerten Aussagestruktur, deren Stabilität von der bewahrten poetischen Kompetenz des Äußerungssubjektes herrührt, die die Struktur des Anblicks authentisch beherrscht. Und das heißt, daß sich all die evozierten visuellen Komponenten nach derjenigen Wahrnehmungsordnung richten, deren Systematik in der Einbildung des Subjektes verankert ist. Die Teile des bewegten Anblicks werden nämlich, auch wenn sie sich in der Phantasie des Wahrnehmenden sozusagen nur „widerspiegeln“, nach einer anthropologisch vorgezeichneten Ordnung in der Wahrnehmungsselektion situiert. (Dies läßt sich an den anthropomorphisierenden Angleichungen der im Licht aufblitzenden Zivilisationsobjekte exemplarisch beobachten.) In dieser Lektüre wirkt Stadlers Gedicht, – das übrigens die Dominanz des anthropologisch vorcodierten und kontrollierten Aufzeichnungssystems durchs Festhalten des kinetisch-mechanischen Nacheinanders der vorbeischiebenden (Bewegungs)Bilder auszugleichen versucht, – insofern jedoch innovativ und zeitgemäß, als seine Szenik die beliebten technisch-zivilisatorischen Codes der frühavantgardistischen Großstadtlyrik bevorzugt. Im gleichen Lektürehorizont erinnert Lőrinc Szabós *Irrlicht* hingegen eher an ein postromantisches Liebesgedicht von unerfüllter Sehnsucht; seine konsistent und organisch anmutende Szenik steht der ästhetischen Hochmoderne auf den ersten Blick möglicherweise noch näher als der feierlich-erhabene Ästhetismus der Stadlerschen Schlußworte.

Wie bereits angedeutet, gehen aber aus der in den beiden Texten verwendeten, jedoch durchaus anders inszenierten Spiegelungstechnik relevanter artikulierbare dichtungsgeschichtliche Unterschiede hervor. Nimmt man nämlich eine Lektüre vor, die zunächst gerade von der Dichtung jenseits der avantgardistischen Epochenschwelle als eine ihr angemessene angeregt und eingefordert wurde, welche das referentielle Lesen auf die Ebene der grammatisch-rhetorischen Figuren bzw. auf die konstitutive Tropologie des Textes ausweitete, scheinen die ersten Eindrücke sich deutlich zu ändern, wenn nicht sogar ins Gegenteil zu kehren. Denn einer Lektüre unterzogen, die durch den üblichen nachträglichen bildlichen Nachvollzug gerade die textuelle Wirklichkeit des Textes (als die eigentlichste und wichtigste mediale Umschaltstation) nicht umgehen will und damit das Werk als (unter anderem auch) Bilder produzierenden Text nicht ungelesen läßt, verhalten sich die beiden Texte ziemlich verschiedenartig: Sie richten sich nach voneinander systematisch abweichenden poetologischen Regeln, die trotz des geringen Zeitabstands ihrer Entstehung nicht einmal demselben dichtungsgeschichtlichen Paradigma angehören.

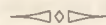


<sup>9</sup> Vgl. Stierle, Karlheinz: Identität des Gedichts. In: Marquard, Odo, Stierle, Karlheinz (Hg.): Identität. München: Fink, 1996 (Poetik und Hermeneutik VIII), S. 518-520.



Die Spiegelungstechnik wird in den beiden Texten durch eine ungebrochene Grammatik bedient, die maßgebend dazu beiträgt, daß die diskursive Stabilität der äußeren bzw. inneren Bewegungsbilder evozierenden Aussagen durchweg gewahrt bleibt. In *Irrlicht* wird sie aber mit einem Ersatzpotential von rhetorischer Figurativität aufgeladen, das im Verlauf einer tropologischen Lektüre die starke Kohärenz des traumhaft-halluzinatorischen Anblicks sprengt und seine referentielle Lesbarkeit gefährdet. Wenn nämlich referentielle Lesbarkeit von Traumbildern den linear-zeitlich verlaufenden Nachvollzug des in der Einbildung des Aussagesubjekts „verorteten“ Anblicks bedeutet, verliert dieser Nachvollzug dadurch seine Wirksamkeit, daß ihm in *Irrlicht* gerade die Ambivalenz der zentralen rhetorischen Figur des Gedichts zuwiderläuft. Das ganze tropologische System wird hier nämlich von der Figur der umkehrbaren Identifizierung her bestimmt und in Bewegung gehalten. Eine auf referentielle Identifizierungen rekurrierende Lektüre wird hier dadurch gekippt, daß sich die Interpunktionszeichen grammatisch nicht stabilisieren lassen. Die zweifache Ausrichtung der Identifikationsobjekte entspringt – unter anderem – der grammatisch unentscheidbaren Situiertheit der Kola. Indem sie nämlich die nominalen Prädikativsätze zunächst mit asyndetischen Figuren interferieren lassen und dadurch zwei unterschiedliche Mitteilungsmodi und -intentionen ineinanderspielen, werden die Aussagen – weiter verstärkt durch die funktionelle Zwiespältigkeit des einzigen Gedankenstriches – einerseits als Ankündigungen, andererseits aber (dank der mitspielenden asyndetischen Figurativität) als eine semantisch unabschließbare Kette von umkehrbaren Ersetzungen gelesen, deren zweifach gerichtete Bewegung tropologisch nicht aufzuhalten ist.

Damit also, daß die semantische Unaufhaltsamkeit der Bewegung tropologischer Ersetzungen auf diese Weise die referentiell vorzunehmenden Identifikationen selbst aufhebt und die „Bedeutung“ nicht von einer zentralen Identifikationsaussage her ableiten läßt, wurden poetologisch nicht nur die Bedingungen für einen bildlich nicht mehr nachvollziehbaren Anblick geschaffen, sondern auch die für eine medial einzigartige Erfassung der zum Stillstand kommenden Bewegung. Da die umkehrbaren Identifizierungen selbst das Aussagesubjekt dem Spiegelspiel der Ersetzungen preisgeben („dein Licht: die Einbildung: ich – / dein Licht: so unbegreifbar, / ungreifbar ist dieses Licht“) – werden im Gedicht nicht nur die von ihm heraufbeschworenen Bilder „sichtbar“, sondern auch „das Zerrbild umarmende“ Ich, als es dem Tanz einer – infolge des gebrochenen Wahrnehmungscodes – unbestimmbaren Figur zusieht. Die Gegenseitigkeit der Spiegeloptik von Sehen und Gesehenwerden setzt das Ich über die lichtmetaphorischen und deren paronomastischen<sup>10</sup> Identifizierungen auch mit dem Du gleich, und gerade dieser Akt bereitet das eigenartige Bild vor, in welchem das Aussagesubjekt einem par excellence unsichtbaren Anblick visuell teilhaftig wird. Und zwar einem Anblick, in dessen optischer Wechselseitigkeit es selbst zugleich als Lichtquelle und als Beleuchtetes sichtbar wird: Gerade an diesem (Stand-)Ort tritt es klar als dichtungsgeschichtliche Metonymie vom veräußerlichten Ich der poetischen Innerlichkeit der Spätmoderne hervor:



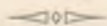
<sup>10</sup> Die Wortgestalt von fény/Licht schließt im Ungarischen wie auch im Deutschen die von én/ich mit ein, wobei im Original sich diese Verbindungen auf den Ausdruck in der Kohle ausbreiten, in welchem (szénben) auch die Dativform von ich (énben) etwa mit der Bedeutung im Ich enthalten ist.

Dieses Licht: du, wie du tanzest so nackt,  
 ich werde dich niemals erlangen,  
 weil du tief in mir strahlst wie das Feuer,  
 das schwarz in der Kohle gefangen.

Im Schlußvers hält ein (einem übergeordneten Vergleich eingeschriebener) Antropomorphismus zwar die Kette der tropologischen Ersetzungen („schwarz in der Kohle gefangen“) auf, demzufolge die Bewegung von Licht als Tanz (einer Gestalt und auch der Flammen) plötzlich zum Stillstand kommt, aber das plötzliche Einfrieren der Bewegung geht mit einem bemerkenswerten Doppeleffekt einher, der sozusagen einen nie wahrnehmbaren Anblick vor Augen führt, nämlich einen nur sprachlich „festzuhaltenden“ Bewegungsmoment des Werdens, in dem sich die Unzugänglichkeit dieses Phänomens selbst (als ein nicht-positivierbarer Übergang von einer Seinsweise in die andere) kundtut. Der synästesisch erweckte Eindruck vom schwarzen Flimmern wird kinetisch allein schon deshalb einzigartig vermittelt, weil er das spannungsgeladene Vorher eines jederzeit zu erwartenden Umschlagens von Glut in Feuer genauso festhält wie – in undenkbarer Gleichzeitigkeit ineinandergeschobener Bewegungsphasen – das glitzernde Strahlen des entflammten Feuers. Als für eine referentielle Lektüre nicht nachvollziehbares Bewegungsbild wird dabei der der sinnlichen Wahrnehmung grundsätzlich entzogene Augenblick des Werdens (und Vergehens) poetologisch als mediales Geschehen dennoch eingefangen. Was in diesem medialen Ereignis nämlich als Visuell-Nicht-Abzubildendes festgehalten wird, ist der diskret-immaterielle Moment des Übergangs von Glühen in Entflammen, von Dunkelheit in Licht, von Sichtbarem in Unsichtbares, welcher dem plötzlichen Einswerden von Stillstand der referentiellen und Bewegung der rhetorischen Lektüre entspringt.

Da die textuell-materielle Bewegung des tropologischen Systems die identifikatorischen Transfigurationen gerade im Bereich des Medialen zum generierenden metapoetischen Prinzip des Gedichts gemacht haben, kommen nicht nur zwischen den Sphären von Erfahrungswelt, Einbildung und Bewußtseinsreflexion, sondern zwischen den vom Text „aufgeführten“ und sich in ihm selbst abspielenden Bewegungen poetologische Interferenzen zustande, die das (sowohl vom Text „einverleibte“ als auch veräußerlichte) Subjekt nicht nur in Licht, Verstand und Einbildung verwandeln, sondern – über eine paronomasische Transfiguration – bildlich wie materiell mit dem apostrophierten Du gleichsetzen. Beide gehen in einer solchen tropologischen Dynamik des Textes auf, welche das Neben- und Nacheinander der noch wahrnehmbaren Bewegung asyndetischen Charakters in den Übergangsmodus einer chronotopischen Zwischenidentität<sup>11</sup> des Nicht-Wahrnehmbaren wendet.

Die textmedialen Techniken des Gedichts *Irrlicht*, die, auf den herakleitisch-Nietzscheschen Umschlag des Werdens konzentriert, fähig sind, dieses Phänomen des Unzugänglichen



<sup>11</sup> Dieser Übergangscharakter als „zwischen-zeitliche“ Seinsweise des Sich-Ereignenden wird auch bei Deleuze mit dem „Werden“ in Zusammenhang gebracht: „Zwischen zwei Augenblicken befindet sich nicht mehr die Zeit, vielmehr ist das Ereignis selbst eine Zwischen-Zeit: Die Zwischen-Zeit ist nicht Ewigkeit, aber auch nicht Zeit überhaupt, sie ist Werden.“ Deleuze, Gilles; Guattari, Felix: Was ist Philosophie? Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1996, S. 185.



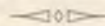
und Unbeständigen ästhetisch in Erfahrung zu bringen, räumen Szabós Gedicht einen bemerkenswerten dichtungsgeschichtlichen Platz in der Nähe der spätmodernen Epochenschwelle ein. Denn während Stadlers Gedicht den Stillstand der Bewegung in den Zustand einer metaphysischen Bewegungslosigkeit klassisch-moderner Mortalität wendet, wo im erreichten Ziel sich tatsächlich nichts mehr rührt, erweist sich der Stillstand in Szabós Werk als eine zwar vom Text eingefrorene, potentiell aber jederzeit freizusetzende Bewegung des Werdens. Dieser Augenblick ist alles andere als einer des Stadlerschen „Untergangs“. Es ist der poetologische Augenblick des jeweiligen Werdens, der als („vertagter“) Anfang und (aufgeschobene) Entstehung gerade deshalb der wertvollste von allen Bewegungsmomenten ist, weil er sich – wie auch die nicht-stabilisierbare Seinsweise des wörtlich verstandenen dichterischen Bildes – in der Unschuld<sup>12</sup> seiner materiell-textuellen Entstehung grundsätzlich jeder Usurpirungsabsicht sowohl der todes-, als auch der humanideologischen Bedeutungsbildung entzieht.

Sollte also Friedrich A. Kittler mit seiner weitführenden medienarchäologischen Einsicht Recht haben, daß es nämlich „seit dem 28. Dezember 1895 [...] eben ein unfehlbares Kriterium für E-Literatur [gibt]: ihre Unverfilmbarkeit“,<sup>13</sup> so scheint Szabós Gedicht – mit seinen sinnlich nicht-positivierbaren, sondern nur „lesbaren“ Bildern – sich dieser äußerst ernst zu nehmenden Herausforderung erfolgreicher zu stellen als sein weltliterarisch viel bekannterer (Vergleichs)Konkurrent.

Ernst Stadler

*Fahrt über die Kölner Rheinbrücke bei Nacht*

Der Schnellzug tastet sich und stößt die Dunkelheit entlang.  
 Kein Stern will vor. Die ganze Welt ist nur ein enger, nachtumschienter Minengang,  
 Darein zuweilen Förderstellen blauen Lichtes jähe Horizonte reißen: Feuerkreis  
 Von Kugellampen, Dächern, Schloten, dampfend, strömend... nur sekundenweis...  
 Und wieder alles schwarz. Als führen wir ins Eingeweid der Nacht zur Schicht.  
 Nun taumeln Lichter her... verirrt, trostlos vereinsamt... mehr... und sammeln sich... und werden dicht.  
 Gerippe grauer Häuserfronten liegen bloß, im Zwielflicht bleichend, tot – etwas muß kommen... o, ich  
fühl es schwer  
 Im Hirn. Eine Beklemmung singt im Blut. Dann dröhnt der Boden plötzlich wie ein Meer:  
 Wir fliegen, aufgehoben, königlich durch nachtentrissene Luft, hoch überm Strom. O Biegung der  
Millionen Lichter, stumme Wacht,  
 Vor deren blitzender Parade schwer die Wasser abwärts rollen. Endloses Spalier, zum Gruß gestellt bei  
Nacht!  
 Wie Fackeln stürmend! Freudiges! Salut von Schiffen über blauer See! Bestimmtes Fest!  
 Wimmelnd, mit hellen Augen hingedrängt! Bis wo die Stadt mit letzten Häusern ihren Gast entläßt.



<sup>12</sup> Siehe Nietzsches „Unschuld des Werdens“ in *Götzen-Dämmerung*. KSA Bd. 6, S. 97.

<sup>13</sup> Kittler, Friedrich A.: *Aufschreibesysteme 1800-1900*. München: Fink, 1995 (3. vollst. überarb. Aufl.), S. 314.



Und dann die langen Einsamkeiten. Nackte Ufer. Stille. Nacht. Besinnung. Einkehr. Kommunion. Und  
 Glut und Drang  
 Zum Letzten, Segnenden. Zum Zeugungsfest. Zur Wollust. Zum Gebet. Zum Meer. Zum Untergang.

Szabó Lőrinc  
*Lidérc*

Csak álom vagy, hiába akarlak,  
 lidérc, kit a vágy maga szül,  
 tündér gyönyör, olyanokat súgsz,  
 hogy a józan eszem menekül

és öleli érted a torzat,  
 a semmit, s azt hiszi, te vagy,  
 néger-zene villog agyamban,  
 s hiába, csak csalogat

a fényed: nem érek odáig:  
 a fényed: a képzelet: én –  
 a fényed: kibonthatatlan,  
 megfoghatatlan ez a fény,

ez a fény: te, ki táncolsz meztelenül  
 s kit nem lehet soha elérnem,  
 mert rejtve ragyogsz bennem, mint a tűz,  
 mely feketén alszik a szénben.

Lőrinc Szabó  
*Irrlicht*

Bist nur ein Traum, umsonst mein Verlangen,  
 Irrlicht, du Kind meiner Sehnsucht,  
 Feenlust, was raunst du für Dinge mir zu  
 und jagst den Verstand in die Flucht

der für dich das Zerrbild umarmt,  
 das Nichts, und meint, er hat dich  
 erhascht, Trommeln dröhnen mir durchs Hirn,  
 doch vergebens, es narrt mich

dein Licht: ich kann es nicht fassen:  
dein Licht: die Einbildung: ich, –  
dein Licht: so unbegreifbar,  
ungreifbar ist dieses Licht,

dieses Licht: du, wie du tanzest so nackt,  
ich werde dich niemals erlangen,  
weil du tief in mir strahlst wie das Feuer,  
das schwarz in der Kohle gefangen.

(Aus dem Ungarischen von Irene Rübberdt)

András Masát (Berlin/Budapest)

## Dialekte und Volksliteratur in Skandinavien im 19. Jahrhundert Sprachliche Kodes und literarische Manifestierungen

### 1. Mündlichkeit – Schriftlichkeit Literatur in Dialekt

Im folgenden Beitrag sollen Dialekte, jedoch nicht in linguistischer Hinsicht, sondern im interdisziplinären Grenzbereich der Literatur und Sprache betrachtet werden. Dabei stößt man unvermeidlich vor allem auf Fragen der Mündlichkeit-Schriftlichkeit: es geht ja in diesem Grenzbereich in erster Linie darum, wie Dialekte als Träger von mündlichen Erzähltraditionen zu schriftlichen, im herkömmlichen Sinne „literarischen“ Strukturen werden (können). Der komplexe Prozess, in welchem spezifische, lokale Sprechvarianten (= Dialekte) allgemeingültige, schriftliche (Sprach)formen erhalten, hat zahlreiche Aspekte, auf die einzeln hier unmöglich eingegangen werden kann. Eines muss jedoch festgelegt werden: der Wechsel von Mündlichkeit zu Schriftlichkeit bedeutet einen Wechsel auch in der Art der Kommunikation. Nicht nur der sprachliche „Träger“ verändert sich, sondern auch die Form, die Logik, das ganze Wesen der „Botschaft“ wandeln sich in diesem Prozess. Die Mündlichkeit, die stark von dem jeweiligen Kontext, von der jeweiligen Sprech-/Erzählsituation abhängt, ist weniger fähig, *reflektierte* Strukturen zu vermitteln. Erst durch die Schriftlichkeit, durch eine grundsätzlich andere Art von *Informationsspeicherung* wird es möglich, Wissen (oder – im Falle der Literatur – eine Geschichte, einen „plot“) „kontextunabhängig“ zu präsentieren, sich für eine größere Gemeinschaft „richtig“ zu erinnern. Die „individuelle Grammatik“ hört dann auf, das Mitzuteilende muss ja einer vorgegebenen/vorhandenen, „allgemein akzeptierten/akzeptierbaren Grammatik“ angepasst werden: andere Syntax, andere rhetorische Regeln werden notwendigerweise angewandt.

Wie und wann kommt aber eine schriftliche Literatur zustande, die auf oralen Traditionen, auf lokaler Phonetik, Morphologie, Syntax und Semantik basiert? Wie ist diese Literatur beschaffen, die bewusst diese Eigenheiten in den Vordergrund stellt und aufbewahrt? Welche Reichweite, welche spezifischen rhetorischen/literarischen Möglichkeiten, Gattungen, Strukturen kann sie haben? Und letztlich: Was ist ihr möglicher Stellenwert in einer Nationalliteratur?

Man könnte die Fragen noch beliebig fortsetzen, aber Antwort auch nur auf eine Frage geben zu wollen, würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. So wird im folgenden lediglich versucht, anhand der skandinavischen, insbesondere der norwegischen Literatur, in einer Art „Fallstudie“, einige Aspekte des Prozesses anzudeuten, in welchem auf dem Weg zu einer angestrebten Nationalsprache und -literatur die Dialekte (und mündlichen



Erzählstrukturen) nicht nur in Erwägung gezogen wurden, sondern – im Falle der norwegischen Literatur bis heute – eine nationalweite Gültigkeit erreicht haben.

## 2. Nationalsprache oder Nationalsprachen? Der Sprachenstreit und die Möglichkeiten der Literatur beim Nationenbau in Norwegen

Offiziell existieren seit 1885 zwei gleichgestellte Schriftsprachen in Norwegen, die heutzutage immer eindeutiger als zwei Sprachvarianten gelten: einerseits das „Riksmål“ („Reichssprache“) bzw. „bokmål“ („Buchsprache“), früher auch „Dänisch-Norwegisch“ genannt; andererseits das „Nynorsk“ („Neunorwegische“), früher auch als „Landsmål“ („Sprache des Landes“) bezeichnet.

Die letztgenannte Sprachvariante entstand im 19. Jahrhundert und basiert größtenteils auf den Dialekten (in denen der norwegische Wortschatz und die alten Sprachstrukturen vor dem 400 Jahre alten dänischen Schrifttum erhalten geblieben sind). Diese Dialekte wurden als mündliche Varianten einer Nationalsprache normalisiert und in den Rang einer legitimen Schriftsprache erhoben. Als eine später offiziell akzeptierte Schriftsprache ermöglichte sie von Anfang an eine selten vorhandene Möglichkeit, *mündliche* Erzähltraditionen in eine *nationale Schriftsprache* zu transferieren, sie dort nachzuvollziehen.

Wie kommt es zu dieser Entwicklung, und wie kommt es zu dieser einmaligen Gleichstellung?

Nach 1814, nach der Loslösung aus der dänisch-norwegischen Union erwies sich die bis dahin mit Dänemark gemeinsame Schriftsprache für den jungen Nationalstaat Norwegen plötzlich als „ausländisch“, „fremd“. Auch wenn anfangs versucht wurde, die gemeinsame Sprache norwegisch zu nennen, wurde – schon aufgrund der dänischen Proteste – bald klar, dass dieser Weg kaum gangbar war. Man versuchte mit dem Begriff „modersmål“, Muttersprache, das Problem vorerst zu umgehen, aber sowohl die innere politische Entwicklung als auch der nationalromantische Zeitgeist drängten zu einer eindeutigen Entscheidung darüber, was als norwegische Nationalsprache angesehen werden sollte. Die Sprachfrage wurde zu einer zentralen Frage des jungen Nationalstaates. Neben dieser inneren, nationalen Entwicklung waren auf der anderen Seite auch die Impulse aus dem „internationalen“ Geist der Romantik sehr wichtig: sie haben die Hinwendung zu der Sprache des „Volkes“ und zu der Volksliteratur beschleunigt, und sie in großem Maße verstärkt.

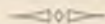
Der grundlegende Konflikt zeigte sich immer klarer in der unterschiedlichen Einschätzung des Weges zum „Nationenbau“ (= ein häufig vorkommender Ausdruck der Zeit): „nationale“ Entwicklung, d.h. Rückgriff auf die orale Kultur und Förderung der vom Bauerntum durch Jahrhunderte bewahrten Kultur und Sprache, oder eine „kosmopolitische“, an der „gemeinsamen“ dänisch-norwegischen Kultur und Schriftsprache orientierte Weiterentwicklung. Dieses Dilemma, das in den Argumentationen politische, ideologische und ästhetische Züge aufwies, erschien oft in vereinfachten Gegensatzpaaren, einander dichotomisch entgegengestellt, wie: städtisch vs. ländlich; Fremdes vs. Lokales; bürgerlich vs. bäuerlich; „zivilisiert“ vs. „roh“.

Etappen in diesem sprachlichen, ästhetischen und kulturpolitischen Prozess können in Stellungnahmen von Schriftstellern und Dichtern verfolgt werden: Henrik Wergeland (1808-

1845), Vorkämpfer der „norwegischen“ Partei auf nationaler und liberaler Basis schreibt in seiner Schrift *Om norsk Sprogreformation* (1837) mit nationaler Begeisterung darüber, wie sich die Selbständigkeit auch in einer neuen, von der alten abweichenden, norwegischen Schriftsprache bemerkbar mache. Er spricht in seiner Streitschrift nicht mehr von einer dänischen Sprache, sondern von einer Schriftsprache, die von der Umgangssprache, der Sprache des Volkes ausgehend, immer mehr „norwegisch“ entwickelt wird. Ihm gegenüber stehen die führende Gestalt der „Konservativen“, J. S. Welhaven (1807-1873) und seine „Intelligens“-Partei, die von Wergeland als „danoman“ bezeichnet werden, da sie die dänische Orientierung nicht aufgeben wollten. Auch sie fühlen sich der jungen Nation verpflichtet, aber sie stellen sich die Schaffung einer Nationalliteratur zunächst in der „dänischen“ Sprache bzw. mit stufenweisen Reformen im sprachlichen Bereich vor. Dieser kulturpolitischen und ästhetischen Richtung, die in der literarischen Praxis – paradoxerweise – mehr erreicht als Wergelands radikaler Standpunkt, entspricht der rein philologisch-linguistische Einsatz von Knud Knudsen (1812-1895). Er sieht die norwegische Beamtenschicht als tragende Kraft bei der Bildung des Nationalstaates; ihre Sprache, die in der *Aussprache* tatsächlich „norwegische“, d.h. nationale Spezifika besitzt, soll als Ausgangsform für eine „Norwegisierung“ der Schriftsprache dienen: durch vorsichtige Reformen will er die Schriftsprache der norwegischen Aussprache („dannede dagligtale“) dieser gebildeten, kulturtragenden Schicht annähern. Diese Sprachrichtung wird dann – später – von Ibsen und Bjørnson, den beiden führenden Gestalten der Periode, aufgegriffen und in ihrem Schaffen praktiziert.

Das später offiziell angenommene Nynorsk wurde von Ivar Aasen (1813-1896) *konstruiert* bzw. – aufgrund der einzelnen norwegischen Dialekte – *rekonstruiert*. Für ihn sind Nation und nationale Sprache im Prozeß des „Nationenbaus“ einander bedingende Begriffe. Aber er setzt diesen nationalromantischen Gedanken von der bäuerlichen Seite her fort: Er will als Nationalsprache eine *demokratische Volkssprache* besitzen, welche die Ausübung der demokratischen Rechte in dem neuen Nationalstaat, den Zugang zur Bildung sprachlich sichert.

Aasen versucht, diesem Ideal Rechnung zu tragen, indem er Proben von verschiedenen Dialekten – allerdings nur in Süd-Westnorwegen – veröffentlicht. Dabei weist er auf die Schwierigkeiten hin, diese Texte phonetisch richtig aufzuzeichnen (er macht ständig Bemerkungen oder Fußnoten, wie schwierig es ist, bestimmte Laute, Diphtonge in der „dänischen“ Schriftsprache festzuhalten) und so einem breiteren Lesepublikum zugänglich zu machen. Angesichts dieser folkloristischen Textproben argumentiert er für eine gemeinsame, d.h. nationale Volkssprache, die *aufgrund dieser Dialekte* allen Dialektprechenden (d.h. dem „Volk“) als eigene Sprache erscheinen kann<sup>1</sup>. Wie weit es in



<sup>1</sup> Die wichtigsten Stationen dieser Arbeit seien hier kurz erwähnt: 1848: „Det norske Folkesprogs Grammatik“; 1850: „Ordbog over det norske Folkesprog“; 1853: „Prøver af Landsmaalet i Norge“; 1864: „Norsk grammatik“; 1873: „Norsk Ordbog med dansk Forklaring“; 1876: „Norsk Maalbud“). Weniger bekannte Vorarbeiten hierzu: „Norsk Ordsamling eller Prøve af Norske Ord og Talemaader. Tilligemed Et Anhang indeholdende endeeel Viser, som er skrevne i det norske Bondesprog. Samlet og udgivet ved Laurentz Hallager“, Kjøbenhavn 1802, sowie Gregers Fougner Lundh: „Ny samling af Norske Ord og Talemaader 1806-1808. Med et Anhang“ (hg. Oslo 1954, Skrifter fraa Norsk Maalførarkiv ved Sigurd Kolsrud. bd. 4).



seinem Lebenswerk um ein „*language planning*“ (wie Einar Haugen diese Arbeit bezeichnet) oder um eine „*Ausbausprache*“ (wie z.B. Heinz Kloss das Nynorsk nennt) geht, dürfte nicht nur eine Definitionsfrage sein, sondern von entscheidender Wichtigkeit bei der Einschätzung des gesamten sprachlichen Prozesses. Auch wenn in der von Aasen konstruierten Sprache die Berücksichtigung der nordnorwegischen Dialekte und die der ostnorwegischen, um Oslo herum fehlen, verdient Ivar Aasens Pionierarbeit in der norwegischen Dialektologie, in der nationalen Sprachpflege und – durch seine Rekonstruierungsprinzipien hinsichtlich eines „Proto-Norwegischen“ – auf dem Gebiet der vergleichenden Sprachwissenschaft eine besondere Aufmerksamkeit.

Der Einfachheit halber verzichten wir hier auf die Schilderung der unterschiedlichen Auffassungen innerhalb des „norwegischen“ Sprachlagers: es soll nur erwähnt werden, daß ein Teil der Intelligenz aus den sprachgeschichtlichen Wurzeln des „Landsmål“, d.h. von der organischen Verbundenheit der Dialekte mit dem Altnordischen ausgehend, eine archaisierende Richtung bei der Entwicklung der neuen nationalen Sprache einschlägt; diese Richtung erschwert gerade dem „Volk“ einen demokratischen Zugang zu einer gewünschten demokratischen Nationalsprache und liefert so den Gegnern Grund, eine „archaische“ Sprache abzulehnen.

Die Verfechter der jeweiligen Sprachauffassungen wollen natürlich die Tragfähigkeit ihrer Ideen und Vorstellungen in der Praxis, d.h. in der Literatur unter Beweis stellen. Daher wird die Literatur und die Literaturkritik um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Austragungsort für ideologische, ästhetische und sprachliche Auseinandersetzungen.

In und mit dem von Aasen entwickelten Nynorsk (zuerst „Folkesprog“, „Almuetale“, „norsk-norsk“, „Landsmål“ usw.) ergab sich eine radikale Erneuerungsmöglichkeit für die Schriftsprache (Angleichung an die Umgangssprache, einfachere Syntax usw.). Gleichzeitig wird aber auch klar, dass die neue Sprache, das Nynorsk, einen eingeschränkten, gemäß Basil Bernsteins Kategorien einen „*restringierten*“ Charakter hat. Die einfachere Syntax erwies sich z.B. für die meisten Vertreter der Kulturszene als zu einfache, den modernen Gedankengängen nicht gewachsene Ausdrucksform; der konkrete, an die Landarbeit und Natur gebundene, oft archaisch wirkende Wortschatz gab wenig Raum für Abstraktion, für kompliziertere Äußerungen. Dieses Mangels war sich Ivar Aasen bewusst. Schon 1848, in der Einleitung zu *Det norske Folkesprogs Grammatik*, schrieb er darüber, dass der Wortschatz nur für den allgemein einfachen Gedankenkreis des Volkes ausreiche<sup>2</sup>. Diese Formulierung über den Wortschatz wird zwei Jahre später vorsichtiger, und er wirkt bewusster, was die Möglichkeiten und Eigenschaften des Nynorsk betrifft. So meint er in der Einleitung zu *Ordbog over det norske Folkesprog*, dass die „Folkesprog“ keinesfalls der bisherigen Schriftsprache unterlegen sei, manche Begriffe entwickelten sich eben in der einen, manche hingegen nur in der anderen Sprache, d.h. – mit Termini der modernen Sprachsoziologie ausgedrückt – dass sie kein Defizit im Vergleich zu der Schriftsprache aufweise. Aasen unternimmt gleichzeitig große Anstrengungen, im Nynorsk abstrakte Begriffe aufzunehmen. Wenn also die Vertreter der Literatur immer mehr vor einer wichtigen Wahl, nämlich vor



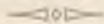
<sup>2</sup> „Ordforaadet er kun tilstrekkelig for Folkets almindelige simple Tankekrede [...]“. Ivar Aasen: *Det norske Folkesprogs Grammatik*. Kristiania. 1848, S.11.



der der Sprache stehen, ist das nicht nur eine Entscheidung über den Weg in der nationalen Kultur, sondern auch eine praktische Entscheidung über die Tragfähigkeit der Sprache. Wenig untersucht sind bisher gerade solche Fragen, wie weit sich an die Wahl der Sprache dann immer eindeutiger auch sprachlich-literarische Dilemmas knüpfen. Bestimmte Gattungen werden nämlich in der „einen“, andere wiederum in der „anderen“ Sprache bevorzugt gewählt: Nynorsk war vor allem die Sprache der Lyrik, und der Kurzprosa, während Theater- und größere Prosatexte im allgemeinen auf bokmål geschrieben werden. Diese Wahl ist natürlich unzertrennlich mit der Themenwahl. Stadthematik vs. Landesbeschreibung oder bürgerliche Literatur vs. bäuerliche Erzähltraditionen sollten ihre eigene Sprache finden. Es zeichnet sich ab, dass jede von den beiden Sprachangeboten einen relativ leicht und gut einschätzbaren/abgrenzbaren Kulturkode vermittelt bzw. umgekehrt: Die zwei grundlegenden Kulturkodes, d.h. die bürgerlich-nationalliberale und die bäuerlich-nationaldemokratische, enthalten automatisch jeweils ihre sprachliche (Teil)kodierung. Das war am Anfang tatsächlich vorwiegend der Fall, jedoch wäre es verfehlt, diese – zweifelsohne logische – Schlußfolgerung automatisch zu ziehen: Der erste Arbeiterroman wurde in Nynorsk geschrieben, gegen Ende des 19. Jahrhunderts ist das Schaffen von dem nynorsk schreibenden Dichter Arne Garborg zweifelsohne eine europäische Stimme in der norwegischen Literatur mit Wurzeln sowohl in den bürgerlichen als auch in den bäuerlichen Erzähltraditionen; Bjørnsons Oeuvre ist hingegen trotz des vorherrschenden riksmål stark an die mündlichen Erzähltraditionen geknüpft usw. usf. Jede Nationalliteratur birgt zahlreiche soziokulturelle Kodes, die aus lokal (geographisch), sprachlich, sozial, innerliterarisch (z.B. gattungsmäßig) u.ä. bestimmten Teilkodes bestehen. Diese machen sich im Prozeß der direkten Textgestaltung im allgemeinen indirekt geltend. Gerade in dieser Hinsicht bietet aber die norwegische Literatur ein spezifisches Bild: Durch das Vorhandensein zweier offizieller Schriftsprachvarianten werden in einem sehr direkten und auffallenden Aspekt, nämlich auf der sprachlichen Ebene, Kodes sichtbar, die dann oft auch die anderen (kulturellen, ideologischen, sozialen, gattungsmäßigen usw.) Teilkodes leichter, augenfälliger erkennen lassen, als das in einer einsprachigen Literatur der Fall ist.

### **3. „Volksliteratur“ und Volksliteratur – oder Konstruktionen des Volkstümlichen: Was soll und wie präsentiert werden?**

Wollen wir im folgenden die Rolle und Funktion der Dialekte in der Literatur des 19. Jahrhunderts aus skandinavischer Perspektive beleuchten, bieten die Wege in der norwegischen Literatur besonders günstige Einfallswinkel. Wir haben oben angedeutet, wie in Norwegen die Suche nach der nationalen Identität bzw. die Versuche, die nationale Kultur nach der langandauernden dänischen Herrschaft zu (re)konstruieren, die Sprachenfrage in den Mittelpunkt stellten. Das bedeutete ein ständig zunehmendes Interesse an der Kultur, Sprache und Tradition des eigenen „Volkes“, das von den internationalen, vor allem deutschen romantischen Impulsen gefördert wurde. Ein zentraler Diskurs über das Nationale bekommt immer mehr Argumente seitens einer Ästhetik des „folkelig“, des Volkstümlichen. In einer Untersuchung von als repräsentativ erachteten Texten<sup>3</sup> zeigte



<sup>3</sup> Es handelt sich um meine Habilitationsschrift (Masát, András: Von Genrebild zu Bauernerzählung. Budapest 1996), auf deren Ergebnisse ich mich im folgenden stütze bzw. deren Gedanken ich unter dem Aspekt der Dialekte weiterführe.

sich, daß entlang der Vorstellung von „folkelig“ in der behandelten Zeit jedoch durchaus verschiedene ästhetische Programme entstanden, d.h. dieser Begriff verschiedenen, voneinander stark abweichenden Prosaformen den Weg ebnet: „Folkelig“ wird zunächst dem Begriff „Dannelse“, d.h. der Bildung gegenübergestellt. So entstehen Prosagenres, in denen die Bildung an das Volk herangebracht werden sollte, und auf diese Weise aufklärerische, rational-“realistische“ und didaktische Strukturen in romantisch angelegten Werken dominieren. Mit ihnen parallel kommt es aber auch zu anderen interessanten Erscheinungsformen, in denen Volksliteratur anders verstanden wird, und in denen der Gebrauch der Dialekte zum konstituierenden Teil der Erzählstrategie zählt.

Im folgenden wollen wir kurz einige Stationen und Erscheinungsformen dieser Literatur aufzeigen, wobei vor allem folgende Fragen berührt werden: Welchen Stellenwert weisen die literarisch- ästhetischen Programme des 19. Jahrhunderts über eine Volksliteratur den Dialekten zu? Wie werden die sprachlich- ideologischen Kodes literarisch manifest?

Auf dem Weg zur angestrebten Nationalliteratur und – vor allem – im Zeichen einer erwünschten Volksliteratur kann man unseres Erachtens ganz grob drei Richtungen feststellen, die allerdings lediglich eines leichteren theoretischen und praktischen Zugangs zuliebe aufgestellt werden können: Diese Richtungen wurden niemals klar verkündet, geschweige denn in der dichterischen Praxis in einer „sauberen Form“ verwirklicht.

a) Die bürgerliche Richtung versteht unter „Volksliteratur“ eine volksverbundene, volkstümliche Thematik, eine Hinwendung zum Volk. Die Texte hier sind größtenteils von didaktischen, aufklärerischen(!) Strukturen getragen. Jonas Wergeland ist der größte romantische Dichter seiner Zeit in Norwegen; wenn er jedoch Prosastücke einer „Volksliteratur“ schreibt, dann weisen diese eindeutige Erbauungs- und Erziehungstendenz auf, mit (sittlicher), „Gebrauchswanweisung“ für das Volk. Romantik für Bürger, Aufklärung für die Bauern?

Sprachlich sind diese Texte auf dänisch-norwegisch geschrieben; höchstens stellenweise kommen dialektale Wendungen vor, denn der wohlwollende Bürger besucht im allgemeinen die Bauern, er entdeckt sie nun als seine eigenen Landsleute. Oft sind diese Texte als Reiseliteratur: als Reisebriefe, Tagebuchtexte organisiert (s. Mauritz Hansen: Luren). Auf diesen „Entdeckungsreisen“ werden die Schönheit des Landes mit Nationalstolz und die Sprache des Volkes als dialektale Abarten/Varianten der eigenen Sprache erkannt und erwähnt.

In Schweden schreibt C.J.L. Almquist (1793-1866), das Universalgenie seiner Epoche, auch sogenannte „Volksschriften“, in denen Dialekte stellenweise angesprochen werden. Aber auch seine als volkstümlich bezeichneten Schriften sind entweder didaktische Prosastücke oder andererseits interessante, unterhaltsame (Kriminal)geschichten, die sich im bäuerlichen Milieu abspielen, in denen es jedoch kaum um die sprachliche (und anderweitige) Einbeziehung von mündlichen Erzähltraditionen geht, sondern um die aktuelle Thematik der Hinwendung zum Leben auf dem Lande.

b) Die andere Richtung ist eine folkloristisch angelegte Volksliteratur, die eine möglichst wortgetreue Niederschrift der oralen Kultur anstrebt. Diesen Standpunkt findet man z.B. bei dem Sprachschöpfer Ivar Aasen, dem es allerdings weniger auf die Literatur, auf deren spezifische, rhetorische Strukturen, vielmehr auf die dieser Literatur innewohnenden sprachlichen Kapazitäten, auf die Darstellung und Festhaltung der rein sprachlichen (vor allem phonologischer, morphologischer) Erscheinungsformen ankam. Seine Texte sollten



– wie oben kurz angedeutet – gerade die Dialekte vorstellen: aufgrund ihres Reichtums und angesichts der vielen Facetten der lokalen Sprachgemeinschaften sollte ja die allgemein akzeptable und erwünschte – nationale! – Volkssprache geschaffen werden.

Einen auf ähnliche Weise gänzlich dialektal abgefassten literarischen Text findet man auch in Dänemark. Er stammt von einem Novellisten und Lyriker, der als Pfarrer in Mitteljütland sein ganzes Leben auf dem Lande verbrachte. Steen Steensen Blicher (1782-1848) ist jedoch eine zentrale Figur der Prosaliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in seinem Land, gerade durch seine Novellen, die zwar verschiedene Richtungen andeuten, jedoch immer seine engere Heimat, Jütland als Austragungsort haben. Blicher ist kein Linguist, er ist „Vollblutliterat“. 1842 erscheint sein großangelegter Text *E Bindstouw* (bezeichnerweisende erfolgt die erste Übersetzung 1940 ins Niederdeutsche: *Ä bindestouw*), der – wie der Untertitel lautet – *Erzählungen und Gedichte in jütischen Mundarten* enthält. Es ist ein Sammelsurium der wichtigsten Erscheinungsformen einer lokalen Volksliteratur, inzwischen ein klassisches Werk der jütländischen Literatur, deren Mundart Blicher literarische Geltung verschaffte.

c) Der dritte Weg ist vielleicht der interessanteste: es ist der Weg des Kompromisses, der Vermittlung zwischen den zwei oben genannten Richtungen. Während die erstgenannte Richtung sozial gesehen eine „von oben nach unten“ gerichtete bürgerliche Ästhetik des Volkstümlichen („folkelig“) verwirklichen will und vorwiegend didaktische literarische Strukturen erzeugt, ist die zweitgenannte Richtung im Zeichen einer bäuerlich-demokratischen Ästhetik, die eine Bewegung in der Kultur „von unten nach oben“ vergegenwärtigt/anstrebt, vor allem an folkloristisch gestalteten, dokumentarischen Aufzeichnungen, d.h. an der Erschliessung der (bisher) oralen Volkskultur interessiert: Grob gesagt an dem Prozess von Mündlichkeit zu Schriftlichkeit, vom Lokalen zum Überregionalen, ohne auf die Eigenheiten der einzelnen sprachlichen Kodes verzichten zu müssen. Zwischen den beiden Richtungen erscheinen aber Texte, die auf eine sprachliche, ideologische und ästhetische *Vermittlung* zielen: in ihnen werden dem Leser Kompromisslösungen angeboten, die eine Vielfalt von literarischen Strukturen erzeugen. Auch hier geht es darum, die bisher orale Volksdichtung zu präsentieren; dies geschieht jedoch nicht unvermittelt, wie in der zweitgenannten Richtung, und auch nicht in Formen einer vorgestellten, künstlichen, von wohlwollenden bürgerlichen Erzählpositionen geprägten „Volksliteratur“. Welche Bereiche, welche Thematik und welche Strukturen boten diese vermittelnden Funktionen an?

In Norwegen konnte ein solcher Weg anhand der Sammlung von Volksmärchen und -sagen begangen werden. Auch wenn das *Landsmål-Nynorsk* damals noch keine adäquate und offiziell erkannte Alternative zu der vorherrschenden Schriftsprache darstellte, im Wissen um die Bemühungen um eine „Volkssprache“, d.h. um eine starke Bewegung für die Akzeptanz der Dialekte wird bei der Erschliessung der authentischen Volksdichtung besonders interessant und augenfällig, ob, wie und wann (auch) sprachliche Kodes der oralen Kultur auf- und übernommen werden können. Während in Dänemark und Schweden die Volksmärchen und Volkssagen nur in einer Sprache aufgezeichnet werden konnten, geht es in Norwegen gerade darum, ob und wie auch Wortschatz und Syntax der gesprochenen Sprache in die vorherrschende („dänische“) Schriftsprache eingewoben werden können.

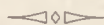


Genuine Volksdichtung wurde nämlich auch von den anderen beiden, oben definierten Richtungen gesammelt/aufgezeichnet. Volkslieder und Volksmärchen wurden von Vertretern der erstgenannten Richtung – vorwiegend von Gemeindepfarrern – gesammelt.<sup>4</sup> Sie konnten und/oder wollten jedoch in dem Prokrustes-Bett der „dänischen“ Schriftsprache, – und damit selbstverständlich auch in dem einer *Ästhetik*, die das sogenannte „Zivilisierte“ über das „Rohe“ stellte – orale Strukturen, nicht zuletzt auf dem Gebiet der Phonetik und der Morphologie kaum vergegenwärtigen. Wie oben schon erwähnt, zielte darauf wiederum Aasen, als Vertreter der zweitgenannten Richtung hin: Er wollte diese Eigentümlichkeiten der Volkssprache in seinen „Proben“ so dokumentarisch wie möglich aufzeichnen, jedoch ohne darauf achten zu wollen/können, wie die aufgezeichneten mündlichen Erzählstrukturen in literarische umgewandelt werden.

Dieser Schritt gelingt einem Sammlerpaar: Die bald auch international berühmt gewordenen *Norske Folkeeventyr* (1842-44), gesammelt von P. Chr. Asbjørnsen (1812-1885) und Jørgen Moe (1813-1882) und besonders die Märchen- und Sagensammlung von P. Chr. Asbjørnsen: *Norske Huldreeventyr og Folkesagn*, 1845 und 1848 (spätere Ausgaben: 1859 und 1866; 3. Ausgabe: 1870) bedeuten einen Wendepunkt in der nationalen Literaturentwicklung und prägen in großem Maße die „Volksliteratur“ d.h. die Vorstellungen um eine „folkelig“ Literatur in der Theorie und in der Praxis mit. Die Märchen- und Sagensammlungen – auf deren ganze Bedeutung hier unmöglich eingegangen werden kann – stellen im Prozess der Identitätssuche des jungen Nationalstaates eine spezifische ästhetische Artikulation der Volkskultur dar, die ein sehr positives internationales Echo fand.

Die Märchen und Sagen haben stellenweise eine gemischte, teils sogar eine orthophone Schriftweise. Diese Neuerung mit den ebenso wichtigen Veränderungen in der Syntax, die, an mündliche Formen angelehnt, der Schriftsprache entgegenwirkt, forderte aber eine durchdachte Erzählstrategie, um diese Volksliteratur eo ipso als ein neues Genre in die „hohe“, bürgerliche und „fremdsprachige“ Literatur vorsichtig einführen und ihr zur Etablierung verhelfen zu können. Mit Recht bezeichnet der Folklorist Olav Bøden den eingeleiteten Prozess von Asbjørnsen und Moe als „Kulturrevolution“.<sup>5</sup>

Die Einbeziehung der Dialekte bedeutete nicht nur den Versuch, eine Legitimität der Bereicherung, Ergänzung der Schriftsprache in lexikalischer und syntaktischer Hinsicht seitens der Volkssprache zu erreichen: Es ging auch darum, dass die als national angesehenen mündlichen Erzähltraditionen jetzt in der schriftlichen Form auch ihre eigenen ästhetischen Kodes entwickeln sollen. Im Laufe dieser Entwicklung kann nämlich sehr deutlich beobachtet werden, wie die Wendungen der oralen norwegischen Volksdichtung nun innerhalb der Literatursprache andere, neue Kommunikationsformen benötigten oder ermöglichten und damit spezifisch nationale Ausdrucksformen in der, an dänisch-norwegischer Kultur orientierten, Literatursprache etablierten. So konnten die Volksmärchen- und Sagensammlungen sowohl hinsichtlich der Literatursprache (im engen



<sup>4</sup> Wie z.B. Faye, Andreas: *Norske Sagn*. 1833, als direkter Vorläufer zu der Märchen- und Sagensammlung, (in der Lyrik: Landstad, M.B.: *Norske Folkeviser* 1853 neben Moes Sammlung aus dem Jahre 1840: *Samling af Sange, Folkeviser og Stev i norske Almuedialekter* oder Munch, P.A. *Norske Viser og Stev i Folkesproget* 1848-(rev.Ausgabe), die jedoch eher zur zweitgenannten Richtung gezählt werden dürften)

<sup>5</sup> Bø, Olav: *Utsyn over norsk folkediktning*. Oslo 1972, S. 133.

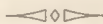
Sinne des Wortes sprachlich: lexikologisch, stilistisch) als auch in einem weiten Sinne, in der Kommunikationsform der nationalen Literatur einen Durchbruch erzielen. Mit anderen Worten: Formen der „niederer“ Literatur werden nun in die „hohe“ Kultur gehoben und dort nach und nach akzeptiert.

Während die Märchen eine relativ einheitliche Gliederung und Formsprache aufweisen, ist das bewusste Balancieren zwischen wortgetreuer Wiedergabe der mündlichen Erzählformen und der Tradition der in der Schriftsprache konservierten literarischen Konventionen besonders in Asbjørnsens sogenannten „huldre-Märchen“ und Sagen auffallend.<sup>6</sup> Selbstverständlich war es nicht nur ein sprachlich-stilistischer, sondern – und vor allem – ein *literarisch-ideologischer* „Balance-Akt“, der sich in den Sagen vollzog. Die wesentlichste Voraussetzung hierfür kann unserer Auffassung nach in ihrer Struktur festgestellt werden: Sie haben einen Rahmen, der gerade diese Vermittlung ermöglicht, steuert und mit dessen Hilfe die einzelnen Elemente organisiert und inszeniert werden können. In der Praxis übt der Rahmen mehrere Funktionen aus:

- Er fasst mehrere, einzeln vielleicht nicht so fesselnde Sagen/„Geschichten“ zusammen.
- Er vermittelt fast immer auch „ideologisch“ die authentischen Volkssagen, indem – oft in Ich-Form – subjektive Erinnerungen, Erlebnisse einleitungsweise erwähnt werden, um so dann die eigentlichen Erzähler aus dem Volke „subjektive“ Szenen ihres kulturellen Gedächtnisses, d.h. die Sagen erzählen zu lassen.
- Er macht auch sprachlich einen Balance-Akt leichter, denn die oben erwähnten persönlichen Erlebnisse des Ich-Erzählers werden in der „gebildeten“, „dänisch-norwegischen“ Schriftsprache erzählt, und sie dienen so als sprachliche Einleitung zu einer „andersartigen“ Sprache, nämlich zu den Dialekten (so wird der ganze Text nicht nur von einer Sprache geprägt).

So ist die Rahmenstruktur ein konstituierendes, primäres Element einer durchgehenden vermittelnden Erzählstrategie, die unserer Auffassung nach über die Funktion eines „traditionellen“ Rahmens hinaus bewirkt, dass diese huldre-Sagen oft ein Prosagenre darstellen, das stellenweise einer anekdotischen, novellistischen Erzählform näher kommt als einer Sage in herkömmlichem Sinne.

Asbjørnsens und Moes Sammlungen verändern verkrustete literarische (Schrift)Traditionen und die noch einzige, offizielle Schriftsprache durchläuft mehrere Entwicklungsstadien auf dem Weg der Annäherung an mündliche Umgangsformen.



<sup>6</sup> Huldre-Märchen sind eigentlich „Waldgeister-Sagen“, wie das 1881 ins Deutsche („Norwegische Volks- und Waldgeistersagen“) übersetzt wurde. Eine Sammelbezeichnung für sie zu finden war nicht nur für das Ausland schwierig: auch die zeitgenössische und ein Teil der späteren Kritik in Norwegen finden die Bezeichnung unglücklich, und betonen, dass der Begriff von Asbjørnsen selbst stammt. Der Folklorist Moltke Moe (Sohn von Jørgen Moe) fand die Bezeichnung „huldre-eventyr“ ausgesprochen schlecht: das eine Wort, „eventyr“ (Märchen) lösche das andere, „hulder“ (dessen Wesen nur in norwegischen lokalen Sagen auftaucht) in dieser Wortzusammensetzung aus. „Hulder“ bedeutet einen weiblichen Waldgeist mit Kuhschwanz, sie ist von übernatürlicher Stärke und sexueller Anziehungskraft und stellt etwas sehr Typisches d.h. sehr Nationales im norwegischen Aberglauben dar. Eine eigene Ausgabe der Sagen und „huldre-Märchen“ – nach den meistens international orientierten Volksmärchen – sollte gerade diesen nationalen Zug zum Ausdruck bringen.



#### 4. Ausblick

Nach dem *literarischen* Durchbruch der authentischen Volksliteratur mit Dialektgebrauch stellt sich die Frage: Wie ging die literarische Entwicklung – unter dem Aspekt der Dialekte – weiter? Konnte der Weg der oben geschilderten ästhetischen Vermittlung fortgesetzt werden?

Das historische Moment des Kompromisses war um die Mitte des 19. Jahrhunderts gegeben. Vor allem durch die Sprachenfrage: das Landsmål-Nynorsk bot in der Literatur noch keine adäquate Alternative; nur in bestimmten Bereichen und stellenweise konnte sie literarisch tragfähig werden, eben auf dem Gebiet der Märchen- und Sagensammlungen. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, als die neue Sprache offizielle Anerkennung bekommt und die einsetzende Literatur zunächst neue (sprachlich-stilistische) Strukturen, (ideologisch-ästhetische) Möglichkeiten, neue Assoziationsbahnen in diesem sprachlichen Kode aufweisen konnte, kommt es zu einer parallelen Entwicklung in der nationalen Literatur mit zwei Schriftsprachvarianten, die aber sprachlich kaum Brücken aufwies. Die weitere Entwicklung im 20. Jahrhundert kann folgenderweise skizziert werden: eine Phasenverschiebung im Verhältnis zu den (zentral)europäischen Literaturen, bedingt durch ein Ausbleiben bzw. eine sehr verspätet vollzogene Rezeption der europäischen Moderne in der gesamten nationalen Literatur ist auffallend. Dieses Defizit ist besonders in der nynorsk-sprachigen Literatur augenfällig. So ist für die zögernde und späte Rezeption der gesamten Literatur in Norwegen unserer Auffassung nach *auch* das konstante Vorhandensein dieses ursprünglich bäuerlich-ländlichen soziokulturellen Kodes in der Literatur verantwortlich.

Erst gegen Ende der 1960er Jahre kann vom Aufheben des Defizits gesprochen werden. Dann erfolgt allerdings schlagartig und rasant eine Entwicklung, die markanter und tiefergehend ist, als die in der bokmål-Literatur. Sie macht einen neuen literarischen Durchbruch möglich: in dieser Phase sind die auf Nynorsk schreibenden Dichter die Bahnbrecher und Wegerneuerer.

In der norwegischen Literatur unserer Tage, mehr als 100 Jahre nach der offiziellen Gleichstellung der beiden Schriftsprachen und Sprachvarianten zeichnet sich eine organische, relativ einheitliche Entwicklung ab, in welcher das Vorhandensein der beiden Sprachvarianten nicht mehr entgegengesetzte ästhetische Positionen signalisiert, sondern im Wissen um die ursprüngliche soziokulturelle Kodierung des jeweiligen Sprachgebrauchs eine Vielfalt von Assoziationsbahnen ermöglicht. Die Dialekte werden in den nynorsk-sprachigen Texten weiter gebraucht und literarisch manifest.



Antal Mádl (Budapest)

## Lenau und der Tokajer Wein

Am nördlichen Ausgang der ungarischen Weinstadt Tokaj verkündet eine Gedenktafel an einem Haus: „Hier lebte der österreichische Dichter Nikolaus Lenau in den Jahren 1816 und 1817“. Für die heutigen Einwohner der Stadt und ganz besonders für die zahlreichen Touristen, die jeden Sommer und Herbst den Ort besuchen, stellt sich mit Recht die Frage, was den bedeutendsten österreichischen Lyriker des 19. Jahrhunderts nach Tokaj führte. Noch größer ist vielleicht die Zahl jener, die danach fragen dürften, wer dieser Dichter eigentlich war, der heute leider nur mehr einem beschränkten Kreis von Eingeweihten der Besucher dieser Stadt bekannt ist. Fragen wären in Richtung der Literaturkundigen fortzusetzen: welchen Eindruck hat diese, heute wieder reizende Stadt, die einst als die „Stadt der Rosen“ bezeichnet wurde, in dem Dichter hinterlassen? Sind Erlebnisse dieser zwei Jahre in seine Dichtung eingegangen, haben sie in ihr einen Niederschlag gefunden? Dieser österreichische Dichter mit seinem Familiennamen Nikolaus Niembsch wurde im Jahre 1802 in Csátád (heute: Lenauheim, Rumänien), in dieser entlegenen, südöstlichen Ecke der damaligen Habsburger Monarchie, an der einstigen Militärgrenze geboren. Väterlicherseits stammte seine Familie aus Schlesien und diente Generationen hindurch beim Militär dem jeweiligen Kaiser. Der Großvater brachte es bis zum Major und erhielt in der österreichischen Stadt Stockerau, nahe Wien, als Verpflegungsoffizier einen bequemen und ruhigen Posten. Seine Heirat mit der Tochter eines österreichischen Adligen trug zur weiteren Sicherung seiner Existenz bei. Sein Sohn, der Vater unseres Dichters mußte wegen seiner ausschweifenden Lebensweise den Militärdienst quittieren, konnte aber doch mit Einfluß seines Vaters als Zivilist beim Militär bleiben, jedenfalls strafversetzt, möglichst weit entfernt von der Kaiserstadt. Auf dem Weg nach Südosten lernte er in Ofen (Buda) die Tochter des Stadtsyndikus kennen. Aus der Bekanntschaft wurde eine Heirat und das junge Paar zog noch Csátád.

Soweit die Vorgeschichte: Während der jungen Familie der Tod das erste Kind, eine Tochter weggerafft hatte und der heißgeliebte Niki als zweites Kind zur Welt kam, wurde der bereits stark alkoholsüchtige Vater mehrmals von einer Kleinstadt in die andere (auch weiterhin in dieser entfernten Ecke) versetzt. Die Mutter konnte diese Lebensweise nach einiger Zeit nicht mehr ertragen und zog mit ihren Kindern (zwei Töchter wurden noch geboren) zurück nach Ofen. Der Vater – seelisch und physisch völlig ruiniert und mächtig verschuldet – zog ihr nach und starb bereits 1807 in Ofen. Die Mutter des späteren Dichters führte mit ihren Kindern einen harten Existenzkampf; da ihre Eltern inzwischen verstorben waren, war sie völlig auf sich selbst angewiesen. Vorübergehend bekam sie Unterschlupf in

einer Begräbniskapelle eines Militärfriedhofs in der Nähe des heutigen Südbahnhofs von Budapest, wo sie mit ihren drei Kindern lebte. Der von der Ofener deutschsprachigen intellektuellen Familie mitgebrachte Anspruch auf Kultur und Bildung bewog sie trotz größter Armut, ihren Kindern, vor allem dem begabten Sohn Niki eine standesgemäße Erziehung zuteil werden lassen. Nikolaus Niembsch besuchte die besonders vornehme Piaristenschule in Pest und erhielt daneben noch privaten Musikunterricht.

Als die drückende Armut nicht mehr weiter zu ertragen war, heiratete Lenaus Mutter den pensionierten Militärarzt Dr. Karl Vogel. In der neuen Ehe kamen dann noch zwei Töchter hinzu. Die kinderreiche Familie bewog den Familienvater, in Ungarn nach einer Stelle zu suchen und gelangte auf diese Weise nach Tokaj, wo man ihm den Posten eines Landarztes anbot.<sup>1</sup> Nikolaus Niembsch ging mit der Familie nach Tokaj und setzte sein Studium als Externist in Sátoraljaújhely fort. Auf diese Weise lernte der spätere Dichter Tokaj, Sátoraljaújhely und freilich auf dem Weg von Ofen nach Tokaj, bzw. von dort auf Besuch zu den väterlichen Großeltern und zurück bedeutende Teile der ungarischen Tiefebene kennen. Sein Privatlehrer, ein Jurastudent, kaum um einige Jahre älter als Nikolaus Niembsch, bedeutete das Bindeglied zu der Jugend der rein ungarischen Umwelt. Im Gegensatz zu Pest, wo der Großteil der Schüler bei den Piaristen deutscher Herkunft war und dadurch die Verkehrssprache außerhalb der Klassenräume meistens die deutsche war, bewegte sich der Schüler Niembsch in Tokaj in einer völlig ungarischen Umgebung.

Gleichzeitig setzte zwischen den väterlichen Großeltern und der Mutter ein erbitterter Kampf um den Schüler Nikolaus als dem einzigen männlichen Niembsch-Sproß der Familie ein. Die Großeltern wollten ihm im Sinne der familiären militärischen Tradition seiner Vorfahren eine standesgemäße Erziehung zuteil werden lassen. Der Großvater formulierte in einem Brief an Dr. Karl Vogel sehr hart: „Tokaj, welcher Ort mir sehr wohlbekannt, ist nicht geeignet, erwachsene Kinder zu bilden und zu einer anständigen Versorgung zu bringen. Was will die törichte Mutter aus dem Niklas machen?“<sup>2</sup> Das Endergebnis war, daß die Mutter mit den Kindern nach Pest, von dort nach Preßburg und weiter nach Wien zog. Sie wollte Nikolaus und seinen beiden Schwestern, die inzwischen unter die Obhut der Großeltern in Stockerau gebracht wurden, in unmittelbarer Nähe sein, während der Ehemann seinem Vertrag zufolge bis 1820 in Tokaj blieb. Als dann Dr. Vogel seine Praxis in Tokaj nach manchen Auseinandersetzungen mit den dortigen Behörden aufgab, äußerte sich der junge Niembsch über die Undankbarkeit der Einwohner von Tokaj dem Stiefvater gegenüber in Briefen an seine Mutter, daß „die Tokayer [...] höchst bestürzt gewesen“<sup>3</sup> waren und etwas später noch schärfer: „Uibrigens freue ich mich auf [...] die langen Gesichter welche diese edlen Barbaren schnitten, als Sie den Mann verlohren, den sie nicht zu achten verstanden.“<sup>4</sup>

Über den Eindruck, den Tokaj auf den jungen Schüler ausübte, erfahren wir von seinem Schwager und ersten Biographen Anton ~~Xaver~~ Schurz folgendes:

<sup>1</sup> Unter der Aktennummer IV.1001/a 1816. 48-49 der Komitatsversammlung Zemplén ist folgende Eintragung zu lesen: „Am 4. Juni 1816 wurde in Sátoraljaújhely, an der Komitatsversammlung mitgeteilt, daß mit Entschluß des Obergespans Dr. Karl Vogel zum Wundarzt von Tokaj und Umgebung ernannt wurde.“

<sup>2</sup> Stockerau, 9. Mai 1816. Zit. nach: Lenau-Chronik 1802-1851. Wien 1992, S. 16.

<sup>3</sup> Brief vom 13. Mai 1820. In: Lenau, Nikolaus: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Hg. im Auftrag der Internationalen Lenau-Gesellschaft von Helmut Brandt, Gerard Koziellek u.a. Bd. V/1, S. 21.

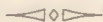
<sup>4</sup> Brief vom 28. Juni 1820. In: Lenau: Werke, S. 25.

Die erste unmittelbare Folge der Übersetzung nach Tokai bestand darin, daß Niki durch die plötzliche Unterbrechung im Besuche der ersten Humanitätsklasse sogleich ein ganzes Jahr für seine Schulbildung einbüßte. Verlor aber der künftige Gelehrte dabei, – der künftige Dichter gewann offenbar. Wie mußte den naturseligen Lenau, damals selbst noch im Lenze seines Lebens, dieser sein erster freier Lenz in ausgezeichnet schöner Gegend wonnig ergreifen! In den üppigen Gärten und Auen Tokai's zwischen den Silberarmen der beiden sich vereinigenden Flüsse Theiß und Bodrog blühen die Rosen, diese Duftnachtigallen, in erstaunlicher Hülle und Fülle, und die Nachtigallen, diese singenden Rosen, bilden dort eine förmliche Liedertafel, wie ob eigens bestellt zur Besinnung der lieblichen Blumenköniginnen. Wer sich allort ganz gemächlich mitten im Gemache an Nachtigallengesang und Rosenduft berauschen will, hat weiter nichts zu thun, als nur das Fenster zu öffnen. Zu diesem edlen Paare von Genüssen gesellet sich dort auch noch ein nicht minder edles zweites Paar: anmuthige Mädchen und der anerkannte König aller irdischen Traubensöhne. Gleichwohl noch immer nicht genug! Tanzende, sporrenklirrende Hußaren waren oft auch noch da, und finstere fiedelgewaltige Zigeuner, und einsame melancholische Fischer. Oder im hellsten Sommermondlichte wandelte der fünfzehnjährige Lenau, die liebestöhnende Laute im Arm, fächelnde braune Schatten entlang, in deren Schirme ganze Mädchengruppen lauschend ihm nachschlichen, worunter zumal eine reizende junge Freundin seiner Schwester Therese, ebenfalls Therese genannt, eines königlichen Oberbeamten Tochter, wohl Lenau's erste leichte Liebe.<sup>5</sup>

Auch der Dichter selbst erinnert sich später an die schöne Zeit, die er in Tokaj verbracht hatte:

Es war eine herrliche, romantische Zeit, die des ersten Erwachens des höheren Bewußtseins. Ich lebte damals in dem so anmutig gelegenen Tokay und war etwa 14 Jahre alt. Ein griechisch-nichtunierter Pope – er hieß Rudy – gab sich viel mit mir ab, häufig ging er mit mir spazieren und besprach sich bald deutsch, bald ungarisch, bald lateinisch mit mir über Gott und religiöse Gegenstände. Er war ein Freigeist und Verächter aller positiven Religionen, dabei aber auch sonst ein sonderbarer Kauz.<sup>6</sup>

Niemsch verließ aber auf Wunsch der Eltern und väterlichen Großeltern bereits 1817 sein geliebtes Tokaj und setzte seine Studien bei den Piaristen in Pest fort, wo neben Latein die deutsche und die ungarische Sprache sowie die Rhetorik die wichtigsten Gegenstände waren. Nach Abschluß der Reifeprüfung absolvierte Niemsch in Wien das damals dreijährige Philosophicum. Anschließend versuchte er es mit dem Studium der Medizin in Wien, dann mit Rechtswissenschaft in Wien und Preßburg bzw. mit Agrikultur in Ungarisch-Altenburg und bedeutend später noch einmal mit Medizin in Heidelberg. Von all diesen Versuchen hat Niemsch aber keines der genannten Studien zu Ende geführt. Die Dichtkunst zog ihn mehr an. Gelegentlich besuchte er in den darauffolgenden Jahren noch Westungarn. Er wurde aber zu einem österreichischen Dichter, unternahm noch eine abenteuerliche Reise nach Amerika und wird dann die letzten zehn Jahre, die ihm zu seinem dichterischen Schaffen noch gönnt waren, in Wien und bei seinen Freunden in Württemberg verbringen.



<sup>5</sup> Schurz, Anton Xaver: Lenau's Leben. Großenteils aus des Dichters eigenen Briefen. Von seinem Schwestermann. Stuttgart und Augsburg, 1855. Bd. 1, S. 20-21.

<sup>6</sup> Lenau-Chronik, S. 16.



In Wien hielt ihn die Liebe zu Sophie von Löwenthal gefesselt, nach Württemberg zog ihn die Dichterfreundschaft zu den schwäbischen Dichtern sowie eine gute Arbeitsatmosphäre und sein Verleger Cotta in Stuttgart. Seine Krankheit, die er sich vermutlich beim Antritt seiner Amerikareise durch eine syphilitische Ansteckung zugezogen hatte, brach im Herbst 1844 aus. Er mußte in das naheliegende Sanatorium Winnenthal (heute Winnenden) eingeliefert werden und kam 1847 von dort als unrettbarer Kranke auf Initiative seiner Schwester Therese und deren Ehegatten Anton Xaver Schurz nach Oberdöbling bei Wien in jene Heilanstalt, in der auch der Ungar Graf István Széchenyi seine letzte Zeit verbrachte. Seine Muttersprache und die Verkehrssprache im engeren Kreis war die deutsche. In der Schule der Piaristen in Pest und Sátoraljaújhely lernte er aber auch Ungarisch und der jugendliche Kreis in Tokaj und Umgebung führte ihm ebenfalls die ungarische Sprache als alltägliche Verkehrssprache zu. Seine Zeugnisse bei den Piaristen beweisen gute ungarische Sprachkenntnisse. Als Dichter schrieb er deutsch und wurde zu einem der hervorragendsten deutschsprachigen Lyriker des 19. Jahrhunderts. Seine Dichtung spiegelt sein abenteuerliches Leben wider, angefangen von den Landschaftserlebnissen in Ungarn über die österreichischen Alpen, die Großstadt Wien bis zu Amerika und dem Wasserfall von Niagara, wobei die jugendlichen Eindrücke aus Ungarn, wo er immerhin gut ein Drittel seines Lebens verbracht hatte, in seiner Dichtung als Reminiszenzen ständig wiederkehren. In lebhafter Erinnerung erhielt er die Fahrtlinie Preßburg, Ungarisch-Altenburg, Ofen-Pest und dann die Reise durch die ungarische Tiefebene nach Tokaj und Sátoraljaújhely. Diese letzte Strecke ist in seiner Dichtung derart verewigt, daß hier die Landschaft durch Menschen bevölkert in sehr lebhafter Form in Erscheinung tritt. Eigene Erlebnisse werden gelegentlich mit dem bei den Piaristen erlernten Kenntnissen aus der ungarischen Geschichte ergänzt. Seinen Geburtsort hat er noch als kleines Kind verlassen, so sind in seiner Dichtung unmittelbare Erlebnisse aus Csátád und Umgebung kaum zu registrieren. Das Gedicht *Nach Süden* oder *Mischka an der Marosch* sind als Versuche zu betrachten, die Landschaft seiner engeren Geburtsheimat in seine Dichtung miteinzubeziehen, zu aktivieren. Das erste ist ein rein konventionelles Gedicht, im zweiten verlegt er Handlung und Motive aus späteren Erfahrungen und seinen Geschichtsstudien in diese Landschaft, um so dem Geburtsort ein Denkmal zu setzen. Die in Pest-Ofen verbrachten Jahre waren mit ihrem tiefen Elend weniger geeignete Erlebnisse später auftauchen zu lassen. In Ungarisch-Altenburg verbrachte er kein volles Jahr: doch zeichnete sich aus dieser Zeit zum erstenmal eine jugendlich-fröhliche Männerfreundschaft als Erlebnis in einigen seiner Gedichte ab. Auch Preßburg brachte nur Ansätze für seine spätere Dichtung, bleibende Erlebnisse kaum; die Armut und die Spannung mit der Mutter, die ihn bei sich haben wollte und den Großeltern in Stockerau, die für ihn eine bürgerliche wohlstuierte Lebensmöglichkeit, eventuell eine militärische Laufbahn vorbereiten wollten, ließ ihm wenig Möglichkeit, seinen eigenen Weg zu gehen und bleibende Eindrücke für eine zukünftige Dichtung zu sammeln. Eindrücke für die spätere Dichtung haben bei Lenau, was Ungarn betrifft, am tiefsten die in Tokaj verbrachten jugendlichen Jahre hinterlassen. Der Jurastudent József Kövesdy, der den jungen Niembsch bereits in Pest korrepetierte, zog mit der Familie nach Tokaj. Er bereitete den Schüler Niembsch auf die Prüfungen in Sátoraljaújhely vor und führte ihn auch in die jugendliche Gesellschaft von Tokaj und Umgebung ein. Dies ging um so leichter und sicherer, da Kövesdy in Therese Niembsch, in die Schwester von Lenau verliebt war, und stets die Freundschaft und Begegnung mit den Niembsch-Kindern suchte. Die

Landschaft um Tokaj blieb zusammen mit diesen Erlebnissen ein dauerndes Reservoir für die spätere Dichtung und eröffnete als ersten Erlebnisbereich jene Eindrücke, die zusammen mit der Alpenwelt, mit Wien, mit Schwaben und Amerika in Lenaus Dichtung als immer vorhandene Motive wiederkehren.

Mit Tokaj verbindet sich an erster Stelle der Wein. So ist es verständlich, wenn bereits in Lenaus *Faust*, im Kapitel *Der Abendgang Mephistopheles* den erbitterten Faust mit Hilfe des Tokajer Weins für sich zu gewinnen versucht:

Thu mir Bescheid aus diesem Krug,  
Ich füllt' ihn eben zu Tokay  
Mit Lust und süßer Raserei;  
Dein Geist bedarf wohl neuen Flug.<sup>7</sup> (III, 83)

Faust kostet den Wein und stellt mit Begeisterung fest:

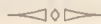
Vortrefflich schmeckt der Ungarwein!  
Komm, schenke mir noch weiter ein!  
Er hat den Sinn mir aufgehell't,  
Mich wieder auf mich selbst gestellt. (III, 84)

Worauf Mephistopheles den besonderen Charakter und die außerordentliche Wirkung des Tokajer Weins hervorhebt. Er meint, der Wein wirkt wie Wunder, denn er kann den Menschen auch zum Vergessen bringen. Für Faust wird dann der Tokajer überhaupt mit dem ungarischen Wein identifiziert:

Der Wein ist gut; er macht das Mark  
Mir in den Knochen frisch und stark. (III, 83)

Die Wirkung des Weins wird durch die Musik, und zwar durch echte Zigeunermusik noch gesteigert. Die Musik wiederum bewegt zum Tanz (vgl. Kapitel *Der Tanz* in *Faust*, III, 30–34):

Ihr lieben Leutchen, euer Bogen  
Ist viel zu schläfrig noch gezogen!  
Nach eurem Walzer mag sich drehen  
Die sieche Lust auf lahmen Zehen;  
Doch Jugend nicht voll Blut und Brand.  
Reicht eine Geige mir zur Hand,  
's wird geben gleich ein andres Klingen,  
Und in der Schenk' ein andres Springen! (III, 33)



<sup>7</sup> Alle Zitate – aus den Gedichten und aus *Faust* – sind der Ausgabe Lenau, *Werke und Briefe* entnommen. Von hier an werden im Text am gegebenen Ort Band- und Seitenzahl in Klammern angegeben.

Die Musik erhält oft, besonders in Gedichten mit ungarischer Thematik einen Zug, der an teuflische Versuchungen erinnert. So vertreibt Mephistopheles mit Hilfe der Musik die sonst dort friedlich sich unterhaltenden Jugendlichen aus dem Wirtshaus in den Wald, wo sie dann – wegen Liebschaften vor der Ehe gesündigt – mit Hilfe der Musik und des Weins bestraft werden. Dieser erschreckenden Wirkung der Musik begegnete Lenau bereits während seiner Musikstudien als Schüler in Pest und später dann in Tokaj, wo er Gelegenheit hatte, Zigeunermusik zu hören und sich selbst darin zu üben. Diese fast gespenstische Wirkung der Musik wird in seinem *Faust* zum Ausdruck gebracht, besonders durch den Vergleich mit der gemäßigten österreichischen Musik.

In dem Gedicht *Die Bauern am Tissastrande*, das anlässlich der Preßburger Reform-Landtage entstanden ist, werden die Bauern, hier sind eigentlich die konservativen ungarischen Adligen gemeint, mit Hilfe der Musik lächerlich gemacht. Die völlig in eine heldenhafte Vergangenheit versunkenen Adligen bemerken nicht einmal, daß die Zigeuner sich zurückziehen. Der Wirt muß sie mahnen: „der Morgen bricht an.“ (II, 289)

Thörichte Freunde des toden Alten,  
 Fahrend in ausgeleierte Gleisen,  
 Tanzend nach verklungenen Weisen,  
 Möge dies Märlein euch unterhalten! (II, 287)

Ein einführendes Landschaftsbild zeigt uns die Theiß und ihre Umgebung, fast an Petöfis Gedicht *Die Theiß* erinnernd. Dann wird diese Landschaft belebt:

Rüstig rudern dort über die Wellen  
 Lustige Bauern mit Scherzen und Lachen,  
 Und die Zigeuner, ihre Gesellen,  
 Stimmen die Geigen bereits im Nachen,  
 Stoßen an's Land und eilen zur Schenke; (II, 287)

Dann folgt die Beschreibung des kräftigen Abendmahls, auf das der Trunk gut mündet:

Und sie führen behaglich zum Munde  
 Feurigen Wein, tiefdunkelroth;  
 Wischen sich trocken und schieben zur Seite,  
 Daß er den Speisen den Weg nicht bestreite,  
 Schnurrbarts buschigen halben Kranz;  
 Braten und Schinken, warme und kühle,  
 Wandern geschwind in die knöchernen Mühle,  
 Dort die Jungen fliegen zum Tanz. (II, 288)

Musik und Tanz treiben nach dem ausgiebigen Essen die Gemüter hoch und das Lieblingsthema, die heldenhafte ungarische Vergangenheit wird heraufbeschworen:



Auch die Alten sind aufgesprungen,  
 Als die beliebte „Werbung“ erklungen,  
 Uralt immer willkommne Klänge,  
 Nie vergessene Ahnengesänge.  
 Was längst Asche ruht in den Gräften,  
 Tanzte und jauchzte bei diesen Tönen;  
 Von den Todten klingt in den Lüften  
 Freudenvermächniß den späten Söhnen.  
 Wie gebannt von den Geistern der Ahnen,  
 Wollen nichts Neues hören die Bauern; (II, 289)

Mit Hilfe der Musik und des Tanzes, reichlich begleitet vom Tokajer Wein, können die Bauern nur mehr völlig besessen an die Heldentaten der Ahnen denken, bis sie dann völlig erschöpft hinsinken und nicht einmal bemerken, daß die Musik inzwischen verstummt ist und die Zigeuner sich leise davongeschlichen haben.

Doch die Berauschten merken es nimmer,  
 Hören des Liedes Vollklang noch immer.  
 [...] bis der Sonnenschein  
 Strahlend bricht durch die Fenster herein  
 Und der Wirth rings „guten Tag!“  
 Wünscht mit kräftigem Schulterschlag. – (II, 289)

Das „Mährlein“ ist damit zu Ende und der Dichter schließt den einleitend eröffneten Rahmen ab, noch einmal auf das Benehmen der Bauern hinweisend und darauf, daß das einmal Vergangene unwiederholbar vorbei ist:

Weithin das lachende Mährlein fliegt  
 Von den Thoren, die immer noch sprangen,  
 Während schon längst, erschöpft und versiegt,  
 Ihre Musik war heimgegangen. (II, 289)

Die dämonisch vernichtende Kraft der Musik wird auch in dem Gedicht *Mischka an der Marosch* vorgeführt. Das Erlebnis selbst dürfte ebenfalls auf die Eindrücke in Tokaj zurückzuführen sein. Der junge Graf, der vorher ein Zigeunermädchen verführt und im Stich gelassen hat, wird durch die Musik Mischkas gerade an seinem Hochzeitstag mit einem adligen Mädchen bestraft. Das Gedicht setzt mit einem Landschaftsbild an der Theiß an.

Von der Theiß, der klaren, fischerreichen,  
 Ist der Geiger Mischka hingezogen,  
 Wo der Marosch barsche Wogen  
 Brausend durch beschäumte Klippen streichen. (II, 233)

Mischka hat nach dem Tod seiner Frau mit der einzigen Tochter die Tokajer Theißgegend verlassen und sich zu dem Fluß Marosch zurückgezogen, wo er sein Leben allein der Erziehung seiner Tochter widmen will. Nachdem die Tochter verführt und verlassen wurde, setzt Mischka durch, daß er auf der Hochzeit des Grafen spielen darf. Dies gibt ihm die Gelegenheit, mit der zauberhaften Kraft der Musik Rache zu üben.

Alles hat um Mischka sich geschaart,  
 Und er läßt den Bogen, frisch behaart,  
 Wie versuchend, sausen durch die Luft.  
 Plötzlich streicht er durch die Saiten alle,  
 Und durch alle Herzen, schnell bemeistert,  
 Seine Geige in der Freudenhalle  
 Hat zur Rachegöttin sich begeistert.  
 Frevler! horch! in diesem Liede  
 Säuselt und verweht der Unschuld Friede; –  
 Hörst du, wie der Blitz der Liebe zündet?  
 [...]  
 Aus dem Saal ist jede Luft gewichen;  
 Dunkles Weh durch alle Herzen schlägt;  
 Und nicht wissend, was sie tief bewegt,  
 Hat die Braut sich weinend fortgeschlichen.  
 Von der Macht gejagt des Racheschalls,  
 Eilt der junge Bräutigam zu Rosse,  
 Sprengt in finsterner Nacht aus seinem Schlosse,  
 Stürzt und bricht im Graben sich den Hals. (II, 241)

Die Musik ist aber bei Lenau nicht ausschließlich ein Mittel der Rache der Unterdrückten, sie dient oft auch als angenehme Unterhaltung. So berichtet Lenau, wie er einmal in Wien ungarischen Zigeunern begegnete, diese in ein Gasthaus führte, reichlich bewirtete und dann seine ungarischen Sprachkenntnisse benutzend sie zum Musizieren aufrief. Auf eine andere Weise kommt auch in dem Gedicht Die drei Zigeuner zum Ausdruck, wie die Musik beruhigend, ausgleichend wirken kann und zu einer völligen Selbstzufriedenheit führt. Der Dichter, dessen Wagen am heißen Sommertag quälend der Straße entlangzog, erblickt die Zigeuner in der Kühle eines Baumschattens. Musizieren, Pfeiferauchen und Schlafen sind die Steigerungsstufen ihrer Selbstzufriedenheit.

Drei Zigeuner fand ich einmal  
 Liegen an einer Weide,  
 Als mein Fuhrwerk mit müder Qual  
 Schlich durch sandige Heide. (II, 44)

Diese Dominanz der Musik in Lenaus Schaffen ist ohne die Tokajer Erlebnisse und die Eindrücke, die der spätere Dichter auf der Reise nach Tokaj und Umgebung gesammelt hat, kaum vorstellbar. Als begabter Musiker, der in seiner Jugend und auch später am musikalischen Unterricht teilnahm, konnte er mit seiner Violine ausgezeichnet

improvisieren. Die Musik war für ihn die beste Möglichkeit, seiner inneren, sonst meistens verschlossenen Gefühlswelt einen Ausdruck zu geben. Sie war ein Heilmittel für ihn. Auf erschütternde Weise kommt das zum Ausdruck, als er im Herbst 1844 nach seinem ersten Wutanfall zur Violine greift, wie besessen musiziert und dabei den Eindruck gewinnt, er hat sich gesund geegigt, die Musik habe ihn geheilt.

Seine Ungarn-Gedichte haben – mit einer Ausnahme – alle engen Kontakt zur Musik, und zu den musizierenden Menschen, die bei ihm immer aufs engste mit der Natur verbunden sind. Bereits in dem frühen Gedicht *Die Werbung* werden die Jugendlichen eines Dorfes mit Hilfe der Musik und des Tanzes zum Militärwesen verlockt. Sie verlassen, von Musik, Tanz und Tokajer Wein beeinflusst die Familie, die Freunde und die Geliebten und ziehen die Uniform an. Auch ein nächstes Gedicht *Die Heideschenke* schöpft aus den Erlebnissen der in Tokaj verbrachten Zeit. Am tiefsten und überzeugtesten treten die Eindrücke der Weinstadt in dem umfangreichen episch-lyrischen Gedicht *Mischka an der Theiß* hervor. Das Gedicht setzt mit einem sehr genau beobachteten, eindrucksvollen Landschaftsbild ein:

In dem Lande der Magyaren,  
Wo der Bodrog klare Wellen  
Mit der Tissa grünen, klaren,  
Freudig rauschend sich gesellen. (II, 15)

Der Blick des Dichters richtet sich dann auf die „sonnenfrohen Hänge“, wo „die Tokayertraube lacht“ (II, 15) und erweckt weitere Erinnerungen, aber nicht nur beim Dichter, sondern durch seine Vermittlung bei den von ihm hervorgerufenen Figuren, die diese Landschaft bewegen. Das sind einmal drei Husaren, die singend das Tal entlangziehen, ein alter Fischer, der im nächtlichen Mondschein beim Fluß Bodrog seinem Handwerk nachgeht und dabei Muse findet, sich an alte Heldentaten zu erinnern. Die Husaren und der Fischer hören in der stillen, mondbeleuchteten, angenehmen Sommernacht von der Ferne Musik. Sie können leicht erraten, daß die nur vom Zigeuner Mischka kommen kann. Die Musik lockt die Husaren in das Wirtshaus, wo sie nach labendem Trunk und vorgeführtem Tanz mit dem Zigeuner sich als völlig gleichrangige Menschen alte Heldengeschichten des Zigeuners anhören. Auch er hat einst gekämpft:

Hab' in meinen Jugendtagen,  
Denen ich nachhinke jetzt,  
Auch mein Reiterschwert gewetzt,  
Eh die Kugel mich geschlagen, (II, 17)

Er hatte nämlich im Jahre 1809 am Krieg gegen Napoleon teilgenommen, wo er sich am Bein eine Wunde zuzog. Das hinkende Bein und die einstigen Heldenlieder dienen ihm als Erinnerung. Überzeugender als die in Worten vermittelten Erlebnisse wirken aber die einstigen Heldenlieder, die Mischka aus seiner Geige hervorzaubert.



Ha! wie tanzen die Husaren,  
 Echte Söhne der Magyaren!  
 In der Freude Sturmeswogen  
 Unaufhaltsam fortgezogen  
 Von des Klanges dunkeln Mächten,  
 Schwingen sich die Starken, Flinken,  
 Hoch die Flasche in der Linken,  
 Hoch den Säbel in der Rechten.  
 Und den Reitern durch die Kehlen  
 Strömt im Tanz das süße Feuer,  
 Strömt der herrliche Tokayer, (II, 18)

Die Geige und das Hackbrett rufen die einstige blutige Schlacht einer Schreckensnacht in Erinnerung und ihr leise ausklingender Schluß mahnt an die verstummenden Kämpfe und den traurigen Anblick des Schlachtfeldes mit seinen Toten und Verwundeten.

Das Verstummen der Musik ruft dann plötzlich die Husaren aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurück. Sie lassen sich den Mut nicht nehmen: der Tokajer Wein und Mischkas Musik stimmt sie wieder fröhlich und mutig, bis sie selbstvergessen beim dämmernden Morgen von Rosenduft und durch die beiden Flüsse erfrischt das Lokal verlassen aufbrechen und im übersteigerten Frohmut nach den einstigen Türken suchen, um ihr Vaterland gegen sie zu verteidigen:

„Wo? wo sind die Türkenschaaren?“  
 Hauen pfeifend in die Luft;  
 Doch kein „Allah!“ Antwort ruft.  
 Nur die Tissa ist noch munter,  
 Zieht dahin mit dumpfem Braußen,  
 Und des Ufers Büsche sausen;  
 Friedlich strahlt der Mond herunter. (II, 19)

Ein wunderbares romantisches dichterisches Bild wird uns hier vorgeführt. Eine fast märchenhafte Landschaft tritt mit ihren Bewohnern vor uns. Gleichzeitig ist die Komposition des Gedichtes so angelegt, daß die Erinnerung an eine Vergangenheit nicht als Flucht in eine vermeinte idyllische Zeit vorgeführt wird, sondern als ein einmaliges Erlebnis, das gleichzeitig geeignet ist, in der Gegenwart die Stimmung und das Wohlgefühl der Beteiligten zu steigern, die Welt auf der ungarischen Landschaft zu verschönern. Die Husaren versinnbildlichen die Kraft, männliche Schönheit und den Heldenmut, der alte Fischer symbolisiert uns den einfachen, mit der Natur innigst verbundenen Menschen in seinem alltäglichen Leben und der alte Zigeuner verweist auf jene Schicht, die verstoßen, am Rande der Gesellschaft zu leben hat, die aber in ihrer unmittelbaren Umwelt kein Außenseiter geblieben ist, sondern als gleichrangig in die Runde aufgenommen wird.

Eine romantisierte ungarische Landschaft wird im Gedicht belebt, wie Lenau sie, auf seine Jugend zurückblickend in Erinnerung behalten bzw. stilisiert neu belebt hat. Das Grunderlebnis dazu bot jedenfalls jene Zeit seiner Jugend, die er in Tokaj verbracht hatte.

Péter Mádl (Budapest)

## Mehrfache Spiegelung.

### Narration und Figurenstruktur in Sven Delblancs *Gunnar Emmanuel*

Mit seinen an die 30 Prosawerken zählt der vor einigen Jahren verstorbene Sven Delblanc zu den produktivsten und erfolgreichsten schwedischen Prosaisten der letzten Jahrzehnte. Von seinem im Jahre 1961 erfolgten Debüt an umfasst seine schriftstellerische Arbeit die letzten vier Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, eine Zeit in der die schwedische Literatur von einer bunten Vielfalt von erzähltechnischen Versuchen charakterisiert wird. Sein 1978 erschienener Roman *Gunnar Emmanuel*<sup>1</sup> ist ein gutes Beispiel für die Hervorhebung und Betonung der narrativen Strategie. Wie auch bei anderen Schriftstellern seiner Generation, wird bei Delblanc – auch in mehreren anderen Romanen, aber im Falle dieses Werkes in besonders hohem Grad – die narrative Technik zum bevorzugt angewendeten Gestaltungsmittel, deren Rolle und Bedeutungen im Text nicht auf Kosten anderer gestalterischer Elemente gesteigert wird, sondern die sich in Einheit mit der Figurenstruktur, der Symbolik usw. zu einem komplizierten System entwickelt.

Die Handlung des Romans spielt sich auf zwei Ebenen ab, einer realen und einer irrealen. Auf der realen Ebene werden mit fast schon dokumentarisch-genauen Orts- und Zeitangaben Ereignisse erzählt, die man ohne Weiteres als „Wirklichkeitsbericht“ akzeptiert: Am Anfang der Geschichte wird der Universitätsdozent Sven Delblanc<sup>2</sup> von einem Studenten namens Gunnar Emmanuel Eriksson aufgesucht. Der junge Mann möchte am Schriftstellerkurs des Dozenten teilnehmen, will aber nicht bis zum Kursbeginn warten, da ein unerklärliches und tragisches Ereignis sein Leben erschüttert hat. Seine Geliebte Vera ist bei einem Ausflug, den sie zu einer nahegelegenen alten Kirche gemacht haben, unter unerklärlichen Umständen verschwunden und er hat sie seitdem nicht mehr gesehen. Der Dozent hört sich die Geschichte an und bittet Gunnar Emmanuel das Gesagte auch in schriftlicher Form vorzulegen, sozusagen als Arbeitsgrundlage für den Schriftstellerkurs. In den darauffolgenden Textabschnitten wird dann erzählt, wie Gunnar Emmanuel Vera in Uppsala und in seinem Heimatort vergeblich sucht, wie er einen geheimnisvollen älteren Herrn namens Soltikoff<sup>3</sup> trifft, wie er die Suche mit Soltikoffs Hilfe fortsetzt, wie er von seiner



<sup>1</sup> Delblanc, Sven: *Gunnar Emmanuel*. Stockholm 1980. (Erstausgabe 1978)

<sup>2</sup> Auch dies ist – wie auch alles andere auf dieser Handlungsebene – keine Fiktion, Delblanc war nämlich zu jener Zeit tatsächlich Dozent der Literaturwissenschaft an der Universität Uppsala.

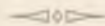
<sup>3</sup> Hier wird die im schwedischen Originaltext verwendete Transkription des russischen Namens wiedergegeben.

Suche seinem Lehrer berichtet und wie er schließlich von allen seinen Verwandten und Bekannten Abschied nimmt, um auch selbst zu verschwinden.

Auf der irrationalen Ebene wird von jenen Erlebnissen Bericht erstattet, die Gunnar Emmanuel widerfahren, als er mit der Hilfe Soltikoffs Vera aufzuspüren versucht. Selbst die Figur des betagten Antiquitätenhändlers ist von Unwirklichkeit geprägt – er behauptet seit mehreren tausend Jahren zu leben und berichtet dem jungen Studenten von seinen persönlichen Erlebnissen mit historischen Persönlichkeiten –, aber auch die Erlebnisse, zu denen er Gunnar Emmanuel verhilft, trotz jeder realistischen Akzeptanz und Deutung. Soltikoffs Anleitungen folgend wird nämlich der junge Held an verschiedene Orte in historische Zeiten versetzt, um dann in der Gestalt eines dort und dann lebenden jungen Mannes Vera in der Gestalt einer dort und dann lebenden jungen Frau aufzuspüren, wobei seine Versuche stets erfolglos bleiben. Insgesamt werden vier derartige „Zeitreisen“ beschrieben, wobei die letzte, die den Helden nach Paris ins Jahr 1757 führt, unmittelbar vor den beiden abschließenden Textstücken des Buches steht und am ausführlichsten dargestellt wird. Auf diese Weise bildet diese Episode den Höhepunkt der Handlung, danach kehrt der Held in die reale Ebene zurück, um kurze Zeit später auf den letzten Seiten des Textes aus dem Blickfeld des Lesers zu verschwinden.

Die beiden beschriebenen Handlungsebenen sind an die beiden „Haupterzähler“<sup>4</sup> des Werkes – Dozent Sven Delblanc und Gunnar Emmanuel – gebunden. Der im paratextlichen Bereich auf dem Titelblatt postulierte Autor-Erzähler, jener Sven Delblanc der dem Leser vielleicht aus dem öffentlichen Leben Schwedens, aus Interviews oder von Schriftstellerlesungen her bekannt ist, wird gleich zu Beginn des Textes in den Hintergrund gedrängt und von der Romanfigur Dozent Sven Delblanc, dem Verfasser des Vor- und Nachwortes, sowie mehrerer Kapitel des Buches ersetzt. (Hier sei bemerkt, dass die im paratextlichen Bereich durch die Anführung von Autor, Titel und Untertitel vorgegebene Lesererwartung nicht bloß in Hinsicht der Narration, sondern auch in der des Genres vorerst widerlegt wird: im Vorwort beschränkt sich nämlich Dozent Sven Delblanc lediglich auf die Rolle eines Herausgebers, der das Buch aus den nachgelassenen Texten von Gunnar Emmanuel und seinen eigenen Schriftstücken zusammengestellt und veröffentlicht hat. Statt eines literarischen Textes, eines Romans wird der Leser mit willkürlich zusammengefühten Textstücken zweier Verfasser konfrontiert, also mit einer scheinbar literaturwissenschaftlich korrekt durchgeführten Publikation von mehr oder weniger zusammenhängenden Textbruchstücken mit ungewissem ästhetischem Wert.)

Aufgrund des Vorwortes glaubt der Leser also zuerst, eine philologisch korrekte, mit der Akribie eines Dozenten der Literaturwissenschaft bearbeitete Dokumentation, die Veröffentlichung eines von einem Literaturstudenten geschriebenen Textes vor sich zu haben und ihm sind die beiden Haupterzähler des Werkes bekannt. Die Bemerkung „ich habe in Gunnar Emmanuels Text gewisse Streichungen durchgeführt, in jenen Fällen nämlich, wo ich langweilige Abweichungen, belanglose polemische Ausfälle usw. gefunden habe“<sup>5</sup> lässt jedoch bereits ahnen, dass Dozent Sven Delblanc, der scheinbar objektive Erzähler, den Leser manipulieren will.



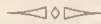
<sup>4</sup> „Haupterzähler“, da durch die Verdoppelung dieser Figuren andere entstehen, die sozusagen als „Nebenerzähler“ in gewissem Grad auch narrative Funktion besitzen.

<sup>5</sup> Delblanc: Gunnar Emmanuel, S. 9. (Alle Zitate aus *Gunnar Emmanuel* in meiner Übersetzung. M. P.)



Auf das Vorwort folgen dann die ersten drei Kapitel, sie enthalten Gunnar Emmanuels Texte, aber am Anfang des vierten Kapitels fügt er folgende Bemerkung ein: „wenn ich die Wahrheit sagen soll, ist es von jetzt an nicht mehr nur meine eigene Erzählung“.<sup>6</sup> Am Beginn des fünften Kapitels steht sogar: „das folgende Stück oder Kapitel, wenn ich so sagen darf, ist nicht von mir geschrieben“.<sup>7</sup> Gunnar Emmanuel meint, dass die Texte von Sven Delblanc umgeschrieben worden sind. Am Anfang des sechsten Kapitels heißt es gar, dass „der folgende Abschnitt vom 'Lehrer' und nicht von Gunnar Emmanuel Eriksson geschrieben worden ist“<sup>8</sup> und in den folgenden Kapiteln wechseln sich die beiden Erzähler ab.

Verstreute Bemerkungen der beiden Erzählerfiguren lassen keinen Zweifel darüber, dass sie vom Erzählen, der Wahrheit und dem Sinn eines literarischen Textes grundverschiedene Auffassungen haben. Während der junge, angehende Schriftsteller die Suche nach der Wahrheit, nach einer „Bedeutung“, dem „Sinn“ hervorhebt, eine Erklärung, eine Interpretation der Geschehnisse fordert und den Text als einen Bericht über wirkliche Ereignisse auffasst, zeigt sich der alternde Schriftsteller und Universitätsdozent als Zyniker, der die Interpretation als Vereinfachung und Banalisierung verwirft, die bittere Erkenntnis, die sich als „Bedeutung“ der beschriebenen Ereignisse ergibt, nicht zu formulieren wagt, sondern sich lieber in die Rolle des verantwortungsbewußten „Kulturarbeiters“ zurückzieht. Die Polemik zwischen den beiden, die kritischen, manchmal ironischen, zeitweise sogar sarkastischen Bemerkungen des Dozenten Sven Delblanc<sup>9</sup> sowie die ehrliche, aber auf naiv-ungeschickte Art formulierte Kritik Gunnar Emmanuels an seinen Lehrer<sup>10</sup> machen dem Leser klar, dass er keinem der beiden Haupterzähler vertrauen kann. Sven Delblanc steht zu sehr auf dem Boden der Tatsachen und verwirft Gunnar Emmanuels Erlebnisse als Halluzinationen. Obwohl er den Stoff als literarischen Text bearbeitet und veröffentlicht, scheut er vor der von Gunnar Emmanuel geforderten Interpretation zurück. Gunnar Emmanuel hingegen erzählt unvorstellbare, dem gesunden Menschenverstand widerstrebende Erlebnisse als wirklich Geschehenes und verliert auf diese Weise seine Glaubwürdigkeit. Im Falle von Gunnar Emmanuel ist die mangelnde historische und kulturelle Bildung offensichtlich, aber auch bei Sven Delblanc wird eine Bildungslücke aufgedeckt.<sup>11</sup> Beide Erzähler sind also



<sup>6</sup> Ebd., S. 55.

<sup>7</sup> Ebd., S. 69.

<sup>8</sup> Ebd., S. 84.

<sup>9</sup> „– Was ist der Sinn des Ganzen? / Sinn! Was ist der Sinn des Lebens, was ist der Sinn des Ganzen? Ach, so typisch für Gunnar Emmanuel. Mit Mühe konnte ich mich beherrschen, denn ich wollte nicht in eine endlose und unfruchtbare Debatte hineingezogen werden“, oder über die Interpretation: „Aber schon wieder bin ich auf dem Weg zu derartigen Gedankenspielen, die für den Augenblick vielleicht unterhaltsam sein können, aber auf längere Sicht sinnlos sind.“ Delblanc: Gunnar Emmanuel, S. 202 und 136.

<sup>10</sup> Z.B. „Eigentlich ging es ihm nicht darum, die *Bedeutung* der ganzen Geschichte zu finden, nein, es war die ganze Zeit so, dass er es als ein 'unerhört interessantes Material' betrachtete, aus dem er vielleicht Erzählungen mit vielen witzigen und saftigen Teilen schreiben kann, sodass man darüber lachen kann, und er selbst will damit wahrscheinlich einen Haufen Geld verdienen.“ Delblanc: Gunnar Emmanuel, S. 208–209.

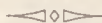
<sup>11</sup> Am Ende der Handlung erhält Dozent Sven Delblanc einen Abschiedsbrief von Gunnar Emmanuel, der auch ein Gedicht enthält. Obwohl es sich um einen ziemlich bekannten Psalm handelt, nimmt Delblanc an, es sei ein Gedicht des jungen Mannes und äußert sich herablassend über die literarische Qualität des Gedichts. Delblanc: Gunnar Emmanuel, S. 221–222.

voreingenommen und im Zusammenhang mit beiden gibt es Textstellen, wo der Leser ihnen überlegen ist, da er etwas weiß, was sie nicht wissen.

Zwischen diesen beiden unglaubwürdigen Erzählern<sup>12</sup> befindet sich der Leser in einem narratologischen Leerraum, der ihn jedoch durch die Vorgabe der beiden oben dargestellten Attitüden zum literarischen Text, zur Fiktion und zur Interpretation, zur Stellungnahme zwingt, ihn bewegt, Partei zu ergreifen, sich auf diese oder jene Seite zu stellen.

Die anfangs vorgegebene Herausgeberfiktion, eine in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bereits als traditionell anmutende narrative Strategie, und die Einführung einer anderen, antithetischen Erzählerfigur sind jedoch erst die ersten Schritte auf dem Weg zum vielschichtigen narrativen System, das der Autor in *Gunnar Emmanuel* im Laufe der Erzählung heranwachsen lässt. Als Grundlage dieses Systems können drei Umstände dienen: erstens werden – wie bereits oben angeführt – die beiden Haupterzähler, also Dozent Sven Delblanc und Gunnar Emmanuel, als unglaubwürdige Erzähler entlarvt, zweitens werden in der Gestalt von mehreren Parallelfiguren „Nebenerzähler“ in die Handlung eingeführt und drittens werden alle Erzählerfiguren miteinander so in Bezug gestellt, dass sie – im Sinne der paratextlichen Angaben und der durch sie geweckten Lesererwartungen – wiederum als eine einzige Erzählerfigur interpretiert werden können. Die Unglaubwürdigkeit der beiden Erzählerfiguren ist eine Eigenschaft, die sich bei ihrer Verdoppelung auch auf die Duplikate überträgt. Diese Parallelfiguren tauchen in Gunnar Emmanuel's „Zeitreisen“ auf, in jenen Episoden also, in denen sich der junge Student in anderen Zeitaltern in der Gestalt eines anderen jungen Mannes wiederfindet. Sie sind keine Erzähler im eigentlichen Sinne des Wortes – sie erzählen keine Ereignisse, beschreiben keine Handlungsverläufe. In der Wiedergabe der Zeitreise-Episoden dominieren ohnehin die Dialoge und in diesen dramatisch strukturierten Texten, die keinen eigentlichen Erzähler haben, sind alle Figuren unmittelbar als eigene Stimmen, ohne Vermittlung durch einen Erzähler wahrzunehmen. Diese Parallelfiguren werden durch verschiedene symbolhafte Gegenstände oder typische Verhaltensweisen und Äußerungen mit einem der Haupterzähler, Sven Delblanc oder Gunnar Emmanuel, in Bezug gebracht. Dementsprechend werden alle ihre Äußerungen vom Leser mit derselben Skepsis wahrgenommen, die den beiden Haupterzählern entgegengebracht wird.

So taucht in der letzten, am ausführlichsten beschriebenen Zeitreise-Episode im Paris des Jahres 1757 zum Beispiel Dozent Sven Delblanc in der Gestalt von Friedrich Melchior von Grimm auf. Seine Anmerkungen über den Fortschritt, über die Zukunft ähneln sehr stark Sven Delblanc's Formulierungen über die gesellschaftliche Rolle des Schriftstellers, des „Kulturarbeiters“.<sup>13</sup> Grimm drückt auch seine Freude über ein aus literarischer Hinsicht



<sup>12</sup> Gunnar Emmanuel und Dozent Sven Delblanc sind 'unreliable authors', siehe C. Booth, Wayne: *The Rhetoric of Fiction*. Chicago-London 1963, S. 158. Sie sind beide 'unreliable', da ihr Wissen begrenzt ist (d.h. geringer als das des Lesers) und weil sie voreingenommen sind, eine sich immer mehr zuspitzende Debatte führen, einander kritisieren. Siehe dazu Forslid, Torbjörn: *Fadern, sonen och berättaren. Minne och narrativitet hos Sven Delblanc*. Nora 2000 sowie Rimmon-Kenan, Shlomith: *Narrative Fiction: Contemporary Poetics*. London-New York 1994.

<sup>13</sup> Grimm: „...es gibt nur eine schlechte Gesellschaft, die diese Menschen formt, aber eine aufgeklärte zukünftige Gesellschaft wird eines Tages neue, edle Menschen hervorbringen [...]“ und Delblanc: „Die Aufgabe des Kulturarbeiters ist es heutzutage bewusst und unermüdlich für eine bessere Gesellschaft zu kämpfen.“ Delblanc: *Gunnar Emmanuel*, S. 112 und 192-193.



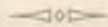
interessantes Erlebnis mit denselben Worten aus wie Dozent Delblanc,<sup>14</sup> sodass dem Leser die Identität der beiden Figuren bald offensichtlich wird. Gunnar Emmanuel erscheint in der besagten Episode als Alphonse de Rouban – dessen Figur jedoch in der des Attentäters Robert François Damiens gespiegelt wird<sup>15</sup> –, die Äußerungen, der Diskurs Grimms und de Roubans scheinen also eigentlich die Ansichten, der Diskurs Delblancs und Gunnar Emmanuels zu sein, und können deshalb vom Leser ohne Kritik, ohne die Berücksichtigung der Unglaubwürdigkeit der Figuren nicht akzeptiert werden.

Neben den beiden Haupterzählern erscheint eine weitere Figur im Text, die eng mit der narrativen Funktion Gunnar Emmanuels verbunden ist. Soltikoff, der Antiquitätenhändler, erzählt im Laufe der Handlung an die Dutzend kurze Geschichten – Episoden aus der Geschichte von Alexander dem Großen bis zur russischen Revolution –, die er angeblich alle selbst erlebt hat. Soltikoff erscheint nur in jenen Textstücken, deren Verfasser Gunnar Emmanuel ist. Sven Delblanc kennt ihn nicht persönlich. Er ist es, der dem jungen Studenten die Erlebnisse in historischen Zeiten möglich macht, eine mystische Mephistopheles-Figur also, deren Existenz von Sven Delblanc in Zweifel gezogen wird. Was Soltikoff von der Geschichte zu erzählen hat, ist also ebenso zweifelhaft, wie die Erlebnisse Gunnar Emmanuels oder die aufgrund von Gunnar Emmanuels Berichten geschriebenen Textpassagen des Dozenten Sven Delblanc. Selbstverständlich erscheint auch Soltikoff in mehrfacher Gestalt, in der Paris-Episode wird seine Figur zum Beispiel in der des Marschall Richelieu und des Grafen Saint-Germain gespiegelt.

Am Ende der Paris-Episode kommt es dann dazu, dass Alphonse de Rouban (= Gunnar Emmanuel, Damiens) von Grimm (= Sven Delblanc, Chevalier de Seingalt) und Richelieu (= Soltikoff) darüber belehrt wird, dass es unmöglich sei, sich aus der Geschichte, dem ständigen Kampf der Ideologien und politischen Bestrebungen zurückzuziehen und dass jeder Versuch, den Gang der Geschichte zu beeinflussen, ebenso sinnlos ist. Hier sei nochmals betont: ohne eigentlichen Erzähler wird die Episode in dialogischer Form wiedergegeben, alle Teilnehmer der Diskussion artikulieren sich also direkt, ohne die Vermittlung eines Narrators. Alle sind Parallelfikturen, Duplikate, Spiegelbilder, die mit der Eigenschaft des unglaubwürdigen Erzählers behaftet sind.

Wie aber findet der Leser aus diesem Spiegelkabinett von erzählenden Figuren zurück zu einer narratologischen Einheitlichkeit, einer Übersicht, einer Interpretationsmöglichkeit, die auf befriedigende Weise mit der Grunderwartung der paratextlichen Angaben übereinstimmt? Die Antwort liegt in der vom Autor selbst durchgeführten Dekonstruktion des ausgeklügelten Systems. Die Lesererwartung, nach der alle Erzähler, alle hörbaren Stimmen im Werk letzten Endes doch die Fiktionen des einzigen Verfassers, des auf der Titelseite angeführten Schriftstellers Sven Delblanc sind, wird während der gesamten Lektüre bewusst aufrechterhalten.

Was die narrative Struktur betrifft, ist die Verteilung der Texte unter den Haupterzählern das wichtigste Mittel: Gunnar Emmanuels „Zeitreisen“ sind zwar die wichtigsten Textstücke, die vom jungen Studenten stammen, dem Dozenten Sven Delblanc steht es



<sup>14</sup> Grimm: „Ja, jetzt ist er endlich tot, was für ein grossartiges Material!“ und Gunnar Emmanuel über Delblanc: „Wir saßen in seinem Arbeitszimmer und das erste, das er sagte war, dass dies ein 'unerhört interessantes Material' war“. Delblanc: Gunnar Emmanuel, S. 199 und 69.

<sup>15</sup> „Oh, Damiens, mein Bruder, wie sehr ich dich verstehe!“ Delblanc: Gunnar Emmanuel, S. 188-189.



fern, derart fantastische Abenteuer zu schildern, die Autorenschaft Gunnar Emmanuels ist in diesen Bereichen des Textes scheinbar unbestritten. Trotzdem wird im Zusammenhang mit allen derartigen Abschnitten klargestellt, dass sie vom Dozenten ergänzt und teilweise auch umgeschrieben worden sind,<sup>16</sup> es ist also ebenso berechtigt festzustellen, dass der Lehrer der eigentliche Autor ist. Auf diese Weise werden die Umriss der beiden Haupterzähler verschwommen, sie fließen ineinander über, und dieser Verschmelzungsprozess der einzelnen Figuren wird auch auf andere Weise gefördert.

Im Laufe der Handlung beschäftigt sich Dozent Sven Delblanc, dessen Haltung anfangs eher abweisend gewesen war, immer öfter in seinen Gedanken mit dem jungen Studenten, einmal träumt er sogar von ihm, bekommt wegen seiner skeptischen, manchmal sogar zynischen Antworten ein schlechtes Gewissen und kommt immer mehr zur Einsicht, dass er in seinen jungen Jahren Gunnar Emmanuel sehr ähnlich war, damals als junger Student und werdender Schriftsteller sein erwachsenes Leben mit ganz ähnlichen Auffassungen und Ambitionen begann.<sup>17</sup>

Diese und ähnliche Andeutungen, dass die beiden Haupterzähler – und dadurch selbstverständlich auch ihre Parallelfiguren – als verschiedene Manifestationen eines einzigen Individuums aufgefasst werden können, eines Individuums, das im Laufe der Zeit zwar seine Auffassungen und Meinungen ändert, im Innersten aber doch gleich und beständig ist, und dass andere Individuen in verschiedenen historischen Zeiten zu ähnlichen und zu von einander auf ähnliche Weise abweichenden Gedanken und Schlussfolgerungen gekommen sind, verstärken jene Interpretationsmöglichkeit des Werkes, die bereits im paratextlichen Bereich durch den Untertitel „Eine zeitlose Geschichte“ vorgezeichnet wird.

Der Aufbau eines komplizierten Systems mit Gegensätzen, Parallelen im narrativen Bereich und in der Konstellation der Romanfiguren, die Verwirrung des Lesers durch einander entgegengesetzte, einander widersprechende Erzähler, und deren Parallelfiguren, wird ebenso schrittweise vorgenommen, wie sich auch die Handlung einem Höhepunkt, einem Kulminationspunkt nähert. Genauso wie diese Handlung aber nach dem spannenden Gipfelpunkt zu einem Abschluss, zu einem Stillstand hingeführt wird, wird auch dieses System wieder abgebaut: die vielen Erzählerstimmen vereinen sich und die störende schrille Schar der Figuren verschmilzt in der Gestalt des alternden Schriftstellers und Universitätsdozenten Sven Delblanc, der dem jungen Weltverbesserer nachtrauert, der er selbst einmal gewesen ist.

<sup>16</sup> Z.B. „Ich bin selbstverständlich von seinem Bericht über seinen Traum ausgegangen, aber habe den Stoff die ganze Zeit durch meine eigenen historischen Kenntnisse ergänzt.“ Delblanc: Gunnar Emmanuel, S. 156.

<sup>17</sup> Z.B. „So lange her! Es war in der Zeit, als ich so war, wie Gunnar Emmanuel Eriksson aus Hälsingland.“, Delblanc: Gunnar Emmanuel, S. 139.

Hilda Merkl (Budapest)

## Vierhundertjährige Nacht.<sup>1</sup>

### Gesichtspunkte zur Beurteilung der gemeinsamen dänisch-norwegischen Literatur

Die gemeinsame Geschichte von Dänemark und Norwegen (1397-1814) hat die früher entstandenen und damals bereits bestehenden geographischen, kulturellen und politischen Kontakte gestärkt. Dänemark bedeutete in vieler Hinsicht eine Pforte nach Europa. Die europäischen, politischen Ereignisse, die kulturellen Strömungen haben sowohl auf dem Festland als auch auf dem Meer einen regen gegenseitigen Verkehr gesichert.

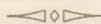
Nach Auflösung der Kalmar-Union im Jahre 1397 wurde Norwegen unter dänische Herrschaft gebracht. Die Reformation wurde in die Länder des Zwillingsreiches gleichzeitig eingeführt und damit begann eine gemeinsame Entwicklung, die das Schicksal Norwegens, aber auch das von Dänemark für Jahrhunderte bestimmt hat.

Eine der nationalen Eigenarten der norwegischen Geschichte hat die Beziehungen zu Dänemark weitgehend beeinflusst. Der Feudalismus hat sich in Norwegen anders entwickelt als in den meisten europäischen Ländern, z.B. in Österreich-Ungarn. Das Bauerntum bestand größtenteils aus freien Bauern, die Eigentumsbesitzer waren und keine Erfahrung mit der Leibeigenschaft hatten.

Der norwegische Bauer war stolz, voller Selbstbewußtsein und loyal gegenüber dem König. Die Treue und das freie Denken des Volkes dem König gegenüber haben eine Einheit gebildet und bedeuteten ihm oft Unterstützung dem eigenen Bauerstand gegenüber. Der norwegische Bauer wurde mit der Zeit zum Symbol der Freiheit, sowohl für die Dänen als auch im eigenen Land.<sup>2</sup>

Engels behauptete in seiner Zeit treffend, daß der norwegische Bauer freier gewesen ist, als der deutsche Bürger.<sup>3</sup> Gleichzeitig muß man feststellen, daß auch der in Europa gegebene Adelsstand fehlte. Es gab im Reichshandel mächtig gewordene Großbürger, wie z.B. die Familien Anker, Angell, Collett, die als Mäzene die Kultur förderten.

Im 16-17. Jahrhundert ist Norwegen zum gleichrangigen Partner in der Wirtschaft aufgewachsen. Die Silber und Metallbergwerke, die Holzbearbeitung und der Schiffbau



<sup>1</sup>In seinem Werk *Peer Gynt* bezeichnet Henrik Ibsen die 434 Jahre der Dänisch-Norwegischen Union als eine 400 Jahre lang dauernde Nacht.

<sup>2</sup>Dietrichson, Lorenz: *Omrids af den norske Poesis Historie. Literærhistoriske Forelæsninger*. København 1866, S. 2.

<sup>3</sup>Die Verwurzelung in der nationalen Geschichte und die spezielle Verbundenheit mit der mächtigen Natur des Fjord- und Berglandes erhöhten die Gestalt des Bauern zum Symbol der Freiheit.

haben zur allgemeinen Entwicklung und zum Wohlstand im gemeinsamen Reich wesentlich beigetragen.<sup>4</sup>

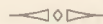
### Kulturelle Folgen des Freiheitsverlustes für Norwegen

Die Hauptstadt, das Zentrum des Zwillingsreiches ist Kopenhagen gewesen. Die Bildungsanstalten, vor allem die Universität (gegründet 1491),<sup>5</sup> also die Priester- und Beamtenausbildung waren hier konzentriert. Theater, Buchdruckereien, Buchverlage und geschultes Publikum befanden sich in der Hauptstadt. Die Kirche und der Staat wurden von hier aus gesteuert. Diese Tatsache hat sich hemmend auf die norwegische Entwicklung ausgewirkt. Den entscheidenden Schlag hat das Land aber durch den Zusammenbruch des Schulwesens erlitten. Der frühere Schulträger, die katholische Kirche, wurde von der lutheranischen Kirche abgelöst und nicht mehr aufgebaut. Die kleineren oder größeren Bauernhöfe, die Bewohner der einzelnen Täler lebten isoliert ihr altes Leben weiter, pflegten ihre Volkskunstraditionen und gebrauchten ihre Mundarten. Die Vorschriften der protestantischen Religionsausübung forderten im Sinne der persönlichen Gottesbeziehung die tägliche Lesung der Bibel, der Psalmen und der religiösen Literatur. Die gesamte Bibel wurde 1550 ins Dänische übersetzt. Dadurch entsand eine sprachliche Norm, die durch Jahrhunderte die führende Rolle der dänischen Sprache sicherte. Die Schriftsprache hat sich in Norwegen erst an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert entwickelt. Die norwegischen Klassiker, „die vier Großen“, Henrik Ibsen, Bjørnstjerne Bjørnson, Alexander Kielland und Jonas Lie haben ihre Werke in dänischer Schriftsprache geschrieben. Das gebildete, den literarischen Geschmack bestimmende Publikum und die professionelle Kritik zog die norwegischen Schriftsteller durch Jahrzehnte nach der politischen Trennung von Dänemark nach Kopenhagen.

Der Verzicht auf die sogenannte literarische Institution wurde erst 1925 mit dem „Nach-Hause-Kauf“ des dänischen Gyldendal Verlages unter dem Namen Gyldendal Norsk Forlag (d.h. Gyldendal Norwegischer Verlag) ausgeglichen.

### Begriff der Nationalliteratur

Der Begriff stammt aus der Zeit der Romantik. Der Inhalt des Begriffes wurde in verschiedenen Epochen unterschiedlich definiert. Die Nationalliteratur kann als eine Grundeinheit der Weltliteratur behandelt werden auf Grund der gemeinsamen Sprache, Muttersprache genannt, der ethnischen Zusammenhörigkeit, der begrenzten geographischen Lage, Vaterland, Heimat, Land usw.<sup>6</sup> Die Staatsbildung ist ein machtpolitisches Faktum,



<sup>4</sup> Die Rohstoffproduktion aus den reichen Silber-, Gold- und Metallbergwerken, der Schiffhandel mit der weltberühmten norwegischen Flotte, die Holzausfuhr, der Fischhandel und nicht zuletzt die Steuereinnahmen bedeuteten mehr als die Hälfte des gesamten Einkommens der Union.

<sup>5</sup> Die Universität in Kristiania, heute Oslo, wurde erst im Jahre 1813 gegründet.

<sup>6</sup> In unserer aktuellen Situation sehen wir viele Einheitstendenzen in Europa, die gleichzeitig eine uniformisierende Wirkung ausüben. Die Nationalkulturen sind und werden dadurch herausgefordert, zeitgemässe Antworten zu geben. Es ist kein Zufall, daß die Identität als Begriff eine Art Renaissance erlebt. Nationale Gefühle, Nationalismus melden sich in erster Linie in Ost- und Ostmitteleuropa.



der Nationenbau dagegen eine ideologische Konstruktion in der der Nationalsprache eine entscheidende Rolle beigemessen wird.

Der sogenannte Nationenbau ist im beginnenden 19. Jahrhundert in Norwegen die zentrale Bestrebung geworden.

### Inhaltliche und formelle Kriterien der Nationalliteratur

Nach gründlicher Untersuchung der dänischen bzw. norwegischen Literaturgeschichten stellt es sich heraus, daß es in vielen Fällen eine komplizierte Aufgabe sei zu bestimmen, ob ein literarisches Werk zu der norwegischen oder zu der dänischen Literatur gehört. Es kann u.a. auf Grund der Sprache der literarischen Werke, auf Grund der nationalen Zugehörigkeit der Dichter, oder Thematik der Werke bestimmt werden, aber alle Punkte sind problematisch. Man muß untersuchen, ob sie geeignet sind, um als Argumente benutzt zu werden.

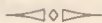
Die Klärung der nationalen Geschichte und ihre Gestaltung in der Literatur ist ein wirksames Mittel zur Schaffung einer nationalen Identität oder zur Bewahrung der bestehenden Identität. Man suchte die eigenen Wurzeln um die Selbstbestätigung und die Verankerung in der Geschichte zu betonen.

Zur Zeit der Romantik hat man sich sowohl in Norwegen als auch in Dänemark mit Recht und Vorliebe auf die isländische Literatur berufen. Man hat sie „privatisiert“, als etwas Eigenes betrachtet. Das galt für Henrik Wergeland, Adam Oehlenschläger, Nicolaj Fredrik Severin Grundtvig, Henrik Ibsen, Bjørnstjerne Bjørnson usw. Die Bedeutung der geschichtlichen Wurzeln wurde zuerst zur Zeit der Reformation und mit Intensität in den Jahrzehnten der Romantik entdeckt.

Es handelt sich hier eindeutig um „Rückkopplungsversuche“. Um die Existenzberechtigung der norwegischen Nationalliteratur zu sichern, wollte man die Kontinuität durch die sogenannte *innere Linie* beweisen. Für diesen Zweck enteignete man die altisländische, norröne Literatur: Der Meister der historischen Prosa und Kenner der isländischen Skaldendichtung, Snorri Sturluson und die Sagas wurden als wertvolle Beweise norwegischer Nationalliteratur betrachtet. Es ging eine Heroisierung bzw. ein Idealisierungsprozess vor sich. Im Eifer des Gefechtes hat man sogar den großen Unterschied der zwischen der Denkweise der heidnischen Helden und der christlichen Weltanschauung bestand, übersehen. Um das Ziel zu erreichen, ließ man diese offensichtliche Spaltung außer Acht.

### Fragen der Periodisierung

Heute muß die gemeinsame kulturelle und literarische Periode als eine Tatsache betrachtet und behandelt werden, was eigentlich von niemandem bezweifelt oder in Frage gestellt war. In den Fragen der Periodisierung herrschen aber große Meinungsunterschiede. Nachdem die historische Schule in der Literaturgeschichtsschreibung von Jauß harte Kritik<sup>7</sup> erdulden mußte, wurden die sogenannten *Goldene-Zeitalter-Konstruktionen* überprüft.



Aus dem Bereich der norwegischen Geschichtswissenschaft, Folklore, Sprach- und Literaturwissenschaft gab es bis zum heutigen Tag viele, die den sog. Nationenbau unterstützt haben. Wenn das Ziel zwar angenommen wird, müssen wir doch aussprechen, daß es im 18. Jahrhundert natürlich und notwendig gewesen ist, daß eine kleine Nation eine nationale Identität anstrebt. Mein Ausgangspunkt ist aber, daß diese Periode längst abgeschlossen ist. [...] Endlich muß die Zeit kommen, in der die norwegischen Literaturhistoriker imstande sein werden, genauso objektiv auf unser langes Zusammenleben zurückzublicken, wie es von den Historikern längst getan wird.<sup>8</sup>

Die Akzeptanz der gemeinsamen Literatur in den Literaturgeschichten ist unterschiedlich. Die bedeutendsten sind sich in Fragen der Zäsuren sehr uneinig. Lorentz Dietrichson, der erste wirkliche Skandinavist, gibt dem entsprechenden Kapitel in seiner Literaturgeschichte *Umriß der Geschichte der norwegischen Literatur* (1866) den Titel *Norwegens Beitrag zur gemeinsamen Literatur*, d.h. er betrachtet sie als Tatsache.

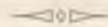
Francis Bull behauptet dagegen, daß

[d]ie Literaturgeschichte oft von einer gemeinsamen Periode spricht, die sich auf mehrere Jahrhunderte ausdehnt. Falls man diese Bezeichnung überhaupt gebraucht, muß darunter der Zeitraum 1700-1800 verstanden werden, also der Holberg-Wessel Epoche. Alle andere, zur Zeit der gemeinsamen Periode erschienenen Werke der Belletristik zeigen sich klar entweder zu der einen oder der anderen Nation gehörend zu sein.<sup>9</sup>

Edvard Beyer stellt die gemeinsame Periode unter dem Titel *Von der gemeinsamen Literatur zur Nationalliteratur* vor. Er markiert den Anfang nicht und betrachtet die gemeinsame Epoche mit 1814 beendet.

In der neuesten Literaturgeschichte, *Norwegische Literatur über tausend Jahre* wird das Kapitel über die gemeinsame Literatur von einem dänischen Forscher, Peter Kierkegaard in dänischer Sprache verfaßt. Es fängt um 1500 an und dauert bis 1807. Nach seiner Theorie beginnt die Reformation in den Druckereien und der Abschluß der Epoche ist die englische Blockade gegen Dänemark, nicht die konkrete politische Trennung Norwegens. Die anderen, häufig benutzten Literaturgeschichten, z.B. die von Willy Dahl,<sup>10</sup> setzen die Grenzen der Perioden in der oben schon erwähnten Weise.

Nach meinen Forschungen fängt die gemeinsame Literatur mit der ins Dänische übersetzten Bibel an. (Neues Testament 1524 von Hans Mikkelsen, dann 1529 von Christjern Pedersen; die ganze Bibel 1550, auf Anordnung von Christian III.) Unter dem Einfluß der Reformation las man die Bibel täglich in der Nationalsprache. Alle Pastoren mußten 7 Bücher besitzen, außer der Bibel u.a. den Katechismus mit Erläuterungen. Die Schriftsprache des Zwillingsreiches wurde das Dänische und diese Tatsache hat das Schicksal der Literatur entschieden. Wenn man vom idealistischen Historismus der norwegischen Literaturgeschichte absieht und rezeptionsästhetische Gesichtspunkte in Betracht zieht,



<sup>8</sup> Aarnes, Sigurd A.: Omkring den dansk-norske felleslitteraturen. In: *Prøvebånger i norsk litteratur*. Alvheim & Eide Akademisk Forlag, 1983, S. 21. Übersetzung von H.M.

<sup>9</sup> Bull, F.; Paasche, F.; Houm, P.; Winsnes, A.: *Norges litteraturhistorie I-VI*. 1924-55.

<sup>10</sup> Dahl, Willy: *Norges litteratur. Tid og tekst*. 1-3. 1981-89.

wenn man sich der Literatur mit der Forderung nach möglicher Vollkommenheit nähert und die literarisch-kulturelle Gemeinschaft nicht unter politischen Zwang stehend betrachtet, kann man behaupten, daß die gemeinsame dänisch-norwegische Literatur mit dem Erscheinen des Neuen Testaments im Jahre 1529 begann.

Neben der Bibel gehörten die erbaulichen Schriften, Bibelerläuterungen, Psalmen, mit einem Wort die Texte der täglichen Religionsausübung dazu, liturgische Texte einbezogen. Es gab viele Lieder, die in beiden Ländern gesungen wurden. Diese Gemeinschaft blieb bis heute erhalten, wovon die Psalm- und Gebetsbücher zeugen.

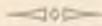
In der gemeinsamen Literatur blieb aber natürlich Raum für zwei Literaturen, die mit unterschiedlicher Intensität und Qualität geschaffen wurden. Dabei hat eine literarische Infrastruktur eine wichtige Rolle gespielt, die in Dänemark vorhanden war und sich in ständiger Entwicklung befand, während sie in Norwegen in vielerlei Hinsicht noch nicht existierte. Kopenhagen wurde allmählich zum Zentrum des Reiches, Norwegen blieb Periferie. Um 1600 strömten die Norweger in die Reichshauptstadt.<sup>11</sup>

Die Norwegische Literatur-Gesellschaft, häufig einfach Norwegische Gesellschaft genannt, wurde im Herzen von Kopenhagen gegründet. Es sind Studenten und Dichter norwegischer Abstammung gewesen, die in dieser Gesellschaft eine kulturelle Heimat fanden und durch ihren Zusammenhalt etwas Norwegisches zu vertreten bzw. zu gestalten versuchten. Ausgangspunkt war der Protest gegen die poetische Richtung, die der dänische Dichter Johannes Ewald, unter Einfluß von Klopstock, repräsentierte. Später schlossen sich auch dänische Dichter und Akademiker der Gesellschaft an, z.B. Professor Knud Lyhne Rahbeck. Sie schätzten die Bestrebungen bzw. die zur Lebensform gewordene Einstellung der Norweger.

Die Existenz und Tätigkeit der Norwegischen Gesellschaft wuchs zu einem Meilenstein der selbstständigen norwegischen Literatur, gleichzeitig bot sie das beste Beispiel für die Existenz einer gemeinsamen Literatur.

### Ende der gemeinsamen Periode

In den erwähnten Literaturgeschichten findet man die folgenden Zäsuren: Bei E. Beyer ist es das Jahr 1814. Bei Dietrichson ist es „Die politische Trennung Norwegens von Dänemark“ was eine kluge Lösung ist, weil sie eine Trennung des kulturellen Lebens für unmöglich hält. Bull rechnet die gemeinsame Periode von Holberg bis Wessel, also bis ca. 1785. Es ist merkwürdig, daß Bull Wessel erwähnt, der – wenn überhaupt – nur sehr schwer in seine Nationenbau-Theorie paßt. Mit Claus Fasting ließe sich besser argumentieren, aber er war von bescheidenerem Format. Wessel hatte mit der nationalen Begeisterung, die viele Dichter



<sup>11</sup> Ein Gegenbeispiel bedeutete in diesem Zusammenhang die Stadt Trondheim. Sie lag entfernt vom Zentrum, aber es bedeutete gleichzeitig eine wohlthuende Entfernung von der Kontrolle. Das Bistum ist schon immer Hochburg der Kultur gewesen, eine Art nordische Hauptstadt. Die Königliche Norwegische Wissenschaftliche Gesellschaft wurde 1767 hier gegründet, mehrere Wissenschaftler und Geistliche stammten aus diesem Milieu, aus dem der Wunsch ausging, eine norwegische Universität zu stiften, die 1813 ins Leben gerufen wurde.



der Norwegischen Gesellschaft zur Mitwirkung in der Formulierung der Verfassung bewegt hatte, nichts zu tun.

In der Literaturgeschichte *Norwegens Literatur über tausend Jahre* behauptet der Däne Peter Kierkegaard, daß mit der Konfrontation zwischen Ewald und Wessel die gemeinsame Literatur aufhört eine Einheit zu sein.

Mit dem 17. Mai 1814 könnte eine passende Grenze gesetzt werden, wenn die frischgebackene norwegische Regierung die Krone nicht dem dänischen Kronprinzen Christian Frederik angeboten hätte. Das ist ein merkwürdiger Beweis für die Realität der politischen und kulturellen Gemeinschaft.<sup>12</sup>

Die kulturelle und literarische Entwicklung kennt keine Grenzen, die bestimmten Jahreszahlen zugeordnet werden könnten. Die politische Trennung wurde mit der Abstimmung der Konstitution verwirklicht. Unmittelbar danach folgte eine an literarischen Leistungen arme Periode. Das Erscheinen des Lyrikbandes *Gedichte. Erster Ring* von Henrik Wergeland im Jahre 1830 läßt das Kommen einer neuen Epoche ahnen. Mit Vorsicht setze ich das Ende der Periode an diesem Punkt.

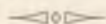
### Der Kulturstreit

Nach der Trennung ergab sich die prinzipielle Frage, welchen Weg die junge norwegische Gesellschaft und Kultur gehen sollte?

Henrik Wergeland, das junge Genie, setzte sein Wort und sein Ansehen für die vollständige (wenn diese überhaupt möglich war) Loslösung von Dänemark ein. Er behauptete, daß die in seinem Volk schlummernde Urkraft für die Erkämpfung und Stabilisierung der kulturellen Selbstständigkeit ausreichend sei.

Für die Anhänger einer realistischeren Auffassung war es verantwortungslos, die gemeinsamen Wurzeln mit Dänemark durchzuschneiden, solange sie gebraucht werden können und müssen. Die Vermittlerrolle Dänemarks war in der damaligen Situation unentbehrlich. Diesen Standpunkt vertrat Welhaven, Wergelands verbitterter Dichtergegner. Die kulturellen Institutionen Dänemarks blieben nach 1814 für lange Zeit wichtiger denn je. Die fehlenden Fakultäten der Universität, die Verlage, die Theater und Salons mußten erst ersetzt werden oder man sollte die Vorteile der in Dänemark seit langem funktionierenden kulturellen Infrastruktur weiterhin in Anspruch nehmen. Die Klassiker, u.a. Ibsen, Bjørnson, Lie, Kielland, Collett haben ihre Werke in Kopenhagen veröffentlicht, sogar die wunderbare Volksmärchensammlungen von Asbjørnsen und Moe wurden in der dänischen Hauptstadt publiziert.

In den 1850-60er Jahren konnte man schon mit Recht von einer norwegischen Literatur sprechen, die aber mit vielen Fäden an Dänemark bzw. Kopenhagen gebunden blieb.



<sup>12</sup> Die Unabhängigkeit Norwegens dauerte nur drei Monate. Am 14. August 1814 bekam die schwedische Krone dem Kieler Friedensabkommen entsprechend auch Norwegen. Die Schwedisch-Norwegische Union dauerte bis 1905. Erst danach erreichte das Land seine endgültige Unabhängigkeit.

## Die heutige Einschätzung der gemeinsamen Epoche

Die verschiedenen Positionen, die Norwegen bzw. Dänemark einnahmen, bestimmten die jeweilige Einschätzung der gemeinsamen Epoche. Die dänische Seite betrachtete sie eher als eine Bereicherung, die norwegische als eine Zwangssituation.

Für die norwegische Literaturwissenschaft wird es zweifellos immer schwieriger, die Generationen außer Acht zu lassen, deren literarische Voraussetzungen vor allem dänisch gewesen sind.<sup>13</sup>

Herluf Möller schreibt über die wunderschöne Novelle *Synnöve Solbakken* von Bjørnson:

Aus ihr strömt bis heute Licht, sie wird seit mehr als hundert Jahre geliebt und bewundert in Norwegen und Dänemark. Dieses Werk hat mehr als die anderen Werke von B. Bjørnson – trotz aller rebellischen Tendenzen gegen die historische Tradition – zur Aufrechterhaltung der Vorstellung beigetragen, daß es zwischen beiden Nationen eine tiefwurzelnde Verwandtschaft und Gemeinschaft existiert.

Andersen behandelt die Wirkung der Gesellschaften, welche die modernen Tendenzen in der Literatur vorbereitet haben. Er behauptet: „Die neue Epoche der Literatur nähert sich gleichzeitig von Wessels Laeder-Straße und Ewalds Vingaardstraße“,<sup>14</sup> Dietrichson äußert sich 1860 in seiner erfolgreichen Vorlesungsserie über die dänische Literatur in Uppsala: „Wir sollen eines Tages hier im Norden die Morgenröte der Epoche erblicken, an dem die jämmerlichen Uneinigkeiten zu Ende gehen und die Augen für die richtige nordische Einheit aufgehen.“

Die Unterscheidung der Eigenart und Wechselwirkung der dänisch-norwegischen Gemeinschaft ist notwendig. Die Nationalliteratur als Kategorie, die Frage der Nation und der Nationalität sind in den letzten Jahren mit dem Auftauchen des Gedankens der Europäischen Union aktuell geworden. Sie provozieren die Forschung sowohl in Norwegen als auch in Dänemark, provozieren und fordern einen dringenden Paradigmenwechsel. Die literarische und kulturgeschichtliche Beurteilung des Fragenkomplexes muß den fortschreitenden historischen Forschungen angepaßt werden und die gesamte Periode der dänisch-norwegischen Zusammenarbeit sollte neu gewertet werden. In der Rolle des „Außenseiters“ kann die ausländische Nordistik, besonders von rezeptionsästhetischer Seite, mit wertvollen Ergänzungen zur Gestaltung eines ganzheitlichen, nach Dietrichson „wahrhafteren Bildes“, beitragen.



<sup>13</sup> Kabell, Aage: Henrik Wergeland. Barndom og ungdom. Bd. I. In: Skrifter utgitt av Det Norske Videnskaps-Akademi i Oslo. II. Historisk-filosofisk klasse, Oslo 1956, S. 6.

<sup>14</sup> V. Andersen - C.J. Petersen: Illustreret dansk litteraturhistorie. II. Det attende Aarhundrede. København, 1934. Nordisk Forlag. 521 S. J. Wessel ist ein norwegischer Dichter, Gründer und Zetralfigur der Norwegischen Gesellschaft, die ihre Sitzungen im Cafe von Mme Juel in der Læderstrasse gehalten hatte. J. Ewald ist der Gründer und die bedeutendste Gestalt der Dänischen Literaturgesellschaft. Sie haben ihre Zusammenkünfte in der Vingaardstrasse veranstaltet.



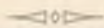


Magdolna Orosz (Budapest)

## Reiseabenteuer und intertextuelle Spurensuche: Die Auflösung vorgegebener Erzählmodelle um die Jahrhundertwende<sup>1</sup>

### 1. Auflösung des Individuums und Auflösung der Erzählung

Die Problematik des Subjekt-Objekt-Verhältnisses und der Selbst- und Weiterfahrung unterliegt in der Goethezeit dem „Wandel eines Wahrnehmungsparadigmas“,<sup>2</sup> der die Grenzen zwischen Innen und Außen, zwischen Mensch und Welt bzw. innerhalb des Menschen als unsicher empfinden läßt. Diese Veränderungen können auch in den ästhetischpoetologischen Theoriediskussionen und den literarischen Werken der deutschen Romantik nachvollzogen werden, wobei die romantischen Positionen als Auftakt der später einsetzenden Moderne betrachtet werden dürften.<sup>3</sup> An der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert kann eine Weiterführung und erneute Umakzentuierung des Paradigmenwechsels beobachtet werden. Dies äußert sich u.a. darin, daß nicht nur eine Aufhebung der Grenzen zwischen Innen und Außen, zwischen Subjekt und Objekt vor sich geht, sondern beide Pole werden grundlegend differenzierter, so daß einerseits die Konzeption des Realitätsbegriffs problematisch wird, andererseits werden Probleme des Konzepts der Person (des „Ich“, des Individuums) und der Identität selbst erkennbar.<sup>4</sup> Die Realität als vom Subjekt unabhängig existierende Entität und als Objekt der Erkenntnis bzw. als Erkennbares wird fragwürdig, sie verschwindet hinter der Veränderlichkeit als Grundbedingung ihrer Existenz, indem „das Sein eine leere Fiktion ist. Die »scheinbare« Welt ist die einzige: die »wahre Welt« ist nur *hinzugelogen*...“<sup>5</sup> Machs Elementenlehre verabschiedet die Konzeption des als zusammenhängende und besondere (wenn auch zusammengesetzte) Einheit betrachteten Ich und erklärt es für „unrettbar“, indem sie dem



<sup>1</sup> Der Beitrag entstand im Rahmen des OTKA Förderungsprogramms T 034849.

<sup>2</sup> Lehnert, Gertrud: Verlorene Räume. Zum Wandel eines Wahrnehmungsparadigmas in der Romantik. In: DVjs 69 (1995), S. 722-734, hier S. 722

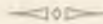
<sup>3</sup> Vgl. Behler, Ernst: Frühromantik. Berlin et al.: de Gruyter, 1992 (Sammlung Göschen; 2807).

<sup>4</sup> „Die radikale Transformation des Konzepts der »Person« gegenüber dem Realismus des 19. Jahrhunderts gehört zu den zentralen Strukturen der fantastischen und nicht-fantastischen Literatur der Frühen Moderne.“ (Wünsch, Marianne: Die Fantastische Literatur der Frühen Moderne (1890-1930). Definition, denkgeschichtlicher Kontext, Strukturen. München: Fink, 1991, S. 227f.). Es soll dazu bemerkt werden, daß diese Transformation bereits mit der Romantik ihren Anfang nahm.

<sup>5</sup> Nietzsche, Friedrich: Götzen-Dämmerung. In: Ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München: dtv, Berlin; New York: de Gruyter, 1980. Bd. 6, S. 75.

Individuum keinen besonderen Status einräumt: „Nicht das Ich ist das Primäre, sondern die Elemente (Empfindungen). [...] Die Elemente *bilden* das Ich. [...] Das Ich ist keine unveränderliche, bestimmte, scharf begrenzte Einheit.“ Die Konsequenz wäre: „Das Ich ist unrettbar.“<sup>6</sup> Von einer anderen Position aus, aber auch bei Nietzsche erfährt das Ich seine Toterklärung: „Und gar das Ich! Das ist zur Fabel geworden, zur Fiktion, zum Wortspiel: [...]“<sup>7</sup>

Die Atomisierung der Wahrnehmung, der Zerfall der Realität (der Welt) in eine Vielzahl von unzusammenhängenden heterogenen Elementen, wird zu einem in verschiedenen Varianten erlebten Grunderlebnis der Kultur dieser Zeit, wie es Hofmannsthals Chandos-Brief feststellt: „Es zerfiel mir alles in Teile, die Teile wieder in Teile, und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen“.<sup>8</sup> Damit wird die berühmte Krise des Ich formuliert, das keine inneren wie äußeren Zusammenhänge mehr wahrzunehmen, zu interpretieren und sprachlich festzuhalten vermag, denn das „Ich“, die Person, das Individuum als Subjekt der Selbst- und Weltinterpretation läßt sich als ein Konglomerat verschiedener und unzusammenhängender Teile/Teilbereiche<sup>9</sup> auffassen, dem es eben deshalb schwierig und sogar unmöglich wird, eine konsistente Interpretation von sich selbst bzw. der Welt zu realisieren. Statt dessen lassen sich eine Offenheit und eine Unabgeschlossenheit bzw. Unabschließbarkeit der Selbst- und Weltinterpretation feststellen, beide werden zum Prozeß, der außerdem einer radikalen und umgreifenden Modalisierung unterliegt, indem Träume, Erinnerungen, Reflexionen und Visionen,<sup>10</sup> also die unterschiedlichen Komponenten des „Ich“, die seit langem nicht unbekannt, theoretisch aber durch Freuds Werk erfaßt werden,<sup>11</sup> den Interpretationsprozeß beeinflussen und modifizieren.



<sup>6</sup> Mach, Ernst: Antimetaphysische Vorbemerkungen. In: Die Wiener Moderne. Literatur, Kunst und Musik zwischen 1890 und 1910. Hg. v. Gotthart Wunberg unter Mitarbeit v. Johannes J. Braakenburg. Stuttgart: Reclam, 1981 (RUB 7742), S. 137-145, hier S. 141f.

<sup>7</sup> Nietzsche: Götzen-Dämmerung, S. 91. Es ist jedenfalls zu bemerken, daß Nietzsche durch die Postulierung des „Übermenschen“ zugleich auch eine andere Stellung einnimmt, trotzdem können seine Bemerkungen über das zur Fabel gewordenen Ich mit Machs Auffassung vom unrettbaren Ich in Verbindung gebracht werden (die beiden Texte sind zeitlich auch kaum voneinander getrennt). Im literarischen Diskurs werden diese Ansichten von Hermann Bahr „popularisiert“, indem er die Parole vom „unrettbaren Ich“ aufgreift und es zur „Illusion“ erklärt.

<sup>8</sup> Hofmannsthal, Hugo von: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. Bd. 31. Hg. v. Ellen Ritter. Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag, 1991, S. 49.

<sup>9</sup> Über die Wandlungen in der Konzeption der Person in der Literatur der Jahrhundertwende vgl. Titzmann, Michael: Das Konzept der 'Person' und ihrer 'Identität' in der deutschen Literatur um 1900. In: Pfister, Manfred (Hg.): Die Modernisierung des Ich. Studien zur Subjektkonstitution in der Vor- und Frühmoderne. Passau: Wissenschaftsverlag Richard Rothe, 1989, S. 36-52.

<sup>10</sup> Vgl. darüber Paetzke, Iris: Erzählen in der Wiener Moderne. Tübingen: Francke Verlag, 1992, S. 170.

<sup>11</sup> Obwohl Freuds *Traumdeutung* nicht gleich und erst von wenigen rezipiert wird, darf die Wirkung seiner Theorie – und durch die Vermittlung von Sándor Ferenczi eben auch in der ungarischen Kultur – in der folgenden Zeit nicht vernachlässigt werden. Auf der anderen Seite bedeutet diese Wirkung keine direkte Beeinflussung des literarischen Diskurses durch die Freudsche Theorie, es geht eher um parallele Erscheinungen in mehreren Diskursen einer Kultur in einer bestimmten Zeit, wie dies von Wünsch auch betont wird. Vgl. Wünsch, Marianne: Vom späten „Realismus“ zur „Frühen Moderne“: Versuch eines Modells des literarischen Strukturwandels. In: Titzmann, Michael (Hg.): Modelle des literarischen Strukturwandels. Tübingen: Niemeyer, 1991, S. 187-203, hier S. 189.

Die sich um die Jahrhundertwende in verschiedenen kulturellen Diskursen herauskristallisierende Individuum-Konzeption, die den Menschen „als eine Menge von ihm inhärenten Möglichkeiten [denkt], die zum jeweiligen Zeitpunkt nur partiell realisiert sind“,<sup>12</sup> beeinflusst weitgehend auch die Gestaltung literarischer Werke und wird oft als eine Erklärung für die Veränderungen des Erzählens herangezogen. Die Selbstverständlichkeit des Erzählens, die Möglichkeit einer zusammenhängenden, kausal bedingten erzählten Geschichte verschwindet – zumindest in einem großen Teil der Erzählliteratur der Zeit – und das Erzählen wird bedingt (wie die Literatur im allgemeinen) durch eine „uneigentliche Sprachverwendung“, eine „nicht-mimetische[...] Autonomie“,<sup>13</sup> die u.a. auch darin besteht, daß die Erzählliteratur, in der Suche nach neuen Wegen des Erzählens, sich den der Sprache sowieso inhärenten Mitteln bedient und neue Möglichkeiten findet, indem tropisch-rhetorische Strukturierungsprinzipien auf verschiedenen Ebenen der Texte funktionieren.

Es ist hier anzumerken, daß sich die uneigentliche Sprachverwendung keineswegs als allgemeine und ausschließliche Erscheinung in der Erzählliteratur ausbreitet, denn ein anderer „Ausweg“ aus der Problematik des Erzählens, der Unmöglichkeit der zusammenhängenden Geschichte kann – wie Wünsch behauptet – im in der Frühen Moderne beliebten Phantastischen gesucht werden, wo die erzählte Geschichte in der phantastischen Literatur – wenn auch im Bereich des Irrealen und Übernatürlichen – erhalten bleibt: während „die neuen Probleme im Umgang des Subjekts mit sich selbst, [...] in der nicht-fantastischen Literatur der Epoche, [...] notwendig annähernd nur in uneigentlich-tropischer Rede dargestellt werden können, d.h. die Texte zu bestimmten Formen auf der Ebene des discours zwingen, [...]“, wird „von der fantastischen Literatur der Epoche auf der histoire-Ebene realisiert [...]: was in der nicht-fantastischen Literatur der Epoche bloß uneigentliche Rede und somit nicht-Realität ist, wird in der fantastischen wörtlich genommen und als Realität dargestellt“.<sup>14</sup> Außerdem ist es m.E. möglich, daß die phantastische erzählte Geschichte mit rhetorisch-tropischen Elementen verbunden wird, so z.B. erscheinen in Rainer Maria Rilkes *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* in kleineren Episoden bestimmte phantastische Elemente, die Texte von Leo Perutz weisen auch solche Phänomene auf, bei Franz Kafka werden phantastisch-absurde Geschichten mit metaphorischen Elementen durchwoben erzählt, und in der ungarischen Literatur am Anfang des 20. Jahrhunderts können ähnliche Verfahren nachgewiesen werden.

## 2. Intertextuelles (Nach)erzählen als De(kon)struktion des Modells

Die uneigentliche Sprachverwendung in der modernen Literatur bedient sich oft auch der Möglichkeit, intertextuell vorgegebene Gattungs- und Textmodelle zu reflektieren und zu zerlegen, wodurch eine komplexe Auseinandersetzung mit und teilweise Abgrenzung von



<sup>12</sup> Titzmann: Das Konzept der 'Person', S. 36.

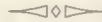
<sup>13</sup> Ebd., S. 51.

<sup>14</sup> Wünsch: Die Fantastische Literatur, S. 169 (unter „Realität“ sollte immer „fiktive, d.h. erzählte, Realität“ verstanden werden).



bestimmten Traditionen vor sich geht. In dieser Auseinandersetzung können bis dahin nicht kanonisierte Autoren und Werke eine große Rolle spielen: es ist aus dieser Hinsicht wichtig, daß z.B. Kleist und Büchner erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts, Hölderlin am Anfang des 20. Jahrhunderts und auch E.T.A. Hoffmann erst um diese Zeit entdeckt und/oder wiederentdeckt bzw. in ihrer Bedeutung für die moderne Literatur (an)erkannt werden.<sup>15</sup> Mit den Umwertungen innerhalb des kulturell-literarischen Kanons der Zeit werden zugleich auch die sich in der Frühen Moderne einsetzenden ästhetischen Paradigmawechsel unterstützt, und der kreative Umgang mit neu entdeckten und früher unterdrückten Traditionen trägt dazu bei, die eigenen Positionen – theoretisch und in der literarischen Schreibpraxis – herauszukristallisieren. Die Rezeption der erwähnten Autoren beeinflusst nicht nur den deutschsprachigen literarischen Diskurs der Frühen Moderne, sondern hinterläßt seine Spuren auch in der ungarischen Literatur, wobei eben die Vielfältigkeit der äußeren Impulse, die sie integrierend aufnimmt, neben internen Wandlungen in ihren Veränderungen eine große Bedeutung gehabt haben mag.<sup>16</sup>

Im folgenden wird es um einen Autor und einen Text gehen, an dessen Beispiel ein bestimmter Umgang mit intertextuellen Vorlagen, Modellen veranschaulicht werden kann. Der romantische Autor E.T.A. Hoffmann, der zugleich auch eine moderne Schreibweise und Erzähltechnik sowie eine Thematisierung der gefährdeten Integrität des Individuums repräsentiert,<sup>17</sup> wird in der ungarischen Literatur der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts vielfach als Vertreter des Phantastischen und des Unheimlichen angesehen und als solcher mit verschiedenen Erscheinungen und Repräsentanten der eigenen Kultur in Verbindung gesetzt. So erwähnt z.B. Dezső Kosztolányi in seinem Nachruf auf Géza Csáth, daß der ungarische Schriftsteller E.T.A. Hoffmanns seelischer Verwandte gewesen sei,<sup>18</sup> László



<sup>15</sup> Über Hoffmanns Wirkung und Wiederentdeckung für die deutsche Kultur um die Jahrhundertwende vgl. Kaiser, Gerhard R.: E.T.A. Hoffmann. Stuttgart: Metzler, 1988, S. 171f. und Steinecke, Hartmut: E.T.A. Hoffmann. Stuttgart: Reclam, 1997, S. 225f. Zur Erneuerung der deutschen Hoffmann-Rezeption mag auch Freuds Essay über das Unheimliche, in dem er Hoffmanns *Der Sandmann* als literarisches Modell für seine Ausführungen analysiert, nicht unwesentlich beigetragen haben.

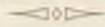
<sup>16</sup> Es sollte hier nur die traditionell starke deutsche/deutschsprachige kulturelle „Orientierung“ erwähnt werden, die als eine Art kultureller „Symbiose“ einerseits in Rezeptionstraditionen, andererseits in einer vielfältigen Mehrsprachigkeit zumindest eines Teils der ungarischen Literatur (und – solange sie existierte – nicht zuletzt im politisch-sozialen Kontext der Monarchie) diagnostizierbar ist; diese „Linie“ ergänzt sich – teilweise vielleicht als Gegengewicht – durch eine sich um die Jahrhundertwende intensivierende Rezeption französischer literarischer/kultureller Tendenzen von Baudelaire und den Symbolisten bis zu den Avantgarde-Bestrebungen (und dabei bleiben andere in einigen Fällen nicht weniger wichtige Momente immer noch unerwähnt).

<sup>17</sup> Vgl. dazu Orosz, Magdolna: Identität, Differenz, Ambivalenz. Erzählstrukturen und Erzählstrategien bei E.T.A. Hoffmann. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang, 2001 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft, 1), S. 218ff.

<sup>18</sup> Kosztolányi schreibt: „[Csáth] önönmagának mélységes mélyeit búvárolta és a lidércnyomás, melyről álmodott, később valósággá vált. Gyönyörűen rajzolt, festett, hegedült, zongorázott, zenét szerzett, akárcsak lelki rokona, akit nem ismert, E. T. A. Hoffmann.” (Kosztolányi, Dezső: Csáth Géza betegségéről és haláláról. In: Nyugat 1919, Nr. 16-17, S. 1108).

Cholnoky entdeckt Parallelen zwischen Gyula Krúdy und Hoffmann<sup>19</sup> und György Király hebt in seiner Rezension über Zoltán Trócsányi das Phantastische bei Hoffmann hervor, das mit dem Grauenhaften oder dem Grotesken verschmolzen sei.<sup>20</sup> In der zu analysierenden Erzählung von Károly Lovik geht es auch um eine als phantastisch einstuftbare Geschichte,<sup>21</sup> die nach einem bestimmten Modell konstruiert zu sein scheint. Loviks Novelle weist schon mit dem Titel explizit auf Hoffmann hin: *Nathanael. Hoffmanns letztes Märchen*,<sup>22</sup> aber gerade im Titel zeichnet sich das grundlegende Verfahren von Lovik ab, das darin besteht, daß die Folie der intertextuellen Bezüge durch das Nebeneinander und die Verbindung heterogener Elemente zerlegt wird. Die zwei Teile des Titels widersprechen einander: der erste Teil besteht aus einem Namen, der mit dem der Hauptfigur des *Sandmann*, eines der Nachtstücke von Hoffmann, identisch ist, der zweite Teil dagegen weist auf eine von Hoffmann beliebte und vielfältig ausgeprägte Gattung, die des Kunstmärchens, hin.<sup>23</sup> Nachtstück und Märchen werden dadurch einander gegenübergestellt, zwei Gattungen, die einander in vieler Hinsicht und auch strukturell entgegengesetzt sind, die aber bei Hoffmann durch die vielfachen thematischen, motivischen Relationen und durch strukturelle Gemeinsamkeiten zwischen Märchen und Nicht-Märchen eng miteinander verbunden werden.<sup>24</sup>

Die Novelle ist eine Ich-Erzählung, die über ein besonderes Abenteuer/Erlebnis des fiktiven Ich-Erzählers berichtet. Diese Art des Erzählens und der Erzählerfigur erinnert wiederum an Hoffmann, dessen fiktive Erzählerfigur, der reisende Enthusiast, in verschiedenen Texten die erzählte Geschichte vermittelnd, eine ähnliche Funktion erfüllt und durch die Art des Erzählens für die für Hoffmann charakteristische Ambivalenz des Erzählten und des Erzählens verantwortlich ist. Loviks Text nimmt außerdem die bei Hoffmann oft und in



<sup>19</sup> „Következnek azután a Krúdy csodálatos látomásai, átszöve a drága aforisztika legdrágább aranyával,... Dickens, Hoffmann és Krúdy, ők hárman tudják szívedre hinteni a legtündöklőbb szomorúságot, ők ismerik a bűvös-erejű mondatokat, amelyek rózsaszínű örömeid közül is visszacsalogatnak elmúlt, névtelen szomorúságaid közé, [...]” (Cholnoky, László: Krúdy Gyula: Asszonyágok dja. In: Nyugat 1920, Nr. 1-2, S. 99).

<sup>20</sup> „[...] a fantasztikumnak meg kell maradnia fantasztikus mivoltában és a művészetnek éppen az a feladata, hogy az olvasóval el tudja hitetni a hihetlent, [...]. Ennek többféle módja van. [...], rendkívül fortélyos és az ember érzelmi életének alapos ismeretét igénylő eljárás az, mikor az író a fantasztikumot a borzalmassal vagy groteszkkel párosítja, úgyhogy az egyiknek túlzásait a másikkal paralizálja, mestere ennek Poe, Balzac és Hoffmann.” (Király, György: Az ördög meg a leányzó. In: Nyugat 1921, Nr. 19, S. 1505). Als weiteres Zeichen einer Hoffmann-Rezeption erscheint die eigenartig romantisierende Studie von Schaukal, Richard: E.T.A. Hoffmann. Budapest: Kultúra Könyvkiadó, o.J. [1923]).

<sup>21</sup> Phantastisch im Sinne von Todorov, der die aufrechterhaltene Ambiguität der Interpretierbarkeit des Erzählten als *differentia specifica* des phantastischen Textes betrachtet (vgl. Todorov, Tzvetan: Introduction à la littérature fantastique. Paris: Seuil, 1970, S. 35f.), und auch – teilweise – nach der Definition von Wünsch (vgl. Wünsch: Die Fantastische Literatur, S. 65ff.).

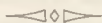
<sup>22</sup> Lovik, Károly: Nathanael. Hoffmann utolsó meséje. In: Ders.: Okosok és bolondok. Budapest: Singer & Wolfner, 1911, S. 3-38. (Der Text wird nach dieser Ausgabe zitiert und mit den Seitenzahlen im laufenden Text angegeben.)

<sup>23</sup> Der Titel von Offenbachs musikalischer Bearbeitung bestimmter Elemente des Hoffmannschen Oeuvres – *Les contes d'Hoffmann* – mag hier auch mitgespielt haben.

<sup>24</sup> Vgl. dazu Nehring, Wolfgang: E.T.A. Hoffmanns Erzählwerk: Ein Modell und seine Variationen. In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Sonderheft 1976, S. 3-24.



unterschiedlichen Varianten vorkommende Rahmenstruktur<sup>25</sup> auf, wobei der Rahmen hier in den Hintergrund tritt und vor allem die Funktion übernimmt, die erzählte Geschichte als Erzähltes einzuleiten bzw. abzuschließen, beim Abschluß wird aber der Rahmen nur noch auf einen halben Satz reduziert.<sup>26</sup> Der Rahmen sorgt allerdings für eine Verunsicherung der Lektüre durch die Modalisierung der fiktiven Referenz der erzählten Geschichte, indem der referentielle Status des Erzählten innerhalb der Fiktion durch die Verwirrung der Zeitverhältnisse, die räumliche Entfernung und Abgehobenheit des Geschehens bzw. durch das Erinnert-Sein sowie den besonderen erlebten Zustand des Erzählers mehrfach ungewiß wird: „Ami ezután történt, már csak bizonytalan rajzban él lelkemben.” (3)<sup>27</sup> Die Labilität des Erzählten bleibt im ganzen Text aufrechterhalten, die Erfahrungsmodalitäten wechseln sich nämlich ständig ab, Traum, traumartiger Zustand, durch Verletzung hervorgerufenes Unwohlsein, Angst und seelische Irritation treten als dominierende, sich immer wieder abwechselnde und perspektivierende Zustände des sowieso subjektiven Ich-Erzählers auf. Erzählt wird eine anscheinend kontinuierliche Geschichte: Der Ich-Erzähler entkommt dem gewohnten Weg und verirrt sich während eines einsamen nächtlichen Ritts nach Hause, er kommt – verletzt – bei zwei sonderbaren Menschen, Vater und Tochter, an, die ihn zu heilen versuchen, bei ihnen widerfahren ihm wunderbar-phantastische Erlebnisse, er verliebt sich in die Tochter, wird durch die für ihn auch nicht vollständig interpretierbaren Vorkommnisse erschreckt, bis er endlich, nach einem erschütternd-traumatisierenden Vorfall, flüchten kann. Die Teile des in fünf Kapitel gegliederten Textes thematisieren einzelne Phasen der Ereignisse, die aber, teilweise infolge mehrdeutiger Momente, eine gewisse Wiederholungsstruktur erkennen lassen: der Ich-Erzähler wird immer wieder mit Erscheinungen konfrontiert, die er nicht eindeutig zu interpretieren vermag, und deren Zuordnung zu seinen bisherigen Erfahrungen nicht möglich ist, indem er aus dem gewohnten Interpretationsrahmen heraustreten soll(te), um zu einer Erklärung zu gelangen. Seine Erzählung beschreibt die Anstrengungen, den Weg zu einer andersartigen Deutung zu gehen, wozu auch ein Heraustreten aus den eigenen Persönlichkeitsgrenzen (und eine Annäherung an den Wahnsinn) notwendig wäre. Der Ich-Erzähler bewegt sich eigentlich in einem ambivalenten Hin und Her zwischen den Deutungsmöglichkeiten, die ihn zur Selbstinterpretation bzw. zur Selbstfindung führen könnten, denn wie die rätselhafte Figur Nathanael ihn, die konkrete und metaphorische Motivik der Geschichte zusammenfassend, charakterisiert: „Eltévedtél és elvesztetted a talajt a lábad alatt.” (12)<sup>28</sup> Die Selbstinterpretation des Ich-Erzählers läßt auch auf eine – konkrete wie auch im übertragenen Sinne verstehbare – „Verirrung” schließen: er ist „[e]gy kóbor lovag, vagy kóbor költő, [...] Egy nagyon szerencsétlen ember, aki egész életében a nyugalmat, a boldogságot



<sup>25</sup> Über die Rahmenstrukturen Hoffmanns vgl. Orosz: Identität, Differenz, Ambivalenz, S. 136ff. Hoffmann selbst vermag auch durch die Einbettungs- und Rahmenstrukturen das Erzählen und die Verschiebbarkeit der Grenzen von Fiktion und (erzählter fiktiver) Realität zu demonstrieren.

<sup>26</sup> Durch diese „Verstümmelung” werde der Rahmen seiner grundlegenden Funktion entzogen, die darin bestehe, eine referentielle kommunikative Position zu markieren; vgl. Héger, Ágnes: Keret és fikció. Lovik Károly novellisztikájáról. In: Eisemann, György (Hg.): A kánon peremén. Az irodalmi modernség alakváltozatai a XIX-XX. század magyar prózájában. Budapest: ELTE, 1999, S. 72-83, hier S. 73. Außerdem bin ich Ágnes Héger dankbar, daß sie mich auf diese Novelle aufmerksam gemacht hat.

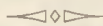
<sup>27</sup> „Alles, was danach geschah, lebt in meiner Seele nur noch als ein verworrenes Bild.”

<sup>28</sup> „Du hast dich verirrt und du hast den Boden unter den Füßen verloren.”



hajszolta és sohase találta meg.”<sup>29</sup> Seine Selbstfindung bleibt auch ambivalent: Er scheint dazu bereit, selbst in den Wahnsinn zu flüchten, um dadurch lieben zu können und vielleicht geliebt zu werden, diese Absicht wird aber durch den Tod der Anderen und seine Flucht aus dem Haus seines „Abenteuers“ vereitelt, obwohl der Wahnsinn zumindest vorübergehend als wünschenswerter Zustand postuliert wird, in dem sich die bis dahin unrealisierten und unrealisierbaren Bestrebungen erfüllen könnten.

Die erzählte Geschichte wird von der thematischen Kette der Versuche der Identitätssuche (Suche nach der eigenen sowie nach der der Anderen) bzw. der Suche nach irgendwelchen Zusammenhängen der heterogenen erlebten Momente dominiert und zusammengehalten, die Motiviertheit der erzählten Welt bleibt aber lückenhaft, indem ihre zeitlichen Koordinaten verschiebbar (vom Bewußtseinszustand des Erzählers in großem Maße abhängig) sind, außerdem wird sie durch die räumliche Abgehobenheit<sup>30</sup> ins Ortlose, teilweise Phantastische versetzt, und die einzelnen Ereignisse hängen kausal – zumindest für den Ich-Erzähler, dessen Perspektive jedoch alles bestimmt – auch kaum zusammen. Zum Zustandekommen solcher Eigenschaften der erzählten Welt tragen auch die verschiedenen, im Text entdeckbaren intertextuellen Elemente und Beziehungen in großem Maße bei, die – und das ist eine Besonderheit des Erzählten und des Erzählens – vom Ich-Erzähler nicht wahrgenommen und noch weniger als solche reflektiert werden: Das intertextuelle Bezugsnetz entsteht erst in der Lektüre und Interpretation durch den Leser. Für die intertextuellen Bezugnahmen ist eine auffallende Heterogenität kennzeichnend, denn obwohl die grundlegende intertextuelle Folie, d.h. E.T.A. Hoffmann eindeutig markiert ist, lassen sich außerdem weniger oder kaum markierte andere Bezugnahmen auf andere Texte und/oder Autoren erkennen. Eigentlich sind auch die Hoffmann-Bezüge selbst heterogen, vor allem in dem Sinne, daß sie dem im Untertitel (Hoffmanns letztes Märchen) bezeichneten Gattungsmodell (Kunstmärchen à la Hoffmann<sup>31</sup>) zuwiderlaufen. Der im Titel angegebene Name „Nathanael“ bildet auch einen starken intertextuellen Bezug, denn so heißt die zentrale Figur in Hoffmanns Nachtstück *Der Sandmann*, die an ihrer unlösbaren Identitätskrise zugrundegeht. Allerdings wird in Loviks Text der Hoffmannsche Name auf eine andere Art von Figur übertragen, indem dieser Nathanael den Zauberer- bzw. Magnetiseurfiguren bei Hoffmann (vor allem Lindhorst aus dem *Goldenen Topf*) ähnlich ist. Für diese Ähnlichkeit sorgen seine Erscheinung: „magas, keskeny vállu, hóféhér ember [...], selyem burnuszban, fején hosszu süveggel, amelybe aranyszálakkal furcsa jelek voltak hímezve.” (11), seine Umgebung: „[...] tágas, homályosan világított teremben feküdtem,

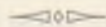


<sup>29</sup> „[Ich bin] [e]in umherirrender Ritter, oder ein umherirrender Dichter, [...]. Ein sehr unglücklicher Mensch, der in seinem ganzen Leben die Ruhe und das Glück jagte und sie nie gefunden hat.”

<sup>30</sup> Nathanaels Haus ist durch eine Brücke zu erreichen bzw. von einer hohen Mauer umzäunt: es ist daher ein in sich geschlossener, von anderen Räumlichkeiten abgetrennter Ort.

<sup>31</sup> Das Kunstmärchen als Gattung erfüllt eine wichtige Funktion in der deutschen Romantik, Novalis z.B. behauptet, „Das Märchen ist gleichsam der Kanon der Poesie – alles Poetische muß märchenhaft sein.” (Novalis: Werke. Hg. und kommentiert v. Gerhard Schulz. München: C.H. Beck, 1969, S. 493). Zur Frage des romantischen Kunstmärchens und ihrer Varianten bei verschiedenen Autoren vgl. u.a. Klotz, Volker: Das europäische Kunstmärchen. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1987 sowie Wühl, Paul-Wolfgang: Das deutsche Kunstmärchen. Heidelberg: Quelle & Meyer, 1984. Zu Hoffmanns Märchen vgl. insbesondere Vitt-Maucher, Gisela: E.T.A. Hoffmanns Märchenschaffen. Kaleidoskop der Verfremdung in seinen sieben Märchen. Chapel Hill and London: The University of North Carolina Press, 1989.

amely telve volt mindenféle furcsasággal. [...]” (19), seine Verwandlungen: „Arca egyszere mintha megnemesedett volna, fehér haja tiszteletreméltó, zöld szeme méltóságteljes lett.” (25)<sup>32</sup> Der Name der rätselhaften Mädchenfigur Szerafin entspricht dem Namen der Baronin Seraphine aus einem anderen Nachtstück, dem *Majorat*, in dem der Ich-Erzähler durch ihre wundervolle Anziehungskraft gebannt ist: „[...] wirkte ihre Erscheinung auf mich wie ein mächtiger unwiderstehlicher Zauber.”<sup>33</sup> Einer ähnlichen Wirkung unterliegt der Ich-Erzähler in Loviks Erzählung: „[...] mégis delejes erő vonz feléje... Nem tudok neki ellentállani...” (34),<sup>34</sup> und der wahnsinnnahe Zustand, den er sich herbeiwünscht, um sich dem allem Anschein nach wahnsinnigen Mädchen anzunähern, erinnert ebenfalls an den Zustand des Ich-Erzählers im *Majorat*, der ausdrücklich davor gewarnt wird: „[...] du stehst in achtlosem Wahnsinn auf dünner Eisdecke, die bricht unter dir ehe du es versiehst und du plumpst hinein.” (SW 3, 224). Der Name selbst kann zugleich mit dem „Seraph” genannten Engel mit sechs Flügeln im Alten Testament in Verbindung gebracht werden, wie es bei Hoffmann tatsächlich geschieht, indem die Baroness erscheint als „[...] Engel des Lichts, dem sich die bösen gespenstischen Mächte beugen” (SW 3, 215), und in Loviks Novelle nimmt Szerafin (z.B. durch ihr weißes Gesicht und weiße Kleidung) auch engelhafte Züge an: „[...] ő volt az, aki végül maga is szárnyakat növesztett és a levegőürbe próbált fölemelkedni.” (12f.)<sup>35</sup> Die vermeintliche Krankheit (ihre Nervenschwäche bzw. ihr Wahnsinn) verbindet auch die zwei Figuren: während in Hoffmanns Erzählung die Baronin „[...] an einer Erregbarkeit kränkelt, die am Ende alle Lebensfreude wegzehren muß” (SW 3, 238) und „ihr gewöhnlicher Nervenzufall” (SW 3, 237) eintritt, wird von Szerafin behauptet, „[...] az a szép és tisztá nő, akit Szerafinnak nevez, éppen olyan szerencsétlen lelki és elméjü, mint apja, Nathanael mester.” (34)<sup>36</sup> Dieser Behauptung scheint auch der Ich-Erzähler zuzustimmen: „[...] hisz a leány elméje elborult volt. Szerafin tehát szegény, sinylödő lelki beteg [...]” (30),<sup>37</sup> und diese Erklärung liefert zugleich eine mögliche Interpretation für die Ereignisse: „Két őrült ember és egy lázas beteg képzelődésének találkozása volt... Három elborult lélek barangolt együtt az emberi nyomorúság kietlen utain [...]” (31).<sup>38</sup>



<sup>32</sup> „[...] ein hochgewachsener, engschultriger, weißer Mensch [...], in seidnem Burnus und mit einem hohen Hut, in den merkwürdige goldene Zeichen gestickt waren”; „[...] ich lag in einem breiten, kaum beleuchteten Raum, der mit allerlei besonderen Gegenständen vollgestopft war. [...]”; „Sein Gesicht schien auf einmal edler, seine weißen Haare waren ehrwürdig und seine grünen Augen strahlten vor Würde.”

<sup>33</sup> E.T.A. Hoffmann: *Das Majorat*. In: Ders.: *Sämtliche Werke in sechs Bänden*. Hg. v. Hartmut Steinecke u.a. Bd. 3. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1985, S. 215. (Hoffmanns Werke werden nach dieser Ausgabe zitiert und als SW und der jeweiligen Bandnummer im laufenden Text angegeben).

<sup>34</sup> „[...] trotzdem zieht mich eine magnetische Kraft zu ihr hin... Ich kann ihr nicht widerstehen...”; der Ausdruck „magnetische Kraft” verdient auch eine besondere Aufmerksamkeit, denn sie spielt in Hoffmanns Erzählungen auch eine wichtige Rolle als Symbol für die Beeinflussung der Integrität der menschlichen Persönlichkeit.

<sup>35</sup> „[...] sie war es, der letztlich selbst Flügel wuchsen und die sich in die Lüfte erheben wollte.”

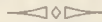
<sup>36</sup> „[...] die schöne und reine Frau, die Sie Szerafin nennen, hat ebenso eine verstörte Seele und Vernunft wie ihr Vater, Meister Nathanael.”

<sup>37</sup> „[...] das Mädchen wahr wohl verwirrten Sinns. Szerafin ist also eine arme, miserable seelisch Kranke [...]”

<sup>38</sup> „Zwei Wahnsinnige und ein im Fieber liegender Kranker trafen hier aufeinander... Drei umnachtete Seelen irrten hier auf den einsamen Wegen menschlicher Elend umher [...]”



Es gibt verschiedene Momente der erzählten Welt, die bestimmte Motive Hoffmannschen Erzählens intertextuell hereinspielen: doppelgängerähnliche Phänomene sind zu beobachten, indem die Mädchenfigur, der der Ich-Erzähler in Nathanaels Haus begegnet, ihm im Traum in sich verwandelnden Gestalten (blumen- bzw. vogelartig) auftaucht. Der Ich-Erzähler scheint auch aus sich selbst herauszutreten: „[...] úgy rémlett, mintha nem is élnék és csak az árnyékom borongana ösmeretlen, hideg tájakon” (4),<sup>39</sup> er erscheint auch in dem sonderbaren, seine Lebensgeschichte festhaltenden Buch, das ihn sonderbarerweise „vergegenständlicht” und „verewigt” – damit wird ein zentrales Thema der erzählten Geschichte, das der verlorenen und wiedergewonnenen Erinnerung, das Festhalten des vergänglichen menschlichen Lebens in objektivierbaren Erscheinungen, symbolisch und intertextuell „untermauert” aufgezeigt. Identitätssuche und Identitätsverlust sind damit verbunden, die bei Hoffmann z.B. im Roman *Die Elixire des Teufels* thematisiert werden, worauf hier andeutungsweise auch angespielt wird: „Minden emberi vonás kiveszett belőlem, nem tudtam, ki vagyok, nem tudtam miért és hogyan éltem eddig, nem emlékeztem senkire, nem akartam tudni senkiről, [...]” (36).<sup>40</sup> Traum, Vision und Wahnsinn als identitätsbestimmende bzw. identitätsgefährdende Momente, die die Grenzen zwischen Einbildung und erzählter Realität immer wieder verschieben, die Verwandlung lebloser Natur (z.B. sich bewegende und sprechende Bäume), Liebe als eventuelles Erlösungsmittel („[...] tudtam, hogy jönnie kell valakinek, aki megvált. Nos, most végre emberi formát öltöttél és mellettem vagy, Szerafin!”<sup>41</sup>), Spiegel und Spiegelungen, Bruchstücke einer verkehrten Atlantis-Geschichte („[...] egykoron, egy elhidegült, nemes indulatokból kifogyott kor mily tisztelettel és csodálattal fog fölnézni ezekre a te érzéseidre”<sup>42</sup>), kleine Handlungsmomente (die Szene in der Kneipe erinnert z.B. an die nächtliche Gesellschaft im Keller in den *Abenteuern der Sylvester-Nacht*; die Geige, der die wunderbaren Töne so entfließen, daß dadurch die Lebenskraft des Spielenden verzehrt wird, deutet auf den die Sängerin Antonie in den Tod bringenden Gesang in *Rat Krespel* hin) verweisen auch auf verschiedene Hoffmann-Texte. Bestimmte strukturelle Gegebenheiten wie eine gewisse Figurenkonstellation werden ebenfalls intertextuell einbezogen: so läßt sich das „Dreieck” Ich-Erzähler-Nathanael-Szerafin als Wiederholung des im *Goldenen Topf* am eindeutigsten ausgeprägten, aber auch in anderen Texten – manchmal sogar ironisch-parodistisch gefärbten – Modells Anselmus-Lindhorst-Serpentina interpretieren, obwohl in Loviks Novelle die für Hoffmann charakteristische ironische Perspektive fehlt. Einige stilistische Formulierungen schaffen eine Atmosphäre von Mehrdeutigkeit und Unentscheidbarkeit in der Interpretation des Erzählten: Wendungen wie „úgy rémlett, mintha”, „mintha”, „úgy



<sup>39</sup> „[...] es schien mir, als ob ich nicht lebte und nur mein Schatten in unbekanntem, kalten Gegenden dunkel umherirrte.”

<sup>40</sup> „Alles Menschliche entschwand mir, ich wußte nicht mehr, wer ich war, ich wußte nicht, wofür und wie ich bis dahin lebte, ich erinnerte mich an niemanden, ich wollte von niemandem wissen, [...]” – Ähnliche Zweifel an der eigenen Identität sind in den Elixieren des Teufels zu finden: „Ich konnte mich selbst nicht wieder finden! – [...] Ich bin das, was ich scheine, und scheine das nicht, was ich bin, mir selbst ein unerklärlich Rätsel, bin ich entzweit mit meinem Ich!” (SW 2/2, 73).

<sup>41</sup> „[...] ich wußte, daß jemand kommen soll, der mich erlöst. Nun, endlich hast du menschliche Gestalt angenommen und du bist mit mir, Szerafin!” (15).

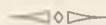
<sup>42</sup> „[...] wie wird einst eine kaltgewordene, edle Empfindungen entbehrende Zeit deine Gefühle verehren und bewundernd hochschätzen.” (22).



rémlett“, „úgy éreztem“ („es schien, als ob“, „als ob“, „es schien mir“, „ich fühlte, daß“) rufen ähnlich die Ambivalenz der Hoffmann-Texte verstärkenden sprachlichen Mittel hervor. Durch die intertextuelle Bezugnahme auf die erwähnten Elemente verschiedener Hoffmann-Texte entsteht auch eine Wiederaufnahme von Gattungskonventionen (Märchen und Nachtstück), wobei ein Schwanken zwischen ihnen zu beobachten ist.

Außer Hoffmann als intertextuelles „Modell“ sind auch einige Elemente von Texten anderer Autoren in Loviks Text auffindbar: Goethes Roman wird durch den Namen des Wirts – Werther Sámuel – zwar auch hereingespielt, durch die Übertragung auf diese Figur wird er aber zugleich verfremdet und ihrer ursprünglichen Funktion als emblematische Bezeichnung einer Individuumskonzeption enthoben; eine ins Mädchengesicht verwandelnde Blume taucht im Traum des Ich-Erzählers auf und ruft im Leser die (blaue) Blume und das in ihr versteckte Mädchengesicht aus Novalis' *Heinrich von Ofterdingen* hervor: „[...] azután azt éreztem, hogy egy szép nagy virág, – szemmel, hajjal, szájjal, – fölém hajlik és az arcomba kémlel...“ (5).<sup>43</sup> Das die Lebensgeschichte des Ich-Erzählers selbstreferentiell enthaltende sonderbare Buch wiederholt ebenfalls das wunderbare Buch, das Heinrich von Ofterdingens Geschichte zeigt und den Eindruck des *déjà vu*, der Wiederholbarkeit von Vergangenen bzw. die Aufhebung der Zeitebenen (und damit Zukunft als Erinnerung) suggeriert. Das Moment des wunderbaren Haarzopfs nimmt auf mythologische Geschichten Bezug, indem er auf Berenike bzw. Berenikes Locke<sup>44</sup> hinweist:

Női haj volt, egy gyönyörű szőke sörény, amely [...] fűszeres illatot terjesztett el. [...] Minden pillanatban más és más volt a csodálatos hajfonat, [...] egyszerre kékes, apró villámszikrák kezdtek belőle kipattanni [...]. És a háttérben, sajátágos megvilágításban, szürke vonalakkal megrajzolva, – mily káprázat! – csodálatos női arc jelent meg előttem, egy hideg, fejedelmi szépség, [...] vonásai határozottak, kemények voltak és büszkén dacoltak a fölöttük elmúlt évszázadok viharáival [...]” (23f.).<sup>45</sup>



<sup>43</sup> „[...] dann spürte ich, daß eine schöne große Blume, – sie hatte Augen, Haare und Mund, – sich über mich beugte und mir ins Gesicht schaute...“

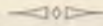
<sup>44</sup> Über Berenike vgl. Paulys Real-Encyclopädie, I. Bd., S. 863f.: Berenike „[...] heiratete Ptolemaios III. Als dieser unmittelbar darauf in den Laodikekrieg nach Syrien zog, weihte B. für seine glückliche Heimkehr ihre Locke, deren Verschwinden aus dem Tempel und deren Verwandlung in ein Sternbild Kallimachos in der »Locke der Berenike« verherrlichte.“ Außerdem „wurde B. mit Isis und Aphrodite gleichgesetzt“ (ebd., S. 865), und die Motive des Lovik-Textes lassen sich mit dieser erweiterten Interpretation in Verbindung bringen. Außerdem wäre die Bezugnahme auf andere Texte nicht auszuschließen, es soll hier nur Maupassants ebenfalls phantastisch gefärbte Erzählung *La chevelure* erwähnt werden, mit der die „Objektivierung“ des Gefühls sowie der Wahnsinn mögliche Verbindungen bilden.

<sup>45</sup> „Es war weibliches Haar, wunderschön und blond, das [...] schweren Duft verbreitete. [...] Die wunderbare Locke schien in jedem Moment anders, [...] auf einmal entsprangen ihr bläuliche kleine Funken [...]. Und im Hintergrund erschien in besonderer Beleuchtung, mit grauen Zügen gezeichnet – was für eine Sinnestäuschung! – ein wunderbares Frauengesicht, eine kalte, königliche Schönheit, [...] ihre Züge waren entschieden und hart und setzten sich den Stürmen der über sie vergangenen Jahrhunderte stolz entgegen [...]“.

### 3. Erinnerungsarbeit und intertextuelles Speichern von Gedächtnis

Loviks Novelle thematisiert – über die eigentlich erzählte Geschichte hinausgehend – das Problem der Erinnerung und ihrer Modalitäten auf mehreren Ebenen, indem das Erzählen des Ich-Erzählers eigentlich als Erinnerungsprozeß funktioniert, während dessen er sich an sein sonderbares Abenteuer und seine Details zurückzuerinnern und diese zu einem Ganzen zu ordnen versucht. Auf dieser Ebene geht es um individuelle Erinnerung, um das Zurückholen des Geschehenen und Erlebten ins bewußt Erinnerbare, das dadurch erschwert wird und letzten Endes auch unvollkommen bleibt, daß die Ereignisse nur teilweise bewußt zu machen sind und die Erinnerung gerade die traumhaften und visionären Bewußtseinszustände und nicht das tatsächlich Geschehene zu reflektieren vermag. Der Ich-Erzähler erinnert sich nämlich an seine Eindrücke während der Ereignisse, nicht an die Ereignisse selbst und formuliert seine Unsicherheiten mit der seinem Erzählen (von ihm unreflektiert) zugrundeliegenden intertextuellen stilistischen Folie der Hoffmann-Texte.<sup>46</sup> Auf der Ebene des Erzählten können Nathanaels Bemühungen um das Festhalten menschlicher Eigenschaften, Gefühle und Gedanken, also des am meisten Vergänglichen und Flüchtigen am Menschen, als das Fixieren erinnerbarer Momente gegenüber (individueller) Vergänglichkeit interpretiert werden. Von der Annahme ausgehend, daß Gefühle und Gedanken den physischen Tod des Individuums überleben können,<sup>47</sup> will er sie in Gegenständen (in der Haarlocke, der Laute, der Geige) festmachen. Der Versuch, die Individualität (sowohl des Alltagsmenschen als auch berühmter Persönlichkeiten) durch objektivierte Erinnerung, d.h. durch Festhalten des Nicht-Festzuhaltenden, aufzubewahren, scheitert am (vermeintlichen) Wahnsinn des Erinnernden und an der Nicht-Nachvollziehbarkeit seines Unterfangens – der durch den Tod des Mädchens schockierte Ich-Erzähler setzt mit seiner Flucht auch der Erinnerungsarbeit ein abruptes Ende.

Durch die in den Text hereingespielte und zugleich zerlegte intertextuelle Folie, die vom Ich-Erzähler zwar nicht reflektiert wird, für den Leser aber – durch entsprechende Markierungen – als Interpretationsaufgabe gesetzt ist, kann das Thema der Erinnerung zugleich als Frage des kulturellen Gedächtnisses bzw. des Umgangs mit seinen Elementen artikuliert werden. Das kulturelle Gedächtnis, wie Assmann behauptet, „speichert“ die Vergangenheit als rekonstruierte Vergangenheit<sup>48</sup> und richtet sich auf stabile Bezugspunkte der Vergangenheit, indem sie im kulturellen Gedächtnis „zu symbolischen Figuren gerinnt, an die sich Erinnerung heftet“.<sup>49</sup> Im kulturellen Gedächtnis werden Erinnerungen einer



<sup>46</sup> Bei Hoffmann spielen ähnliche „Erinnerungsanstrengungen“ oft auch eine wichtige Rolle, wie es für die (deutsche) Romantik im allgemeinen auch charakteristisch ist, daß nicht die „Dinge“ selbst, sondern die von ihnen ausgelösten Eindrücke, Gefühle, Erinnerungen u.a. im Mittelpunkt stehen.

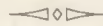
<sup>47</sup> „Ami megmarad belölk, az a szellemünk, a lelünk – – Az érzéseink túlélnék bennünket, [...] A léleknek éppen olyan ereje van, mint a testnek, [...]” – „Was von uns erhalten bleibt, ist unser Geist, unsere Seele – – Unsere Gefühle überleben uns, [...] Die Seele hat eine ebensolche Kraft wie der Körper, [...]” (18).

<sup>48</sup> Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: C.H. Beck, 1999, S. 31.

<sup>49</sup> Ebd., S. 52.



Kultur „archiviert“,<sup>50</sup> aufbewahrt und als solche – wenn auch zeitweise dem Vergessen ausgeliefert – erneut abrufbar. Eine ausgezeichnete Rolle in dieser Archivierung spielt die Schrift, die – trotz Vergessen und Verdrängen – immer wieder „lesbar“ und ins Gedächtnis/ in die Erinnerung (zurück)holbar ist, außerdem auch zu einer Umordnung, Umstrukturierung oder Umwertung der Elemente dieses Gedächtnisses, zu ihrem „Neu-Schreiben“ taugt: „Die Kultur ist ein Palimpsest; [...]“.<sup>51</sup> Der intertextuelle Umgang mit verschiedenen (Schreib)traditionen, literarischen Konventionen und Kanons läßt sich auch als eine Form der kulturellen „Gedächtnisarbeit“ bezeichnen,<sup>52</sup> die textuelle Palimpseste<sup>53</sup> erzeugt. Loviks Novelle demontiert sein Modell, seine intertextuelle Folie durch ihre im Erzählprozeß unreflektierte Verwendung, die Folie als Ganzes zerbricht und weist damit auf die Aporien der Kontinuität und Kohärenz von Erinnerung bzw. von (kulturellem) Gedächtnis<sup>54</sup> hin, zugleich aber wird – durch die „pointilistische“ intertextuelle „Erinnerung“ an Elemente der Hoffmann-Texte – die Eigenart Hoffmannschen Schreibens zurückgeholt, nämlich Hoffmanns kreativer und ambivalenter Umgang mit intertextuellen Vorlagen, Modellen und Folien, der ein besonderes Spannungsfeld zwischen Eigenem und Fremdem, Authentischem und Angeeignetem zustandebringt und dadurch Probleme des Schreibens, des Erzählens über die Romantik hinausgehend vorwegnimmt.<sup>55</sup> Die Frühe Moderne spitzt diese Probleme in verschiedenen Formen zu, wobei gerade im bislang nicht kanonisierten und nicht zur festen Tradition erstarrten intertextuellen „Vorrat“ unentdeckte Möglichkeiten für die Artikulierung akuter ästhetisch-literarischer Zeitfragen zu finden sind, die die komplexen kulturellen Phänomene der Österreichisch-Ungarischen Monarchie um die Jahrhundertwende mitbestimmen.<sup>56</sup>



<sup>50</sup> Assmann beruft sich dabei auf Derridas Begriff des „Archivs“, vgl. Assmann, Jan: Körper und Schrift als Gedächtnisspeicher. Vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis. In: Moritz Csáky, Peter Stachel (Hg.): Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive. Teil 1: Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit. Kompensation von Geschichtsverlust. Wien: Passagen, 2000, S. 199-213, hier S. 209.

<sup>51</sup> Ebd., S. 207.

<sup>52</sup> Vgl. dazu Lachmanns Ansicht, „[D]as Gedächtnis des Textes ist seine Intertextualität.“ (Lachmann, Renate: Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der russischen Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1990, S. 35). Kultur artikuliere sich demnach (auch) durch intertextuelle Textbezüge: „Die Intertextualität der Texte zeigt das Immer-Wieder-Sich-Neu und Umschreiben einer Kultur, einer Kultur als Buchkultur und Zeichenkultur, die sich über ihre Zeichen immer wieder neu definiert.“ (ebd., S. 36).

<sup>53</sup> Palimpseste im Sinne von Genette, vgl. Genette, Gérard: Palimpseste. La littérature au second degré. Paris: Seuil, 1982.

<sup>54</sup> Zum Verhältnis von „Erinnerung“ und „Gedächtnis“ vgl. Assmann, Aleida: Speichern oder Erinnern? Das kulturelle Gedächtnis zwischen Archiv und Kanon. In: Csáky, Moritz; Stachel, Peter (Hg.): Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive. Teil 2: Die Erfindung des Ursprungs. Die Systematisierung der Zeit. Wien: Passagen, 2000, S. 15-29, hier S. 16.

<sup>55</sup> Vgl. Orosz: Identität, Differenz, Ambivalenz, S. 224ff.

<sup>56</sup> Vgl. dazu Csáky, der (zwar eher in Bezug auf zeitgenössische Einflüsse, aber das könnte auch auf frühere kulturelle Traditionen übertragen werden) behauptet: „Die Rezeption von und Auseinandersetzung mit west- und nordeuropäischen innovativen künstlerischen und ästhetischen Positionen, [...] ermöglichte erst jene neue Standortbestimmung, die die eigene, autochtone künstlerische Kreativität anzuregen vermochte.“ (Csáky, Moritz: Die Wiener Moderne. Ein Beitrag zu einer Theorie der Moderne in Zentraleuropa. In: Haller, Rudolf (Hg.): Nach Kakanien. Annäherung an die Moderne. Wien-Köln-Weimar: Böhlau, 1996, S. 59-102, hier S. 91).



Maria Rózsa (Budapest)

## Die *Bibliographie der deutschsprachigen Presse Ungarns 1850–1920* in Vorbereitung

Die geplante Bibliographie umfaßt die von 1850 bis 1920 auf dem Gebiet des historischen Ungarns erschienenen deutschsprachigen Presseprodukte. Wegen der großen Anzahl der Periodika wurde die Presse der gegebenen Epoche in zwei Teile aufgeteilt. Die politische Presse von landesweitem Interesse (z.B. der *Pester Lloyd*) sowie die regionalen Zeitungen werden in einen zweiten geplanten Teil aufgenommen. Der erste, bis Ende 2001 erscheinende Teil umfaßt die wissenschaftlichen Zeitschriften sowie die Fachblätter. Als Zeitschriften gelten die mehr als einmal jährlich, vierteljährlich, monatlich, wöchentlich oder in Ausnahmefällen täglich erscheinenden Blätter mit bestimmter Thematik (z.B. pädagogische oder religiöse Periodika).

Einige Bemerkungen zur zeitlichen Begrenzung der Bibliographie: Nachdem mit der Arbeit an der ungarischen nationalen Pressebibliographie begonnen worden war, wurde 1986 die von Margit V. Busa zusammengestellte *Magyar sajtóbibliográfia 1705–1849* [Ungarische Pressebibliographie 1705-1849] herausgegeben, ein Werk, das mit Anspruch auf Vollständigkeit alle (auch die fremdsprachigen) auf dem Gebiet Ungarns erschienenen Periodika mit bibliographischen Angaben bzw. Angabe der Aufbewahrungsorte enthält. Deshalb beginnt unsere Arbeit mit dem Jahr 1850. Nach Beginn unserer Materialsammlung wurde 1996 eine Fortsetzung ihrer Bibliographie veröffentlicht, die die bis 1867 erschienenen Periodika umfaßt. Auf diese Bibliographie geben wir Hinweise in der Fachliteratur. Als Abschlußjahr gilt für unsere Bibliographie 1920, das Jahr, in dem der Vertrag von Trianon unterzeichnet wurde, der die Auflösung der Habsburgermonarchie mit sich brachte und nach dem Ungarn fast zwei Drittel seiner Fläche einbüßte, darunter große Gebiete mit deutscher Bevölkerung. Die Bearbeitung der deutschsprachigen Periodika in den Nachfolgestaaten gehört nicht zu den Zielen unserer Arbeit.

Im folgenden möchten wir die Geschichte der deutschsprachigen Presse Ungarns in der Epoche, die unsere Bibliographie behandelt, kurz zusammenfassen. Nach der Blütezeit der deutschsprachigen Presse Ungarns vor 1848 kam die Niederschlagung des ungarischen Freiheitskampfes 1849, und in den Jahren des Repressivsystems, den trüben 50er Jahren wurde die ganze ungarische auch deutschsprachige Presse gelähmt und jedes freie Wort unterdrückt. In der nach dem Innenminister benannten Bach-Ära wurde alles getan, um die ungarischen Nationalbestrebungen im Keime zu ersticken. Die neoabsolutistische Ära führte auch in kultureller Hinsicht zur Stagnation. Für die Presse war neben der strengen Zensur der Rückgang der Zahl der Veröffentlichungen kennzeichnend. Von den deutschen Blättern überlebten 1849 nur *Der Spiegel*, die *Pester Zeiung*, die *Preßburger Zeitung*, in

Siebenbürgen die *Kronstädter Zeitung* und das Archiv des Vereins für *Siebenbürgische Landeskunde*. 1853 entstand das Nachfolgeblatt der *Pester Zeitung* die *Pest-Ofner Zeitung* (1853–1862), ein offizielles Organ der Regierung. Es gab auch kurzlebige Neugründungen. Saphir, der Redakteur des *Spiegel* redigierte z.B. ein belletristisches Wochenblatt, die *Pester Post* (1853–1854).

Unter solchen Umständen wurde 1853 die Erlaubnis zum Erscheinen eines Blattes erteilt, daß das bedeutendste und niveauvollste unter den deutschsprachigen Periodika Ungarns bis 1944 wurde. Der ab 1854 erscheinende *Pester Lloyd* war das Publikationsorgan der Pester-Lloyd-Gesellschaft, einer kaufmännischen Organisation, und verfolgte das Ziel, über deren Tätigkeit zu berichten. In der ersten Periode von 1854 bis 1867 erschienen im *Pester Lloyd* unter der Leitung von János Weisz und Samuel Rothfeld neben Handelsnachrichten auch Berichte über Politik und Kultur.

Nach dem Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn 1867 schlug die Entwicklung der ungarischen Presse eine ungeahnte Richtung ein. Wegen der zunehmenden Assimilation des Deutschtums nahm die Zahl der Leser deutscher Blätter ab. Die deutschsprachige Presse umfaßte drei große Gebiete: die erste Gruppe bildeten die politischen Presseorgane, die hauptstädtische Presse von überregionaler Bedeutung und die Provinzialblätter, die sich hauptsächlich lokalen Angelegenheiten widmeten. Zur nächsten Gruppe gehörten die wissenschaftlichen Zeitschriften und in die letzte die Fachorgane der einzelnen Berufsgruppen.

Zwar gehört die politische Presse (Zeitungen von Landesinteresse und Lokalzeitungen) nicht zum ersten, schon bearbeiteten Teil unserer Bibliographie, doch wir möchten die wichtigsten Vertreter der politischen Presse darstellen. 1867 kam der herausragende Publizist Max Falk (Pest, 1828 – Budapest, 1908) an die Spitze des *Pester Lloyd*. Falk war ein Vertreter der Generation von Schriftstellern, die ihren ersten Auftritte noch im Vormärz hatten (er war mit 15 Jahren Mitarbeiter des *Spiegel*, des *Ungar* und der *Pannonia*) und die zunächst meist deutsch, später ungarisch publizierten. Danach studierte er in Wien, wurde auch hier angestellt und betätigte sich als Hauptmitarbeiter der liberalen Tageszeitung *Wanderer* und war als Korrespondent mehrerer ungarischer Blätter bekannt und beliebt. Unter Falks Redaktion entwickelte sich der *Pester Lloyd* zu einem bedeutenden Organ des Liberalismus. Man nannte ihn „den Vater des modernen ungarischen Journalismus“, außerdem ist seine Rolle als Kulturvermittler von ausschlaggebender Bedeutung.

Der *Pester Lloyd* erfüllte zwei Aufgaben: die Zeitung war für diejenigen geschrieben, die in Ungarn des Deutschen mächtig waren; andererseits wollte man ein objektives Bild von Ungarn im Ausland vermitteln. Ab 1906 übernahmen Siegmund Singer und Leo Veigelsberg die Leitung des *Pester Lloyd*. Unter Singers Redaktion wurde das Blatt der westeuropäischen Presse angeglichen; sein größtes Verdienst war die äußere und innere Umgestaltung der Zeitung, deren Niveau noch besser wurde. Der *Pester Lloyd* war besonders in außenpolitischer Hinsicht maßgebend; er vertrat unter verschiedenen Redaktionen eine regierungstreue Linie. Nach Singers Tod (1913) wurde József Vészi Redakteur, der über eine große journalistische Erfahrung verfügte. Der *Pester Lloyd* war das Organ des gebildeten Großbürgertums und der Intelligenz, und einzig ihm gelang es, die Grenzen Ungarns zu überschreiten. Er wurde im Ausland von den Mitarbeitern im diplomatischen Dienst, von Geschäftsleuten gelesen und überall dort, wo man etwas über Ungarn erfahren wollte. Die anderen deutschsprachigen Zeitungen der Hauptstadt, die zwar in Ungarn auf Interesse



stoßen konnten, waren für den *Pester Lloyd* keine Konkurrenz. Die bedeutendsten unter ihnen waren das *Neue Pester Journal* (1872-1925), ein Sprachrohr des deutschsprachigen Kleinbürgertums, und das 1877 von Paul Tenzer gegründete *Neue Politische Volksblatt*, das zu den billigen Volksblättern gehörte und gleichfalls den Liberalismus vertrat. 1929 wurde dieses Blatt von Sigmund Lányi erworben; es bestand bis 1940.

Die deutschsprachigen Bevölkerungsgruppen, besonders in ihren Zentren, den Städten verfügten selbstverständlich über ihr eigenes Kulturleben, Kirchen, Schulen, Theater, Buchdruckereien, die Presse miteinbegriffen. Anton Tafferner stellt fest, daß die deutschsprachige Presse Ungarns bis 1918 zu 90 oder mehr Prozent mit den Städten (ab 1900 nur mit den größeren) verbunden gewesen sei. In den von Deutschen bewohnten Gebieten bzw. Städten las man die ihre Interessen vertretenden Provinzblätter. Es gab Orte, wo man zu gleicher Zeit mehrere, manchmal einander bekämpfende Blätter besaß: z.B. in Sopron (Ödenburg) die regierungstreue *Oedenburger Zeitung* (1875-1944), ein Organ des konservativen christlichen Bürgertums, die radikale politische Ansichten vertretende Publikation *Radikal* (1900-1913) und das billige Westungarische Volksblatt (1894-1918). In Preßburg gab es die *Preßburger Zeitung* und den *Westungarischen Grenzboten* (1872-1918). Hier müssen wir bemerken, daß die *Preßburger Zeitung*, welche die erste fortlaufend herauskommende und langlebigste Zeitung der ungarländischen Pressegeschichte war (sie existierte von 1764 bis 1929), seit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts an Bedeutung verlor, es entstanden zahlreiche deutschsprachige Zeitungen und Zeitschriften in der zum kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Zentrum des Landes werdenden Hauptstadt Pest-Buda, die als Konkurrenten der *Preßburger Zeitung* auftraten. Die *Preßburger Zeitung* wurde zu einem unter den zahlreichen Provinzialblättern, sie war schon nicht mehr maßgebend.

In Oberungarn, der Bergwerkstadt Besztercebánya (Neusohl/Banská Bystrica) gab es die *Bistritzer Wochenschrift* (1872-1916) und die *Bistritzer Zeitung* (1891-1918), in Lőcse (Leutschau/Levoca) erschien von 1879 bis 1881 der *Zipser Bote*, der dann ab 1882 bis 1918 mit zweisprachigem Titel *Szepesi Hirnök – Zipser Bote* herauskam. Dies geschah auch im Falle von Nyitrai Lapok – *Neutra-Trenchiner Zeitung* (1881-1918), somit ist die Tendenz einer Koexistenz der Zweisprachigkeit und Doppelkultiviertheit ständig nachzuvollziehen. Im Falle der *Nagyszombati Hetilap* (1880-1908), deren Vorgänger zwischen 1869 bis 1873 das *Tirnauer Wochenblatt* war, sehen wir den Übergang von der deutschen zur ungarischen Sprache. In Pécs (Fünfkirchen) erschien die *Fünfkirchner Zeitung*, mit Unterbrechungen von 1869 bis 1906.

In den Zentren der Siebenbürger Sachsen, in Hermannstadt und Kronstadt, gab es langlebige Zeitungen. Die Hermannstädter Presse war konservativer, die Kronstädter unterstützte eher die liberale Opposition. In Hermannstadt erschien von 1792 bis 1862 der *Siebenbürger Bote* (von 1863 bis 1918 unter dem Titel *Hermannstädter Zeitung*) und das Siebenbürgisch-Deutsches Tagblatt (1874-1918, 1920-1940). Die Fortsetzung des zwischen 1837 und 1849 in Kronstadt herausgegebenen *Siebenbürger Wochenblattes* war die *Kronstädter Zeitung*, die während ihrer langen Existenz (sie erschien bis 1944) im Besitz der Familiendruckerei Gött blieb und von Familienmitgliedern redigiert wurde. Das wichtigste Blatt der Banater Schwaben war die 1852 entstandene *Temesvarer Zeitung*, die bis 1860 das offizielle Organ der Landesregierung war, danach aber in private Hände übergang und in überparteilich liberalem Sinne redigiert wurde. Die *Temesvarer Zeitung* erschien (mit



Unterbrechungen) bis 1949. Zu den langlebigsten Blättern der Batschka und des Banats gehörten das Wochenblatt *Bacs-Bodroger Presse* (1856-1912), das *Groß-Becskereker Wochenblatt* (1851-1916) und der *Werschetzer Gebirgsbote* (1857-1919) sowie das *Werschetzer Wochenblatt* (1904-1915). Außer den Großstädten des Banats gab es auch Periodika in den kleineren Städten, z.B. in Lugos (Lugosch/Lugoj, Rum.) die *Lugoser Zeitung* (1905-1917), in Zsombolya (Hatzfeld/Jimbolia, Rum.) die *Zsombolyaer Zeitung* (1900-1918), in Boksán (Deutsch-Bokschan/Bocsa/Rum.) die *Bogsáner Zeitung* (1900-1918). Erfolgreiche Publikationen sind lange Zeit in Kőszeg (Güns) am Leben geblieben; die *Günser Zeitung* (1883-1938) und der *Günser Anzeiger* (von 1889, mit Unterbrechungen bis 1938), in Kaschau die *Kaschauer Zeitung* (1872-1914) und in Arad die *Arader Zeitung* (1852-1918).

Der erste fertiggestellte Teil der Bibliographie gliedert sich in vier Gruppen. In die Gruppe A wurden deutschsprachige Blätter aufgenommen, in die Gruppe B Zeitschriften, deren Titel teilweise deutschsprachig war, die aber keine deutschsprachigen Texte enthielten. Eine gesonderte Gruppe C bilden die sog. Gelegenheitsblätter, die aus bestimmten Anlässen (Feiern, Fasching, Bälle, Hochzeiten, Kongresse) meistens nur einmal herausgegeben wurden. Die Gruppe D enthält ausschließlich Titel aus dem Buch von Krisztina Voit *A budapesti sajtó adattára* [Budapester Pressearchiv] 1873-1950. Die in diesem Werk beschriebenen Periodika wurden von der Autorin des Pressearchivs nicht selbst eingesehen; statt dessen sind die bibliographischen Angaben aufgrund von im Archiv der Stadt Budapest vorhandenen Materialien rekonstruiert. Das bedeutet, daß viele der hier gebotenen Titel heute nicht mehr aufgefunden werden können. Da das Pressearchiv unsichere Angaben über das Jahr der Einstellung der Blätter besitzt, hielten wir es für richtig, bei den aus diesem Werk genommenen Titeln keine Jahreszahlen der Einstellung anzugeben. Die Teile A-D sind gesondert durchnummeriert und jeweils alphabetisch geordnet. Bei der Zusammenstellung der Bibliographie wurde auch das 1935 erschienene Buch von Heinrich Réz *Deutsche Zeitungen und Zeitschriften in Ungarn von Beginn bis 1918* berücksichtigt, das eigentlich nur eine Titelliste bietet, wobei sogleich bemerkt werden muß, daß unsere Bibliographie zahlreiche prinzipielle Abweichungen von dieser Arbeit aufweist. In erster Linie bezieht sich das auf die von Réz benutzte Alphabetik. Unsere Bibliographie steht auf neuen Grundlagen und will den bei Busa erstmals angewandten, und richtungsweisenden modernen bibliographischen Prinzipien folgen.

Die Titelaufnahmen, d.h. die bibliographischen Einheiten bestehen aus: *Titel* (die mehrsprachigen Blätter, die einen Titel in mehreren Sprachen haben, sind im Alphabet unter dem Titel zu finden, der im Blatt selbst an erster Stelle steht; unter dem anderen Titel findet sich ein Verweis auf den Ort der bibliographischen Beschreibung). *Untertitel* (soweit vorhanden; bei den Untertiteln mehrsprachiger Zeitschriften geben wir ausschließlich den deutschen Untertitel an). *Erscheinungsort*. Von den Zeitschriften, die außerhalb Ungarns, auf dem Gebiet der ehemaligen Monarchie erschienen sind, wurden in unsere Bibliographie nur diejenigen aufgenommen, die über einen ungarischen Druckort verfügten (z.B. in Wien erschienene Blätter nur, wenn sie in Preßburg oder Sopron gedruckt wurden). Die Städtenamen sind in der Sprache angeführt, die im Blatt selbst verwendet wird. *Beginn des Erscheinens* und *Zeitpunkt der Einstellung* des Blattes. Name des verantwortlichen *Redakteurs*. Die Vornamen der Redakteure geben wir kursiviert in der Sprache des Originals, jedoch in deutscher Reihenfolge an, um deutschsprachigen Forschern die Orientierung zu

erleichtern. *Periodizität* (z.B. vierteljährliche, zweiwöchentliche oder wöchentliche Erscheinungsweise; nicht aufgenommen wurden die jährlich einmal erscheinenden Jahrbücher oder Jahresberichte, weil sie nicht als Zeitschriften betrachtet werden) und *Format* (25 cm: Oktav, 26-35 cm: Quart, 36-50 cm: Folio, größer als 50 cm: Plakatformat). Danach folgt eine kurze *Charakteristik des Inhalts*; dabei wird angegeben, wenn das Blatt Illustrationen enthält. Soweit vorhanden, geben wir Hinweise auf die einschlägige *Fachliteratur*, wobei immer die neueste Literatur an erster Stelle steht. Die Bibliographie wird erschlossen durch ein Verzeichnis der Namen der Redakteure, ein Ortsregister und ein Sachregister. In den Registern wird auf die Titel unter Angabe des Buchstabens (ausgenommen Gruppe A) und der Nummer der entsprechenden Gruppe verwiesen. Um bei der Einordnung der von uns nicht selbst eingesehenen Blätter in das Sachregister falsche Zuweisungen zu vermeiden, wurde für die inhaltlich nicht näher bestimmbareren Blätter eine gesonderte Gruppe gebildet.

Das Material wurde aufgrund der Bestände der Széchényi-Nationalbibliothek Budapest zusammengestellt, die dem Pflichtexemplargesetz gemäß alle in Ungarn erscheinenden Periodika hätte erhalten sollen und die die größte Sammlung besitzt. Ergänzungen erfolgten durch Angaben aus den Sammlungen anderer Budapester sowie ungarischer Bibliotheken, in einigen Fällen durch Angaben der Österreichischen Nationalbibliothek, weiterhin aus der Fachliteratur. Trotzdem konnte eine große Anzahl der Blätter – auch solcher, die Réz vor dem Zweiten Weltkrieg noch einsehen konnte – heute aus verschiedenen Gründen nicht aufgefunden werden, oder ist zur Zeit nicht zugänglich.

Ausführlicher können wir nur über den ersten Teil (Wissenschaftliche Zeitschriften und Fachblätter) der Bibliographie berichten. Bemerkenswert ist, daß auf dem Gebiet des historischen Ungarn die meisten deutschsprachigen Blätter in der Hauptstadt erschienen sind. Die Zahl ist am größten vor der Vereinigung der Städte Buda (Ofen), Pest und Óbuda (Altöfen) 1873. Nach Budapest folgt Temesvár, die über die zweitgrößte deutschsprachige Presse verfügte. Pozsony (Preßburg) kommt nur an dritter Stelle. Sopron (Ödenburg) rangiert weiter hinten.

Die erste thematische Gruppe bilden die wissenschaftlichen Zeitschriften zu einzelnen Wissensgebieten, die Ungarns internationale Beziehungen pflegten und bestrebt waren, die sprachliche Isolation der ungarischen Wissenschaft zu beenden. Unter diesen möchten wir näher auf die Zeitschriften zur Ungarnkunde eingehen. Der Sprachforscher Paul Hunfalvy redigierte die Zeitschrift *Literarische Berichte aus Ungarn* (1877-1880). Die Vierteljahresschrift war gehalten, in erster Linie über die Tätigkeit der Ungarischen Akademie der Wissenschaften zu berichten. Es wurden meist Einzelfragen behandelt, die Aufsätze waren Übersetzungen bedeutender ungarischer Arbeiten, die in der Originalfassung schon erschienen waren. Die Zeitschrift nahm 1881 den Titel *Ungarische Revue* an und wurde monatlich herausgegeben. Gustav Heinrich, Professor an der Universität und der eigentliche Begründer der ungarischen Germanistik, übernahm später die Schriftleitung. Die *Ungarische Revue* stellte ihr Erscheinen 1895 ein. Bedeutender war die von Gustav Heinrich geleitete *Ungarische Rundschau*. Das Blatt wurde 1912 mit dem Ziel gegründet, das Ausland über die wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bestrebungen Ungarns zu informieren. Die gut redigierte und bis 1916 herausgegebene Zeitschrift zog junge Germanisten wie Robert Gragger, Theodor Thienemann und Josef Turóczy-Trostler an.

1916 wurde an der Berliner Universität ein Lehrstuhl für ungarische Sprache und Literatur



errichtet und Robert Gragger zum Professor ernannt. 1921 gründete er die Vierteljahresschrift *Ungarische Jahrbücher*, in der Studien aus den Gebieten Kunst, Philosophie, Pädagogik, Länder- und Völkerkunde, Sprachwissenschaft und Soziologie sowie eine regelmäßige Bücherschau veröffentlicht wurden. Mit den *Ungarischen Jahrbüchern* wurde ein großer Schritt zur Beseitigung der sprachlichen Isolation der ungarischen Wissenschaft getan. Unter den wissenschaftlichen Zeitschriften ist die erste Zeitschrift über vergleichende Literaturwissenschaft in Ungarn, die mehrsprachige *Összehasonlító Irodalomtörténeti Lapok* (*Acta Comparationis – Zeitschrift für vergleichende Literatur – Journal de littérature comparée – Comparative literary journal*) – herausgegeben von Hugo Meltzl von 1877 bis 1888 in Klausenburg – unbedingt hervorzuheben. Erwähnenswert ist das traditionsreiche, sich mit sächsischer Kulturgeschichte befassende in Hermannstadt bzw. Kronstadt 1841 bis 1944 erscheinende *Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde*.

Wegen der beschränkten Publikationsmöglichkeiten während des Krieges bzw. nach dem Krieg brachten die wissenschaftlichen Zeitschriften oft deutschsprachige Zusammenfassungen oder das Inhaltsverzeichnis in deutscher Sprache, um auf diese Weise die Ergebnisse der ungarischen Wissenschaft dem Ausland bekanntzumachen, so z.B. die *Egyetemes Philológiai Közlöny* [*Allgemeine Philologische Rundschau*] (1887-1948) oder die ab 1871 bis heute erscheinenden *Földtani Közlöny* [*Geologische Mitteilungen* (sic)]. In Kolozsvár (Klausenburg) erschien von 1891 bis zum Anfang des Ersten Weltkriegs die naturwissenschaftliche Studien veröffentliche zweisprachige Zeitschrift *Értesítő az Erdélyi Museum Egylet Orvos-természettudományi Szakosztályából – Sitzungsberichte der medizinisch-naturwissenschaftlichen Section des Siebenbürgischen Museumvereins*. Zweisprachig blieben jedoch z.B. *Magyar Botanikai Lapok – Ungarische Botanische Blätter* (1902-1934) und *Matematikai és Természettudományi Értesítő – Mathematischer und Naturwissenschaftlicher Anzeiger* (1926-1943), *Mathematische und Naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn* (1882-1931). Die *Pester Medizinisch-Chirurgische Presse* (1865; 1867-1870; 1871-1918) veröffentlichte in ungarischen Blättern erschienene Fachartikel gänzlich in deutscher Sprache.

Wenn wir die thematische Aufteilung der Blätter berücksichtigen, können wir feststellen, daß die größte Gruppe zahlenmäßig die Belletristik bildet. Es sind darunter nicht ausschließlich belletristische Blätter aufgenommen wurden, sondern allgemeine „gesellschaftliche“, weiterhin humoristische Blätter, die auch Belletristik enthielten. In vielen Fällen handelt es sich um belletristische Beilagen der Zeitungen, die meistens am Sonntag herausgegeben wurden. Um einige der Bekanntesten zu erwähnen, z.B. das belletristische Blatt *Frische Quellen*, redigiert von Karl Beck im Jahre 1855. Der zu seiner Zeit recht populäre deutsche Schriftsteller Leopold Ritter von Sacher-Masoch redigierte von April bis Juli 1880 die *Belletristischen Blätter*. Zwischen 1853 und 1855 gab der österreichische Dichter Heinrich Ritter von Levitschnigg in Pest seine literarische Wochenschrift *Pester Sonntagsblatt* heraus. Erwähnenswert ist die bedeutende Zeitschrift von Adolf Meschendörfer, *Die Karpathen*, die von 1907 bis 1914 in Kronstadt erschien und mit dem Ziel gegründet wurde, die Werte der sächsischen Literatur bekannt zu machen. Unter den humoristischen Blättern möchten wir die Bedeutendsten hervorheben, wie den *Styx* (1863-1900, mit kleineren Titeländerungen), mit seiner Beilage *Budapester Caricaturen und Styx* (1889-1896), *Saphirs Styx* (1869-1909), oder andere langlebige Zeitschriften wie *Budapester Cyanali* (1881-1894), *Die Posaune in Temesvár* von 1876



bis 1914 oder *Der Hans Jörgel (von) Hanselbeck* (1878-1914). Bei den humoristischen Blättern müssen wir unbedingt erwähnen, daß sie mit Karikaturen reich illustriert waren. An das rege Pester und Budaer Theaterleben knüpfte die Zeitschrift *Zwischenakt* an, die in der Hauptstadt zwischen 1863 und 1865 täglich erschien und das Theater- sowie Konzertprogramm veröffentlichte.

In die dritte Gruppe gehören die deutschsprachigen bzw. zweisprachigen Fachorgane, deren Lesepublikum hauptsächlich eingewanderte deutsche Fachleute bildeten. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts, besonders nach dem Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn im Jahr 1867, gab die politische Stabilität dem Kapital und dem Handel einen ungeahnten Aufschwung. Zu dieser Zeit, im Laufe eines halben Jahrzehnts baute das ausländische Kapital das ungarische Kreditwesen aus und schuf die Grundlagen der Entwicklung des modernen Kapitalismus. Für die Befriedigung des riesigen Arbeitskräftebedarfs der neu entstandenen Industriezweige, des Handels- und Kreditlebens, des Wirtschafts- und Staatswesens kamen deutsche Einwanderer, in erster Linie Handwerker und Industrielle freiwillig nach Ungarn. Anziehungskraft bildete für sie die liberalisierende politische Lage sowie der wirtschaftliche Aufschwung, die großangelegten Bauarbeiten, die unternehmungsfreudige Atmosphäre der ungarischen Gründerzeit. Industrie- und Handelsunternehmen deutscher Gründung waren: Schlick (Waggon- und Schiffabrik), Röck (Maschinenbau), Hofherr-Schrantz (Drehmaschinen, zuerst als Filiale eines österreichischen Unternehmens), Kühne (landwirtschaftliche Maschinen), Wertheim und Schindler (Aufzüge). Friedrich Stühmer, ein in Mecklenburg geborener Hamburger Konditor kam 1868 nach Pest und gründete eine Schokoladenfabrik; der Vorfahr der legendären Gundel-Familie, Johann Gundel, kam 1857 aus Bayern nach Pest, er besaß Hotels und Restaurants. Charakteristisch für diese Einwanderungswelle war, daß unter den Einwanderern schon Familien aus der Schweiz zu finden sind, wir möchten nur drei Namen hervorheben: Schon Mitte der 40er Jahre ließ sich der Industrielle Abraham Ganz, der Begründer der Budapester Eisenindustrie, in der ungarischen Hauptstadt nieder; 1858 begründete Heinrich Kugler seine Konditorei, die später unter dem Namen Gerbeaud berühmt wurde und die bis heute existiert; 1867 kaufte Heinrich Hagenmacher die Bierbrauerei in Budafok. Unter den Architekten der großen Budapester Bauten um die Jahrhundertwende ist der einer sächsischen Familie entstammende Albert Schickedanz, der Schöpfer des Museums der Bildenden Künste, der Kunsthalle und des Millenniumsdenkmals auf dem Heldenplatz zu erwähnen.

Wir möchten auch über die zu dieser Zeit existierenden Fachblätter sprechen. Diese Blätter konnten auf das Interesse der Elite der Facharbeiter zählen, die nämlich größtenteils aus deutschen Einwanderern bestand, davon war schon die Rede. Längere Zeit konnten sich z.B. der *Allgemeine Technische Anzeiger für Ungarn* (1897-1923) und *Der Bauunternehmer und Lieferant* (mit Unterbrechungen von 1882 bis 1919 und 1928) behaupten. Zweisprachig waren die *Ungarische Bergwerkzeitung – Magyar Bányá-Újság* (1912-1918) und die *Ungarische Bäckerzeitung – Magyar Sütők Lapja* (1903-1918). Das bis heute existierende Organ der Buchdrucker *Typographia* verfügte von 1885 bis 1919 über die deutschsprachige Beilage *Gutenberg*. Für diese Blätter ist eine Tendenz zur allmählichen Magyarisierung kennzeichnend, sie stellten ihr Erscheinen mit dem Ersten Weltkrieg ein. Besonders gegen Ende des Jahrhunderts ist die immer stärker werdende Tendenz zur Assimilation an die ungarische kapitalistische Entwicklung zu beobachten. Das Hauptmotiv der Assimilation

des urbanen Deutschtums war, daß sich das ständische Hungarus-Bewußtsein zur nationalen Identität wandelte, womit sich ein Aufstieg in der gesellschaftlichen Hierarchie verband. Die Assimilation war spontan und freiwillig, wurde aber vom Staat beschleunigt, insofern die Sprache von Unterricht, Kirche und Verwaltung Ungarisch war.

Zur dritten Gruppe gehören die Anzeigeblätter (73 Titel), die vom Aufschwung des Bank- und Kreditwesens zeugenden Blätter (34) und Blätter, die über Neuigkeiten im Handel und Gewerbe informierten (123). Die Zahl der landwirtschaftlichen Blätter beträgt 76. Landwirtschaftliche und politische Themen beinhaltete das die Interessen des deutsch-ungarischen Bauern- und Kleingewerbbestands vertretende in Bonyhád und Budapest erscheinende Wochenblatt *Bauernbund* (1909-1919). Unter den religiösen Blättern sind 18 israelitische, 12 katholische und 24 evangelische Blätter zu finden. Diese merkwürdigen Angaben sind damit zu erklären, daß die evangelische Religion viele Angehörige unter der deutschsprechenden Bevölkerung Ungarns, besonders in Oberungarn und Siebenbürgen, besaß. Während die katholische zahlenmäßig die größte Religionsgemeinschaft in Ungarn war, waren ihre Organe größtenteils ungarisch. Erwähnenswert sind die 72 Blätter zum Thema Vereins- bzw. Verbandsleben, das besonders in den Provinzstädten hochentwickelt war. Im folgenden möchten wir einige Kuriositäten erwähnen. Die ersten meteorologischen Blätter waren *Der Laubfrosch* (1888-1902), *Monatsberichte über die regelmäßigen Beobachtungen am Agrarmeteorologischen Observatoriums zu Alt Kranso vor dem Nedanóc* (1887-1901), beide redigiert von Freiherrn Gregor von Friesenhof, und der gleichfalls in diesem Observatorium herausgegebene *Wetterkalender für Ungarn* (1898-1911). Das langlebige Preßburger Fachblatt *Illustrierte Feuerwehr Zeitung* (1887-1915) informierte über Feuerfälle und technische Neuigkeiten. Das zweisprachige Blatt *Mozgófénykép Híradó – Kinematographen Anzeiger* erschien von 1908 bis 1922 in Budapest und behandelte Neuigkeiten sowie technische Probleme des Filmemachens. Einen Einblick in ein interessantes Gebiet, in die Welt der Artisten gestattet uns die recht langlebige *Internationale Artisten Revue* (Fachorgan für Variété- und Spezialitätenbühnen, Circus, Konzertetablissemments, Schausteller und reisende Theater, erschienen in Budapest von 1891 bis 1912). Ein Kuriosum ist zweifelsohne die in Szombathely knapp ein Jahr lang (1879) erscheinende zweisprachige Zeitschrift *Magyar Állampolgár – Ungarischer Staatsbürger* mit dem Untertitel *Ungarische Zeitschrift für Deutsche*, die Belletristik in beiden Sprachen, die Zusammenfassung der Tagesereignisse und grammatikalische Erklärungen enthielt. Sie wurde mit dem Ziel begründet, die Verbreitung der ungarischen Sprache und Literatur unter den deutschsprachigen Einwohnern zu fördern.

Die Bibliographie wird in der Serie *Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte* in Oldenburg erscheinen. Für die Bibliographie existiert seit Jahren seitens in- und ausländischer Forscher, aber auch der Hochschulen und Universitäten ein großes Interesse. Nach dem Erscheinen des *Handbuchs deutscher historischer Buchbestände* (1998) bedeutete die große Anzahl der in ungarischen Bibliotheken aufbewahrten deutschsprachigen Presseerzeugnisse eine echte Überraschung für die Fachkreise.

## Literaturverzeichnis

- Bellér, Béla: Kurze Geschichte der Deutschen in Ungarn. I. Teil. Bis 1919. Budapest 1986.
- Busa, Margit V.: Magyar sajtóbibliográfia [Ungarische Pressebibliographie]. 1705-1849. Bd.1-2. Budapest 1986.
- Busa, Margit V.: Magyar sajtóbibliográfia [Ungarische Pressebibliographie]. 1850-1867. Budapest 1996.
- Hambuch, Wendelin (Hg.): Deutsche in Budapest. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999.
- Pukánszky, Béla: A magyarországi német irodalom története. A legrégebb időktől 1848-ig [Geschichte der deutschen Literatur in Ungarn. Von der ältesten Zeit bis 1848]. Budapest 1926.
- Réz, Heinrich: Deutsche Zeitungen und Zeitschriften in Ungarn von Beginn bis 1918. München 1935.
- Rózsa, Maria: Die deutschsprachige Presse in Ungarn im Überblick. Eine Budapester Dokumentation. In: Beiträge der Tübinger Fachtagung vom 25-27. Juni 1992. Hg. v. Anton Schwob u. Horst Fassel. München 1996, S. 265-277.
- Tafferner, Anton: Der Donauschwabe und seine Presse. Versuch einer Übersicht und Wertung bis 1918. In: Der Donauschwabe und sein geistiges Profil. Festgabe für Prälat Josef Nischbach. Stuttgart-Wien 1969, S. 179-202.
- Voit, Krisztina: A budapesti sajtó adattára 1873-1950 [Budapester Pressearchiv 1873-1950]. Budapest 2000.



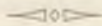


August Stahl (Saarbrücken)

## Brieflektüre zwischen Theorie und Praxis

Der Brief ist ganz gewiss eine Sorte von Text, eine „Textklasse“,<sup>1</sup> die den meisten Menschen geläufig ist und deren Wirklichkeit, deren Entstehung, deren Übermittlung und Aufnahme zu den alltäglichen Erfahrungen gehört und zum Gewöhnlichen, zur unauffälligen Praxis, wie alles was an Äußerlichem damit zusammenhängt, wie das Papier, darauf er zu schreiben ist, der Umschlag, die Feder und die Tinte oder die Schreibmaschine bzw. der Drucker, die Briefmarke, die Briefkästen, die Post und der Postbote. Die Bekanntheit dieser Sorte von Text ist so groß, dass ihre Beschreibung überflüssig erscheint. Es ist daher verständlich, dass die Post in ihrer *Postordnung* vom ersten März 1963 auf die Bestimmung des Begriffs „Brief“ überhaupt verzichtet.<sup>2</sup> Diejenigen aber, die sich genauer mit dem Medium „schriftlich konstituierter Texte“ befassen, haben meist einen hohen sprachlichen Aufwand nötig, wenn sie das genau bestimmen wollen, was die Post einfach einen „Brief“ nennt, von dem alle Menschen zu wissen glauben, worum es sich dabei handelt. Briefe sind demnach „schriftlich konstituierte Texte“, sind „schriftlich fixierte Redakte“ und die briefliche Kommunikation ist eine „räumlich und zeitlich getrennte und deshalb indirekte zentrierte Interaktion in schriftlicher Form zwischen zwei fest bestimmten Kommunikationspartnern“.<sup>3</sup> Das will heißen, dass Brieftexte geschrieben werden und nicht gesprochen, dass also briefliche Kommunikation nicht oder nur unter Vorbehalten als „Gespräch zwischen abwesenden Partnern“ verstanden werden kann und dass außerdem der Brief früher geschrieben als gelesen wird und dass selbstverständlich Briefschreiber und Briefleser in der Regel nicht im selben Zimmer wohnen, dass der Brief von der Wohnung des Schreibers in die Wohnung des Empfängers gelangen, transportiert werden muss.

Obwohl die Praxis des Briefschreibens und die Normen dieser „schriftlich fixierten Redakte“ vertraut sind und geläufig und die Menschen beinahe alle Briefe schreiben und Briefe erhalten (1979 geschrieben nach einer Umfrage 54% der Befragten allerdings weniger als einen persönlichen Brief monatlich<sup>4</sup>), obwohl das so ist oder vielleicht auch gerade deshalb, machen wir uns die Regeln, nach denen wir dabei handeln ebenso wenig bewusst wie die Begriffe, die das alles spiegeln.



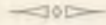
<sup>1</sup> Langeheine, Volker: Textpragmatische Analyse schriftlicher Kommunikation am Beispiel des Briefes. In: Grosse, Siegfried (Hg.): Schriftsprachlichkeit. Düsseldorf 1983, S. 190-211, hier S. 190.

<sup>2</sup> Ebd., S. 193.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Ebd., S. 190.

Wenn man bedenkt, was für unterschiedliche Texte unter den Begriff „Brief“ subsumiert werden, kann man verstehen, wieso Unsicherheit aufkommen kann. Ich erwähne nur die *Heroiden* des Ovid<sup>5</sup> (15-5 v. Chr.), die Briefe der Susette Gontard an Friedrich Hölderlin,<sup>6</sup> die *Briefe des Apostels Paulus an die Korinther* z.B., die berühmten *Epistolae obscurorum Virorum*, die *Dunkelmännerbriefe* (1515/1517), Luthers *Sendbrief vom Dolmetschen* (1530), Lessings *Briefe die Neueste Litteratur betreffend* (1759-1765), Hofmannsthals *Brief des Philip Lord Chandos an Francis Bacon* (1902), Kafkas fast hundertseitigen *Brief an den Vater* (1919),<sup>7</sup> Rilkes *Offener Brief an Maximilian Harden*<sup>8</sup> und seinen späten *Brief des jungen Arbeiters*.<sup>9</sup> Was diese Briefe verbindet, das ist die Form, die perspektivische Orientierung, was sie unterscheidet, das ist die Differenz zwischen Fiktion und Wirklichkeit, das ist das unterschiedliche Publikum, das ist die Verschiedenheit der Themen und die andere Gewichtung des persönlichen und des öffentlichen Interesses, der variierende Zweck, der Stil schließlich. Susette Gontards Brief an Hölderlin von Ende September-Anfang Oktober 1798 („Ich muß Dir schreiben Lieber!“) ist echt, aber er ist nicht an den heutigen Leser gerichtet, sondern allein an den Geliebten, der Brief Medeas an Jason in den *Heroides* des Ovid ist fingiert, aber wir gehören noch immer zu seinen legitimen Lesern. Ovid lässt seine Medea im hohen Stil der Elegie klagen, Susette Gontards Liebesleid ist über die Jahrhunderte weg noch immer anrührend in der schlichtesten Prosa.<sup>10</sup> Der heutige Leser der Briefe dieser großen Liebenden wird gelegentlich unsicher und wird seine Lektüre zu rechtfertigen gedrängt. Es wird ihm dabei vielleicht die Tatsache helfen, dass der Band, in dem sie nachgelesen werden können, von einer Frau ediert und kommentiert<sup>11</sup> worden ist. Die Neugier und das Interesse des Lesers an nicht an ihn gerichteten Briefen wird da



<sup>5</sup> Entstanden zwischen 15 und 5 v. Chr. Schon Erasmus von Rotterdam hatte Verständnis für diejenigen („erunt qui“), die Ovids *Heroides* nicht zu den Briefen rechnen wollten: „Ich habe kaum etwas dagegen einzuwenden, wollte man sie lieber als kleine Vortragsstücke (‘declamatiunculas’) bezeichnen.“ Vgl. Erasmus von Rotterdam: *De conscribendis epistolis* / Anleitung zum Briefeschreiben. Übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Kurt Smolak. Darmstadt 1980, S. 43. (Ausgewählte Schriften in acht Bänden. Lateinisch und Deutsch. Achter Band. Hg. von Werner Welzig.)

<sup>6</sup> Zitiert nach von Behrens, Katja (Hg.): *Frauenbriefe der Romantik*. Frankfurt a.M.: Insel, 1982, S. 371-393.

<sup>7</sup> In seiner Ausgabe dieses Briefes (Kafka, Franz: *Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande und andere Prosa aus dem Nachlaß*. Frankfurt a.M.: Fischer, 1966, S. 162-223) bemerkt Max Brod (S. 449): Diesen ‚Brief‘ hat Franz Kafka im November 1919 in Schelesen bei Liboch (Böhmen) geschrieben. Da er dem Adressaten niemals übergeben worden ist, somit die Funktion eines Briefes nie erfüllt hat, obwohl sie zweifellos intendiert war [...], habe ich diese Arbeit nicht in die Bände, die Kafkas Korrespondenz umfassen eingereiht, sondern in sein literarisches Werk [...]“

<sup>8</sup> Erschienen in: *Die Zukunft* (Herausgeber: Maximilian Harden). Berlin, 23. 2. 1901. Jetzt in: *Sämtliche Werke* 5, hg. v. Ernst Zinn. Frankfurt a.M.: Insel, 1965, S. 482-493.

<sup>9</sup> *Der Brief des jungen Arbeiters*, entstanden zwischen dem 12. und 15. 2. 1922, erschien 1933. Jetzt in: *Sämtliche Werke* 6, S. 1111-1127. Dieser fiktive Brief ist, wie man der Anmerkung Ernst Zinns entnehmen kann, in denselben Schreibblock eingetragen, „welcher an seinem Anfang die Entwürfe der Zehnten, am Schlusse die der Fünften Elegie enthält“ (*Sämtliche Werke* 6, S. 1507). Vgl. dazu auch die Ausführungen Joachim W. Storcks in seiner noch immer gewinnbringenden (aber leider unveröffentlichten) Dissertation Rainer Maria Rilke als Briefschreiber, Freiburg 1957; hier S. 307-321.

<sup>10</sup> Erasmus hätte ihre Briefe zu den „epistolis non figuratis“ gerechnet. Vgl. Erasmus von Rotterdam: *De conscribendis epistolis* und das Kapitel: *De illaborata epistola* / Der kunstlose Brief.

<sup>11</sup> Vgl. Behrens: *Frauenbriefe*

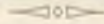


aufgehoben in einer das Persönliche übersteigenden Teilhabe und Teilnahme an menschlichem Leid und wirksam hoffentlich in der Forderung, selbst nichts beizutragen zur Fortdauer oder Wiederholung des ahnbar gewordenen Kummers einer jungen Frau.<sup>12</sup> Die heimlichen Schreiben von Susette Gontard an den aus dem Hause gewiesenen Lehrer ihrer Kinder mag als ein Paradigma gelten für die über den reinen Text hinausgehenden Verstehensbedingungen eines Briefes. Es ist da vieles außer dem Wortlaut einzurechnen, der soziale Status der unglücklich Liebenden als Ehefrau und Mutter, die Stellung des Ehemannes und die des entlassenen Hauslehrers, die verbotene Liebe, der Zwang zur absoluten Verborgenheit des Kontaktes, die drohenden Sanktionen, alles das, was man die pragmatischen Seiten der Kommunikation nennen kann.

Es wird deutlich, dass ein jeder Brief in einem mehr oder weniger komplexen Zusammenhang zu sehen und zu deuten ist und dass es viele Momente gibt, die da zu beachten wären.<sup>13</sup> Ich will ein paar Aspekte herausgreifen, die immer diskutiert worden sind und noch diskutiert werden und die leicht übersehen werden, wenn man sich nur auf die inhaltlichen Momente konzentriert.

Ich beginne mit einem Detail, das uns vor allem entgeht, wenn man es mit gedruckten Briefen oder Briefausgaben zu tun hat: der äußerlichen Aufmachung des Briefes, dem Papier, der Art des Umschlages und der Schrift, der Architektur des Schriftbildes. Man hat festgestellt, dass bei Bewerbungen z.B. in der Regel weißes Papier in DIN A 4 Format verwendet wird, fast nie buntes Papier, nicht kleiner als DIN A 4, schon gar keine Postkarte. Selbst wer sich um ein Mietobjekt<sup>14</sup> bemüht, verwendet kein Blatt aus einem Rechenheft mit eingerissenem Rand. Er würde kaum eine Chance haben, berücksichtigt zu werden. Und einen Liebesbrief, so entnehme ich einer jüngeren Studie,<sup>15</sup> verschickt man überwiegend in einer weißen, glatten, holzfreien Briefhülle Format C6, die Bewerbung um eine Mietwohnung nicht in einem wattierten Couvert.<sup>16</sup>

Selbstverständlich sind die meisten Dichter sensibel gegenüber diesen Dingen, die uns aus der Präsentation der Texte in den Ausgaben nicht mehr gegenwärtig sind. Man kann den Rilkeschen Briefen entnehmen, dass er sehr genau unterschied zwischen seinem Arbeitspapier und dem Papier, auf dem er seine Briefe schrieb. Als Beweis sei etwa auf den



<sup>12</sup> Erinnert sei in diesem Zusammenhang an den „sensus moralis“ der Mozart-Monographie von Norbert Elias (Mozart. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1991, S. 22, Anm. 7): „Mein Ziel ist [...] vielleicht auch ein wenig zur Klärung der Frage beizutragen, was zu tun wäre, um ein Schicksal wie das von Mozart zu verhindern.“

<sup>13</sup> Nicht zufällig ist eines der umfangreichsten Kapitel der *Anleitung zum Briefeschreiben* des Erasmus (S. 83-127) mit der Frage befasst, welche Umstände („materiam circumstantiis aliquot circumscriptam“) dem Schreiber eines Briefes bekannt sein müssen, damit er den Zweck seines Schreibens auch erreicht. Was für das Schreiben gilt, kann auch der Analyse nutzen.

<sup>14</sup> Reindl, Christine: „Über eine Antwort würde ich mich freuen“. Untersuchung von Antworten auf ein Chiffre-Wohnungsangebot. In: Lütten-Gödecke, Jutta; Zillig, Werner (Hg.): „Mit freundlichen Grüßen“. Linguistische Untersuchungen zu Problemen des Briefe-Schreibens. Münster (Westfalen): Aa Verlag, 1994, S. 111-192.

<sup>15</sup> Seidel, Carsten: Liebesbrief. Zu Liebesbriefen von 15- bis 17jährigen, geschrieben in den Jahren 1990-1996. Eine sprachwissenschaftliche Annäherung. Sinzheim 1997; über die Merkmale der Briefhülle und des Briefblattes s. S. 72f.

<sup>16</sup> Reindl: „Über eine Antwort würde ich mich freuen“, S. 122-126. Vgl. auch Werner Zillig: Briefnormen. In: Lütten-Gödecke; Zillig: „Mit freundlichen Grüßen“, S. 49-110.

zum Titel des Bandes gewählten Satz Claire Golls im Brief vom 2. Juni 1923 verwiesen: *Ich sehne mich sehr nach Deinen blauen Briefen*.<sup>17</sup> Am 26. Januar 1914 schrieb Rilke zum ersten Mal an Magda von Hattingberg und gleich in diesem Brief bemerkt er gegen Schluss: „Heute früh kam Ihr Brief über den Insel-Verlag, ich schrieb gleich, obwohl mein Briefpapier ausgegangen war, nahm dieses Arbeitsblatt und schrieb, denn ich komme jetzt nicht sehr oft zu Briefen und für diesen wars die Stunde.“ Dazu bemerkt die Herausgeberin, Frau Renate Scharffenberg, in der Ausgabe: „Rilke benutzte Oktavblöcke mit hellem, länglich kariertem Papier. Seine Briefe schrieb er auf meist glattem bläulichem Papier mit gedruckter Adresse, ebenfalls in Oktavformat.“<sup>18</sup> Wie wichtig Rilke diesen Umstand nahm, kann man der Einleitung des folgenden Briefes vom 1. Februar 1914 entnehmen:

Mein Papier, Briefpapier, ist nun da, gute Freundin, aber ich will großsprechen und sagen: es war immer meine Gewohnheit, Ihnen auf diesem hier zu schreiben, auf dem ich gewöhnlich arbeite, mag es dabei bleiben.

Das soll wohl heißen: Das was die Verbindung vermittelt hat zwischen der Musikerin und dem Dichter, das war das Werk, in diesem besonderen Falle die *Geschichten vom lieben Gott*,<sup>19</sup> und also ist das Arbeitspapier stellvertretend für die Kunst, die sie verbindet, auch das passende Medium ihrer Korrespondenz.

Wie das Schreibpapier und die Briefhülle ist dem Leser veröffentlichter Briefe auch in der Regel die Architektur und das Schriftbild unzugänglich und beides gehört doch mit zur Inszenierung der brieflichen Kommunikation. Kaum einmal findet man einen Band, in dem einem mit einem Faksimile etwas geholfen würde, eine angemessene Vorstellung von der Erscheinung eines Rilke-Briefes zu bekommen. In seinem Band *Rainer Maria Rilke/Rudolf Kassner. Freunde im Gespräch* hat Klaus Bohnenkamp<sup>20</sup> einen Brief Rilkes als Druck und in Kopie der Handschrift veröffentlicht und man ist erstaunt, was da alles verlorengelassen und eingeebnet wird im Druck und durch den Druck, durch den Blocksatz, den linksbündig oder rechtsbündig angeordneten Satzspiegel, die aufgegebenen Abstände zwischen Adresse und Datum, der Anrede und dem Einsatz des eigentlichen Briefes, durch den Verzicht auf die Einrückungen, die Einzüge.

Was man den publizierten Texten ebenfalls nicht entnehmen kann, das sind die Beförderungs- und Zustellungsmodalitäten, der Übermittlungsvorgang, das Abgeben, -senden und das Empfangen, die der Kommunikationssituation zuzurechnen sind und von ihr bestimmt werden. In den meisten Fällen und seit es die Post gibt, ist der Weg einfach zu beschreiben und seitdem hält sich auch die Beförderungsdauer in überschaubaren Grenzen. Aber im Einzelfall ist die Überprüfung des Weges ganz aufschlussreich. Im Falle des Briefwechsels zwischen Susette Gontard und Hölderlin war der Zustellungsweg wohl ein ganz besonderes Problem, wie man etwa folgendem Satz entnehmen kann: „Oft werde ich Dir nicht schreiben



<sup>17</sup> „Ich sehne mich sehr nach Deinen blauen Briefen“. Rainer Maria Rilke / Claire Goll. Briefwechsel. Hg. v. Barbara Glauert-Hesse. Göttingen: Wallstein Verlag, 2000.

<sup>18</sup> Rilke, Rainer Maria. Briefwechsel mit Magda von Hattingberg. Hg. v. Ingeborg Schnack u. Renate Scharffenberg. Frankfurt a.M., Leipzig: Insel, 2000.

<sup>19</sup> Die Lektüre der *Geschichten vom lieben Gott* war für Magda von Hattingberg der äußere Anlaß, Rilke zu schreiben.

<sup>20</sup> Frankfurt a.M., Leipzig: Insel, 1997.



können, die s e r Gelegenheit traue ich höchstens nur einmal, Du wirst durch Sinclair ein paar Zeilen zurückbekommen."<sup>21</sup> Bei vielen Briefen Rilkes an Valerie David von Rhonfeld wüsste man ebenfalls gerne, wie sie denn aus der Wassergasse 15b in die Safarik-Straße 3 gelangt sind.<sup>22</sup> Die Wohnungen lagen nicht sehr weit auseinander. Trotzdem wurden viele Briefe, vielleicht die meisten mit der Post geschickt, manche wurden per Boten befördert, andere aber hat der junge Liebhaber offensichtlich beim Besuch selbst dabei gehabt, vor allem die zahlreichen für „Vally“ geschriebenen Liebesgedichte, die sich unter dem brieflichen Nachlass befinden. Diese „direkte“ Zustellungsmodalität, bei der der „Absender“ der Zielperson den Brief direkt in die Hand drückt, ist eine auch heute noch unter Jugendlichen vorkommende Praxis. Den ersten Brief an Claire Goll hat Rilke am 17. November 1918 selbst ins Hotel der Schweizerin getragen und dort abgegeben, als er sie nicht antraf. Wäre sie zufällig da gewesen, hätte er den Brief sicher wieder mit zurückgenommen, alles Notwendige mündlich geregelt und die Korrespondenz wäre um wenigstens einen Brief ärmer. Der Briefwechsel Rilkes mit der Fürstin Marie von Thurn und Taxis<sup>23</sup> beginnt mit einem Brief, in dem die Fürstin den gleichzeitig mit ihr in Paris weilenden Dichter in ihr Hotel *Liverpool* einlud. Das Einladungsschreiben musste folglich von der Rue Castiglione (da lag das *Liverpool*) in die *Rue de Varenne 77* (da lag das *Hôtel Biron*) geschafft werden. Rilke antwortete noch am gleichen Tag. Es war der 10. Dezember 1909, ein Freitag und er war in dieser Zeit intensiv mit dem Abschluß der *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* beschäftigt, er antwortete gleich, trotz der vielen Arbeit<sup>24</sup> und obwohl die Einladung erst für den kommenden Montag ausgesprochen war. Wie der Brief von der *Rue Castiglione* in die *Rue de Varenne* gekommen ist und wie die Antwort zurück ins Hotel *Liverpool* über den *Pont Solférino* und durch den *Jardin des Tuileries*, das möchte man wissen. Sicher nicht mit der Post, denn der Dichter hatte es ganz offensichtlich eilig und er war auch entschieden vorbereitet auf die Begegnung auch durch den gemeinsamen Freund Rudolf Kassner, der die Verbindung vermittelte und förderte. Die Fürstin, die Rilkes *Neue Gedichte* aus einer Vorlesung kannte, hatte den Wunsch, Rilke persönlich kennenzulernen. Die Einladung und die Antwort erklären sich aus dieser Situation und die ersten „Briefschritte“, wie man sagt, waren daher schnell gemacht und waren der Beginn einer lebenslangen Korrespondenz. Der erste Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé wurde, wie man einer Anmerkung Ernst Pfeiffers entnehmen kann, durch „Boten übersandt“.<sup>25</sup>



<sup>21</sup> Brief von Ende September / Anfang Oktober 1798, Behrens: Frauenbriefen, S. 379. Vgl. auch den Brief vom 7. Mai 1800, ebd., S. 393: „Wenn Du künftig in der Stadt erscheinst, und Du siehst ein weißes Tuch an meinem Fenster, so schicke den Brief nicht, und komme nächsten Morgen wieder; siehst Du nichts, so schicke sie sogleich und kehre auch dann noch einmal zurück zum Zeichen.“

<sup>22</sup> Die Briefe Rilkes an die Freundin seiner Prager Gymnasialjahre (1893-95) sind bislang nicht veröffentlicht. Die Handschriften befinden sich in der Bibliotheka Jagiellonska, Krakow.

<sup>23</sup> Rainer Maria Rilke und Marie von Thurn und Taxis. Briefwechsel. Hg. v. Ernst Zinn. Zürich 1951.

<sup>24</sup> An seinen Verleger schrieb er einen Tag später: „Endlich, mein lieber verehrter Herr Doktor, bin ich wieder, seit einer Weile, aufs offene Feuer gestellt: ich siede vor Arbeit, und so werde ich hier hoffentlich in Freude und Gewissen abschließen dürfen.“ Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Anton Kippenberg. Hg. v. Ingeborg Schnack u. Renate Scharffenberg. 2 Bde. Frankfurt a.M., Leipzig: Insel, 1995; hier Band 1, S. 182.

<sup>25</sup> Rainer Maria Rilke / Lou Andreas-Salomé. Briefwechsel. Hg. v. Ernst Pfeiffer. Zürich 1952; hier S. 9, Anm. 1. Rilke und Lou Andreas-Salomé waren beide in München.

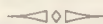


Wie im Falle des Briefwechsels zwischen Rilke und der Fürstin von Thurn und Taxis war es auch bei anderen Korrespondenzen, dass der erste Schritt vom anderen ausging und Rilke mit seiner Antwort aus einem Brief einen Briefwechsel werden ließ. Dies gilt beispielsweise für die Briefwechsel mit Franz Xaver Kappus (*Briefe an einen jungen Dichter*),<sup>26</sup> mit Magda von Hattingberg, Anita Forrer, Helene von Nostitz und den Briefwechsel mit Ilse Erdmann<sup>27</sup> oder Lisa Heise (*Briefe an eine junge Frau*). Auch in dem wohl kürzesten, wenn auch vielleicht nicht unbekanntesten Briefwechsel, demjenigen nämlich mit dem General Major von Sedlakowitz, war Rilke der reagierende, antwortende Teil.<sup>28</sup> Als Gegenbeispiele mögen die Korrespondenzen mit Ellen Key, die Briefe an Valerie David von Rhonfeld und insbesondere der von Rilke eröffnete und ein ganzes Leben lang anhaltende briefliche Austausch mit Lou Andreas-Salomé erwähnt sein.

An dieser Stelle muss man bedauern, dass zahlreiche Briefausgaben die kommunikative Struktur dadurch verstellen, dass sie nur die Briefe des einen Partners vorlegen und dadurch die dialogische Kohärenz uneinsehbar machen. Das gilt im Falle des Dichters Rainer Maria Rilke, und das hat Manfred Engel zu Recht kritisch bemerkt,<sup>29</sup> besonders für die Korrespondenz Rilkes mit seiner Familie, der Frau Clara, der Mutter, der Tochter.

Was die Briefe Rilkes an Clara angeht, so ist es überdies außerordentlich schade, dass sie, wie etwa die sogenannten *Briefe über Cézanne*<sup>30</sup> auch noch verkürzt sind um den Eingang und den Schluss, so dass es kaum noch möglich ist, diese Briefe hinsichtlich ihrer Zielfunktion, ihrer Textorganisation und ihrer Bedeutung für die Beziehung zwischen den Partnern angemessen zu beurteilen. Denn natürlich ist zu vermuten, dass es bei den *Briefen über Cézanne* nicht nur um das Werk des Malers Cézanne geht, sondern auch um die Familie und das Verhältnis der Eheleute zueinander, die Durchsetzung des eigenen Lebensplanes gegen die Erwartungen von Frau und Verwandtschaft.

Seit eh und je und bis heute bis hin zu den Liebesbriefen unserer fünfzehnjährigen Schüler ist die Anrede als ein wichtiger Teil der Textorganisation bei einem Brief angesehen worden. Der Anrede (*De salutatione*) hat Erasmus von Rotterdam in seiner bis heute lesenswerten *Anleitung zum Briefeschreiben*<sup>31</sup> ein ausführliches Kapitel gewidmet und auch Rilke war selbstverständlich in diesem Punkte sehr aufmerksam und sehr sensibel. Am 16. Januar 1920 antwortete er auf einen Brief Anita Forrers: „Lassen Sie mich, liebes Fräulein, Ihrem Briefe gleich danken; er ist so vollkommen gut und herzlich und redet mich, indem er die konventionellen Anreden vermeidet, wirklich nahe und unmittelbar an.“<sup>32</sup> Wenn man durch



<sup>26</sup> Zuerst erschienen 1929 als Nr. 406 in der *Insel-Bücherei*.

<sup>27</sup> Ein Briefwechsel. Ilse Erdmann – Rainer Maria Rilke. Hg. v. Wilhelm Kölmel. Waldkirch: Waldkircher Verlagsgesellschaft, 1998. Alle anderen Briefwechsel im Insel Verlag, Frankfurt a.M. und Leipzig.

<sup>28</sup> Brief Rilkes vom 9. Dezember 1920.

<sup>29</sup> Engel, Manfred: Rilke-Forschung heute. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Hg. v. Wolfgang Frühwald u.a. 24. Band 1999, 1. Heft, 106-131; hier Anm. 17 und Anm. 20.

<sup>30</sup> Geschrieben in der Zeit vom 6. bis zum 24. Oktober 1907 anlässlich der Cézanne-Gedächtnisausstellung im Pariser Salon d'Automne. (Insel taschenbuch 672)

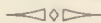
<sup>31</sup> Erasmus von Rotterdam: *Anleitung zum Briefschreiben. De salutatione / Die Anrede* s. S.128-152.

<sup>32</sup> Rainer Maria Rilke / Anita Forrer. Briefwechsel. Hg. v. Magda Kerényi. Frankfurt a.M.: Insel, 1982, S. 13. Anita Forrer hatte in ihrem ersten Brief (2. Januar 1920) mit der Anrede „Rainer Maria Rilke“ begonnen.

die Briefsteller aufmerksam gemacht worden ist oder auch nur selbst erfahren hat, dass die Anrede als ein Teil des Briefftextes einen hohen Stellenwert hat, nicht nur hinsichtlich des möglichen Zieles, so entgeht einem Rilkes differenzierte Diktion nicht mehr so leicht. Gelegentlich wundert man sich, z.B. im Falle der Anrede des Herrn von Sedlakowitz, dem er dann doch ziemlich die Meinung sagt über die Kadettenanstalt in St. Pölten, den er aber mit „Hochzuverehrender Herr General-Major“ begrüßt und von dem er sich mit „Ihr ganz ergebener RMRilke“ verabschiedet. Diesem Vokabular begegnet man sonst allenfalls noch in den ersten Briefen an Rodin („Mon très honoré maître” – „mon admiration et la dévotion la plus profonde”)<sup>33</sup> oder an die Fürstin Marie von Thurn und Taxis („Durchlauchtigste Fürstin” – „Ehrerbietung und Ergebenheit”).<sup>34</sup> Aufschlussreich ist die in der Anrede erkennbare wachsende Bekanntschaft und Vertrautheit. So wandelt sich etwa die Anrede für Rodin von „Mon très honoré maître”, über „Mon maître”, „Mon cher maître” über „Mon cher et grand Rodin” zu „Mon cher grand ami” und es ist ein bis heute nachwirkendes Zeichen für den Charakter der Beteiligten, wie schnell Rilke von der „Durchlauchtigsten Fürstin” über „Meine gütigste Fürstin” zu „Liebe Fürstin” übergeht, vom Förmlichen zur Herzlichkeit. Die stürmische Entwicklung seiner ganzen Liebe zu Vally ließe sich am Wechsel der Anreden aufzeigen: Ich nenne ein paar dieser Anreden aus den Anfangswochen und die letzte: 1. Hochverehrtes Fräulein! – 3. Hochverehrtes, theures Fräulein! – 5. Meine theuerste Freundin! – 13. Meine unendlich geliebte, theuere himmlich gute Vally! – 17. Mein süßes schönes so grenzenlos geliebtes angebetetes Piepmatz, meine – ewig, ewig meine herrliche Vally! – Lieb! – 118. Liebe Vally! Dank für das Geschenk der Freiheit.

Erasmus von Rotterdam hat in einem eigenen Abschnitt Empfehlungen gegeben für die Anrede an die Personen der eigenen Familie. Ich übergehe den Umstand, dass der große Gelehrte offenbar nicht daran gedacht hat, dass einmal Frauen bei ihm nachfragen könnten, wie man einem Mann schreibt. Seine Hilfe ist nur für schreibende Männer! Folglich findet sich kein Vorschlag, wie etwa eine Frau ihren Mann in einem Briefe anreden soll. Dem Mann empfiehlt der schriftkundige Augustiner, die Gattin mit „geliebteste Gattin” anzureden: „uxor suavissima”. Storm schrieb an seine „süße Dange” oder seine „süße Constanze”<sup>35</sup> (was mit dem Erasmischen „suavissima” durchaus korrespondiert) und bei Kafka entdeckt man gelegentlich „Meine liebste Felice” (1. Juli 13).<sup>36</sup> Ähnliches wird man bei Rilke nicht entdecken in den Briefen an seine Frau, jedenfalls nicht in den Briefen der ersten und früheren Jahre und das fällt auf vor allem im Vergleich zu den intensiv-emphatischen Variationen, die sich im Briefwechsel mit Lou Andreas-Salomé finden: „Liebe, liebe Lou” (9.2.14), „Lou, liebe” (20.6.14), „Lou, liebe Lou” (11.2.22) oder das in kyrillischen Lettern geschriebene „Dorogaja” und „Dorogaja Moja”, meine Liebe, im letzten Brief vom 13. Dezember 1926.

Für Erasmus von Rotterdam und die anderen Lehrer der Kunst der Briefeschreibens war die Anrede „gewissermaßen die Stirnseite des Briefes”, wo man sich „keinen Fehler erlauben”



<sup>33</sup> Rilke, Rainer Maria: Briefe an Auguste Rodin. Leipzig: Insel, 1928; hier S. 6 und 7.

<sup>34</sup> Brief vom 10. Dezember 1909.

<sup>35</sup> Brief vom 13. Mai oder vom 1. Juli 1844. Vgl. Theodor Storm: Nachgelassene Schriften. Hg. v. Gertrud Storm. Band 1, Briefe an seine Braut, Berlin, Braunschweig, Hamburg 1915.

<sup>36</sup> Kafka, Franz: Briefe an Felice und andere Korrespondenz aus der Verlobungszeit. Hg. v. Erich Heller u. Jürgen Born. Mit einer Einleitung von Erich Heller. Frankfurt a.M.: Fischer, 1967.

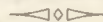


darf, und das hing wohl auch damit zusammen, dass sie dabei vornehmlich an den amtlichen Brief dachten. Man versteht, dass für den amtlichen Brief in der Zeit des Mittelalters und der frühen Neuzeit die Titel und die in ihnen erkennbare soziale Stellung eine große Bedeutung hatte. Es ist ja auch heute noch ein Unterschied, ob man dem Direktor der Schule, dem Ministerpräsidenten, dem Finanzbeamten oder der Verkehrsbehörde schreibt oder der Freundin, dem Freund, der Mutter oder einer Verehrerin. Die Unterscheidung gilt bis heute und wir differenzieren instinktiv, je nach dem ob wir als Steuerzahler, Verkehrssünder, Bewerber schreiben oder als Vater, Freund oder bewunderter Künstler. Es wird im Einzelfalle nicht einfach sein, einen Brief in die eine oder andere Kategorie einzuordnen.

Der Unterscheidung zwischen amtlichen und privaten Briefen hatte Cicero eine allgemeine Zweckbestimmung des Briefes vorausgeschickt, der zufolge der Brief vor allem der Mitteilung von Tatsachen<sup>37</sup> dienen soll. Diese Vorgabe führte dazu, dass man in der Renaissance gelegentlich drei Briefgenera unterschied, denen man die drei Stilarten zuordnete, den hohen, den mittleren und den niedrigen Stil (*sublimis, mediocris, exilis*). Im Gliedern und Ordnen und Einteilen waren die Theoretiker im übrigen alle sehr erfinderisch und sie stützten sich dabei mal auf die Stilarten, mal auf die sogenannten *genera dicendi* der Rhetorik: das *genus deliberativum*, das *genus demonstrativum* und das *genus iudiciale*.

Unter den mehr als 12 Milliarden (12738,3 Millionen) durch die Post beförderten Briefsendungen von 1981 (58% davon Briefe)<sup>38</sup> waren sicher sehr viele *epistolas familiares*, aber gewiß auch sehr viele Geschäftsbriefe, Mahnbriefe und Werbeangebote der Telekommunikationsbranche und vielleicht auch schon der Computerhersteller. Viele der Untersuchungen zur Linguistik des Briefes beschäftigen sich mit dieser Art von Brief, an die Erasmus von Rotterdam und Konrad Celtis noch nicht gedacht haben. Aber es lassen sich auch bei ihnen bestimmte Grundkategorien entdecken, die den „komplexen Handlungen“ der Pragmalinguisten entsprechen. Dem „Anbieten“ in dem brieflichen Angebot zur Lieferung eines Dampferzeugers, das Volker Langeheine in seinem Artikel über „textpragmatische Analyse schriftlicher Kommunikation am Beispiel des Briefes“ diskutiert, ließen sich die im Rahmen des *genus deliberativum* beispielhaft erwähnten sprachlichen Handlungen wie Auffordern, Raten, Abraten, Empfehlen, Ermahnen durchaus vergleichen. Aber wir haben es, wenn wir uns mit den Briefen und Korrespondenzen von Dichtern befassen, beinahe ausschließlich mit dem privaten Genre zu tun, dem *genus familiare*.

Nun sind freilich die Briefe von Dichtern, sofern sie dem Typus Privatbrief zuzuordnen sind, doch eine Klasse für sich. Und das vor allem deshalb, weil die Dichter mit der Publikation ihrer Korrespondenz rechneten, wenn sie ihre Briefe nicht gar selbst dazu bestimmten wie etwa Adalbert Stifter, der das Autorenhonorar für seine Briefe schon zu Lebzeiten ausgab oder auch Rilke, der in seinem Testament vom Oktober 1925 sein Briefwerk zur Veröffentlichung freigab:



<sup>37</sup> Vgl. Smolak: Einleitung, S. XII.

<sup>38</sup> Zahlen nach Langeheine: Textpragmatische Analyse, S. 190.



Da ich, von gewissen Jahren ab, einen Theil der Ergiebigkeit meiner Natur gelegentlich in Briefe zu leiten pflegte, steht der Veröffentlichung meiner, in Händen der Adressaten etwa erhaltenen, Correspondenzen (falls der Insel-Verlag dergleichen vorschlagen sollte) nichts im Wege.<sup>39</sup>

Das soll nicht heißen, dass solche Briefe den Briefpartner, an den sie gerichtet sind, nicht ernst nähmen oder ihn zum Anlass degradierten, aber doch, dass die in den Briefen formulierten Sätze, Gedanken und Meinungen wohl den Anspruch auf eine das nur Persönliche übersteigende Gültigkeit beanspruchen können oder anders, dass sie das Allgemeine im Besonderen erkennbar werden lassen. Das hat Rilke wohl mit dem schon erwähnten Hinweis an Magda von Hattingberg gemeint, als er ihr erläuterte, dass es „immer seine Gewohnheit“ gewesen sei, ihr auf dem Papier zu schreiben, auf dem er „gewöhnlich arbeite“. Dazu passt, dass er die Liebesbriefe der Marianna Alcoforado ganz verabsolutiert und ihre Liebesklagen zum Ausdruck einer Liebe verklärt, die unabhängig geworden ist vom Geliebten. Die Umstände der Entstehung dieser Briefe werden mehr oder weniger zufällig gegenüber der universellen Gültigkeit ihrer Botschaft. Die von Rilke selbst als notwendige Freiheit des Einzelnen gefeierte Überwindung des „Schicksals“ (schicksalhafter Bindungen) ist von der psychologisch ausgerichteten Forschung als Ausdruck von Ängsten gedeutet worden. Am Beispiel des Briefwechsels zwischen Rilke und Magda von Hattingberg hat Angelika Ebrecht<sup>40</sup> zu zeigen versucht, dass seine Briefe für Rilke „Medien seines Narzissmus“ gewesen seien. „Puppen symbolisieren wie Briefe seine Unfähigkeit, Trennung und Vereinigung zu balancieren.“ Wie immer man sich entscheidet, ob man die Weite bewundert oder die Enge bedauert; bei der Betrachtung von Künstlerkorrespondenzen kommt zur Klärung der Situation die Schwierigkeit hinzu, dass man es bei dem einen Partner mit einem Künstler zu tun hat, egal, welche Art von Brief er schreibt und an wen.

Eine Zwischenbemerkung sei erlaubt. Ich habe mir vor einigen Jahren die Briefe von Rilkes Mutter an Nanny Wunderly-Volkart angesehen und sie mit einem Doktoranden besprochen, der sie schließlich im Rahmen seiner Dissertation transkribiert hat. Der bleibende Eindruck der etwa 170 Briefe Phia Rilkes war, dass man nie auch nur die geringste Ahnung davon haben konnte, was denn Frau Wunderly-Volkart jemals könnte gefragt oder von sich aus geschrieben haben. Die Briefe Phia Rilkes lassen einen verstehen, wieso der Sohn so große Schwierigkeiten hatte, mit seiner Mutter in einem ausgeglichenen Verhältnis zu leben.

Kommen wir zu den Künstlerbriefen, den Dichterbriefen zurück. Auch für sie gilt, dass sie kommunikative sprachliche Handlungen sind, die nach ihrer Intentionalität beurteilt werden können und immer auch in konkreten Handlungssituationen stehen, funktionieren und beschrieben werden können.



<sup>39</sup> Das Testament („Einige persönliche Bestimmungen für den Fall einer mich mir mehr oder weniger enteignenden Krankheit.“) ist veröffentlicht als Beilage 12 zum Brief an Nanny Wunderly-Volkart vom 29.10.1925. Vgl. Rilke, Rainer Maria: Briefe an Nanny Wunderly-Volkart. Im Auftrag der Schweizerischen Landesbibliothek und unter Mitarbeit von Niklaus Bigler besorgt durch Rätus Luck. Frankfurt a.M.: Insel, 1977.

<sup>40</sup> Ebrecht, Angelika: Rettendes Herz und Puppenseele. Zur Psychologie der Fernliebe in Rilkes Briefwechsel mit Magda von Hattingberg. In: Runge, Anita; Steinbrügge, Liselotte (Hg.): Studien zu Theorie und Geschichte des Briefes. Stuttgart 1991, S. 147-172.

Rilke hat, wie andere Menschen auch, Trostbriefe geschrieben z.B. anlässlich des Todes von Prinz Emil von Schönaich-Carolath am 7. Mai 1908, eine Woche nach dem Tod seines ehemaligen Gastgebers auf Schloss Haseldorf und ein paar Wochen später schrieb er einen Beileidsbrief an die Nichte von Frau Alice Faehndrich. Frau Faehndrich war am 23. Juni 1908 gestorben und Rilke schrieb am 16. Juli, also umgehend. Es ist dies nur deshalb zu erwähnen, weil darin deutlich wird, dass auch der Dichter Rilke ganz im Rahmen der Konvention reagiert. Mit Erasmus von Rotterdam müsste man sagen, dass er seinen „Trost zur rechten Zeit“ spendet oder mit Werner Zillig gesagt, er beachtet eine „Briefnorm“. Man ist, liest man die Anweisungen zur „consolatoria epistola“ des Erasmus, sehr erstaunt, wie ähnlich in der Tradition nicht nur die Formen des Briefes, sondern sogar die einzelnen Briefakte sind. Schon Cicero verwendete den Topos „ich kann nichts schreiben“ und der große Humanist der frühen Neuzeit empfiehlt, beim Trostbrief gegebenenfalls auf den eigenen Schmerz hinzuweisen, weil das sehr tröstend wirke. Man lese von daher und mit intertextuell orientierter Neugier Rilkes Trostbriefe an die Prinzessin Cathia von Schönaich-Carolath und an Gräfin Lili Kanitz-Menar:

1. Verehrteste Frau Prinzessin,

seit fünf Tagen bin ich in Paris, und seit vorgestern weiß ich die schwere bange Nachricht; ich weiß sie nicht allein, sie liegt ganz auf mir in diesen zwei Tagen; ich trug sie mit mir herum, als hätt ich keinen Ort, sie hinzustellen: und so konnte ich Ihnen auch nicht schreiben. Ich weiß nicht, ob ich es jetzt kann.

2. Ich danke Ihnen, meine liebe Freundin, dass Sie geschrieben haben. Ich wollte es fünfzigmal seit Ihrem Brief und konnte nicht dazu kommen. Ich habe so viel zu bewältigen diesmal, in der Arbeit mein ich, und bin nicht so bei Kraft, wie ich sein müsste. Und dann kam zu allem noch dieses unverhältnismäßige Ereignis. Was soll man sagen, wie soll man es einordnen?<sup>41</sup>

Den Kenner wird es kaum wundern, dass das entscheidende Argument der Rilkeschen Trostrede der Gedanke ist, den er sein Leben lang verkünden wird, der Gedanke der Einheit von Leben und Tod, dass man nicht verlieren kann, was nicht zu besitzen ist<sup>42</sup> und wie die Formulierungen immer sind. Ebenso wenig erstaunen wird, dass selbst in einem Trostbrief dieser Zeit die „Arbeit“ erwähnt wird. Wir wissen, dass Rilke seit seinen ersten Tagen in Paris dieses Ethos verkündet und mit einem Wort Rodins illustriert hat: „Il faut toujours travailler.“ Diese Selbsteinschätzung des Dichters kehrt in vielen Briefen der Zeit wieder, lässt sich aber auch früher schon beobachten und nicht nur früher, auch in ganz verschiedenen Briefarten. Hingewiesen sei nur auf den oben erwähnten Antwortbrief auf das Einladungsschreiben der Fürstin von Thurn und Taxis vom 10. Dezember 1909 und den ersten Brief an Lou Andreas-Salomé vom 13. Mai 1897. Im Dezember 1909 arbeitete Rilke intensiv an den *Aufzeichnungen*: „Ich habe seit Monaten Menschen nicht gesehen, aber nun verspreche ich mir dieses seltene Aufschauen aus der Arbeit, das ihre Güte mir bereiten will...“ Nicht viel anders heißt es im Brief an Lou Andreas-Salomé vom Mai 1897: „Es war

<sup>41</sup> Beide Briefe in: Rilke, Rainer Maria: Briefe. Hg. vom Rilke-Archiv in Weimar, in Verbindung mit Ruth Sieber – Rilke besorgt durch Karl Altheim. Wiesbaden: Insel, 1950, Band 1, S. 238-242.

<sup>42</sup> Vgl. Rilkes *Préface* zu Balthasar Klossowskis *Mitsou*. Balthus / Rilke: Mitsou. Vierzig Bilder von Balthus mit einem Vorwort von Rainer Maria Rilke. Hg. u. übers. v. August Stahl. Frankfurt a.M. u. Leipzig: Insel, 1995; hier vor allem S. 16 und S. 106.

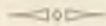
im Winter und mein ganzes Sinnen und Streben, das der Frühlingswind in tausend Weiten weht, war in die enge Stube und die stille Arbeit gezwängt.“ Ob es um die Annahme einer Einladung geht oder um den Versuch, eine Einladung zu bekommen, ob Rilke einen Trostbrief schreibt oder einen Liebesbrief, so etwas gibt es auch, er stellt sich immer als der Dichter vor, der er war oder werden wollte. Das ist alles andere als Narzissmus. Die Annahme bzw. Zuweisung einer Rolle, das Wechselspiel von Selbsteinschätzung und Fremdeinschätzung, die „Beziehungs- und Identitätskonstitution“<sup>43</sup> ist ein wichtiger Akt, wann immer man eine briefliche Kommunikation beginnt. Wenn stimmt, was Rudolf Kassner gesagt hat, dass Rilke ein „sehr wahrhaftiger Mensch“ gewesen sei,<sup>44</sup> dann bestätigen dies unter anderem seine Briefe und darin vor allem die immer offene Betonung seines Dichtertums und des unbedingten Ranges, den das Dichtertum für ihn haben sollte. Da konnte schließlich niemand getäuscht sein.

Zum Schluss soll noch ein Aspekt erwähnt sein, den die Theoretiker der *ars dictaminis* immer diskutiert haben, den des Stils und es darf hier wieder Erasmus von Rotterdam angeführt werden, der für den Brief in Privatangelegenheiten eine einfache Sprache empfiehlt, einen Stil, der so sein müsse, wie die Gespräche von Freunden untereinander sind („*quales sunt amicorum inter ipsos confabulationes*“).<sup>45</sup> Wie das beim Briefschreiben umzusetzen wäre (keine Figuren, wenig Fremdwörter) und wie einzubringen bei der Analyse, darauf kann hier nur im Vorbeigehen hingewiesen werden. Hingewiesen sei beispielsweise auf Rilkes Kritik an den lauttönenden Phrasen des Wiener Gerichts in seinem *Offenen Brief an Maximilian Harden*.<sup>46</sup> Aber es soll auch noch ein Beispiel dafür wenigstens vorgestellt werden, wie ein affektierter Stil aussehen könnte und warum er womöglich auch verwendet wird. Ich zitiere aus Rilkes erstem Brief an „Vally de David-Rhonfeld“ vom 9. Januar 1893 und ich bitte nicht nur beachten, dass der junge Cavalier schon damals sein Beschäftigtsein pathetisch hervorhebt. Man sollte vor allem die schönen Genitivobjekte genießen, die Inversionen, den gewählten Wortschatz und die Neigung auch zur hyperbolischen Diktion:

Des gestrigen Abends, der wie alles Schöne allzurasch entflo, gedenke ich immerdar. Die Frist bis Samstag däuscht mir zwar endlos, allein meine angestrenzte Beschäftigung gestattet mir nicht einen andern, früheren Tag festzusetzen. Dessenungeachtet harre ich jenes Samstags sehnsuchtsvoll, der mir Eintritt in Ihr Künstlerparadies, und ein schönes Plauderstündchen mit Ihnen, hochverehrtes Fräulein, gewähren soll.

Nun lassen Sie mich fürder des Glückes genießen, mit den Gefühlen innigster Hochachtung und Ergebenheit ewig zu bleiben

René M. Rilke



<sup>43</sup> Langeheine: Textpragmatische Analyse, S. 199.

<sup>44</sup> Im Vorwort zum Briefwechsel Rilke mit M. v. Thurn und Taxis, S. XXXVII.

<sup>45</sup> Erasmus von Rotterdam: Anleitung, S. 42.

<sup>46</sup> Rilke: Offener Brief, S. 490: „Diese Rede [...] versäumt nicht, Ägypten und das 'graueste Altertum' zu erwähnen, sie enthält alle erprobten Phrasen der letzten zwanzig Jahre von der 'Majestät des Todes' bis zur 'Tragik in der Vergeltung'. [...] Sie stellt sich groß vor den Angeklagten hin [...].“



Wie man weiß, hat Rilke sich von diesem Wortgetue bald und gründlich abgewandt, so als hätte er eine Mahnung des Erasmus von Rotterdam beherzigen wollen, der allenfalls dem Jüngling, der nur schreibt, um seinen Stil zu üben, „bisweilen die Wortfügungen säuberlich“ auszuarbeiten.<sup>47</sup> Aber der sprachliche Aufwand des Gymnasiasten Rilke in seinem ersten Brief an die Frau, die dann seine große Liebe der folgenden Jahre werden sollte, war doch mehr als eine Übung im Sinne des Erasmus. Der sprachliche Aufwand, gegen den er 1901 im *Offenen Brief an Maximilian Harden* heftig polemisieren wird, der war 1893 und im Brief an die Angebetete eine durchaus verständliche Geste der Selbstdarstellung, die sich noch heute an „der syntaktischen Einbettung“<sup>48</sup> ablesen lässt.



<sup>47</sup> Erasmus von Rotterdam: *De conscribendis epistolis*, S. 36: „aliquandiu compositionem elaborare“.

<sup>48</sup> Vgl. Sandig, Barbara: Zu einer Alltagsrhetorik des Bewertens. Negationsausdrücke und Negationsformeln. In: Heringer, Hans-Jürgen; Stötzel, Georg (Hg.) *Sprachgeschichte und Sprachkritik. Festschrift für Peter von Polenz zum 65. Geburtstag*. Berlin, New York 1993, S. 157-184, hier S. 158.

Ferenc Szász (Budapest)

## Nikolaus Lenaus Gedicht *Die Heideschenke*

Nikolaus Lenau ist der größte Dichter, den die deutsche Nationalität in Ungarn je hervorbrachte. Seine Persönlichkeit und seine Dichtung liefern den besten Beweis dafür, was der erste ungarische König, Stephan der Heilige, seinem Sohn Emerich als Vermächtnis hinterließ: „Ein Land, das nur einerlei Sprache und einerlei Sitten hat, ist schwach und gebrechlich. Darum, mein Sohn, trage ich dir auf, begegne ihnen und behandle sie anständig, damit sie mit und bei dir lieber verweilen als anderswo, [...]“<sup>1</sup> Nikolaus Niembsch von Strehlenau, wie Lenau eigentlich hieß, führte sein Schicksal weit von seinem Vaterland weg, aber er blieb ihm immer treu und galt für seine Freunde in Wien und in Württemberg „als der ‘Ungar’“.<sup>2</sup> Das Bild, das sich das westliche Ausland über Ungarn im 19. Jahrhundert machte, wurde von seinen Ungarngedichten weitgehend beeinflusst. Er bereitete die Rezeption der Dichtung Petöfis und die Sympathie für die Revolution 1848–49 vor. Das hier zur Interpretation gewählte Gedicht, *Die Heideschenke*, ist eine seiner bekanntesten Schöpfungen. Nach der historisch-kritischen Ausgabe von Lenaus Werken entstand es während des letzten Besuchs des Dichters in Ungarisch-Altenburg im Oktober 1827. Veröffentlicht wurde es aber erst vier Jahre später, am 20. September 1831 im Stuttgarter *Morgenblatt für gebildete Stände*,<sup>3</sup> das die bekannteste literarische Zeitschrift Deutschlands jener Zeit war. Im nächsten Frühjahr brachte der Cotta-Verlag für die Ostermesse zu Leipzig Lenaus ersten Sammelband unter dem schlichten Titel *Gedichte*



<sup>1</sup> Ungarische Geisteswelt von der Landnahme bis Babits. Hg. v. Johann Andrits. o.O.: Bertelsmann Lesering, 1960, S. 44.

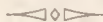
<sup>2</sup> Selbst Adam Müller-Guttenbrun, der aus dem Banat stammende österreichische Dichter, der in seinen Werken den ungarischen Nationalismus um die Wende des 19. und des 20. Jahrhunderts scharf kritisierte, sagte in seiner Centenarrede auf dem Lenau-Commerz der Vereinigung deutscher Hochschüler aus den Ländern der ungarischen Krone in Wien am 7. Mai 1902: „Nikolaus Lenau galt bei den Wiener Dichtern als der ‘Ungar’ und auch seine deutschen Freunde Justinus Kerner, Gustav Schwab und andere nannten ihn nie anders. Sein Freund Graf von Württemberg nannte ihn in allen seinen Briefen ‘lieber Miklós’ und Lenau ließ sich das gerne gefallen.“ Müller-Guttenbrun, Adam: Nikolaus Lenau und seine Heimat. In: Deutsches Tagblatt für Ungarn. Temesvar, Jg. 3, Nr. 111 v. 16. Mai 1902, S. 2.

<sup>3</sup> Angaben nach: Lenau, Nikolaus: Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. im Auftrag der Internationalen Lenau-Gesellschaft v. Helmut Brandt, Gerard Koziček, Antal Mádl, Noerbert Oellers, Hartmut Steinecke, András Vizkelety, Hans-Georg Werner, Herbert Zeman. Bd. 1-7. Wien: Deuticke, Klett-Cotta, 1989-1996, Bd. 1, S. 385. Im weiteren wird die Ausgabe mit der Abkürzung HKA sowie mit Bandnummer und Seitenzahl angegeben.

heraus<sup>4</sup>, in dem *Die Heideschenke* in den Zyklus *Heidebilder* eingereiht wurde. Dieses erste Buch von Lenaus Gedichten erlebte bis zum Ausbruch seiner Geisteskrankheit im Oktober 1844 sechs weitere Auflagen. Dies zeigt die damalige große Popularität von Lenaus Dichtung. Nach dem Tod des Dichters wurde es in alle Ausgaben seiner Gedichte aufgenommen.<sup>5</sup> In Ungarn gehört *Die Heideschenke* zu Lenaus bekanntesten Gedichten. Sie wurde in vierundzwanzig Lehrbüchern für den Deutschunterricht als Lehrstoff veröffentlicht (zuerst 1865, zuletzt 1976) und in sechs Nachdichtungen vierzehnmal gedruckt.<sup>6</sup> Das Gedicht stellt ein eigenartiges literarisches Genre dar, das in der ungarischen Literaturwissenschaft *tájleíró vers* (landschaftsbeschreibendes Gedicht) genannt wird, für das es in der deutschen Poetik keine eingebürgerte Bezeichnung gibt. Es unterscheidet sich vom Naturgedicht, da hier die Natur nicht im allgemeinen als Gegenpol zum Menschen oder als Spiegelbild seines Inneren in Erscheinung tritt, sondern als konkrete Landschaft, zu der das lyrische Ich eine konkrete seelische Beziehung hat. Gleichzeitig ist diese Landschaft keine unbewohnte Natur, sondern der Lebensraum für seine Bewohner. Diese Eigenschaften widersprechen völlig der Tradition der Naturdichtung, die in der neueren Forschung von Wolfgang Riedel folgenderweise charakterisiert wird:

Seit sich mit E. R. Curtius' >Toposforschung< (1948) die Einsicht durchsetzte, daß den poetischen Naturbildern und Landschaftsbeschreibungen der antiken, mittelalterlichen und neuzeitlichen Dichtung bis um 1800 weniger ein spontan-individuelles Empfinden denn eine konventionelle rhetorisch-poetische Darstellungstechnik, ein handwerklich-rationales Kalkül zugrunde liegt, ist der Begriff >Naturgefühl<, der die ältere Forschung [...] beherrschte, obsolet geworden.[...] Am Beginn der poetischen Naturschilderung in der abendländischen Literatur stehen prototypisch zwei *homerische* Landschaften: die »Grotte der Kalypso« und die »Gärten des Alkinoos« aus der Odyssee. Die von Mischwald, Weinstöcken und Blumenwiese mit Quellen umstandene Höhle der Nymphe Kalypso stellt die früheste Gestaltung des seit *Vergil* und *Horaz* so genannten *locus amoenus* dar, [...] In seiner vollständigen Form setzt es sich aus sechs >Landschaftsreizen< zusammen: Wiese, Schattenbäume, Quelle oder Bach, Blumenduft, Windhauch, Vogelsang [...]"<sup>7</sup>

Lenaus Heide ist kein *locus amoenus* mehr, aber sie ist auch nicht der *locus terribilis*, die menschenfeindliche Natur,<sup>8</sup> die das 17. Jahrhundert entdeckte und die besonders bei den Romantikern in Mode kam. Auf die Neuartigkeit der Menschen- und Naturdarstellung in der *Heideschenke* wies bereits Gustav Schwab in seiner Kritik über die Erstausgabe der Gedichte Lenaus hin:



<sup>4</sup> Vgl. Lenaus Brief an Anton Schurz, am 19. Mai 1832: „Meine Gedichte sind fix und fertig gedruckt. [...] Die Gedichte sind bereits zur Ostermesse abgesendet.“ In: HKA Bd. 5, Teil 1, S. 197.

<sup>5</sup> Zuletzt in: Lenau, Nikolaus: Gedichte. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen v. Hansgeorg Schmidt-Bergmann. Frankfurt a.M.: Insel, 1998 (insel tachenbuch 1986), S. 132-137.

<sup>6</sup> Vgl. Nikolaus Lenau in Ungarn. Bibliographie. Hg. von Antal Mádl und Ferenc Szász. Budapest: Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität, 1979 (Budapester Beiträge zur Germanistik 5), S. 80-81.

<sup>7</sup> Riedel, Wolfgang: Natur/Landschaft. In: Das Fischer Lexikon. Literatur. Hg. von Ulfert Ricklefs. Bd. 3. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1996, S. 1420-1421. Kursivierung und Anführungszeichentypen wurden aus dem Original übernommen.

<sup>8</sup> Ebd., S. 1428.



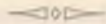
[...] so erscheint uns in [...] 'Die Heideschenke' [...] nicht nur gleichfalls eine neue Menschenwelt in jenen ungarischen Räubern, die wir hier wieder auf der Seite musicirender Zigeuner erblicken, sondern auch eine fremdartige Natur, in welcher sich selbst die gewöhnlichen, von allen Dichtern vielgefeierten Erscheinungen, z. B. das Gewitter, ganz eigentümlich ausnehmen [...].<sup>9</sup>

1834, zwei Jahre nach dem Erscheinen seines ersten Gedichtbandes faßte Lenau selbst in seiner einzigen Buchbesprechung, die den Titel *Über Naturpoesie* trug, seine Ansichten über die Aufgabe der Landschaftsdichtung zusammen:

Die Naturpoesie unserer Dichter des vorigen Jahrhunderts besteht wohl größtentheils darin, daß sie entweder eine Reihe von Naturerscheinungen aufzählen, welche weder durch Empfindung, noch durch Situation in einen lebendigen Verband gebracht sind; oder sie ziehen eine Parellele zwischen irgendeiner Erscheinung des Menschenlebens und einer correspondierenden Erscheinung aus der Natur. Allein weder jene sterile Enumeration, noch dieser blos verständige Parallelismus dürfte, streng genommen, künstlerische Darstellung zu nennen seyn. Die wahre Naturpoesie muß unseres Bedünkens die Natur und das Menschenleben in einen innigen Conflict bringen, und aus diesem Conflict ein drittes Organischlebendiges resultieren lassen, welches ein Symbol darstelle jener höheren geistigen Einheit, worunter Natur und Menschenleben begriffen sind.<sup>10</sup>

Obwohl die Chronologie von Lenaus Gedichten trotz der neuen historisch-kritischen Ausgabe immer noch unsicher ist, neige ich zu der Feststellung, daß es Lenau das erste Mal eben in der *Heideschenke* gelungen ist, „Natur und Menschenleben“ in dieser „höheren geistigen Einheit“ miteinander zu verbinden, das *Organischlebendige* zu verwirklichen.<sup>11</sup> Es ist ein reifes Werk und bietet ein abwechslungsreiches und breites Bild über den Gegenstand. Das Ich des berichtenden Dichters stellt sich nicht mehr als kritischer Beobachter den Ereignissen gegenüber wie in der *Werbung*, sondern es identifiziert sich mit dem Erlebten. Diesen Einklang bringt er gleich in der ersten Strophe zum Ausdruck:

Ich zog durch's weite Ungerland;  
Mein Herz fand seine Freude,  
Als Dorf und Busch und Baum verschwand  
Auf einer stillen Heide. (V. 3-6<sup>12</sup>)



<sup>9</sup> In: Blätter für literarische Unterhaltung. Nr. 281 v. 7. Oktober 1832. Zitiert nach HKA Bd. 1, S. 387.

<sup>10</sup> Lenau: Über Naturpoesie. [Lenaus Rezension über *Lyra und Harfe. Liederproben von Georg Keil.*] erschienen in: Allgemeine Literatur-Zeitung auf das Jahr 1834, Jg. 50, Bd. 2, Mai bis August 1834. Halle, Leipzig 1834, Nr. 113, Sp. 294–296, Zitiert nach HKA Bd. 7, S. 26.

<sup>11</sup> In anderen frühen Ungarn-Gedichten wie *Die Werbung* oder *Nach Süden* trägt die Natur noch die Züge des locus amoenus. In der *Werbung* wird z.B. die Heimat auf folgende Weise beschrieben: „Und er sieht das Hüttchen trauern, / Das ihn hegte mit den Seinen; / Hört davor die Linde schauern, / Und den Bach vorüberweinen.“ [HKA Bd. 1, S. 70, V. 56/59]. Das Gedicht *Nach Süden* datiert die kritische Ausgabe, mit Berufung auf Bischoff, auf Ende des Jahres 1831 oder auf Anfang 1832 [HKA Bd. 1, S. 420]. Die schemenhafte Naturdarstellung des Textes läßt aber eher denken, wie Eduard Castle das getan hat, daß es 1826/27 entstand.

<sup>12</sup> Bei der Versnummerierung übernehmen wir die Nummerierung der HKA, bei der auch die Überschrift und die danach folgende Leerzeile mitgerechnet wurde. Da wir der Reihe nach das ganze Gedicht zitieren, halten wir es nicht für nötig, den Gedichttext in seiner Ganzheit voranzustellen.

Das lyrische Ich, das gleich im ersten Wort vor den Leser tritt, bürgt mit seiner Person für die Authentizität des Erlebnisses. Er benennt Land (Ungarland<sup>13</sup>) und Landschaft (Heide<sup>14</sup>), die jeder traditionell bevorzugten Abwechslung entbehrt, gleichzeitig spricht er aber auch seine positive Einstellung zu dieser scheinbaren Eintönigkeit aus. Bereits in der zweiten Strophe richtet er von der stillen, leeren Erde den Blick auf den Abendhimmel, wo er das Gegenteil findet: *gewitterschwere* Wolken und Blitze.

Die Heide war so still, so leer,  
Am Abendhimmel zogen  
Die Wolken hin, gewitterschwer,  
Und leise Blitze flogen. (V. 7–10)

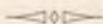
Er verweilt aber nicht bei der Betrachtung des Himmels, er schaut in die Ferne und mit der typischen Geste des Tieflandbewohners horcht er, das Ohr auf den Boden legend.

Da hört' ich in der Ferne was,  
In dunkler, meilenweiter;  
Ich legte's Ohr an's knappe Gras,  
Mir war, als kämen Reiter. (V. 11–14)

Auf dieselbe Weise wird hundert Zeilen später (V. 118) auch der Räuberhauptmann ermitteln, ob die Husaren kommen. Der berichtende Erzähler spannt die Aufmerksamkeit des Lesers, erst sechs Verse später verrät er den wirklichen Grund des Geräusches, eine Pferdeherde. Zuerst bleibt er bei der Beobachtung des Bodens, der zu zittern beginnt. Um diese Erscheinung näher zu beschreiben, verwendet er ein Gleichnis (V. 17-18), in dem er Himmel und Erde miteinander verbindet und seine eigene Angst vor der sich nähernden irdischen Gefahr und vor dem kommenden Gewitter auf die Natur überträgt. Die Beschreibung der Pferdeherde, die nach den einleitenden drei Strophen die erste thematische Einheit bildet, umfaßt sechs Strophen, von denen jeweils zwei eine Einheit bilden. Zuerst das Kommen der Herde:

Und als sie kamen näherwärts,  
Begann der Grund zu zittern,  
Stets bänger, wie ein zages Herz  
Bei nahenden Gewittern.

Hertobte nun ein Pferdehauf,  
Von Hirten angetrieben  
Zu rastlos wildem Sturmeslauf,  
Mit lauten Geißelhieben. (V. 15–22)



<sup>13</sup> Hier wird der Text der HKA (Bd. 1, S. 206-210) zitiert, aber von der vierten Auflage an stand der Name in der Form: „Ungarland“ (HKA B. 1, S. 385).

<sup>14</sup> Von der zweiten Auflage an auch im Titel mit „ai“ d.h. „Haide“, „Haideschenke“ geschrieben.

Nicht nur die beschriebene Szene ist gespannt, auch die Sätze sind voller Unruhe, sie sind gekürzt, zerstückelt, weichen von der gewöhnlichen Satzgliedstellung ab, zwischen die Verse 20 und 22, die das Treiben der Tiere beschreiben, wird der Vers 21 eingeschoben, der das wilde Rennen vor den Augen des Lesers heraufbeschwört und mit der Metapher *Sturmeslauf* auch auf den gewitterschweren Himmel zurückweist.

Die nächsten zwei Strophen stellen eine Szene dar, in der 'des Reiters Kraft' (V. 29) den unbändigen Rappen (V. 23-26) bezwingt (V. 27-30). Beide, Pferd und Reiter, strengen ihre Kräfte an, Sieger wird der Reiter. Sprachlich untermalen diesen Kampf die Häufung der 'r'-Laute (14mal in den 8 Versen) und die 'w'-Alliterationen :

Rappe peitscht den Grund geschwind  
Zurück mit starken Hufen,  
Wirft aus dem Wege sich den Wind,  
Hört nicht sein scheltend Rufen.

Gezwungen ist in strenge Haft  
Des Wildfangs tolles Jagen,  
Denn klammernd herrscht des Reiters Kraft,  
Um seinen Bauch geschlagen. (V. 23-30)

Die abschließenden zwei Strophen dieses Teiles beschreiben das Verschwinden der Herde. Plötzlich wie sie gekommen sind, fliegen die Pferde weiter. Die Darstellung wird abgerundet durch den Hinweis auf die akustische Wirkung: Man kann die Herde hören, bevor man sie sieht, und man kann sie noch hören, wenn man sie nicht mehr sieht. Sie rennt der Nacht und dem Gewitter entgegen.

Kaum sind die Pferde davon, kommt der Sturm. Die drei Strophen, die ihn veranschaulichen, bilden die zweite thematische Einheit. Der Dichter ist aber vom Erlebnis des Pferdehaufens so ergriffen, daß er auch das Gewitter mit Metaphern beschreibt, deren vergleichender Teil immer wieder das vorhin Gesehene in Erinnerung hält: Die Wolken sind Rosse (V. 39), der Donner (V. 42) ist das Hallen der Pferdehufe, der Sturm 'ein wackerer Rosseknecht' (V. 43), die Blitze sind 'Geißel' (V. 46) und der Regen die Schweißtropfen (V. 50) der Wolken bzw. der Rosse. Die mittlere Strophe wiederholt auf den Sturm bezogen das Bild der Verse 19 bis 22, wie die Hirten die Pferde treiben und geißeln. Die Verwendung der Metaphern anstelle von Gleichnissen erzeugt eine sprachliche Dichte, in der die einzelnen Elemente nicht mehr voneinander zu trennen sind. Irdische und himmlische Erscheinungen gehen ineinander über, die Natur wird in einer großen Einheit betrachtet. Akustisch überwiegen auch hier die 'r'-Laute, die den Bildern eine gewisse Härte verleihen:

Die Wolken schienen Rosse mir,  
Die eilend sich vermengten,  
Des Himmels hallendes Revier  
Im Donnerlauf durchsprenkten.



Der Sturm ein wackrer Rosseknecht,  
 Sein muntres Liedel singend,  
 Daß sich die Heerde tummle recht,  
 Des Blitzes Geißel schwingend.

Schon rannten sich die Rosse heiß,  
 Matt ward der Hufe Klopfen,  
 Und auf die Heide sank ihr Schweiß  
 In schweren Regentropfen. (V. 39-50)

Mit dem Vers 51 beginnt ein neuer Abschnitt. Das Gewitter ist vorbei, der Blick trifft wieder die Erde, und erst hier tritt die im Titel benannte *Heideschenke* in Erscheinung. Die dreizehnte Strophe ist ein Meisterstück sprachlicher Verdichtung:

Die Dämmerung brach nun herein,  
 Mir winkt' von fernen Hügeln  
 Herüber weißer Wände Schein,  
 Die Schritte zu beflügeln. (V. 51/54)

Der erste Vers der Strophe enthält einen kurzen Satz, der nach den dynamischen Bildern der vorigen Strophen einen vorübergehenden Ruhepunkt bringt. Das berichtende Ich tritt wieder in die Erzählung, es erblickt in der Ferne ein Haus. Diese Tatsache wird in einer sprachlichen Form mitgeteilt, die das Gesehene beseelt und mit dem Ich in unmittelbare Verbindung setzt; die weißen Wände winken und locken, sie veranlassen den Wanderer, seine Schritte zu beschleunigen. Es ist keine gleichgültig fremde Natur, sie nimmt teil am Schicksal des Menschen. Das Helle der Wände bildet einen Kontrast zur Dämmerung. In der nächsten Strophe, die wieder den himmlischen Erscheinungen gewidmet ist, wird der Regenbogen personifiziert, er 'springt' über die Heide und 'freut sich', daß der Sturm vorbei ist:

Es schwieg der Sturm, das Wetter schwand;  
 Froh, daß es fortgezogen,  
 Sprang über's ganze Heideland  
 Der junge Regenbogen. (V. 55-58)

Der Dichter nähert sich der Heideschenke und beschreibt sie im Sinne von Lessings *Laokoon*, indem er das Gesehene in eine Handlung verwandelt: Die untergehende Sonne zeigt ihm das Rohrdach und die Fenster, die Ranken des Weinlaubes tanzen am Giebel:

Die Hügel nahten allgemach;  
 Die Sonne wies im Sinken  
 Mir noch von Rohr das braune Dach,  
 Ließ hell die Fenster blinken.

Am Giebel tanzte, wie berauscht,  
 Des Weines grüner Zeiger,  
 Und als ich freudig hingelauscht,  
 Hört' ich Gesang und Geiger. (V. 59-66)

Der letzte Satz der Beschreibung führt in eine Tanzszene, die die nächsten Strophen vor uns erscheinen lassen. Hier verändert sich die Haltung des lyrischen Ichs, er wird vom Beteiligten zu einem außenstehenden Beobachter: Er sitzt allein mit seinem Krüge, während die Mädchen und Jungen tanzen. Nur kurz und nebenbei bemerkt er wie etwas ganz Selbstverständliches, daß die Männer Räuber sind:

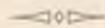
Bald kehrt' ich ein, und setzte mich  
 Allein mit meinem Krüge;  
 An mir vorüber drehte sich  
 Der Tanz in raschem Fluge.

Die Dirnen waren frisch und jung,  
 Und hatten schlanke Leiber,  
 Gar flink im Drehen, leicht im Sprung,  
 Die Bursche – waren Räuber. (V. 67-74)

Den längsten Teil des Gedichtes bildet der Bericht über die Räuber, die sich in der Schenke vergnügen und einen kurzen Frieden genießen. Lenau gibt wie in einem Film zuerst ein Gesamtbild, dann bleibt seine Aufmerksamkeit bei einzelnen Personen haften. Dieses Verfahren scheint im Wesen der landschaftbeschreibenden Gedichte zu liegen. Die große Einheit von Mensch und Natur kann nur gezeigt werden, wenn die einzelnen Teile in Bezug zum Ganzen gesetzt werden. Zuerst muß das Ganze heraufbeschworen werden, damit später die Details ihren Platz finden können.<sup>15</sup>

Diese Struktur bestimmt den ganzen Aufbau des Gedichtes *Die Heideschenke*: der Mensch lebt nicht in einem luftleeren Raum, sondern sein Leben ist das Spiegelbild seiner Umgebung, der Natur. Lenau beschreibt zuerst die Heide mit ihren Gegensätzen, in die Stille bricht plötzlich die Dynamik der Pferdeherde herein, dem Gewitter folgt die Idylle des Sonnenuntergangs mit dem Regenbogen und in die Fröhlichkeit des Tanzes mischt sich bereits in der dritten Strophe der Schenkenszene die Schwermut.

Diese Menschen sind frei, wie einer der Räuber singt, bei dem die Aufmerksamkeit des Dichters kurz verweilt, aber ihre Freiheit existiert nur außerhalb der Gesellschaft. Dem jubelnden Ausspruch über die Freiheit folgt eine Träne, die am Munde des Räubers niederrinnt:



<sup>15</sup> Ein ähnliches Verfahren der konzentrischen Verengung des Bildes können wir später auch in Petöfis landschaftbeschreibenden Gedichten beobachten, wie etwa in dem Gedicht *Az Alföld* [Tiefeland] oder *A puszta télen* [Die Pußta im Winter].

Die Hände klatschten und im Takt  
 Hell klirrt des Spornes Eisen;  
 Das Lied frohlocket und es klagt  
 Schwermüthig kühne Weisen.

Ein Räuber singt: Wir sind so frey,  
 „So selig, meine Brüder!“  
 Am Jubeln seines Munds vorbei  
 Schleicht eine Thräne nieder. (V. 75-82)

Nach dem tanzenden Räuber wird der Blick des Lesers auf den Räuberhauptmann gelenkt. Er ist die Person, bei der die Aufmerksamkeit am längsten verweilt. Er wird nicht nur von außen (Antlitz, Augen) beschrieben, sondern der Dichter versetzt sich in ihn, kennt auch seine Gedanken. Die vierzeiligen Strophen sind so konstruiert, daß jede die äußere Beschreibung, bzw. die Geschehnisse und die inneren Regungen in je zwei Versen einander gegenüberstellt. Im Kopf mit dem braunen Antlitz drehen sich die Gedanken um das Schicksal; die Bewegung, mit der der Hauptmann das leere Weingeschirr vom Tisch stößt, ist nicht nur eine Reaktion auf den lauten Gesang, sondern der Ausdruck seiner Verzweiflung über das zu erwartende Schicksal. Die Reize des jungen Mädchens, das neben ihm sitzt, erinnern ihn an 'seines Kind's Geschick' (V. 101):

Der Hauptmann sitzt, auf seinen Arm  
 Das braune Antlitz senkend,  
 Er scheint entrückt dem lauten Schwarm,  
 Wie an sein Schicksal denkend.

Wächst aber Sang und Sporngeklirr  
 Nun kühner den Genossen,  
 Seh' ich das leere Weingeschirr  
 Ihn kräftig niederstoßen.

Das Feuer seiner Augen bricht  
 Hindurch die finstern Brauen,  
 Wie Nachts im Wald der Flamme Licht  
 Durch Büsche ist zu schauen.

Ein Mäd'el sitzt an seiner Seit',  
 Scheint ihn als Kind zu ehren,  
 Und gerne hier der Fröhlichkeit  
 Des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht sein Blick  
 Mit innigem Behagen,  
 Zugleich auf seines Kind's Geschick  
 Mit heimlichem Beklagen. – (V. 83-102)

Lenau identifiziert sich mit diesen Außenseitern umso leichter, da er in den 'ewig Wandernden' sein eigenes Schicksal erkennt. Nach dem Verweilen bei dem Hauptmann wird kurz der ganze Saal gezeigt und die Aufmerksamkeit auf die Zigeunerbande gelenkt, die am Schluß die Hauptrolle bekommt:

Stets wilder in die Seelen geigt  
 Nun die Zigeunerbande,  
 Der Freude süßes Rasen steigt  
 Laut auf zum höchsten Brande.



Und selbst des Hauptmanns Angesicht  
 Hat Freude überkommen; –  
 Da dacht' ich an das Hochgericht,  
 Und ging hinaus, beklommen. (V. 103-110)

Lenau thematisiert nicht, daß der Staat diese Menschen verfolgen, verhaften und verurteilen wird, er gibt dem Leser nur das Schlüsselwort 'Hochgericht', ein jeder soll selbst über das Schicksal dieser Menschen nachdenken.

Die Natur bildet einen Kontrapunkt zu der inneren Unruhe, zu den aufgewühlten Gefühlen der Räuber und des Dichters. Die achtundzwanzigste Strophe wiederholt die Struktur der zweiten: Der erste Vers über die Erde hat den gleichen Wortlaut 'Die Heide war so still, so leer', der Himmel zeigt aber ein anderes Bild, die Wolken sind vorbei gezogen, Vollmond und strahlende Sterne beleben den Raum:

Die Heide war so still, so leer,  
 Am Himmel nur war Leben,  
 Ich sah der Sterne strahlend Heer,  
 Des Mondes Völle schweben. (V. 111-114)

In den drei Zeilen, die den Himmel beschreiben, kann man den Glauben der Dichter der Empfindsamkeit und der Romantik an die Transzendenz, an die göttliche Vorsehung entdecken. Die Verse erinnern sowohl an das *Abendlied* von Matthias Claudius („Der Mond ist aufgegangen, / Die goldnen Sternlein prangen / Am Himmel hell und klar.“) als auch an Clemens Brentanos Gedicht *Sprich aus der Ferne* in seinem Roman *Godwi*, dessen dritte Strophe lautet: „Wehet der Sterne / Heiliger Sinn / Leis durch die Ferne / Bis zu mir hin.“

Die Betrachtung des Himmels wird durch den Hauptmann unterbrochen, der wie das lyrische Ich am Anfang an der Erde horcht:

Der Hauptmann auch entschlich dem Haus;  
 Mit wachsamer Geberde  
 Rings horcht' er in die Nacht hinaus,  
 Dann horcht' er in die Erde,

Ob er nicht höre schon den Tritt  
 Ereilender Gefahren,  
 Ob leise nicht der Grund verrieth'  
 Ansprenge Husaren:

Er hörte nichts, da blieb er steh'n,  
 Um in die hellen Sterne,  
 Um in den hellen Mond zu seh'n,  
 Als möcht' er sagen gerne: (V. 115-126)

Die Natur wird hier Helfer des Menschen, des Verfolgten, sie verrät die sich nahenden Feinde. Nachdem der Hauptmann nichts Drohendes bemerkt hat, vertieft er sich in der Betrachtung des Mondes und der Sterne. Der Dichter glaubt seine Gedanken zu kennen und legt ihm folgende Worte in den Mund:

„O Mond im weißen Unschuldskleid!  
 „Ihr Sterne dort, unzählig!  
 „In eurer stillen Sicherheit,  
 „Wie wandert ihr so selig!“ (V. 127-130)

Diese Strophe, die mit der Gegenüberstellung der Ewigkeit der Natur mit der Flüchtigkeit des Menschenlebens, einen wichtigen Bestandteil der Beziehung des Ganzen und des Teiles bildet, ist ein dichterisch schwacher Punkt des Gedichtes. Lenau fällt hier aus der plastischen und realistischen Beschreibung eines Lebensbildes in den Stil und die Gedankenwelt der Empfindsamkeit, ein halbes Jahrhundert in der Geschichte der Dichtung zurück. Der Mond als Begleiter und Beobachter des menschlichen Schicksals, als stiller aber verständnisvoller Gesprächspartner war in den Gedichten von Johann Ludwig Gleim, Heinrich Hölty, dem jungen Goethe und anderen oft angerufen worden, aber diese empfindsame Haltung ist selbst für den jungen Dichter Lenau anachronistisch, noch störender ist sie, wenn sie einem Räuberhauptmann auf der ungarischen Tiefebene aufgezwungen wird.

Nach dieser sentimental Episode kommt die rasche Wendung, der Hauptmann lauscht wieder, und was er erwartet hat, trifft ein. Das wird vom Dichter nicht in Worten ausgesprochen, nur über die Folgen wird berichtet: Der Hauptmann gibt Befehl zum Aufbruch, und so schnell wie die Pferdeherde, wie das Gewitter verschwinden die Räuber, nur die Erde bebte weiter:

Er lauschte wieder – und er sprang  
 und rief hinein zum Hause,  
 Und seiner Stimme Macht verschlang  
 Urplötzlich das Gebrause.

Und eh' das Herz mir dreimal schlug,  
 So saßen sie zu Pferde,  
 Und auf und davon im schnellen Flug,  
 Daß rings erbebe die Erde. (V. 131-138)

Das lyrische Ich bleibt mit den Zigeunern allein in der Schenke zurück. Der rebellische Geist der Betyáren lebt jedoch in den Liedern der Zigeuner weiter, sie besingen das Heldentum von Franz Rákóczi II. und seinen Kurutzen, die für das ungarische Volk kämpften:

Doch die Zigeuner blieben hier,  
 Die feurigen Gesellen,

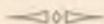
Und spielten alte Lieder mir  
Rakoczy's, des Rebellen. (V. 139-142)

Lenau verweilt nicht bei der Darstellung der historischen Ereignisse, die Erwähnung des Namens reicht, um die Räuber der Gegenwart mit der Geschichte zu verbinden.

1831 als Lenaus Gedicht zum ersten Mal gedruckt wurde, sagte der Name Rákóczis den deutschen Lesern wohl nicht viel, aber die Apposition, 'der Rebell', löste Assoziationen aus, die die ungarischen Räuber und Zigeuner als Verbündete der für die liberalen Ideen Kämpfenden in Europa erscheinen ließen. Lenau kannte das *Rákóczi-Lied* wahrscheinlich noch aus Ungarn. Nach der Biographie von Anton Schurz spielte er es einmal auch in Amerika „einer zahlreichen erlesenen Gesellschaft“ vor.<sup>16</sup> Kurz vor der Revolution 1848 wird das *Rákóczi-Lied* allgemein bekannt werden, als *Rákóczi-Marsch* in der dramatischen Legende *La Damnation de Faust* von Hector Berlioz.

Die Weite und Breite der ungarischen Landschaft, der ungebrochene Freiheitswille der einfachen ungarischen Menschen schienen für Lenau eine unzerstörbare Einheit und einen Kontrast zu seinem österreichischen „Vaterland“ zu bilden, „das feige dumm, / Die Ferse dem Despoten küßt“.<sup>17</sup>

Im Gedicht *Die Heideschenke* konnte er seine anfangs zitierte Vorstellung über 'die wahre Naturpoesie' verwirklichen, es gelang ihm 'die Natur und das Menschenleben in einen innigen Konflikt zu bringen', und ein 'Organischlebendiges' zu schaffen. Lenaus dichterische Eigenleistung liegt eben in diesem 'Organischlebendigen', das Himmel, Erde und die Menschen denselben Gesetzen gehorchend darstellt. In seinen Bildern, Gleichnissen und Metaphern verbindet eine unauflösbare Einheit der Betrachtung die Erscheinungen. Diese Leistung wird dadurch nicht gemindert, daß sich Lenau im Dialog des Räuberhauptmanns mit dem Mond und den Sternen zu stark von der dichterischen Tradition beeinflussen ließ. Die kühne Metaphorik in der Beschreibung der Pferdeherde und des Gewitters weist seiner Zeit voraus. Bei Trakl findet man eine ähnliche gegenseitige Durchdringung der seelischen und der Naturerscheinungen.



<sup>16</sup> Zitiert nach Lenau, Nikolaus: *Sämtliche Werke und Briefe*. Auf der Grundlage der historisch-kritischen Ausgabe von Eduard Castle mit einem Vorwort. Hg. v. Walter Dietze. Leipzig: Insel, 1970, Bd. 1, S. 1029.

<sup>17</sup> Vgl. das Gedicht *Abschied*. In: HKA Bd. 1, S. 144.





Mihály Szegedy-Maszák (Budapest/Bloomington)

## Translation and Canon Formation

*„Die toten Meister heben ihre Hände,  
Sie rufen aus dem Grabe: 'Rette, rette,  
Ach, wer errettet unsere Musik?!'”*

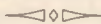
(Hans Pfitzner: Palestrina, Erster Akt. Dritte Szene)

*„how much I feel that in a literary work of the least complexity the very form  
and texture are the substance itself and that the flesh is indetachable from the bones!  
Translation is an effort – though a most flattering one! – to tear the hapless flesh,  
and in fact to get rid of so much of it that the living thing bleeds and faints away!”*

(Henry James: Letter to August Monod)<sup>1</sup>

Is translation, „an interchange between what is foreign and what is familiar,”<sup>2</sup> resurrection or death? Pfitzner seems to suggest that works are dead unless they are translated, whereas James insists that texts are mutilated in translation.

How can we describe the relations between translation in the ordinary sense and so-called literary translation? In the heyday of Structuralism, when poetics was cultivated as an integral part of applied linguistics, the answer seemed rather simple. Nowadays different scholars may give different definitions of literary translation, depending on their awareness of the complexity of the historical implications. If our starting-point is the „target text” („texte-arrivée”) rather than the „source text” („texte-départ”), it becomes perfectly understandable why „originals” of great artistic merit can have bad translations and mediocre texts can be transformed into works of great beauty by imaginative *translators*. Although no culture can do without translations, the approach to them will differ according to the preconceptions of the translator. S/he may either believe in a universal grammar of all cultures or insist on their diversity. A universalistic may view literature as an international canon of great works of everlasting aesthetic value, whereas a relativist will emphasize the mutability of artistic values. For the former the distinction between „adequate,” „faithful,” or „close” and „inadequate,” „unfaithful,” or „false” translation is crucial; for the latter the legitimacy of translation cannot be considered in terms of equivalence be-



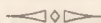
<sup>1</sup> Leon Edel, ed., *The Selected Letters of Henry James*. New York: Farrar, Straus and Cudary, 1955, 107.

<sup>2</sup> Wolfgang Iser, *The Range of Interpretation*. New York: Columbia University Press, 2000, 84.

tween source and target text, since its credibility is bound up with a historical process leading to the successful reception of the translated text in the target culture. The opposition between these two ideal types can also be rephrased as one between a logocentric conception suggesting that the source text has an unquestionable and easily accessible identity and a hermeneutic or de(con)structive interpretation highlighting the historical nature of the cultural distance between „original” and „translation,” the same and the other, identity and difference.

The representatives of the source-oriented approach may focus on interlingual relations, assert that „we can and should do both measure and describe the degree of achieved equivalence,”<sup>3</sup> and assume that retranslating is necessary because old translations become dated. By contrast, a target-oriented conception suggests that interlingual relations imply intercultural dialogues, encounters, and even conflicts, a distance between different traditions and interpretive communities. A translation may change its status and meaning in the same way as any literary work does. My assumption is that at the very end of the twentieth century, a period of growing awareness of multiculturalism, it seems difficult to insist on a clear-cut distinction between poet and translator, in the manner of Walter Benjamin, who in his essay on the task of the translator, written around 1923-24, made the following remark: „Wie nämlich die Übersetzung eine eigene Form ist, so läßt sich auch die Aufgabe des Übersetzers als eine eigene fassen und genau von der des Dichters unterscheiden.”<sup>4</sup> This statement deserves special attention because it contradicts the general belief that an adherence to canonicity involves ideological conservatism. Benjamin’s distinction between creation and adaptation, in the same way as the opposition between realism and decadence, progressive and retrograde formulated by György Lukács in his Marxist works, would suggest that the canonical view of literature may also be tied to a belief in some social and political Utopia. A liberal pluralist critique of the canon is opposed not only to conservatism but also to messianic interpretations of history or at least to the Enlightenment idea of „une unique humanité sous l’angle du progrès.”<sup>5</sup>

Canons are inseparable from discourses of value based on ideology, which is characterized by Wlad Godzich as „the arrogance of the finite subject who speaks as if he were the ultimate legislator, as if he had been appointed the final judge.”<sup>6</sup> These words occur in an essay on Paul de Man, suggesting that one of the self-contradictions of deconstruction theory was its failure to break with the ideal of canonicity. In one respect de Man and Derrida continued the tradition of prominent Marxists and New Critics by focusing on a limited corpus of texts viewed as crucial. One of the phenomena indicating the source-oriented nature of their approach is that some of their basic principles have proved to be inapplicable to literatures outside their sphere of interest. To translate Derrida into some languages is not much easier than to recreate a poetic text. If Shakespeare is transformed by a major artist, the result can be remarkable poetry. What happens to Derrida (see the Hungarian translation of *La Dissémination*) in translation is a topic that would deserve inves-



<sup>3</sup> Willis Barnstone, *The Poetics of Translation: History, Theory, Practice*. New Haven and London: Yale University Press, 1993, 12.

<sup>4</sup> Walter Benjamin, *Illuminationen: Ausgewählte Schriften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1961, 63.

<sup>5</sup> Paul Ricoeur, *Histoire et vérité*. Troisième édition augmentée de quelques textes. Paris: Seuil, 1964, 87.

<sup>6</sup> Wlad Godzich, *The Culture of Literacy*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 1994, 143.



tigation. It is easy to believe in an international canon of literary theory; it would be more much difficult to analyze the reception of certain theoretical texts in communities with languages that do not belong to the Indo-European family.

Whether speaking of imaginative literature or theoretical works (the distinction itself is rather questionable), it seems that the emphasis on the primary significance of the source text often goes together with a distinction between central and marginal literatures. Marginal literatures, the main representative of polysystem theory argues, desperately need translations, while central literatures may do without them, for the simple reason that they constitute the core of an international canon.<sup>7</sup> Although such discrimination may owe something to the rise of the ideal of „Weltliteratur“, its origin can be traced back to earlier periods. Some writers involved in the „Quer(r)elle des Anciens et des Modernes“ maintained that this core was represented by the legacy of Classical Antiquity. Swift compared the Ancients to bees and the Moderns to spiders, using the opposition between productive and parasitic beings to suggest a distinction between creative originality and derivativeness, and went as far as emphasizing that „the Moderns were much the more ancient of the two,“ in a work published in 1704 and entitled *A Full and True Account of the Battle Fought last Friday, Between the Ancient and the Modern Books in St. James's Library*.<sup>8</sup> A similar position is taken by some twentieth-century scholars influenced by hermeneutics and „Rezeptionsgeschichte“ who suggest that a reader can continue a more meaningful dialogue with a work that has the status of a Classic than with more recent literature. „Mit Texten wie Homer und Herodot, Hiob und Paulus,“ the editors of a representative collection of essays on canon and censorship write, „können wir in direkter Zwiesprache leben. Sie sind uns in höherem Maße präsent als Heiner Müller und Botho Strauss.“<sup>9</sup> Of course, it would be a gross mistake to condemn a convinced adept of the significance of the reinterpretation of great works composed in the past. The rereadability of the Greek epics and the different performances of Greek tragedies prove the ambiguity of cultural distance.

Was ich besitze, seh ich wie im Weiten,  
Und was verschwand, wird mir zur Wirklichkeiten,

as Goethe says at the beginning of *Faust*. There is something to be said for the idea formulated by Wilhelm Furtwängler, one of the most powerful canon builders, that true universality may derive from the profound understanding of one work rather than from a superficial acquaintance with many works: „Die wahre Universalität stammt aus dem völligen Beherrschen und Verstehen des *Einen*, nicht aus dem halben Verstehen des *Vielen*.“<sup>10</sup>

I quote a musician, because the spokesmen of international canons often rely on the other arts: the great masterpieces in the outstanding museums or the repertoire of celebrated



<sup>7</sup> Itamar Even-Zohar, „Translated Literature within the Literary Polysystem,“ *Poetics Today*, Vol 11, No. 1, Spring 1990, 48.

<sup>8</sup> Jonathan Swift, *Gulliver's Travels and Other Writings*. New York: Bantam Books, 1962, 403.

<sup>9</sup> Aleida und Jan Assmann, „Kanon und Zensur,“ in: Aleida und Jan Assmann (Hg.); *Kanon und Zensur: Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation II*. München: Wilhelm Fink, 1987, 7.

<sup>10</sup> Wilhelm Furtwängler, „An Karl Straube, 5. II. 45,“ in: *Briefe*. Zweite Auflage. Wiesbaden: E. A. Brockhaus, 1965, 113.

conductors, instrumentalists, and singers. While it is certainly true that both the visual arts and music are familiar with phenomena that are comparable to translations in certain respects – one may think of transposition, transcription, and (re)orchestration, not to speak of variation, paraphrase, and adaptation –, translation in a strict sense is inseparable from the diversity of natural languages. One of the points made by Benjamin in the above-mentioned essay is about untranslatability. The Hungarian poet and prose writer Dezső Kosztolányi (1855–1936) spoke of the untranslatability of literature as early as 1913, in his essay on the translation of Poe's poem *The Raven*, as well as in the Preface to his collection of verse translations *Modern Poets*.<sup>11</sup> Like Kosztolányi, Gadamer discussed translation as a form of interpretation in his essay *Lesen ist wie Übersetzen*, written in 1989. The views of these three authors were anticipated by some German Romantics. Friedrich Schlegel, for instance, argued that „Was in gewöhnlichen guten oder vortrefflichen Übersetzungen verloren geht, ist grade das Beste.”<sup>12</sup>

What constituents of an „original” can be preserved in a „translation”? For Kosztolányi this question seemed inappropriate. The fundamental weakness he saw in most translations was the emphasis on the signified at the expense of the signifier. In 1917 he compared the translation of Baudelaire to that of proverbs, reminding his readers that in literature words had the status of proper nouns with an identifying reference that was recognizable within a specific interpretive community defined by language taken in a broad sense (meaning cultural memory).<sup>13</sup> The literal translation of a poem is not poetry, just as the literal translation of a proverb is not a proverb. If this is true, a work can realize its aesthetic potential within an interpretive community that shares its mother tongue with that work, taking the term mother tongue in a broad cultural and historical sense and granting that communities are temporary, shifting, constantly embattled, disintegrating, multiple, and intersecting. Translation means that the canonicity of a work has been de(con)structed. This is what Henry James called „tearing the hapless flesh,” in the letter showing his great satisfaction when told about the untranslatability of his works. During intercultural appropriation a new text is created, which may or may not acquire a canonical status in a different tradition. In short, the value of a translation depends on how it has been received by a second community. As John Guillory argued in his book on canon formation: „The translation of the ‘classics’ into one’s vernacular is a powerful institutional buttress of imaginary cultural continuities, it confirms the nationalist agenda by permitting the easy appropriation of texts in foreign languages.”<sup>14</sup> Instructors teaching general courses on what they call the „great books” often ignore the historical context of the translation. The same could be said about most teleological interpretations of „world literature”.

The case of Kosztolányi suggests that a deep historical awareness may involve a distrust of international histories of literature. Unlike Benjamin, Kosztolányi was not attracted to messianism. Since he was convinced that the poet had no control over his language, which



<sup>11</sup> See my essay „Fordítás és kánon,” in: *Irodalmi kánonok*. Debrecen: Csokonai, 1998, 47-71.

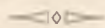
<sup>12</sup> Friedrich Schlegel, „Kritische Fragmente Nr. 73,” in: *Kritische Ausgabe seiner Werke*. Bd. 2. Hg. v. Hans Eichner. München, Paderborn, Wien: Schöningh; Zürich: Thomas-Verl. 1967, 156.

<sup>13</sup> Dezső Kosztolányi, *Ércnél maradandóbb*. Budapest: Szépirodalmi, 1975, 492-493.

<sup>14</sup> John Guillory, *Cultural Capital: The Problem of Literary Canon Formation*. Chicago and London: The University of Chicago Press, 1993, 43.

was the embodiment of historical memory, he developed a target-oriented approach to translation and a reader-response theory of literature. His distrust of international canons was the result not only of his cultural relativism but also of his rejection of the production-oriented aesthetics implicit in the first sentence of Benjamin's essay: „Nirgends erweist sich einem Kunstwerk oder einer Kunstform gegenüber die Rücksicht auf den Aufnehmenden für deren Erkenntnis fruchtbar."<sup>15</sup>

Belonging to a small community with a relatively inaccessible language, Kosztolányi had strong reservations about the legitimacy of any international canon. Viewing translation as one of the many possible manifestations of intertextuality, he rejected the dichotomies creative writing versus translation, originality versus derivativeness, canonical versus non-canonical, correct versus incorrect interpretation. Convinced that all works of literature contained quotations that cannot be recognized outside a specific interpretive community, he dismissed the idea that equivalence was a valid criterion for judging translations. His theory and practice had striking similarities with those of Ezra Pound, who undermined the distinction between translation and original verse, Vladimir Nabokov, whose translation of *Evgeny Onegin* has to be read as part of his textual commentary, and Samuel Beckett, who transformed Chamfort's prose maxims into English verse and created very free adaptations of his own French texts. The gap between *Zashchita Luzhina*, an avant-garde novel rich in metafictional puns, published in Berlin in 1930, and *The Defense*, a Postmodern fiction „translated by Michael Scammell in collaboration with the author" and published in New York in 1964, is as wide as between the deliberately sentimental *Oh les beaux jours* and the prosaic *Happy Days*. The activity of these writers suggests that translation is of inherently historical nature. If there is any equivalence between two texts, its criteria can be defined by a reader who takes one text as the translation, adaptation, or interpretation of another text. The history of reception shows that the „same" text can be viewed as an original work and a translation from two different historical perspectives. If there is no final interpretation, there can be no correct, accurate, faithful, close, error-free, adequate, or even literal translation. Retranslating is a form of rereading and as such is an inherent quality of the mode of existence and functioning of literature. The relations between translation and canon formation are governed by one principle: on the one hand, literature by its very nature is untranslatable, on the other, no literary work exists that cannot be read as translation. Interpretation depends on translatability.



<sup>15</sup> Benjamin, *Ibid.*, 56.



The first part of the book is devoted to a general history of the United States from its discovery by Columbus in 1492 to the present time. The author traces the progress of the colonies from their first settlement to the Declaration of Independence in 1776. He then describes the struggles of the young nation for recognition and self-government, and the establishment of the Constitution in 1787. The second part of the book is devoted to a detailed history of the United States from 1787 to the present time. The author describes the growth of the nation, the expansion of its territory, and the development of its industry and commerce. He also discusses the political and social changes that have taken place in the United States since 1787. The third part of the book is devoted to a general history of the world from the beginning of the world to the present time. The author traces the progress of civilization from its first beginnings to the present time, and discusses the various stages of human development. The fourth part of the book is devoted to a general history of the United States from the beginning of the world to the present time. The author traces the progress of the United States from its first settlement to the present time, and discusses the various stages of its development. The fifth part of the book is devoted to a general history of the United States from the beginning of the world to the present time. The author traces the progress of the United States from its first settlement to the present time, and discusses the various stages of its development.

The author of this book is a distinguished historian and statesman. He has written many books on the history of the United States, and his works are highly respected. This book is a masterpiece of historical writing, and it is a must-read for anyone interested in the history of the United States. The author's style is clear and concise, and his arguments are well-supported by facts and evidence. This book is a valuable contribution to the history of the United States, and it is a must-read for anyone interested in the history of the United States.

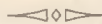
László Tarnóci (Budapest)

„wonn ich von Studirn aufhear, so bin ich kan Student, und nix mehr“.

Lustige Berichte eines Tölpels aus dem alten Pest-Ofen

Im Jahre 1803 erschien unter dem Titel *Ofen und Pester Extrablatt oder Michael Rachschimls Briefe an seinem (!) Herrn Vetter in Tschepele* ein sonderbares Periodikum. Erhalten geblieben sind davon in der ungarischen Nationalbibliothek<sup>1</sup> zwei Hefte von 92 Seiten, darin mit einer kurzen, die zeitgenössische hochdeutsche Sprach- und Schriftnorm anstrebenden *Vorerinnerung* und insgesamt 21 im Pest-Ofener regionalen Dialekt verfaßten Briefen.<sup>2</sup> Laut *Vorerinnerung* zum ersten Heft sei der Verfasser der Sohn von Peter Großfuß, einem schwäbischen Müller auf der Insel *Tschepele* gewesen. Letzterer habe den Spitznamen *Rachschiml* vor vielen Jahren in Pest als Fiaker erhalten, den später auch der in Pest studierende (mehr zum Erzählen als zum Studium begabte) Sohn, Michael, habe nie loswerden können.

Thematisch und strukturell verflochten sich in den Briefen zwei Erzählebenen organisch miteinander: Den höchst tragfähigen epischen Kern bildet der persönliche Werdegang des zum Lernen wenig veranlagten, im praktischen Leben jedoch mit einem gesunden Menschenverstand sich stets zurechtfindenden Michael vom plötzlichen Abbruch seiner erfolglosen Studien bis zum angehenden Aufstieg bei der Stadtverwaltung. Diese zwei entscheidenden Ereignisse fixieren den Rahmen der im Singular erster Person heiter vorgetragenen Schicksale des Helden, d.h. die beiden Endpunkte der *eigentlichen epischen Handlung* der Briefe. Andererseits wird aber diese Handlung gleichzeitig kontinuierlich von *beschreibenden* Erzähltexten, von einer Kette von Bildern der beiden Städte und ihrer Bewohner sowie deren Denk- und Lebensweise begleitet, wie sie von dem unverwechselbarerweise individualisierten Akteur der Handlung gesehen werden sollen. Die Ausgangsposition mit den plötzlich abgebrochenen Studien markiert den Tiefpunkt der Handlung und wird im vierten Brief des ersten Heftes mit den folgenden Worten geschildert:



<sup>1</sup> Országos Széchényi Könyvtár [Abk. OSZK]

<sup>2</sup> *Ofen und Pester Extrablatt oder Michael Rachschimls Briefe an seinem (!) Herrn Vetter in Tschepele. Erstes Heft im Heumonath; Zweites Heft* [ohne Monatsangabe]. Beide o.O. 1803. 46 u. 48 S. = OSZK Sign. L eleg. m 535. – Erschienen davon sind neulich die *Vorerinnerung* sowie die Briefe Nr. 3, 4, 5 aus H. 1 sowie Nr. 12 aus H. 2. In: *Literatur und Kultur im Königreich Ungarn um 1800 im Spiegel deutschsprachiger Prosatexte*. Ausw. u. Nachw. L.T. Budapest: Argumentum-Kiadó, 2000, S. 341-349. – Die Briefe wurden dort wie hier heftübergreifend mit laufenden Nummern versehen.

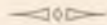
[...] Ich hob hitzunder Zeit zum recognoscirn, denn obwohl ich in Vetern anmol gschrieben hob, daß ich heuer, wall ich in die fünfti Schull kummen bin, wo so verschideni hübschi Gschichteln verzählt werden, an Freud hob zum Studirn, so ists doch schon aus bei mir mit der Studi, do wird olles Lateinisch hexplizirt und do kann ich nit furt, nochher gschicht am noch öfter ach an Sortiz vom Professor; und der Moadn de do fost olli Tog auf die Nocht zu mein Kosthern seiner Nani kummen, högln mich ach schon ollerwoal, daß ich schon gegen die ondem Studenten ols wia an Voder bin, und so Gschichten. Gestern bin ich dos erstimohl aus der Schull ausblieben, und hitzunder geh ich gwiß nimmer eini. [...]

[...] Ich woas zwar noch nicht wos ich mochen soll, denn wonn ich von Studirn aufhear, so bin ich kan Student, und nix mehr ober in die Schull geh ich richtig nimmer, denn mein Professor hot mir selber gestern gerothen, wall ich ihm gsogt hob, daß ich dos Loteinische nit versteh, ich soll dos Schullgehen aufgeben, geh der Herr Vetter nur hin zu ihm, er wird engs schon selber sogan, daß ich nix mehr für die Schullner bin, und dos ich mich liaber zu wos ondem apprizirn soll, ich woas nur noch nit zu wos? .[...]<sup>3</sup>

Dieser Tiefpunkt, die Angst, – wie es nach dem hoffnungslosen Verweis aus der Schule im gleichen Brief heißt – ein „Pflostertretter“, d.h. ein unnützer Straßenvagabund, sein zu müssen, wurde aber dank der lebensbejahenden, humorvoll optimistischen Haltung des Helden rasch überwunden. Schon im gleichen Brief machte er sich erste Gedanken über seine Einstellung bei der Stadtverwaltung. Wenn auch dieser Entschluß nicht nur wegen der mangelhaften Bildung, sondern auch wegen seiner nicht nachweisbaren Pest-Ofener Bürgerrechte allzusehr gewagt sein mußte, so versuchte er im Spiegel sämtlicher Briefe (vom 4. Brief des ersten Heftes bis zum letzten, dem 21. Brief) doch konsequent und mit allen geschickten Mitteln, so z.B. durch persönliche Beziehungen und verschiedene Gefälligkeiten (die Korruption nicht ausschließend),<sup>4</sup> wiederholt zur Stadtverwaltung berufen werden zu können, was – welch ein Wunder! – ihm schließlich laut letzten Briefes auch gelang. Darüber wurde dem Vetter mit enthusiastischen Worten berichtet:

Herr Vetter!

Brafo, i bins schon, nit wahr? i hab gwust, daß mein Tokayer treibt, vor vier Wochen war i noch ein Student, und heint hab i schon in ein Kanzley einsetzen derfen. Es hat mi fralli ein klans Geldl kost, denn der dicke Prokrater hat mi weider nit grissen; aber er hat gsagt, i soll mir's nit greuen lassen, daß sand Verdienste, die man gar in die Instanza nit braucht einsetzen, und sie than doch ihre Wirkung; andere Verdiensi sand, meint er, für mi so nit vill da bei Häntn. Noh, daß ich's also schon gar ausverzähl, der hat mi also zu ein grossen Herrn gführt; der mi da ausfragt hat, wie i haß, wer i bin, was i für Studi absorbird hab, und das alles. I hab mi nit glai verwußt, und sag, daß i von die Schuln schon wecker bin. Da hat mi aber der Prinzipalist nit in der Verlegenheit lassen [...]<sup>5</sup>



<sup>3</sup> 4. Brief des ersten Heftes, S. 17-19.

<sup>4</sup> Im siebten Brief des ersten Heftes S. 29-32 unterstützte die Karriere des Michael Rachschnl eine Gans (seinen Gönnern geschenkt), ebenda im 10. Brief (S. 41-43) die Idee der zu spendierenden „Tokayer Putelien“, die letzten Endes im 21. Brief des zweiten Heftes (S. 45ff.) zu dem ersehnten Erfolg führten.

<sup>5</sup> 21. Brief im zweiten Heft, S. 45.

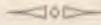


Sowohl unter literarischen als auch unter kulturhistorischen Aspekten verdienen die Handlung begleitenden Bilder und Informationen vom alten deutschsprachigen Pest-Ofen, seinen Bürgern sowie deren Lebensverhältnisse und Denkweise ein besonderes Interesse. Geschickt wurden diese mit der eigentlichen Handlung verflochten. Wenn Michael z.B. im vierten Brief des ersten Heftes von der katastrophalen Perspektive des gescheiterten „Studenten“ aus die vorübergehende Folgerung zog, ein „Pflostertreter“ werden zu müssen, berichtete er auf seine stets witzige Art auch von der Beschaffenheit der *Pflastersteine* und deren technischen Anbringung in den Pest-Ofener Straßen. Man erfährt in den Briefberichten auch recht vieles von dem Verkehr in den Straßen, auf der Schiffsbrücke, von den Unterschieden der beiden Städte und ihrer Stadteile. Man liest vom Hochwasser der Donau, von Märkten, steigenden Preisen, vom Hagelwetter auf den Ofner Weinberghängen, von Bällen, Kirchtagen, Hofieren, freundschaftlichen Beziehungen, den letzten Tagen des merkwürdigen Kreuzer-Theaters (eigentlich kurz vor dessen engültigen Schließung), von dem diesmal ausnahmsweise nicht von berühmten Intellektuellen auf ihre Weise – naserümpfend<sup>6</sup> oder im Gegensatz dazu auch überschwenglich begeistert<sup>7</sup> – geurteilt, sondern, wie unten folgt, aus dem Blickwinkel eines halbgebildeten Menschen, d.h. eines echten Vertreters des eigentlichen Publikums *dieses Theaters* berichtet wurde:

Herr Vetter!

Potz Tauß Safrmeanchel, und kein End! Gestern auf die Nacht war die Kreuzr KomediHütt n völlig ausgewechselt narrisch. Die ist ganz lumenirt, und inn und auswenti mit lebentigi Figürln, und Woasrln ausspallirt gwest. Den Kasprl habns´ obrn Eingang auffpostirt, wie er sein Serfuß macht. Ist ein Zachn hat ein Herr gsagt, daß die ganze Hütt n, denen gewissen Nannerln und ihmern Anhang ihr einzigi Existenz zverdankn hat. Es giebt zwar alletog gnui so extra Madln da, aber gestern hat übroll alles kracht, so hat das eini das andri druckt. I hab mi gfurchtn, sie tenen´s Haus auseinandr, weil gar alle so ausglassn gwesen sand. I hab selbr schon zum scheckrn angfangt, und hab öfters ani gstupft, bis si mi brav ausgmocht, und gsagt hat, ein Gspaß ist schon recht, aber das ist zviel, nacher hab i aber einpackt, und hab mi zogn.

Die ganzi Komedierey hätt schon längst solln aufhörn, es hat ghassen, daß schon einmahl der Verboth da war, sie hätn zuispirn solln, weil aber die Dienstbothn Kuchelkreutzer, Zöckrgröspn, und alles wo sich was abzwickn laßt, zomnehmen, dassi das Leggeld zahln können, so geht bei der Kassa vill ein, und da hat´s der Kasprl ausbitt, daß sie wider spilln därfn. Monichi Frauen segens fralli nit gern, wenn ihneri Kucheltrabantn einigengen, aber um desto liebr segns die, weil sie da drin lemren, wie sie ihneri Fraun forn und hintn für an Narrn haltn müssen; von da weiß sich nochr maniche ein Eartl, wo sie hingehn muß, wenn sie ihrer Frau nit kurschom seyn will [...]”<sup>8</sup>



<sup>6</sup> Vgl. dazu vor allem die entsprechenden Passagen in: Arndt, Ernst Moritz: Erinnerungen an Ungern. Ein kleines Anhängsel. In: Reisen durch einen Theil Teutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 u. 1799. 1. Theil. 2. verb. u. vermehrte Aufl. Leipzig: Heinrich Gräff. 1804, S. 308-310. – Siehe auch Tarnói: Literatur und Kultur im Königreich Ungarn, S. 229-271.

<sup>7</sup> Siehe den entscheidend positiver als Arndts Reisebericht ausgefallenen Quellenbericht von Karl M. Kertbeny: Zur Theatergeschichte von Budapest. In: Ungarische Revue. Leipzig, Berlin Wien 1881. Bd. 1, S. 639. Ebda zitiert nach den Aufzeichnungen von Anton Benkert u.d.T. Die Kreuzer-Komödie in Pesth 1801. (Entnommen aus dem Almanach des k. st. Theaters in Ofen für das Jahr 1845 v. T. Hybl, Souffleur.) oder den Kertbenyschen Aufzeichnungen.

<sup>8</sup> 14. Brief im zweiten Heft, S. 14f.

Wiederholt wurden in den Briefen auch weltpolitische Fragen erörtert, wie diese etwa von der Pest-Ofener bürgerlichen Mittelschicht jener Jahre interpretiert wurden. Im Mittelpunkt dieser Gespräche standen immer wieder die Spannungen und Kriegshandlungen zwischen Frankreich und England. Möglicherweise waren die Erfindungen der Brüder Montgolfier und Experimente mit ihrem Luftschiff schon am Ende des vergangenen Jahrhunderts auch im Königreich Ungarn bekannt. Welche vagen Vorstellungen aber von einer herbeiphantasierten „Luftüberlegenheit“ der Franzosen gegenüber der in Pest-Ofen unterschätzten Überlegenheit der Engländer auf hoher See in diesen Gesprächen aufkamen, dürfte auch etwas von der geistigen Kommunikation der Stadtbürger um die Jahrhundertwende vermitteln. So heißt es diesbezüglich unter Berufung einer Reihe von „bilesenen“ Mitbürgern unter anderen:

[...] Denn, dos sogt mer, ist ausgmocht, daß die Engländer aufn Mir vill stirker sand, ols die Franzosen, wall sie vill mehr Furtln wissen; ober es hast hold, daß die Franzosen wider in der Luft vill stirker sand. Hietzt wird es sich hold nochher zoagen, der Jud sogt, dos Wosser hot kani Bolken, dos muiß schir schon gfärlih seyn, ober ich wos nit, wonn die Franzosen noch so fill Leit in Wind schlogten, ob sie in der Luft nit noh gfeärlicher dron sand, do kumt hiazt der oldi Schuasterberger fost ollito auf die Nocht zu uns, der ist an bilesener Mensch, wall er sein Suhn dos Hondweark übergeben hot, so geth er nochn Essn ollito ins Koffehaus Zeiting lesen, und do sogt er, solls in der Hamburger gstonten seyn, daß die Franzosen durch ollerhond Luftmaschiner etli dreimohlhunderttausend Mann mit trocken Fuiß nach Englonnd übers Mihr übrü trogen lossen wollen, und do werden sich die Engländer ihner Wasserföhreerei schier vergehn lossen; der Vetter wird sich goar koan Ideh mochen kinnen von dem Gspoas, ich verstehs ober schon, denn ich hobs studirt, do hoben mir an Buich ghobt, wo hinten an Fleck Papir ausserghengt ist, und do woars aufzoachneter drin, wia an gonzi Mengi in Mond aufi Kirfiaten foahren. [...]

Höchst aufschlußreich ist auch die Nachricht von mehreren in der Donau verunglückten schwäbischen Neusiedlern. Die angedeutete kritische Einstellung der bereits früher – ob vor einem Jahrhundert oder erst vor wenigen Jahrzehnten – im Königreich Niedergelassenen läßt nämlich ziemlich eindeutig eine Art grobe Unfreundlichkeit gegenüber den Neueinwanderern und möglicherweise sogar Spannungen zwischen den verschiedenen Einwanderer-Generationen nachempfinden. Der Zeuge Michael Rachschiml empfindet sich trotz seines Mitgefühls in der von ihm miterlebten gehässigen Stimmung sogar gezwungen, seine eigene Abstammung zu verschweigen bzw. seine auf diese Weise unterdrückte Zivilcourage mit leidlich kritischen Erinnerungen an die eigenen Ahnen rationalisieren zu müssen. In seinem Bericht lautet dies folgendermaßen:

[...] Nochhr bin ich zu der Brucken obi gonger, do hot an dicker Herr derzählt, daß an Schiff mit Schwobn bei Fischament zgrund gongen ist, bis ich bin aufn Festungsbearg kummen, sand schon zwa Schiff weck gwest, und wia ih in die Festung kummen bin, so hot schon ghoassen, daß drei untergongen und 1200 Schwoben austrenkt sand wurden, do ist wider wos gschimpft wurden über de oarmen Leit, de sand richtig nit wearth gweßt, hots ghoassen, daß sie nach Ungern kummer wearn, denn an Schwob der an guader Wirth ist, der kumt gwiß nit ainer, der



<sup>9</sup> 5. Brief im ersten Heft, S. 21f.



wondert goar nit aus; Ich hob müassen kuschn denn mein Herr Enl ist ach an aingwonderter Schwob gwest, er woar ober ach richtig nix nutz, orbetn hot er goar nit wolln. [...]“

Was jedem Leser dieser Briefe zu allererst auffällt, ist das ungeschliffene Deutsch, die Mundart, die ungebildete Ausdrucks- und Schreibweise ihres Verfassers. Die *Vorbemerkung* zu den *Briefen* gibt dazu neben den eingangs bereits angeführten Personalien den folgenden Hinweis: „[...] Michael [...] kam nicht ganz frühzeitig, sondern erst als seine Aeltern etwas vermöglicher wurden zu denen Studien, doch wegen seinen [!] schweren Kopf mit wenigen Fortschritten, macht sich bald nach den [!] Tod seines Vaters von den Schulen loß [...]“. Demnach hingen die sprachlichen Mängel des gesamten Brieftextes mit dem niedrigen Bildungsniveau des gescheiterten Studenten zusammen.

Bei allen möglichen tatsächlichen Erlebnishintergründen hatten allerdings diese Hinweise wie auch sämtliche sonst noch verlautbarten Fakten über Michael Rachschiml im Vorwort lediglich die wirkungsstrategische Funktion, den Eindruck der Glaubwürdigkeit dieser merkwürdigen Textsorte vorzutäuschen. Der Gattung nach sind die Berichte des Michael Rachschiml fiktive Briefe belletristischen Erzählcharakters mit stark ausgeprägter humoristischer Attitüde. Freilich ist der Adressatenkreis auch diesmal (nicht weniger wie sonst bei anderen zeitgenössischen Belegen dieses Genres) wesentlich breiter gemeint als der jeweils angesprochene *neugierige Vetter* und dessen – wie es ebenfalls in den einleitenden Worten heißt – auf die von diesem *jovialischen Menschen* erzählten unterhaltsamen *Neuigkeiten und Begebenheiten in Ofen und Pest* erpichte wenige *Bekannte*. Schon die Rentabilität dieser Drucke bedurfte bereits eines unvergleichbar breiteren Konsumentenkreises als des unbeträchtlichen *Tschepeleter Publikums*. Noch wichtiger ist aber in diesem Zusammenhang, daß ein bäuerliches Publikum von Tschepele weder dem eigentlichen Inhalt noch der sonderbaren Art dieser merkwürdig grotesken Erzählweise jenes Verständnis und Interesse hätte entgegenbringen können wie der Pest-Ofener Großstadtbewohner, der mit den thematischen Details der Brief erzählung von vornherein auf das engste vertraut sein mußte.

Gewiß hätte aber in der Wirklichkeit auch kein ungebildetes Naturtalent seine eigene Unkultiviertheit mit so überzeugenden künstlichen Raffinessen nachempfinden lassen können, wie dies dem unbekanten Autor durch die synchrone Verbindung der unpolierten „Tschepeleter“ bzw. Pest-Ofener deutschen Regionalsprache (mit ausgewählten komischen Effekten des Dialektalen) sowie der verdrehten Fremdwörter eines halbgebildeten Lateiners und schließlich einer haarsträubend inkonsequenten Orthographie gelang. Er malte ja damit gleichzeitig sonderbar großflächige Fresken von der Mode, der Mentalität, der Wohn- und Freizeitkultur, mit einem Wort des Alltags der mittleren und der niederen Schichten im alten Pest-Ofen, wenn er auch diese Bilder durch den ulkigen Blickwinkel seiner Tölpelfigur jeweils mit recht grellen Farben und entstellter Durchzeichnung sämtlicher Einzelheiten sehen ließ.

Das Dialektale veranschaulichte um 1800 bei dem damals bereits erreichten verhältnismäßig hohen deutschsprachigen Schreib- und Leseniveau der deutschen Belletristik in- und außerhalb des Königreichs recht oft Züge von Charakteren niederer sozialer Herkunft bzw.



<sup>10</sup> 7. Brief im ersten Heft, S. 31f.



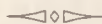
niedrigen Bildungsstandards. (Von österreichischen Autoren wurden zu diesem Zweck in den jeweiligen „schlechten“ deutschen Text bezeichnenderweise hin und wieder auch ungarische Wörter bzw. Syntagmen eingesetzt.<sup>11</sup>)

Dies tat auch die freie, man könnte wohl behaupten regellose Handhabung der Orthographie der Rachschiml-Briefe. Wenn die Rechtschreibung auch in den übrigen deutschsprachigen Drucken um 1800 noch nicht als völlig einheitlich angesehen werden kann, erfolgte bereits seit den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts in zunehmendem Maße die Tendenz zur Vereinheitlichung, und wenigstens schuf man damals im Falle aller anspruchsvolleren Ausgaben größtenteils wenigstens *die verhältnismäßige Einheit innerhalb einzelner Drucke*. So ist z.B. zwar die Orthographie im *Preßburger Musenalmanach auf das Jahr 1785* von Johann Michael Tekusch der Rechtschreibung nach von allen sonstigen deutschsprachigen Drucken in höchstem Maße abweichend, indem der Herausgeber im Sinne seiner ebenda veröffentlichten *Vorrede* einen höchst interessanten Vorschlag zu einer deutschen Rechtschreibereform mit seinem Band durchzusetzen versuchte, doch ist er mit seinen „ck“-losen „k“-s und „tz“-losen „z“-s sowie vielen anderen ähnlichen Angeboten innerhalb seines Almanachs der von ihm geschaffenen Norm bewußt konsequent treu geblieben.<sup>12</sup> Die Rachschiml-Briefe dagegen weichen von den übrigen zeitgenössischen Drucken gerade dadurch ab, daß man für die gleichen Wörter innerhalb der selben Sammlung ohne Bedenken bereit war, verschiedene Schriftformen zu verwenden (z.B. *Orth* bzw. *Eartl* für *Ort*; *derfen* bzw. *därfen* für *dürfen* etc.), als ob man nie gewußt hätte, wie man sich vor kurzem entschieden hatte. Natürlich erhärtet auch diese Eigenheit die Vorstellung von der Unkultiviertheit des Verfassers.

Dieser Eindruck der mangelnden Bildung wurde in den Rachschiml-Briefen durch das wiederholt falsch verwendete Latein in besonders hohem Maße verstärkt. Die Qualität der manchmal bis zum Unverständnis verdrehten Entstellungen bewegte sich dabei auf einer äußerst breiten Skala. Dies sollte die folgende Auswahl aus den unlängst veröffentlichten Briefen (Nr. 3 bis 5 sowie Nr. 12)<sup>13</sup> veranschaulichen:

Im Brief Nr. 3:

[...] wo sie an Joahrstog <i>zelibriert</i> hoben [...]	für	zelebriert
[...]Do woar an recht [...] <i>repetabler</i> Bürger	für	respektabler
[...]dem hoben an poar <i>Komplamant</i> [...] mochen wollen	für	Komplimente
[...]durch des Gsichter Mohlerey kinnt er sich <i>praefectionirn</i>	für	perfektionieren



<sup>11</sup> Siehe z.B. im anonymen *Heubauer-Lied* „*Gutya lantzós wollt mir sogen / Wann so 's Weibsbild sich thät trogen* [...]“ In: *Deutschsprachige Lyrik im Königreich Ungarn um 1800*. Red. u. Hrsg. v. L.T. Budapest: ELTE, 1996, S. 316f.; Vgl. auch: *Lieder der Liebe, der Freude, und des Vergnügens*. 4. Aufl. Pest: Joseph Leyrer, 1817. 246 S.; Siehe außerdem vor allem das *Duett des Pipi und Krumbamboli* in *Der Teufelstein in Mödlingen* von Karl Friedrich Hensler. Darin heißt es u.a.: „*Ich Magyarembler bin erliche Mann [...] Ihr seydz bizony ördeg adta*“. In: *Deutschsprachige Lyrik im Königreich Ungarn um 1800*, S. 152.; Vgl. auch In: *Theatralisches Liederbuch oder Sammlung der beliebtesten Arien, Duetten, Terzetten, Quartetten etc.* aus Deutschlands vorzüglichsten Opern. Allen Theaterfreunden gewidmet. Pesth: Joseph Leyrer 1810. 286 S.

<sup>12</sup> Die *Vorrede* v. J. M. Tekusch siehe auch In: *Deutschsprachige Lyrik im Königreich Ungarn um 1800*, S. 324f.

<sup>13</sup> *Literatur und Kultur im Königreich Ungarn*, siehe Anm. 2.

## Im Brief Nr. 4:

[...]Ich hob hitzunder <i>Zeit</i> zum <i>recignoscirm</i>	für	rekognoszieren
[...]do wird olles Lateinisch <i>hexplizirt</i>	für	expliziert

## Im Brief Nr. 5:

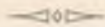
[...]sie hot mih gleich in die <i>Compulsion</i> versetzt [...]	für	Konfusion
[...]hob an woal mit ihm <i>tischkurirt</i> [...]	für	diskutiert

## Im Brief Nr. 12:

[...]so hab i mir an <i>Mortigraphie</i> Büchel kaft	für	Orthographie
[...]mit der größten <i>Prosupope</i> gar grausli schön deutsch plaprn	für	Proposita <sup>14</sup>

Das laufend falsch verwendete Wort *Dikasterien* verdient in diesem Zusammenhang wegen seiner außerordentlich hohen Frequenz sowie wegen seiner vorzüglichen Bedeutung in Rachschimls Leben besondere Aufmerksamkeit. Mit dem lateinischen Wort *Dikasterium* (aus dem altgriechischen *Dikasterion*), Plural: *Dikasterien* – ursprünglich in der Bedeutung „hohes Gericht“ – wurden im alten Ofen und Pest verschiedene Ämter der städtischen Verwaltung bezeichnet. Der Held der Briefe setzte sich nach dem Scheitern in der Schule vom Brief Nr. 4 bis 21 das einzige Ziel, bei den obengenannten begehrten *Dikasterien* untergebracht zu werden und ebenda sein berufliches Leben finden zu können. Bis zum Erfolg verwendete er dieses für ihn so wichtige Wort nahezu ohne Ausnahme in 18 Briefen, meistens in jedem Brief sogar mehrmals. *Bezeichnenderweise scheint er aber nicht ein einziges Mal in der Lage gewesen zu sein, das merkwürdige Fremdwort, mit dem er durch seine Berufsziele doch hätte einigermaßen vertraut sein müssen, richtig zu verwenden (!!!)*. Die fremde, im deutschen jeweils unbetont ausgesprochene Vorsilbe *Di* ließ ihn der unbekannte Schriftsteller der Brieftexte auf eine besonders witzige Weise als einen deutschen (vor einem Substantiv ebenfalls unbetont ausgesprochenen) bestimmten Artikel verstehen und mit dem übrigen Wortteil (manchmal sogar in verschiedenen orthographischen Varianten) konsequent, grammatisch natürlich der hochdeutschen Schreibnorm auf keine Weise entsprechend mitdeklinieren. Die folgenden Beispiele dafür wurden, wie oben, ebenfalls den bereits unlängst veröffentlichten Briefen (Nr. 4, 5 u. 12) entnommen:

[...]er loßt ihn [...] zu die <i>Kasteri</i> praktizirn gehn [...]	zu den <i>Dikasterien</i>
[...]hobs onglogen, daß ich <i>bei der Kasteri</i> bin [...]	bei den <i>Dikasterien</i>
[...]ich möcht doch gern zu die <i>Kasteri</i> kummen [...]	zu den <i>Dikasterien</i>
[...]zum Ofner <i>StadtßKasteri</i> verloug ich mir an so nit zkumer	zu den städtischen <i>Dikasterien</i> in Ofen
[...]wo die <i>Herrschoften</i> von die <i>Koasteri</i> dervon glebt hoben	Die Herrschaften der städtischen
	Verwaltungsämter
[...]seitdem als mir die Nasen <i>nach der Kasteri</i> schmeckt[...]	nach den <i>Dikasterien</i>



<sup>14</sup> Mehrzahl von *Propositum* = Äußerung, Rede, Vorsatz, Vorhaben, Absicht



Beachtenswert ist, daß – wobei dieses Wort und der damit zusammenhängende Begriff für den Akteur der Briefzerzählung so außerordentlich wichtig ist, aber dank dem ausnahmslos falschen Gebrauch nicht nur nie richtig geschrieben wurde, sondern nicht einmal mündlich hätte richtig verwendet werden können, – der Verfasser dasselbe in der Vorbemerkung tadellos drucken ließ.

Bereits aus diesen wenigen Beispielen und deren jeweiligem sprachlichem Umfeld dürfte man auf das bewußt verwendete und witzig wirkende Zusammenspiel sprachlicher, grammatischer und orthographischer Inkonsequenzen folgern. Auch solcherart sprachlich-stilistische Effekte vermochten, die literarische Wirkungsstrategie des Autors zu unterstützen. Die humorvoll unkultivierte Tölpelsprache schuf in den Kreisen der städtischen Bevölkerung auch für die in den Briefen gebotenen grotesken Zerrbilder vom städtischen Leben in Pest und Ofen eine erhöhte Aufnahmebereitschaft. Auf diese Weise dienten sie ja weitgehend der Belustigung des urbanen Publikums, unter ihnen der Unterhaltung der Jahr für Jahr zunehmend leseinteressierten Töchter und Söhne des deutschsprachigen bürgerlichen Mittelstandes. Dank ihrer um 1800 bereits laufend fortschreitenden sprachlichen und kulturellen Bildung konnten sie Texten wie den Rachschiml-Briefen um so mehr Verständnis entgegenbringen, je größer sich für sie der Unterschied zwischen der sprachlich-stilistischen Vortrags- und Schreibweise des Pseudo-Autors und ihres Sprachniveaus erwies. So erlebte man mit Freude das eigene, doch schon etwas höhere Niveau.

Diese merkwürdige Textsorte des alten deutschsprachigen Pest-Ofen verdient aber möglicherweise nicht ausschließlich unter kultur- und literaturhistorischen Aspekten unsere Aufmerksamkeit. Der festliche Anlaß, in dessen Rahmen nun auch dieser Aufsatz erscheinen soll, läßt mich diesmal auch darauf hinweisen, daß bei der Lektüre dieser Briefe trotz aller orthographischen Verrenkungen und Inkonsequenzen des gedruckten Textes mit recht expressiver Lautstärke auch ein seltsames Deutsch aus der Zeit um 1800 zu uns herüberzuhören ist, das einst im alten Pest-Ofen möglicherweise gesprochen wurde sowie in der beinahe ausnahmslos deutschsprachigen urbanen Kultur des ganzen Königreichs nicht unbekannt sein durfte. Man beachte aber dabei, daß das deutschsprachige literarische Leben<sup>15</sup> in den Städten von Ungarn gerade um diese Jahre, nach einer kaum zwei Jahrzehnte langen Entwicklung, seine erste und auch unvergleichbar bedeutendste Blüte erlebte,<sup>16</sup> als bereits sämtliche direkt oder indirekt sprachfördernde Institutionen in Ofen und Pest (Kirchen, Schulen, verschiedene Theater, literarische Periodika, Bücher, Almanache etc.) wie im ganzen deutschen Sprachraum die kulturelle Integration der Sprache mit riesigen Schritten vorantrieben.<sup>17</sup> Aus dieser Zeit und aus diesem Umfeld wurde darum kaum noch

<sup>15</sup> Unter literarischem Leben verstehe ich das lebendige Zusammenwirken und die gegenseitige Beeinflussung von Autoren und Lesern, von literarischem Angebot und literarischer Nachfrage bei einer stets erhöhten Bedeutung der Literaturkritik und –theorie und deren Entwicklung in Zeiten der zunehmenden Urbanisierung der Kultur.

<sup>16</sup> Auch in Deutschland entstand das literarische Leben erst nach den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts, und seine erste Blüte erfolgte erst nach der Jahrhundertmitte, Österreich verspätete sich nahezu wie das deutschsprachige Ungarn.

<sup>17</sup> Die deutschsprachigen Schriftsteller der Hauptstadt des Königreichs um 1800, wie Johann Ludwig Schedius, Christophorus Rösler, Johann Karl Lübeck, Franz von Boros, Johann Paul Köffinger, Carl



ein ähnliches Korpus auf nahezu 100 Druckseiten mit lebendigem, lange her gesprochenem, zeitlich, regional und soziologisch determiniertem Deutsch wie in diesen singulären Briefen hinterlassen, die deshalb auch von dieser Seite mit Interesse aufgenommen werden dürften.

Anton von Gruber, Vinzenz von Batthyány, Karl Herdt, Martin Schwartner und Norbert Purkhart strebten in ihren Gedichten, Dramen und verschiedenen epischen und beschreibenden Prosatexten mit den repräsentativen deutschen Autoren jener Zeit wetteifernd die anspruchsvolle hochdeutsche Norm der zeitgenössischen Belletristik und wissenschaftlichen Literatur an und vermieden jeweils das Dialektale und die mündlichen Umgangsformen des Alltags.



Péter Varga (Budapest)

„Du bist ein ehrlicher, guter Mensch, hast ein treffliches Herz...“  
Die Figur des 'edlen Juden' in einem ungarndeutschen Drama  
aus dem Jahr 1806

Die Literaten der Aufklärung suchten verschiedene Themen und Stoffe, mit denen sie sich gegen die überlieferten Normen, die tradierten Werte, aber auch gegen Vorurteile auflehnen konnten. So fanden sie aus den zahlreich vorhandenen Tabu-Themen unter anderen Motive wie Verführung, Ehebruch, uneheliche Kinder, Gleichberechtigung der Frau, Selbstmord und religiöse Toleranz den Juden gegenüber, die sie in ihren Werken thematisierten. Eine ganz klare Entwicklung und einen wichtigen Stellenwert unter diesen Motiven provokativen Charakters zeigt das Motiv des ‚edlen Juden‘, dessen Einführung in die deutsche Literatur eine bewusste Herausforderung und zugleich Antwort auf die Vorurteile gegen die Juden in der Zeit der Aufklärung bedeutete.

Die Figur des ‚edlen Juden‘ erscheint erstmals bei Christian Fürchtegott Gellert in seinem 1746 geschriebenen, 1747/48 veröffentlichten Roman *Leben der Schwedischen Gräfin von G\*\*\**. Die edlen Eigenschaften des hier aufgeführten jüdischen Helden treten allerdings erst hervor, nachdem er vom schwedischen Grafen gerettet worden war, quasi als Zeichen der Dankbarkeit eines Menschen, von dem man diesen Ausdruck von Tugend am wenigsten erwarten würde. Dieser dankbare Jude wird mit den höchsten menschlichen Qualitäten überhäuft: er „ist auf die edelste Art dankbar gewesen“, „der rechtschaffene Mann“, ein „uneigennütziger und großer Charakter“ u.a.m.<sup>1</sup> Doch im Roman verhalten sich restlos alle Personen edel, in den überidealisierten Personen zeichnet sich eine utopistische Gesellschaft ab, in der sich alle darum bemühen, wie sie ihren Mitmenschen helfen können. Bei Lessing rückt der positiv idealisierte Jude gleich in die Rolle des edlen Retters: in dem frühen Lustspiel *Die Juden* rettet der reisende jüdische Kaufmann das Leben eines Barons vor dem Angriff zweier als Juden verkleideter Räuber. Das Gegenspiel der zu Juden verummten bösen Christen und des edlen Juden in cognito verlockt die Zuschauer zu falschen Vorurteilen bzw. zur Bestätigung ihrer bereits vorhandenen negativen Idealisierungen über Juden. Erst am Ende wird der ebenfalls von Vorurteilen nicht freie Baron beschämt und ermahnt, „etwas gelinder und weniger allgemein [vom jüdischen Volk zu] urteilen“, damit konfrontiert aber Lessing zugleich auch die Zuschauer mit ihren eigenen Vorurteilen.



<sup>1</sup> Vgl. Stenzel, Jürgen: Idealisierung und Vorurteil. Zur Figur des ‚edlen Juden‘ in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. In: Moses, Stéphane; Schöne, Albrecht (Hg.): Juden in der deutschen Literatur. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1986, S. 114-126.



Was in *Die Juden* als gesellschaftlich-soziales Problem aufbereitet wurde, wird im *Nathan* auf eine philosophisch-religiöse Ebene transferiert und der edle Jude, Nathan als eine tugendhafte, tolerante und großzügige jüdische Person „wenigstens vor-, wenn auch nicht dargestellt“<sup>2</sup>. Denn, wie früher schon angemerkt, keiner von den hier aufgeführten Juden lässt sich als ein, seiner Zeit entsprechender, „gewöhnlicher“ Jude erkennen. Die Dialektik zwischen äußerem Aussehen, Zuschreibung einerseits und wahrer Identität andererseits bildet auf diese Weise das Kernstück beider Dramen von Lessing. Am deutlichsten wird dieses dialektische Spiel an einer kleinen, aber bedeutsamen Textkorrektur von *Die Juden* sichtbar: Christoph, der Bediente des Reisenden ruft in der ersten Druckfassung aus dem Jahre 1754 noch enthusiastisch aus: „Nein der Henker! Die Juden sind großmüthige Leute.“ In den darauf folgenden Ausgaben wird jedoch dieser Satz zu einem lakonischen Vermerk: „Nein, der Henker! es giebt doch wohl auch Juden, die keine Juden sind.“<sup>3</sup>

Als Zeichen der Emanzipation, also auch als Überwindung der Aufklärung, treten Juden einige Jahrzehnte später in den frühantisemitischen Pamphleten lediglich als dem allgemeinen Judenbild entsprechende negative Figuren auf.<sup>4</sup>

Nachdem sich also in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts in der Interpretation von jüdischen Rollenfiguren eine deutliche Trendwende vollzog und die ersten antisemitischen Stücke auf der Bühne erschienen, ist es um so bemerkenswerter, dass 1806 im ungarischen Pest ein deutschsprachiges Lustspiel des ungarndeutschen Autoren Johann Jung erscheint, in dem die Positionen der deutschen Aufklärung noch einmal komplex vermittelt werden. Einen ganz besonderen Wert legt der Autor anscheinend auf eine möglichst positive Darstellung des jüdischen Kaufmannes, völlig im Lessingschen Sinne.

Den besonderen Stellenwert erhalten das Stück und das Motiv des 'edlen Juden' auf einer ungarndeutschen Bühne durch die Umstände, die am Anfang des 19. Jahrhunderts in der ungarischen Hauptstadt Pest-Buda vorherrschten. Es ist wenig bekannt, dass um 1800 auf drei Bühnen der Stadt regelmäßig deutsche Stücke mit großem Erfolg aufgeführt wurden, für die mehrheitlich deutschsprachige Bevölkerung.<sup>5</sup> Es versteht sich von selbst, dass unter den deutschsprachigen Zuwanderern nach der 150 Jahre andauernden Herrschaft der Türken ab Anfang des 18. Jahrhunderts auch jüdische Familien aus Böhmen, Österreich und Süddeutschland nach Ungarn gekommen sind. Mit den ersten Schritten der Akkulturation und Assimilation dieser immer wachsenden jüdischen Bevölkerungsschicht nahm eine bis zum Vorabend des II. Weltkrieges andauernde, symbiotische Entwicklung ihren Anfang. Dieses Wachstum des ungarischen Judentums lässt sich auch in Zahlen ausdrücklich nachvollziehen: 1785 repräsentierten 75.089 ungarische Juden etwa 1% der Bevölkerung, 1825 stellten sie mit 186.075 Köpfen 2,1%. Dieser Anteil wuchs 1850 (mit 339.816 Juden) auf 3,7%, um 1869 (542.279 Juden) 4% zu erreichen. In der Volkszählung



<sup>2</sup> Ebd., S. 122.

<sup>3</sup> Vgl. Neubauer, Hans-Joachim: *Judenfiguren. Drama und Theater im frühen 19. Jahrhundert*. Frankfurt a.M.; New York: Campus Verlag, 1994, S. 29.

<sup>4</sup> Vgl. ebd.

<sup>5</sup> Tarnóci, László: „Der lebensvolle Spiegel aller Menschenthaten“. Die deutschsprachige Dramatik in der Hauptstadt des ungarischen Königreichs um 1800. In: Tarnóci, László (Hg.): *Die täuschende Copie von dem Gewirre des Lebens. Deutschsprachige Dramen in Ofen und Pest um 1800*. Budapest: Argumentum, 1999 (Deutschsprachige Texte aus Ungarn 2), S. 509-520, hier S. 511f.

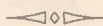
von 1910 war die jüdische Religion mit 5% der Gesamtbevölkerung vertreten, das bedeutete 911.227 jüdische Einwohner in Ungarn. Signifikant für die sprachliche Identität der ungarischen Juden ist, dass sie bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts überwiegend deutsch sprachen, daher, sowohl als Literatur-Produzenten als auch -Rezipienten ein nicht zu vernachlässigendes Element der deutschsprachigen Kultur in Ungarn bedeuteten. Erst 1890 gaben drei Viertel, um die Jahrhundertwende bereits 85 Prozent der Juden in Budapest Ungarisch als ihre Muttersprache an.<sup>6</sup>

Johann Jung, dessen Person für die ungarische und deutsche Literaturgeschichte weitgehend unbekannt ist, hatte also einerseits das Lessingsche Rollenrepertoire der deutschen Aufklärung, sowie andererseits eine von der deutschen Kultur in großem Maße geprägte ungarische Realität vor Augen, als er sein, bei Anna Landerer 1806 gedrucktes Lustspiel *Die Restauration* verfasste.

Schon die Rollenverteilung erinnert an die typischen Charakterkomödien der französischen und deutschen Dramenliteratur des 18. Jahrhunderts: die beredten Namen der korrupten Stadtabgeordneten ‚Fuchs‘, ‚Wolf‘, ‚Hund‘, des – nicht jüdischen! – Bankiers ‚Betrügoritsch‘, des körperlich beleibten Bräuer-Paares ‚Germnudl‘ deuten auf die äußerst negativen Eigenschaften ihrer Träger, ganz im Sinne der Fabeldichtung von Äsop, Lafontaine und dem jungen Lessing, wie auch in den frühen Dramen des Letzteren.

Im äußerst sparsamen und zeitlich knappen Handlungsverlauf geht es um einen Betrug und seine Enthüllung beziehungsweise um die Großzügigkeit des Fürsten. Die thematische und motivische Verknüpfung mit Lessings Dramen ist unübersehbar. In dem in seiner Ehre gekränkten Pfönix lässt sich unschwer der verletzte und seiner Ehre geraubte Major von Tellheim erkennen, der verarmt und verschuldet seinen Bedienten Just entlassen will. Wie Tellheims Just, will auch Johann seinen Herrn, für dessen Vater er schon gedient und den er selbst am Arm getragen hat, nicht verlassen. Typisch ist auch das Verhältnis zwischen Herrn und Bedienstetem, eine viel mehr partnerschaftlich-kameradschaftliche als untertänige Beziehung – eine aufklärerische Neuschaffung der sozialen Verhältnisse zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten.

Das Lustspiel von Johann Jung fängt mit dem ebenfalls bekannten Motiv des verlorenen Wechsels an. Nach einem Hausbrand – Lessings *Nathan* setzt auch unmittelbar nach einem Brand ein – suchen Pfönix und Johann vergeblich eine Obligation von 25.000 Gulden, genau so wie Tellheim um seine ‚Pistolen‘ bangt. Es stellt sich schnell heraus, dass die gesuchten Wertpapiere keinesfalls Opfer des Hausbrandes wurden, sondern in die Hände von den zwei hinterlistigen „Magistraths-Räthen“ Fuchs und Wolf gelangten. Auch hierbei taucht ein bekanntes Motiv aus Lessings Lustspiel *Die Juden* auf: die zwei Stadtabgeordneten erinnern an die zwei vermummten Räuber. Es ist wichtig zu vermerken, dass in beiden Stücken die Rollen dieser „Verbrecher“ bewusst mit christlichen Figuren besetzt wurden, die einen stark antisemitischen Ansatz vermitteln. Von vornherein werden diese Figuren unsympathisch dargestellt, um damit eine negative Identifikation im Publikum hervorzurufen. Bei Lessing wird aber den groben Ausdrucksformen der verkleideten Räuber auch eine feinere Art vom Antisemitismus des geretteten und nachher gastgebenden



<sup>6</sup> Haber, Peter: Budapest. Eine kurze Einführung in die jüdische(n) Geschichte(n) der Stadt. In: Jüdisches Städtebild Budapest. Hg. v. Peter Haber. Berlin: Jüdischer Verlag, 1999.



Barons entgegengesetzt, die im Sinne der Lessingschen Strategie die Zuschauer in eine Falle locken soll: erst nach einer Identifizierung mit diesem edleren Antisemitismus wird die wahre Identität des Reisenden als Jude enthüllt und damit das Publikum beschämt. Bei Johann Jung bekommt die parallel verlaufende Liebesgeschichte eine größere Bedeutung. Dem gemeinen Ratsherrn Fuchs genügt es nicht, Pfönix und seine Familie in Armut zu stürzen, er will gleich die Braut von den Händen Ferdinands, des Sohnes von Pfönix, abschlagen. Die am Anfang scheinbar aussichtslose Beziehung zwischen Ferdinand und Marie zeigt in einer umgekehrten Rollenbesetzung starke Ähnlichkeiten mit Schillers Ferdinand und Luise in *Kabale und Liebe*. Marie wird als „Gegenleistung“ Fuchs zugesprochen, der in Aussicht stellt, dass er den Vater, den Bräumeister Germnudl an Stelle von Pfönix zum Rathsherrn macht. Damit teilt Marie das Schicksal der Emilia Galotti, des jungen Präsidentensohns Ferdinand und vieler anderer mehr, über deren Köpfe die Eltern in Sachen Partnerwahl entschieden. Auch der Dramatiker Jung lässt Marie durch den verliebten Ferdinand entführen, und nur eine glückliche Fügung der Geschichte rettet das junge Paar von einer ähnlichen Tragödie, wie bei ihren Vorbildern.

Von allen Seiten bedrängt, verarmt und mit einem Gerichtsverfahren bedroht, wartet Pfönix auf sein Schicksal, als ihn der jüdische Kaufmann Mauschel besucht. Auch er trägt einen sprechenden Namen: mauscheln bedeutet jiddisch sprechen, in weiteren Bedeutungen aber auch unverständlich reden und undurchsichtige Geschäfte betreiben. Dieser Mauschel ist aber voller Dankbarkeit Pfönix gegenüber, der ihn in einem gerechten Prozess zu 20.000 Gulden verholpen hat. Als Zeichen seiner Dankbarkeit will Mauschel eine „Kleinigkeit“, 2.000 Gulden, seinen „heissen Dank und Gebeth dazu“ anbieten. Pfönix weist natürlich dieses Geld, das er nie hätte besser gebrauchen können, großzügig zurück, genau so, wie Major von Tellheim die Abzahlung der Schulden einer armen Witwe von seinem Wachtmeister Werner ablehnt. Der darauffolgende Dialog zwischen Pfönix und Mauschel ist ein Schulbeispiel der extremen Idealisierung der Aufklärung in Form von gegenseitiger Toleranz:<sup>7</sup>

PFÖNIX

Wie? – Was denkt Ihr von mir?

MAUSCHEL

Dass Sie der rechtschaffenste, bravste Herr sind, dem je das Sonnenlicht geleuchtet hat.

PFÖNIX

So nehmt das Geld zurück, dass ich Euch nicht Ursache gebe, anders von mir zu denken.

MAUSCHEL

Aber, Herr! Sie retteten ja meine ganze Familie. Sie hatten so viele Mühe: O, nehmen Sie doch! (*bittet kniend*)

PFÖNIX

Was ich that, war Pflicht. (*hebt ihn sanft auf*) Du bist ein ehrlicher, guter Mensch, hast ein treffliches Herz; aber dein Geld nehm ich nicht. Ich wäre ein Nichtswürdiger, wenn ich mir mein Pflicht bezahlen liess.

<sup>7</sup> Jung, Johann: Die Restauration. In: Tarnóci: Die täuschende Copie, S. 320-414, hier S. 372.



Im Auftritt des hilfsbereiten Juden will Johann Jung deutlich den Toleranzgedanken zum Ausdruck bringen und gegen Vorurteile arbeiten: er will Tugenden wie Dankbarkeit, Opferbereitschaft, Ehrlichkeit und Güte bei einem Menschen zeigen, wo man das „ganz und gar nicht erwartet“, wie das auch Lessing in seiner Rezension zu den *Juden* erklärt.

Die Schlüsselrolle des jüdischen Kaufmannes kommt erst richtig am Höhepunkt des Lustspiels zur Geltung, als er im entscheidenden Moment die Rettung für Pfönix vermittelt. Dieser Szene, in der Pfönix von den Gerichtsdienern verhaftet und abgeführt werden soll, geht ein typischer retardierender Auftritt voraus, in dem sich Frau und Herr Pfönix in einem langen moralisierenden Gespräch über Ehre, Tugend und Treue, verabschieden – ein schönes Bild übrigens über die treuherzige, brave Ehefrau der Aufklärung. In dieses intime Gespräch, zu dem noch am Ende auch der Bediente Johann hinzukommt, fallen Fuchs, Wolf mit einem Gerichtsdienner brutal hinein. Ihre Sache erledigt, wollen sie schon abgehen, als Mauschel „mit einigen Papieren und einem Comissär hineintritt“ und sie am Weggehen hindert.

Die allererste Reaktion der anwesenden Beamten ist der gut bekannte, grobe und primitive Antisemitismus: „FUCHS: Das ist doch ein dreister, unverschämter Jude! Wo nimmst denn du die Kühnheit her, so etwas zu [machen]? [...] Wie? du Gottesläugner! du Heide! du Kind der Finsternis! du wagst es!“<sup>8</sup>

Mauschel aber erklärt gelassen den Tatbestand, der zugleich die Enthüllung der Machenschaften der beiden Verbrecher bedeutet. Schließlich werden anstelle von Pfönix die beiden Schurken abgeführt.

Die folgende Szene ist wiederum ein utopistisches Bild gegenseitiger Toleranz und Hochschätzung, und damit genauso unglaublich wie die Schlusszene mit „gegenseitigen Umarmungen“ im *Nathan*. Die Rollen werden gewechselt, nun erscheint Pfönix als dankbarer Verehrer und in einem abwechselnden, gegenseitigen Lobgesang bahnt sich das glückliche Ende in allen Handlungsebenen an:<sup>9</sup>

MAUSCHEL

So hätt' ich denn einen Theil meiner grossen Schuld abgetragen. O könnten Sie in mein Herz sehen – meine Freude darin lesen!

PFÖNIX

Freund, Bruder, Mensch! was bist du mir nicht alles!

FANNI

Ist aber auch alles nicht bloss Traum? [...] Habe Dank, grosser Gott! Du erhörtest mein innigstes Gebeth! Und du mein Retter (*zu Mauschel*) – Gott erhalte dich! Dieser von Dankbarkeit glühende Kuss (*küsst ihn*) mag dir beweisen, was du mir alles bist.

PFÖNIX

Ja, diesen lasst uns küssen – diesen seltnen Freund! (*küsst ihn*)

JOHANN (*indem er Mauschel die Hände küsst*)

Gott lohn es Euch, guter Herr Mauschel!



<sup>8</sup> Jung: Die Restauration, S. 408.

<sup>9</sup> Jung: Die Restauration, S. 410.

## MAUSCHEL

Aber haben Sie doch Mitleid mit einem armen Juden! So viel Güte verdient' ich nicht. Sie sehen: meine Freudenthränen werden mich noch zerfliessen machen.

Mauschel will aber das Lob nicht für sich behalten, er verweist auf den gerechten und gütigen Fürsten. Dadurch wird alles mit dem Motiv des aufgeklärten Fürsten bedeckt, der für das Wohlergehen von Christen und Juden, Armen und Reichen sorgt. Die beinahe groteske Szene, in der alle über die Hand des Juden herfallen, wird mit einer ebenso grotesken, utopistisch-liturgischen Zeremonie gekrönt, indem sie alle kniend den Fürsten verherrlichen:<sup>10</sup>

## MAUSCHEL

Ich tat das wenigste; aber der grosse, gütige, weise Mann, der die Untersuchung so schnell veranstaltete – dem danken Sie ihre Rettung. – Gott segne Ihn!

## ALLE

Gott segne Ihn! (*kniend*)

## FANNI

Auf meinen Knien will ich Ihm danken, Seine Füsse mit heissen Thränen der Dankbarkeit benetzen.

## PFÖNIX

Wohl dem Lande, das ein gerechter Fürst verwaltet!

In der kurzen abfallenden Handlung ist alles Andere nebensächlich, sehr schnell werden die parallel verlaufene Handlungsebenen abgerundet: Das Bräuer-Ehepaar findet sich mit der misslungenen Magistraths-Wahl ab, die Liebesgeschichte endet natürlich ebenfalls mit Versöhnung und dem Segen der Eltern. Die freudevollen Ausbrüche der Beteiligten münden abschließend noch einmal in das Lob des edelsten Juden und des gerechtesten Fürsten der Erde:

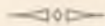
PFÖNIX (*zu Mauschel*)

Sieh, guter Mauschel! diese Menschen sind nun alle glücklich und zufrieden, und danken alle dir ihr Glück und ihre Zufriedenheit. Mich lohnte Gott durch dich. – Dich lohnt Er durch das süsse Gefühl – Menschen um dich zu sehen, die du alle heiter und fröhlich machtest. – Gott segne unsern gerechten Fürsten! – Gott segne dich! –

## ALLE

Gott segne unsern Fürsten!

Fürstenlob und Dankbarkeit einem Juden gegenüber werden also im Lustspiel von Jung gleich hochgeschätzt. Die Provokation durch die Aufführung eines edlen Juden auf der Bühne wird gemildert durch die absolute Loyalität der weltlichen Hoheit gegenüber. Auf jeden Fall zeugt die Betonung dieser Loyalität von einem gewissen Hungarusbewusstsein nicht nur des Autors, sondern auch der deutschsprachigen Leser. Zu jener Zeit, als diese



<sup>10</sup> Ebd.

Siedler nach Ungarn gekommen waren, war das nationale Bewusstsein sowohl in ihrem deutschen, böhmischen oder österreichischen Herkunftstland völlig unbekannt, daher fanden sie recht schnell eine neue Identität als Untertanen der ungarischen Krone, bei Beibehaltung ihrer deutschen sprachlichen Identität. Nicht nur im literarischen, sondern auch im öffentlichen Leben herrschte eine selbstverständliche Offenheit und gegenseitige Achtung aller Gebildeten, mögen sie Deutsche, Ungarn oder Juden gewesen sein.<sup>11</sup>

Das Lustspiel von Johann Jung mag vielleicht nicht durch seine überragenden literarischen und dramatischen Qualitäten einen hohen Stellenwert in der deutschen Literatur eingenommen haben, ganz gewiss ist es aber ein hervorragendes Denkmal jener „open society“, die mit ihrem einmaligen Lokalkolorit einen wichtigen Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte leistete.



<sup>11</sup> Vgl. Tarnóci: Der lebensvolle Spiegel, S. 517.

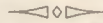




András Vizkelety (Piliscsaba)

## Drei deutsche Gebetbuchhandschriften eines ungarischen Franziskaners aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Bei der Erhaltung und Pflege der volkssprachigen Kultur einer Volksgruppe in der Minderheit muß den religiösen Gebrauchstexten bis in die Neuzeit eine besondere Bedeutung zugemessen werden, die zum Teil schriftlich, zum Teil mündlich überliefert wurden. Innerhalb dieser Textsorte waren besonders die Predigt sowie das Gebet für den privaten Gebrauch wegen ihrer Rückbindung an die Mündlichkeit sehr variabel. Die Möglichkeit, der Grad und die *modi* der literarischen Adaptation und Akkomodation dieser Texte waren stark von den Publikumsvorstellungen abhängig. Für diese Texte hat Andor Tarnai in der ungarischen Literaturtheorie des Mittelalters und der frühen Neuzeit die Kategorie 'offener Text' im Gegensatz zu einem 'geschlossenen Text' verwendet.<sup>1</sup> Die deutsche Forschung spricht im gleichen Sinne von 'festen' und 'unfesten' Texten.<sup>2</sup> So können innerhalb des Typus 'Gebet' die liturgischen Gebete als 'geschlossen' oder 'fest', die Privatgebete aber als 'offen' oder 'unfest' bezeichnet werden, selbst dann, wenn sie – in der Regel fälschlich – einer schwerwiegenden Autorität, wie einem Kirchenvater oder einem Heiligen zugeschrieben wurden. Das Dictum Meister Eckharts könnte auch in diesem Sinne aufgefasst werden: *Oratio est cum deo confabulatio*.<sup>3</sup> Die für Laien zusammengestellten Privatgebetbücher erschienen für theologische Fragestellungen im Gegensatz zu den liturgischen Gebetbüchern noch 1952 „als rechtes Stiefkind“,<sup>4</sup> wogegen die Literaturwissenschaft in der letzten Zeit ihre Bedeutung betont. So weist Jörg Willwock 1996 der Gebetsliteratur exemplarische Bedeutung zu, da an ihr sämtliche rhetorische Funktionen zu menschlicher Selbstdeutung entwickelt werden können.<sup>5</sup>



<sup>1</sup> Tarnai, Andor: A magyar nyelvet irni kezdik. Irodalmi gondolkodás a középkori Magyarországon. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1984, S. 231-236.

<sup>2</sup> Fromm, Hans: Die mittelalterliche Handschrift und die Wissenschaften vom Mittelalter. In: Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Mitteilungen 8 (1976), S. 35-62, besonders S. 46.

<sup>3</sup> Löser, Freimut: Oratio est cum deo confabulatio. Meister Eckharts Auffassung vom Beten und seine Gebetspraxis. In: Hauf, Walter; Schneider-Lasting, Wolfram (Hg): Deutsche Mystik im abendländischen Zusammenhang. Neu erschlossene Texte, neue methodische Ansätze, neue theoretische Konzepte. Kolloquium Kloster Fischingen 1998. Tübingen: Niemeyer, 2000, S. 283-316.

<sup>4</sup> Haimerl, Franz Xaver: Mittelalterliche Frömmigkeit im Spiegel der Gebetbuchliteratur Süddeutschlands. München: Karl Zink, 1952 (Münchener theologische Studien 1/4), S. 1.

<sup>5</sup> Willwock, Jörg: Die Sprache – ein 'Gespräch der Seele mit Gott'. Zur Geschichte der abendländischen Gebets- und Offenbarungsrhetorik. Frankfurt a.M. Klostermann, 1999. 686 S.

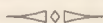
In den folgenden Ausführungen möchte ich die ungarische germanistische Forschung auf drei deutsche Gebetbuchhandschriften aufmerksam machen, die Pater Narcissus Wallner, ein Franziskaner zu Dunaföldvár, in den Jahren 1766-1774 zusammengestellt hat. Der besondere Reiz dieser Handschriften besteht im Buchschmuck, besonders in der den barocken Schreibmeisterbüchern verpflichteten kalligraphischen Schreib- und Illustrationstechnik Wallners, was bei unserem Jubilar, dem Herausgeber des *Sankt-Johanner Kodex*,<sup>6</sup> eines schriftlichen und bildlichen Denkmals deutsch-ungarischer Volksfrömmigkeit, hoffentlich besonderes Gefallen finden wird.

Die drei Handschriften werden heute in zwei Bibliotheken aufbewahrt, und die zeitliche Reihenfolge ihrer Entstehung repräsentiert die Entwicklung der Schreibertätigkeit und künstlerische Fertigkeit des Földvárer Paters. Die Handschrift Oct.Germ.254 der Széchényi Nationalbibliothek, die als letzte (1774) entstanden ist, wurde im größten Format (180 x 115 mm), mit größtem Aufwand und größter Geschicklichkeit angefertigt (im weiteren: *B2*).<sup>7</sup> Sie gehört zum alten musealen Bestand der Nationalbibliothek und trägt keine Akzessionsnummer, die von ihrer Provenienz und ihrer Aufnahme in die Sammlung (Geschenk oder Kauf?) etwas verraten könnte. Leider ist die Lesbarkeit und die ästhetische Wirkung vieler Blätter durch Tintenfraß zum Teil stark beeinträchtigt, auch das Papier ist stark vergilbt.

Die ihrer Entstehungszeit nach mittlere Handschrift, Ms.531/1995 (alte Signatur Ms.427) der Cathedralbibliothek zu Kalocsa aus dem Jahre 1768 (im weiteren *K*), ist im besten Zustand der drei, hat ein etwas kleineres Format (155 x 105 mm) als *B2*,<sup>8</sup> weist außer anderen Dekorationen zu Beginn des *Gebett nach der Beichte* (S. 62) eine ausgezeichnete Federzeichnung (der gute Hirt mit dem geretteten Lämmlein, s. Abb. 1) auf, zeigt jedoch nicht so viel Farbeffekt wie die jüngste Handschrift *B2*.



Abbildung 1: Doppeltitelblatt für die Gebete nach der Beichte mit der Federzeichnung ‚Der gute Hirt‘ (S. 62-63 der Handschrift *K*)



<sup>6</sup> Manherz, Karl (Hg.), unter Mitwirkung von Boross, Marietta und Stang, Maria: Der Sankt-Johanner Kodex. A Mosonszentjánosi Kódex. Budapest: Pytheas, 1989. 160 S.

<sup>7</sup> Umfang: 17 ursprünglich ungezählte Blätter und 250 mit Tinte paginierte Seiten. Von der Bibliothek wurden die Blätter mit gestempelten Ziffern durchgezählt. Schwarzer Lederband mit vergoldetem Umrahmungsdekor, Buchblock mit dreiseitigem Goldschnitt.

<sup>8</sup> Umfang: 16 ungezählte Bll. und 178 Seiten. Einband, Schnitte wie o., Umrahmung mit abweichenden Motiven.

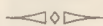


Ich vermute, daß Wallner das schöne Gebetbuch einem Mitglied des Kalocsaer Domkapitels, vielleicht selbst dem Erzbischof zu Kalocsa, Graf József Batthyány, verehrte, und der Beschenkte es, wie üblich, der Kathedralbibliothek hinterließ.

Oct.Germ.592 der Nationalbibliothek (B1), das am Anfang der Gebetbuchproduktion Wallners steht (1766), ist am bescheidensten ausgestattet (Format: 167 x 105 mm),<sup>9</sup> obwohl alle drei Stücke dem zeichnerischen Dekorationsstil und Motivrepertoire der frühneuzeitlichen Schreibmeisterbücher verpflichtet sind. Die Handschrift trägt die Akzessionsnummer V. 1008/167/1964 und wurde von Sarolta Vándor, verheiratet mit Ferenc Viola, angekauft.

Die Ausbildung und Verbreitung der Schreibmeisterbücher hängt mit der neuen Situation in der europäischen Buchproduktion zusammen, als gegen Ende des 15. Jahrhunderts das gedruckte Buch die Oberhand gewann, und die Schriftlichkeit eher den steigenden Bedarf in Verwaltung, Wirtschaft, Handel und Unterricht wahrnahm.<sup>10</sup> Die Buchschrift verlor allmählich ihre Bedeutung, dagegen waren die kalligraphischen Schriftarten gefragt. So erschienen im frühen 16. Jahrhundert zunächst in Italien, dann auch in anderen europäischen Ländern sogenannte Schriftmusterbücher. Den Alphabetreihen und Textproben in verschiedenen Schriftgraden fügte man bald schriftliche und bildliche Anweisungen zu Feder-Schneiden, -haltung und -führung hinzu, konstruierte amtliche und private Musterbriefe für verschiedene Angelegenheiten, teilte lehrhafte Sprüche mit, um sie in den Brieftext einsetzen zu können. Sie waren also die Vorfahren der Briefsteller, denen die jungen, schüchternen Liebhaber noch am Anfang des 20. Jahrhunderts ihren ersten Liebesbrief entnahmen.

Das erste gedruckte deutsche Schreibmeisterbuch von Johann Neudörffer dem Älteren erschien 1519 zu Nürnberg.<sup>11</sup> Es enthält Schriftproben in Kurrent-, Kanzlei- und Frakturschrift, deutsche und lateinische Texte aus der Bibel sowie einen Briefstellerteil für den Kanzleigebrauch. Bis 1549 ließ Neudörffer noch vier verschiedene Redaktionen von Schreibmeisterbüchern ausdrucken. An der Veröffentlichung der verschiedenen Bücher diesen Typs war zunächst der deutsche Süden stark beteiligt, der Norden mit Lübeck erscheint erst 1629 (Nr. 50). Die Thematik der Handbücher erweiterte sich mit der Zeit, auch Muster für das griechische und hebräische Alphabet sowie Probetexte in diversen europäischen Sprachen wurden gelegentlich aufgenommen. Ein großes Gewicht wurde von einem jeden Auktor auf die kalligraphische Gestaltung der Initialen gelegt. Wilhelm Schwartz hob in *Deutsche und lateinische Fundamentalschriften*, Breslau 1658 (Nr. 68) die Initialen hervor, „umb welcher vornemlich [...] dieses Werck herforkommen“, und in der Praxis erkennt man das von Christoph Fabius Brechtel als „modern“ bezeichnete Bestreben (1602, Nr. 35), die Zierbuchstaben „in einem Zuge“, d.h. ohne Absetzen der Feder zu zeichnen. Später wird diese Technik nicht nur für Buchstaben, sondern auch für



<sup>9</sup> Umfang: 16 am Anfang + 3 (am Ende) ungezählte Blätter und 274 Seiten, durchgehende gestempelte Blatzzählung. Einband, Schnitte wie o.

<sup>10</sup> Mazal, Otto: *Schreibmeister, -schule*. In: *Lexikon des Mittelalters*, Studienausg. Bd. 7. Stuttgart, Weimar: Metzler, 1999, Sp. 1556-1557.

<sup>11</sup> Doede, Werner: *Bibliographie deutscher Schreibmeisterbücher von Neudörffer bis 1800*. Hamburg: Hauswedell, 1958, S. 37. Im weiteren wird im Text auf die Nummern der mit Annotationen und ausführlichen Inhaltsangaben versehenen Bibliographie hingewiesen.

gegenständliche und figürliche Zeichnungen, dem damaligen *terminus technicus* nach für 'Schreiberzüge' empfohlen. Mit einem Handelsschiff in 'gegenständlichem Schreiberzug' ist z.B. der Musterbrief eines Fernhändlers in *Kunstrichtiger Wegweiser zu der edlen Schreibkunst* geschmückt, der bezeichnenderweise von dem „Schreib- und Rechenmeister“ Peter Tidemann in der Hansestadt Lübeck 1696 zusammengestellt wurde (Nr. 94, s. Abb. 2).



Abbildung 2: Musterbrief mit Schiff aus P. Tidemann:  
Kunstrichtiger Wegweiser, Nr.94 bei Doede (s. Fußnote 11)

Aus dem gleichen Jahr stammt die in Augsburg gedruckte *Anmuthige Schaubühne* Joseph Friedrich Leopolds (Nr. 93), wo Tafel 12 ausschließlich in Kupfer gestochene figürliche Schreiberzüge, datiert Wien 1696, enthält (s. Abb. 3), die aus dieser oder einer späteren Quelle wahrscheinlich auch unserem Földvárér P. Wallner bekannt waren (s. u.).



Abbildung 3: Musterblatt mit figürlichen Schreiberzügen  
aus J. F. Anmuthige Schau Bühne, Nr. 93 bei Doede.



Solche Figuren konnten nicht nur selbständig, sondern auch innerhalb einer Titelblattnamentik verwendet werden.

Narcissus Wallner hat sich diese kalligraphische Zeichnungstechnik angeeignet und bereits in seiner zweiten Gebetbuchhandschrift auf beachtlichem Niveau angewendet. Alle drei Handschriften führen den gleichen, etwas variierten Titel: *Unterschiedlich zusam getragene Gebetter. Geschriben zu Földwar in dem Jahr Christi 1768 Durch P. Narcissum Wallner.*<sup>12</sup> Dem Titelblatt folgt immer ein computistisch-astronomischer Teil mit der Überschrift „Von dem Jahr und dessen Theillungen“, welcher aus einem ‘ewigwehrenden Kalender’ für die beweglichen Feste der jeweils folgenden 12 Jahre und einem liturgischen Kalender besteht. Damit folgt Wallner der Tradition der zunächst in Frankreich kultivierten, spätmittelalterlichen Stundenbücher (auch ‘Horarien’ genannt).<sup>13</sup> Haimerl, 37, B2 enthält auch Tagzeiten-Gebetsyklen. Der liturgische Kalender weist keine speziellen Feste auf, den franziskanischen Ritus vertritt allein das mit Rubrum verzeichnete Antonius-Fest. Der Kult des Heiligen Antonius von Padua lag Wallner anscheinend sehr am Herzen (s. u.). Auch auf die Tradition der Kalenderbilder achtete Wallner, jedoch nicht in der Form von für den Monat charakteristischen Beschäftigungsdarstellungen (z.B. Ernte, Weinlese etc.), sondern in der Form ‘figürlicher Schreiberzüge’, die verschiedene Tiere (Pferd, Kamel, Einhorn, Elephant, Hund, Katze, Pfau, Eule etc.), jedoch nicht stets die gleichen in den drei Handschriften, darstellen. Eine Korrespondenz zwischen dem Monat und dem dargestellten Tier ist selten zu entdecken, wie das Septemberbild ‘Storch’ in K. Das allein in B2 beim Monat Mai gezeichnete Kamel (Abb. 4)



Abbildung 4: Kalenderbild ‚Kamel‘ in Handschrift B2, Bl. 10r.

<sup>12</sup> In B1 nannte sich Wallner nur mit seinen Initialen P.N.W.

<sup>13</sup> Haimerl: Mittelalterliche Frömmigkeit, S. 37.



entspricht genau, nur seitenverkehrt, dem entsprechenden Tier auf dem Schreiberzug-Musterblatt der *Anmuthigen Schaubühne* von J. F. Leopold (vgl. Abb. 3).

Im weiteren gruppierte Wallner den Inhalt wie üblich nach Gebetsanlässen. Die Gruppen sind in allen drei Handschriften die gleichen: Morgengebete, Abengebete, Messgebete, Predigtgebete, d.h. Gebete vor und nach der Predigt, Fastengebete, Beichtgebete, Kommuniongebete, Vespergebete, Festtagsgebete, Gebete zu den Heiligen. In dieser letzten Gruppe figuriert auch ein *Sancti Antoni Responsorium, umb verlohrene Sachen wieder zu finden*. Die umfangreichste Handschrift *B2* fügte hier auch eine Litanei an den Hl. Antonius von Padua ein. Wallner hatte anscheinend eine Vorliebe für Litaneien, *B2* bringt 10 verschiedene Litanei-Texte, welche außer der Lauretanischen und der Allerheiligen-Litanei den heutigen Andachtsbüchern bereits unbekannt sind. Alle drei Gebetbücher sind am Schluß mit einem alphabetischen Register versehen.

Was die graphische und buchmalerische Ausstattung der Handschriften betrifft, so widmete Wallner den Titelblättern eine besondere Aufmerksamkeit. Nicht nur am Anfang der Buchblöcke steht ein doppeltes Titelblatt, sondern auch die einzelnen thematischen Gebetsgruppen bekamen Titelseiten in ähnlicher Ausführung: Die linke Seite des aufgeschlagenen Buches trägt ein dem Gebetsthema angepasstes Bibelzitat und die linke Seite den Titel (vgl. Abb. 1). Diese kurzen Texte werden von ‚Schreiberzügen‘ umrankt, welche ab und zu Figuren aufweisen. Manche Motive entsprechen den von Schreibmeisterbüchern empfohlenen Kompositionen (z.B. die zwei auf ihren Hinterbeinen stehenden Löwen, die die Titelei oder eine Krone halten – ein Motiv, das letzten Endes aus der Heraldik übernommen wurde. (Abb. 5 und 6).



Abbildung 5: Löwen halten die Titelei,  
aus Jacob ab Heyden: Pankapital sive Florilegium, Nr. 43 bei Doede.





Die Figuren weisen manchmal auf das Gebetsthema hin, so halten zu Anfang der Beichtgebete zwei grimmige Vögel Peitsche und Rute in ihren Krallen (Abb. 7).

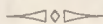
In *K* und *B2* sind oft farbige Blumen und Beeren und andere Früchte in der Schreiberzug-Ornamentik verwendet, auch als selbständiger Buchschmuck zu Beginn der einzelnen Texte oder als Schlußvignette werden sie von *B2* besonders häufig angebracht. Die Texte werden von bis zu 30 mm großen roten (in *B2* goldenen) kalligraphischen Initialen eingeleitet. Auch die Überschriften stehen im Rubrum. Die erste Handschrift *B1* ist, wie bereits gesagt, am einfachsten ausgestattet. Sie verwendet nur Schreiberzug-Dekorationen, weist keine doppelten Titelblattseiten auf und verwendet das Rubrum nur für die Überschriften und Initialen, enthält aber viele beigelegte und eingeklebte, gedruckte Andachtsbilder.

Auf die Analyse der Texte und der Sprache Wallners kann hier nicht eingegangen werden. Es sei nur so viel vermerkt, daß selbst die gleichen Gebete der drei Handschriften nicht den gleichen Wortlaut haben, was für den ‚offenen‘, ‚unfesten‘ Charakter dieser Textsorte spricht. Es wäre auch zu klären, ob Wallner ein gedrucktes Gebetbuch zum Grundstock seiner Texte nahm, oder seine Sammlung aus verschiedenen Vorlagen zusammenstellte. *B2* zeigt jedenfalls eine Tendenz zur Erweiterung der einzelnen Teilsammlungen und zur Amplifikation der einzelnen Gebetexte. Als Probe drucke ich die Versionen des ersten Morgengebets in der ersten (*B1*) und letzten Fassung (*B2*) buchstabengetreu ab. *K* bringt denselben Text wie *B1*, nur die Schlußformel, die eigentlich einen einleitenden Invokationscharakter hat, fehlt. Das Gebet wird hier – wie in *B2* – mit der Aufforderung, ein Ave Maria und ein Vaterunser zu sprechen, abgeschlossen.

B1 Blatt 17r: *Sobald du Erwachest Sprich*: Es lebe Jesus die Liebe mein, und Maria die Mutter sein, Jesus Christus der gecreützigte sey in allen meinen gedankhen, wort, und werckhen. Heiliger Gott! O starckher Gott! O unsterblicher Gott! Erbarm dich unßer durch das zeichen des Heil. Creützes, Errette uns O Herr von unsern Feinden. Im Nahmen Gott des Vatters, und des Sohnes, und des Heil. Geistes, Amen

B2 Blatt 17v: *Sobald du erwachest, sprich*: O Jesus, Maria, Anna und Joseph! euch opfere ich zu einer Morgensgab mein Hertz und Seele. O Gott! mein Gott, zu dir erwache ich Morgens frühe. Es lebe in mir Jesus die Liebe mein, und Maria die Mutter sein. Siehe, o Gott! mein Hertz ist bereit, bereit ist mein Hertz, damit durch mich anheüt und allzeit erfüllet werde dein allerheiligster Wille. Jesus der gecreützigte sey in allen meinen Gedanckhen, und Wort, und werckhen. O Heil. Gott! O starckher Gott, O unsterblicher Gott! erbarme dich unser durch das zeichen des Heil. Creützes, errette uns, o Herr von unsern Feinden - Vatter unser, Aue Maria.

Dem Auktor-Redaktor der Gebetbücher, Narcissus Wallner, kann anscheinend keine weitere literarische Tätigkeit zugeschrieben werden. Das bio-bibliographische Standardwerk des ungarischen Schrifttums, das ‚Szinyei‘,<sup>14</sup> weiß nichts von ihm, auch in der Spezialbibliographie der aschetischen Drucke im 17. und 18. Jahrhundert des Franziskaners Ince Török ist kein Werk Wallners verzeichnet.<sup>15</sup> Allein aufgrund der handschriftlichen



<sup>14</sup> Szinyei, József: Magyar írók élete és munkái. 1-14 Bde. Budapest: Hornyánszky, 1891-1914.

<sup>15</sup> Takács, Imre OFM: Magyar ferences aszkétikus élet és aszkétikus kiadványok különös tekintettel a XVII. és XVIII. századra. Budapest: Stephaneum, 1942 (Szent István Akadémia I. Hittudományi és Bölcséleti Osztály értekezései 7). 103 S.



*Schematismen*<sup>16</sup> im Archiv der Ordensprovinz vom Hl. Johannes von Capistran in Budapest lassen sich die wichtigsten Daten seines Lebens und seiner Laufbahn zusammenstellen. Er wurde in Buda wahrscheinlich 1740 von deutschen Eltern geboren,<sup>17</sup> noch in der Eintragung von 1771 heißt es über ihn, daß er nur des Deutschen mächtig ist. Auch für seine Einkleidung dürfen wir wohl das frühere überlieferte Datum 1740 annehmen. Den ersten Vermerk über seine berufliche Tätigkeit haben wir aus dem Jahr 1761, er war damals Sonntagsprediger (*concionator dominicalis*) in Arad. Zwischen 1766-1775 übte er dieselbe Tätigkeit in Dunaföldvár aus, ab 1773, als er auch schon mit dem Amt des *pater spiritualis* und des Sekretärs im Konvent beauftragt wurde, leistete er nur mehr dem deutschen Prediger (*coadjutor concionatoris Germanici*) Hilfe. Dieselben Funktionen versah er ab 1776 wieder in Arad, wo er am 14. Dezember 1781 starb.

Es ist bemerkenswert, daß ein in Ungarn geborener und stets in Ungarn tätiger Franziskaner, während seiner ganzen Ausbildung und seiner seelsorgerischen sowie ‚schriftstellerischen‘ Tätigkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts außer der lateinischen Bildungssprache allein mit seiner deutschen Muttersprache auskommen konnte, selbst wenn der Vermerk *nullam aliam callet linguam*<sup>18</sup> nicht unbedingt bedeutet, daß Wallner kein Wort ungarisch sprach (wahrscheinlich konnte er sich im täglichem Verkehr mit Ungarn verständigen), sondern daß er im Seelsorgeramt nur die deutsche Sprache verwendete. Die franziskanischen Ordensprovinzen betrachteten es als ihre Aufgabe, für die Pastoration der Minderheiten in ihrer Muttersprache Sorge zu tragen. Der Dunaföldvárer Richter Mihály Hungár berichtete 1865, daß ‚früher‘ die Franziskaner in ihrer Kirche noch ungarisch, deutsch und slowakisch predigten, zur Zeit seines Berichtes aber nur noch ungarisch und deutsch, obwohl in der Pfarrkirche slowakisch nie gepredigt wurde, und ‚heute‘ (d. h. 1865) man auch die deutsche Sprache fallen ließ.<sup>19</sup>



<sup>16</sup> *Catalogus Religiosorum Provinciae Capistranae*, Heft 56 und *Tabula Universalis Provinciae S. Joannis a Capistrano 1776 [recte 1766] - 1783*. Für diese Angaben danke ich Herrn Zoltán Fáy, Bibliothekar der Ordensprovinz.

<sup>17</sup> Beide Eintragungen von 1769 und 1771 geben im *Catalogus* (vgl. Anm. 10) für das Alter Wallners 45 Jahre und für die Zeit seiner Ordensmitgliedschaft 29 Jahre an. Wahrscheinlich wurden 1771 die früheren Altersangaben mechanisch übernommen.

<sup>18</sup> Vermerk im *Catalogus* für das Jahr 1769.

<sup>19</sup> Handschriftliche Antwort auf die Fragen von Frigyes Pesty in: *Magyarország Helységnévtára, Széchényi-Nationalbibliothek, Handschriftensammlung, Fol. Hung. 1114, Bd. 48, fol. 68r-v*. Zur Geschichte von Dunaföldvár s. noch Cziráky, Gyula: *Tolnavármegyei Dunaföldvár múltja és jelene. Dunaföldvár: Stephaneum, 1910. 256 S.*



### III.

## GESCHICHTE – VOLKSKUNDE – SPRACHPOLITIK





Katalin Árkossy (Budapest)

## Die Bedeutung und die heutigen Möglichkeiten der Kulturtradierung am Beispiel des ungarndeutschen Volksliedes

Der grundlegende politische, wirtschaftliche, kulturelle und vor allem technologische Umbruch, der in den Jahrzehnten nach dem Ersten Weltkrieg einsetzte und bis heute unser Land erfaßt hat, hat tiefen Einfluß auf die Entwicklung jedes einzelnen Menschen, jeder Familie und in der Gesellschaft überhaupt ausgeübt. Der allgemeine Modernisierungsprozeß, die Urbanisierung und Industrialisierung führen zur Auflösung der geschlossenen Dorfgemeinschaften. Die Nähe der Stadt fördert das Pendlerwesen und den Umzug in die Stadt, was dazu führt, daß die Kontinuität der Vermittlung spezifischer kultureller Werte gestört wird.

Die Informationsflut durch die Medien und die Entwicklungen in anderen Bereichen haben einen immer größeren Einfluß auf das tägliche Miteinander der Menschen, auf die Freizeitentwicklung und Interessenlagen jedes Einzelnen. Dadurch besteht die Gefahr, daß Althergebrachte, wie Brauchtum und Gepflogenheiten, so zum Beispiel die traditionellen Ausdrucksformen wie das Volkslied und der Volkstanz, nicht mehr innerhalb der Familie oder der Dorfgemeinschaft weitergegeben werden und verlorengehen.

In vollem Maße trifft diese Feststellung auf die Sprache und das Kulturgut der Ungarndeutschen zu, wo es darum geht, die Muttersprache und das kulturelle Erbe der Vorfahren in einer seit dreihundert Jahren währenden fremdsprachigen Umgebung, weit vom Herkunftsort entfernt, trotz teils erzwungener Assimilationsversuche zu bewahren.

Ich hatte die Gelegenheit, durch eigene Beobachtungen über dreißig Jahre hindurch festzustellen, wie stark äußere Einflüsse auf den Gebrauch des Volksliedes und den Charakter des Volksliedgutes eingewirkt haben. Deshalb entstand der Gedanke, eine Dokumentation von Volksliedern anzulegen.

Ziel der Arbeit war es, durch die Dokumentation von Volksliedern einen kleinen Anteil zur Bewahrung von Brauchtum und Volksgut für die folgende Generation zu leisten bzw. durch Untersuchung, Auswertung und Analyse der Dokumentation einen gesellschaftsübergreifenden Einblick in die Veränderung der Lebenssituation, der gesellschaftlichen Werte, der Normvorstellungen, der ethnischen Identität, der Sprache und Kultur der Ungarndeutschen zu geben.

In der Untersuchung sollen folgende zentrale Problempunkte behandelt werden:

- Assimilationsprozeß der Ungarndeutschen und dessen geschichtliche Ursachen
- Wechselwirkung zwischen Sprache, Kultur und Identität
- Volkskultur als Vehikel der Identität der Ungarndeutschen
- heutige Möglichkeiten der Kulturtradierung.

## Zur Abhängigkeit der Identität von Sprache und Kultur

Meine Ausführungen möchte ich mit einigen Bemerkungen zur Identität im allgemeinen beginnen.

Bei der Ausbildung der Identität einer Person oder einer Gruppe sowie bei der Evolution ihres Identitätsgefühls sind mehrere Elemente zu berücksichtigen, von denen ich hier nur die für unsere Fragestellung wichtigen hervorhebe:

- der Gebrauch der Sprache
- die Zugehörigkeit zu einer Gruppe/Gemeinschaft
- die kognitive Organisation der Umgebung.

Die Person kann ihre Identität (nach J. Habermas) nur auf Merkmale stützen, die als Identifikation von der Umgebung und von den anderen anerkannt werden.<sup>1</sup>

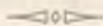
Daher ist die Bewahrung der Identität für eine inmitten fremdsprachiger Umgebung lebende Minderheit, die sich in dieser fremdsprachigen Umgebung ständig behaupten muß, eine komplizierte, schwierige Aufgabe.

Als wichtigster Identitätsmarker wird von Außenstehenden die Sprache der Gemeinschaft betrachtet und anerkannt. Das bedeutet, daß nach manchen Auffassungen eine Minderheit hauptsächlich in ihrer Sprache weiterlebt, und daher die Erhaltung der Muttersprache zur Grundfrage der Existenz als Nationalität gehört.

Bei den Ungarndeutschen gab es im Laufe ihres Daseins in Ungarn unterschiedliche Einstellungen zur eigenen Sprache. Charakteristisch für diese Sprachgemeinschaft war der Wechsel von einer Sprache zur anderen: vom Dialekt zur ungarischen Sprache oder zur deutschen Hochsprache. Das bedeutete eine ständige Zweisprachigkeit oder sogar eine Art Dreisprachigkeit: deutscher Dialekt, deutsche Hochsprache und ungarische Hochsprache.<sup>2</sup> Der Sprachwechsel bzw. das Aufgeben der Muttersprache hat schon vor 1945 begonnen. Seit dieser Zeit waren die sozialen Aufstiegschancen an die vollkommene Beherrschung der ungarischen Sprache gebunden.

Bei nicht abgesicherten wirtschaftlichen Bedingungen hatte der aufstrebende deutsche Bauer im damaligen Ungarn nur einen Weg vor sich, den eines DeutschHungarus, der sich nach dem ungarischen Bildungsideal richten mußte.<sup>3</sup>

Verstärkt hat sich der Prozeß nach 1945, als es unerwünscht war, die deutsche Sprache zu gebrauchen oder sich zu dieser Sprache zu bekennen. Das bedeutete für die Menschen deutscher Muttersprache ein erzwungenes Loslassen der eigenen Muttersprache. Die heranwachsende Generation erlebte ihre Muttersprache als etwas Nicht-Erlaubtes, etwas Minderwertiges, etwas Abzuschätzendes, was zur Folge hatte, daß diese Sprache im sozialen Verkehr keine Rolle mehr einnehmen konnte. Diese Jahre des Schweigens brachten eine Generation hervor, die nach 1944 geborene Gruppe der Deutschstämmigen in Ungarn, die man wegen ihrer mangelhaften deutschen Muttersprachkenntnis als die „stumme Generation“ zu bezeichnen pflegt.



<sup>1</sup> Habermas, J.: Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden? 1974, 1976.

<sup>2</sup> Manherz, K.: Ungarndeutsche Volkskultur als Vehikel der Identität der Deutschen in Ungarn. In: Suevia Pannonica, Jg. 8. (1991), Nr. 18, 69-70.

<sup>3</sup> Ebd.



Der Politologe, Josef Bayer, ein Vertreter dieser stummen Generation, behandelt in der Zeitschrift „Kritika“ die Frage der deutschen Nationalität in Ungarn aus dem Blickwinkel des „konstitutionellen Patriotismus“ (J. Habermas). Dabei beschäftigt er sich ausführlich mit der Identität und dem Sprachverlust der Ungarndeutschen. Er zeigt, wie das dem Deutschtum in Ungarn zuteil gewordene furchtbare Schicksal der Deportation, Verfolgung und Vertreibung, schließlich die Zerstörung der Dorfgemeinschaften und die Ächtung der deutschen Sprache in der Öffentlichkeit zu einem katastrophalen Muttersprachverlust geführt haben.<sup>4</sup>

Nach der Sprache soll das zweite Element der Identität, die interethnisch geprägte Zugehörigkeit zu einer Volksgruppe bzw. die Möglichkeit der Erneuerung kultureller Identität durch das Kennenlernen der Kultur im Dialekt, untersucht werden.

Der Deutsche in Ungarn fühlte sich schon immer als Mitglied der ungarischen Gesellschaft, aber auch als Zugehöriger seiner deutschen Minderheit. Dadurch entstand die charakteristische Doppelidentität der Ungarndeutschen. Dazu ein authentischer Bericht von Josef Bayer:

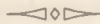
Kulturell bin ich ungarisch programmiert; all meine Schulen und Studien absolvierte ich ungarisch, die Geschichte wurde mir aus ungarischem nationalem Blickwinkel beigebracht ... und im Geiste der großen Persönlichkeiten der ungarischen Literatur und Geschichte bin ich aufgewachsen.<sup>5</sup>

Daraus leitet er seine vollzogene Assimilation her, ebenso wie die meisten seiner Schicksalsgenossen in Ungarn. Er glaubt aber an eine „geistig-seelische Läuterung durch erinnerndes Bewußtmachen und Abreagieren vergessener traumatischer Erlebnisse“.<sup>6</sup> Daß eine Rettung der ungarndeutschen Doppelidentität für Ungarn ebenso wie für Europa ein echter Gewinn sein könnte, ist zweifellos.

### Heutige Möglichkeiten der Kulturtradierung

Die große Frage ist, wie lange eine Kultur ohne die für sie charakteristische Sprache existieren kann und welche Kulturelemente nicht eng sprachgebunden sind und die Sprache überleben können. Es gibt heute kaum eine Möglichkeit, die durch die obengenannten Maßnahmen eingeschränkte beziehungsweise verschwundene Mundart in dem Maße neu zu beleben, daß sie noch einen kommunikativen Wert erlangt. Desto wichtiger ist es geworden, die Mundart als Mittel der Kulturtradierung in Liedern, Sprüchen, Reimen, Märchen usw. aufzubewahren.

Die Bewahrung bzw. Wiederentdeckung der Volkskultur ist die Überlebenschance einer Volksgruppe in Südosteuropa, einer Volksgruppe, die inmitten fremdsprachiger Umgebung lebt und sich ständig in dieser fremdsprachigen Umgebung behaupten mußte und muß.<sup>7</sup>



<sup>4</sup> Bayer, J.: Nemzeti kérdés és „alkotmányos patriotizmus“. In: Kritika 20 (1991), 6-11.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> Manherz, K.: Ungarndeutsche Volkskultur als Vehikel der Identität der Deutschen in Ungarn. In: Suevia Pannonica, Jg. 8. (1991), Nr. 18, 69-74.

Aus dieser Einsicht begann ich mit meiner Sammelarbeit, weil ich davon überzeugt bin, daß die Sprache heute hauptsächlich in ihrer kulturtragenden Funktion eine Chance hat, weiterzuleben.

So kommt jeder Arbeit, die einen Bereich vom Kulturgut der Ungarndeutschen überliefert, eine große Bedeutung und Wichtigkeit zu. Das ist aber allein nicht ausreichend. Ein Erfolg ist nur dann zu erwarten, wenn kulturelle Einrichtungen, Vertreter der älteren Generationen der Ungarndeutschen, Lehrer der Nationalitätenschulen und ungarndeutsche Eltern in der Familie sich der Wichtigkeit ihrer Aufgabe bei der Tradierung ihrer Kulturgüter bewußt werden und bereit sind, aktiv mitzuwirken.

Zur Definition des Begriffes „Volkslied“ sei folgendes angeführt:

Die Benennung „Volkslied“ stammt von Herder, es gibt aber kaum einen Begriff, der so oft und so unterschiedlich definiert wurde wie der des Volksliedes, seit man sich überhaupt mit dem Volkslied als Untersuchungsgegenstand beschäftigt. Jedes Zeitalter, sogar jeder Forscher verstand etwas anderes unter diesem Begriff. Daher ist es nicht überflüssig, in einer Arbeit, die sich mit Volksliedern beschäftigt, die eigene Auffassung über den Begriff „Volkslied“ bekanntzugeben. Nach dieser Auffassung spielt die Art der Entstehung des Liedes keine ausschlaggebende Rolle.

Als Grundlage meiner Arbeit dient die Definition des Volksliedes von Béla Bartók:

Unter Volkslied in weiterem Sinne verstehen wir die Gesamtheit derjenigen Lieder, die in der Bauern- und Handwerkerklasse eines Volkes in mehr oder weniger großer zeitlicher und räumlicher Ausdehnung als ein spontaner Ausdruck des musikalischen und dichterischen Gefühls fortleben oder irgendwann fortgelebt haben.<sup>8</sup>

Die wesentlichen Kriterien des Volksliedes können folgenderweise angegeben werden:

- die Verbreitung/der Bekanntheitsgrad des Liedes
- die subjektive Anerkennung des Liedes als gemeinsame Ausdrucksform
- das Weiterleben des Liedes in der Gemeinschaft.

Das Weiterleben bedeutet in diesem Sinne die Weitergabe des Kulturgutes von Generation zu Generation, gleichzeitig bedeutet aber der Begriff Leben auch Bewegung, Dynamik, deshalb vertritt Bartók die Meinung, daß es zum Volkslied dazugehört, aber nicht eine Bedingung desselben ist, daß Text und Melodie durch das Volk variiert werden (können).<sup>9</sup> In der Arbeit wird anhand der Analyse einzelner Lieder an Beispielen gezeigt, daß diese Lebendigkeit, das Variieren von Text und Melodie, zu gewissen Zeiten oder unter entsprechenden Bedingungen, auch in den ungarndeutschen Liedgemeinschaften, vorhanden und lebendig war.

### **Fragen zur Institutionalisierung des Volksliedgutes**

Der Prozeß der Institutionalisierung des Volksliedgutes kann am Beispiel des geistlichen Liedes gezeigt werden, dem innerhalb der untersuchten Gemeinschaft eine große Bedeutung



<sup>8</sup> Bartók, B.: Das ungarische Volkslied. (Faksimile-Nachdruck) Budapest 1965, S. 18-20.

<sup>9</sup> Ebd.

zukommt. Es diene nämlich nicht nur als Andachtslied im Rahmen des Gottesdienstes, sondern wurde sehr häufig und ganz spontan auch zu Hause gesungen, z.B. an größeren Feiertagen und Festen, wenn die engere oder größere Familie zusammen war.

Wenn man also einem großen Teil der Kirchenlieder einen Volksliedcharakter zugesteht, so sind bei diesen Liedern den Variationen enge Grenzen zu setzen, da Kirchenlieder in der Regel in Gesangbüchern, die überregional gelten, abgedruckt sind. Auch in volkskundlicher Hinsicht stellt die Erforschung des geistlichen Liedes ein interessantes Problem dar, weil darin die Möglichkeit des Variierens durch die dauernde Kontrolle des gedruckten Textes im Gesangbuch gehemmt ist. Wir können also als Ergebnis dieser Überlegungen festhalten: Immer dann, wenn sich Institutionen des Volksliedes annehmen, werden Variationen zurückgedrängt, was für das Volkslied, aufgrund seines dritten oben erwähnten Merkmals, die größte Gefahr – wenn nicht seinen Tod bedeutet.

Wenn also in Zukunft die Weitergabe des ungarndeutschen Volksliedgutes von einer Generation zur anderen nicht mehr spontan, sondern in gedruckter Form erfolgt, werden die festgelegten Texte und Melodien als Basis gelten. Das wird umso stärker zu bemerken sein, wenn sich Volkskunstensembles – wie das in vielen ungarndeutschen Ortschaften der Fall ist – des Volksliedes annehmen. Diese Behauptung soll keine Wertung sein, sondern vielmehr eine Feststellung, mit der wir uns vertraut machen müssen. Denn in seinem ursprünglichen Wesen ist das ungarndeutsche Volkslied mit Sicherheit nicht mehr zu retten.

Zu retten ist jedoch sein Material, das einen wichtigen Teil des Kulturgutes der Ungarndeutschen ausmacht, da den Liedern und Volksliedern eine wichtige Rolle bei der Kulturtradierung zukommt.

So müssen wir einen Kompromiß eingehen und die Verantwortung für die Institutionalisierung des Volksliedgutes durch die Dokumentation übernehmen, auch wenn dadurch Variationsmöglichkeiten erheblich eingeschränkt werden. Das ist der Preis dafür, daß ein Teil dieses wertvollen Kulturgutes noch gerettet werden kann.

## **Wandlungen des Liedes**

Nach der Definition des Volksliedes von Bartók (s.o.) ist das Volkslied ein komplexes Gefüge von Stilkonventionen, und jede Umformung strebt Veränderungen an, die dazu führen, daß das entstandene Produkt in den Rahmen dieses einheitlichen Stils paßt. So muß auch der Begriff des sog. „Zersingens“ neu definiert werden. Dieser Prozeß des Zersingens, der vom Kunstlied aus gesehen eine Entformung darstellt, bedeutet gleichzeitig auch eine Einformung, eine Anpassung an ein neues Lebelement. Durch die Übernahme des Kunstliedes in eine ganz andere Lebenssphäre gehen immer mehr Stilelemente des Volksliedes in das Kunstlied über. Das Lied wird aus seiner Einmaligkeit und seiner Formgebundenheit herausgehoben, und Gehalt sowie Form werden durch Verallgemeinerung und Typisierung umgewandelt. Diese Umwandlungen gehören zum Wesen des Volksliedes, das Einhemmen dieses Variierens bedeutet dessen Tod. Jedes Singen ist in gewisser Hinsicht ein Neudichten und Neuerleben. Bartók meint dazu:



Es ist anzunehmen, daß fast jede heute bekannte neuere europäische Bauernmusik<sup>10</sup> durch den Einfluß irgendwelcher, namentlich „volkstümlicher“ Kunstmusik entstanden ist.

Unter volkstümlicher Kunstmusik verstehen wir die musikalischen Produkte von Autoren, die – in gewissem Grade musikalisch geschult – in ihren Werken manche Eigenarten aus dem Bauernmusikstil ihrer Heimat mit Schablonen der höheren Kunstmusik vermischen.<sup>11</sup>

So gesehen entsteht zwischen Volkslied und Kunstlied eine komplizierte Wechselwirkung, wenn es darum geht, daß ein Kunstlied den Weg betreten hat, zum Volkslied zu werden. Die wichtigste Voraussetzung dafür ist, daß es in den Rahmen dieses einheitlichen Stils eingeordnet werden kann. Nicht jedes Kunstlied taugt dazu, von der Liedgemeinschaft und Sprachgemeinschaft angenommen und zum Volkslied gestaltet zu werden.

Ich wiederhole ausdrücklich, daß solche fremden Melodien, z.B. volkstümliche Kunstlieder, nur dann zu Bauernmusik werden, wenn die Bauern davon instinktmäßig Gebrauch machen. Künstlich in die Bauernklasse importierte Musik, wie z.B. die in den Schulen gelernten patriotischen und ähnliche Lieder, dienen meistens nicht dem instinktiven Ausdruck ihrer musikalischen Gefühle, wie es bei den aus eigenem Antriebe übernommenen Melodien der Fall ist.<sup>12</sup>

Auch in unserer Sammlung gibt es volkstümliche Lieder, die vom Volk übernommen und ins eigene Lebenslement eingeformt wurden. Daraus ist zu verstehen, daß viele Volkslieder in verschiedenen Gebieten mit abgewandelten Texten und variiertes Melodie gesungen wurden.

### Veränderungen im Text

Dem Text als solchem mit seinem immanenten Sinngehalt wird vom singenden Volk meistens eine geringe Bedeutung beigemessen. Das Erlebnis klammert sich oft nur an eine Zeile oder eine Strophe und das Übrige bleibt periphär, nebensächlich.

Besondere Worte und Begriffe, die das Volk nicht versteht, an welche es deshalb auch keinen Erlebnisgehalt knüpfen kann, werden durch andere ersetzt: z. B. Ortsbezeichnungen, auf die überhaupt wenig Wert gelegt wird. Es kommt vor, daß der ganze Sinngehalt des Kunstliedes der gemeinschaftlichen Erlebnisweise fremd ist und deshalb bis zur Unverständlichkeit zerstört und umgeändert wird.

Die inhaltlichen Veränderungen sind mit den formalen Abänderungen eng verbunden. Eine häufige Erscheinung im Volkslied ist, daß es sich aus Formeln und Wortkomplexen zusammensetzt. Wo das Lied wirklich lebt, steht jedem Singenden ein ziemlich reicher Schatz an Formeln zur Verfügung, mit denen er auch Neubildungen vornehmen kann. Solche Formeln sind z.B.: *Herzallerliebste*, *schneeweiße Hand*, *Rosenmund* usw.

Zwei Grundprozesse der Veränderung sind die Aushöhlung und die Kontamination.

Aushöhlung nennt man den Vorgang, bei dem vom Lied bei der Weitergabe alles, was vom Volk/von der Gemeinschaft als überflüssig empfunden wird, wegfällt. Diese Kürzungen

<sup>10</sup> Bartók verwendet für den Begriff Volksmusik den Ausdruck „Bauernmusik“.

<sup>11</sup> Bartók, B.: Das ungarische Volkslied. (Faksimile-Nachdruck) Budapest 1965, S. 17-18.

<sup>12</sup> Bartók, B.: Das ungarische Volkslied. (Faksimile-Nachdruck) Budapest 1965, S. 18.

können im Einzelfall einen ästhetischen Gewinn erbringen. Dieser ist aber auf keinen Fall bewußt und wird meistens auch nicht erreicht. Sehr häufig werden die Geschlossenheit, die logische Struktur und Stimmungsfolge im Lied zerstört. Bei manchen Liedern wird der ganze Zusammenhang bis zur Sinnlosigkeit zerstört, und doch werden sie weitergesungen. Bei der Kontamination fügen sich Bestandteile verschiedenster Lieder zu neuen Gebilden zusammen. Das so entstandene Lied stellt keine Sinneinheit mehr dar. Die Kontamination vollzieht sich meistens nach den Gesetzen der Assoziation durch Übereinstimmung irgendeines Wortes oder einer einprägsamen Formel, durch Ähnlichkeit der Melodie. Es kommt vor, daß ein ganzes Lied aus zusammengefügtten Wanderstrophen entsteht, ohne daß ein selbständiger Kern vorhanden wäre, oder daß der ursprüngliche Kern zusammenschumpft und seine Bedeutung verliert.

### Das Variieren der Melodie

Bartók beschäftigt sich in seinem Buch über das ungarische Volkslied mit dem Verhältnis von Melodie und Text und stellt die wichtige Frage, ob „jede Melodie an einen bestimmten besonderen Text gebunden ist, mit welchem sie eine unauflösliche Einheit bildet oder nicht“.<sup>13</sup>

Nach seinen Beobachtungen kann diese Frage bei einigen Volksliedern „alten Stils“ mit ja beantwortet werden. In der Mehrheit der Fälle kann jedoch dieser unmittelbare Zusammenhang sicherlich nicht nachgewiesen werden.

In der Blütezeit eines Bauernmusikstils entstehen eine große Menge einander sehr ähnlicher Melodien mit gleichem Rhythmus und gleicher Strophenstruktur; es ist psychologisch unmöglich, daß jede einzelne, von der anderen nur in Nuancen abweichende Melodie je einen streng an sie gebundenen, von ihr untrennbaren Text gehabt haben könnte.<sup>14</sup>

Diese Feststellung trifft auch auf die ungarndeutschen Volkslieder zu. Wenn man unsere Melodien mit anderen Sammlungen aus Deutschland und aus Ungarn vergleicht, stellt sich heraus, daß dabei sehr wenig Gemeinsames gefunden werden kann. Auch die gleichen Lieder mit unwesentlichen Textabweichungen weisen ganz andere Melodien auf, die miteinander überhaupt nichts zu tun haben. Diese Mannigfaltigkeit der Melodien kann durch die Entstehung und Verbreitung der Melodien innerhalb der Singgemeinschaft erklärt werden. Oft kommt es vor, daß zur Melodie eines allgemein bekannten Liedes (meistens Volksliedes) das Volk einen neuen Text dichtet.

Noch verbreiteter ist der Fall, daß man den Text eines Liedes kennt, die Melodie aber unbekannt ist. Das hängt damit zusammen, daß es viel leichter war, den Text als die Melodie aufzuzeichnen. Ein Liederbuch gab es im Sammelort nicht, und auch fliegende Blätter sind fast unbekannt und beschränken sich nur auf Zweckschöpfungen. Die meisten Lieder werden mündlich überliefert oder seltener durch Handschriften verbreitet. Wandernde Bergleute, die sich teils hier niederließen, und hiesige Handwerksgelesen, die von ihren Wanderungen zurückkehrten, brachten viele neue Lieder ins Dorf.



<sup>13</sup> Ebd., S. 57.

<sup>14</sup> Bartók, B.: Das ungarische Volkslied. (Faksimile-Nachdruck) Budapest 1965, S. 58.

Der konkrete Weg der Verbreitung der Melodie war oft folgender: Jemand hörte irgendwo ein neues Lied, das ihm gefiel. Er schrieb sich den Text des Liedes auf, hörte es sich noch manchmal an und brachte es nach Hause. Im besten Fall, wenn er ein gutes Gehör hatte, merkte er sich die Melodie. Viel häufiger geschah es aber, daß davon nur Bruchstücke erhalten blieben, die übrigen Teile wurden dann durch erfundene Melodien oder durch Melodiestreifen anderer Lieder ersetzt. So entstand die Kontamination auch innerhalb der Melodie. In ganz extremen Fällen war auch die Melodie völlig unbekannt, so daß man einfach versuchte, das Lied nach einer bekannten Melodie zu singen. Wenn es klappte, verbreitete sich das Lied mit dieser Melodie. Daher kommt also die unverständliche Mannigfaltigkeit der Melodien. Weitere Forschungen werden sicher entscheiden, in wieviel Melodievarianten derselbe Text auch hier in Ungarn lebt.

Nach diesen theoretischen Überlegungen entstand eine Liedersammlung, die 32 ausgewählte Beispiele aus dem Liedgut der Ungarndeutschen umfaßt. Die Tonbandaufzeichnungen, die umfangreicher sind als das schriftlich bearbeitete Material, wurden von Mitarbeitern des Musikwissenschaftlichen Instituts der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (MTA Zenetudományi Intézet Népzenei Archivuma) überspielt und konserviert, sie sind hier unter den Katalognummern Mg 5414, Mg 6371 und Mg 6375 aufbewahrt und Interessenten zugänglich.

Die Lieder sollen durch diese Dokumentation allen, die der Wichtigkeit ihrer Aufgabe bei der Tradierung ungarndeutscher Kulturgüter bewußt werden und aktiv mitwirken, zur Verfügung stehen und sie bei ihrer Arbeit unterstützen.

Einen besonderen Dank möchte ich Prof. Dr. Karl Manherz aussprechen, der diese Arbeit durch Anregungen in die Wege geleitet und mit seinem persönlichen Engagement unterstützt hat.



Györgyi Bindorffer (Szentendre)

## Die Rolle der Geschichte im Leben der Ungarndeutschen Das Beispiel von Dunabogdány

### 1. Die Geschichte von Dunabogdány

Die archäologischen Ausgrabungen beweisen, dass Dunabogdány bereits in der Kupferzeit bewohnt war. Seine erste urkundliche Erwähnung unter dem Namen Bogud stammt aus dem Jahre 1285. Als im 14. Jahrhundert das Dorf wieder zum königlichen Besitz wurde, wurde es als Bogdanryw erwähnt. 1559 eroberten die Türken die Siedlung, wo 36 steuerpflichtige Häuser zu finden waren. Nach der türkischen Herrschaft gelang Dunabogdány in den Besitz der Grafenfamilie Zichy. Anfang des 18. Jahrhunderts lebten insgesamt 16 reformierte ungarische und drei slowakische Familien im Dorf.

Den katholischen Kirchenbüchern nach beginnt die schriftliche Geschichte der Dunabogdányer Schwaben im Jahre 1724, als ungefähr 300 katholische Schwaben aus Deutschland ankamen und sich auf dem Grundbesitz von Graf Peter Zichy ansiedelten. Die siebzig-achtzigjährigen Ältesten erinnern sich nur daran, dass ihre Urahnen irgendwo in Bayern oder in der Umgebung von Ulm und Stuttgart lebten. Die genauen Ortschaftsnamen, Staaten oder Herzogtümer blieben im kollektiven Gedächtnis nicht erhalten.

Die Rolle der schwäbischen Bauern bestand darin, die nach der Türkenherrschaft zugrunde gegangene Landwirtschaft und in erster Linie den Ackerbau wiederzubeleben. Im Jahre ihrer Ankunft bewohnten ca. hundert reformierte Familien das Dorf. Die katholische Pfarre nahm ihre Tätigkeit in Dunabogdány 1721 auf und begann die deutschen Kolonisten sofort nach ihrer Ansiedlung zu registrieren. Die stark katholischen Schwaben zögerten nicht, die kleine katholische Kirche, nach Sankt Johann von Nepomuk benannt, so bald wie möglich zu erweitern. Sie bauten ihre Kirche wegen Naturkatastrophen und eines Brandes dreimal wieder auf. Die zweite Welle der Kolonisten kam 1767 in Dunabodány an. Ein Jahr früher tauschte Graf Peter Zichy seinen Grundbesitz, so gelangte die Ortschaft zum Kronbesitz von Altofen/Óbuda (Voit 1958; L. Gaál 1988; Borovszky 1990).

Bei der Frondienstregelung 1770 wurden 23 Fronhöfe registriert. Nach den Angaben der Volkszählung auf Verordnung von Joseph II. wohnten in Dunabogdány zwischen 1784-87 311 schwäbische Familien in 268 Häusern, die Zahl der schwäbischen Bevölkerung machte 1567 aus (Dányi/Dávid 1960: 118). Über die ethnische Zusammensetzung des Dorfes gibt aber diese Registrierung keine Information. Erst

anlässlich der Volkszählung von 1812 wurde die Einwohnerschaft über ihre ethnische Abstammung befragt. Demzufolge lebten schon 1945 Schwaben und 175 Magyaren in Dunabogdány. Die Erhöhung ist der zweiten großen Ansiedlungswelle und den im Laufe des 18. Jahrhunderts ständig aus Deutschland strömenden Verwandten, Bekannten und Freunden zu verdanken.<sup>1</sup> Die meisten Kolonisten kamen mit der ganzen Familie, mit 2-3 Kindern und mit kaum etwas Geld nach Ungarn.

Das große Hochwasser an der Donau im Jahre 1838 vernichtete die am Donauufer stehenden Bauernhäuser. Im Laufe des Jahrhunderts verwüsteten mehrmals Hochwasser und Feuer das Dorf. Als Folge der Naturkatastrophen erhöhte sich die Einwohnerzahl langsamer, 1850 lebten noch immer 2300 Personen in Dunabogdány (Dányi 1993: 145). Die Bevölkerungszahl der Volkszählung vor 150 Jahren verdoppelte sich nur auf 1930. Zu dieser Zeit lebten insgesamt 3095 Personen hier, zwei Drittel waren Schwaben. 1941 bekannten sich 78,3 Prozent der Gesamtbevölkerung zur schwäbischen Muttersprache. 88,5 Prozent sagten, dass sie auch ungarisch sprächen. Das bedeutet, dass unter den Schwaben neben der Muttersprache auch die ungarische Sprachkenntnis allgemein war. Damals schien die Muttersprache das wichtigere Grenzzeichen der ethnischen Identität zu sein; heute dominiert aber infolge der schnellen sprachlichen Assimilation die Abstammung. Die wirklichen und die registrierten ethnischen Verhältnisse decken sich aber nicht. Obwohl sich 1980 nur 31, 1990 nur 155 Personen zu ihrer schwäbischen Abstammung bekannten und nur 30 bzw. 90 Personen Deutsch für ihre Muttersprache hielten, weiß ein jeder im Dorf, dass zwei Drittel Schwaben, und nur ein Drittel Magyaren sind.

## 2. Die Ausbildung des ungarischen historischen Bewusstseins

Die Ausbildung des historischen Bewusstseins der schwäbischen Minderheit in Ungarn wird „von der Tatsache geprägt, dass sie in einer Zeit nach Ungarn wanderte, als sich die moderne Nationalidentität ihres Volkes noch nicht herausbildete“ (Joó 1988: 41).<sup>2</sup> Weinhold stellte fest: „das Identitätsbewusstsein der deutschen bäuerlichen Untertanen verknüpfte sich mit ihrem Herrn und Gebiet. So waren sie Franken, Schwaben, Bayern, und als solche machten sie sich auf den Weg nach fremden Ländern“ (1981: 726). Was ihre ethnische Identität anbelangt, blieben die Kolonisten bei den Bewusstseinsformen, die „ihr Denken zur Zeit der Auswanderung bestimmte“ (Weinhold 1981: 727).

Das Ungarndeutschtum konnte die Nationalisation der Kultur (Löfgren 1989a), das Zustandekommen der deutschen literarischen Sprache, die Geburt der deutschen Nation im Rahmen eines einheitlichen Staates nicht miterleben.<sup>3</sup> Dementsprechend verfügten die



<sup>1</sup> Die zweite Welle der Kolonisation erfolgte aufgrund des kaiserlichen Patents von Maria Theresia aus dem Jahre 1763.

<sup>2</sup> Über die Kolonisation und weitere Geschichte der Ungarndeutschen siehe: Hutterer 1961 und 1973; Bellér 1981; Tilkovszky 1989 und 1997; Seewann 1991; Manherz 1998.

<sup>3</sup> Die Standardisierung der deutschen Nationalkultur nahm ihren Anfang bereits im 16. Jahrhundert, hörte aber wegen der Kirchenspaltung etwa 1806 auf. Die Schwaben lebten zu dieser Zeit schon seit ungefähr 80-90 Jahren in Ungarn (siehe Dann 1991).



Schwaben über keine einheitliche deutsche Umgangs- und Hochsprache und Nationalkultur oder über deutsches Nationalbewusstsein. Ihre Lage war um so schlimmer, da die Beziehungen zu dem Vaterland nach der Kolonisation abgebrochen wurden. So war die sprachliche Entwicklung und die Zusicherung der Kontinuität eines deutschen kulturellen Hinterlandes unmöglich (Hutterer 1961). Ihr historisches Bewusstsein wurde weiterhin auch dadurch beeinflusst, dass die Kolonisten in verschiedener Zeit, von verschiedenen Gebieten Deutschlands und eventuell Österreichs mit verschiedener Kultur, Religion, verschiedenem Dialekt und verschiedenen Sitten und Bräuchen kamen. Seewann (1992) stellt fest, dass infolgedessen die Schwaben keine homogene Einheit bilden und kein kollektives ethnisches Bewusstsein haben. Die vielfältige Heterogenität behinderte weiterhin auch ihre politische, kulturelle und sprachliche Vereinigung. Unter den verschiedene Dialekte sprechenden Schwaben wurde die ungarische die Vermittlersprache. Dementsprechend konnte sich das Bewusstsein einer gemeinsamen historischen Schicksalsgemeinschaft bis nach dem zweiten Weltkrieg nicht herausbilden. Wie ich in Dunabogdány gehört habe, standen die Magyaren ihnen immer näher als andere Schwabengruppen in Ungarn.

Zu einem gemeinsamen historischen Bewusstsein, zur Herausbildung der Gruppenidentität und zum Kontinuitätserlebnis ist es nötig, gemeinsame „Mythen“, „Legenden“, Erinnerungen über die Migration, den Abstammungsort und das Vaterland zu haben. Das gemeinsame Bedeutungsuniversum und die Erzählungen über die Helden und lobenswerten historischen Ereignisse sind bei der Konstruktion der Geschichte einer Gruppe unentbehrlich. Ohne Vergangenheit ist es nicht möglich, eine Nation oder Nationalidentität zu schaffen. Die Schwaben verfügten über keine gemeinsame Vergangenheit aus dem alten Vaterland, hatten keine historischen „Mythen“, die im Interesse der Zusicherung der Kontinuität hätten wiederbelebt werden können, um sich damit zu identifizieren. Der Rückblick auf die Vergangenheit bietet einen sicheren Ausgangspunkt in der Ausbildung sowohl der persönlichen als auch der Gruppenidentität. Die Leute und Gruppen, die keine gemeinsame Geschichte haben, können sich in der Zeit nicht einordnen, um sich für andere Leute und Gruppen zu bestimmen.

Die Schwaben erlebten die Gestaltung der Nation in Ungarn mit, in dem Lande, das sie als Vaterland wählten. Dieser Prozess bot für die Schwaben andere Selbstbestimmungsrahmen, andere Näherungs- und Anschauungsmethoden an. Sie meinen in Dunabogdány, dass sie (mit Ausnahme der Aussiedlung) keine von den Magyaren abweichende Geschichte haben. Alles, was mit ihrer Geschichte verbunden ist, alles, woran sie zurückdenken können, verbindet diese Minderheit mit Ungarn. Da sie aus der Urheimat keine eigene Geschichte mitbrachten, entstand eine Lücke im Kontinuitäts- und Identitätsbewusstsein dieser Gruppe. Um dies zu überbrücken, eigneten sie sich die ungarische Geschichte, die geschichtlichen Erzählungen an. Der Mangel an der geschichtlichen Vergangenheit wurde mit der symbolischen Ausdehnung der ungarischen Geschichte sogar bis zum ersten ungarischen König, Sankt Stephan I. ersetzt. In dieser Konstruktion der mit den Magyaren gemeinsamen Geschichte hatten Gisella, die Frau von Sankt Stephan I. und die katholische Religion eine wichtige Rolle. Mit der Ehrung des ersten Königs von Ungarn und der den ungarischen Staat symbolisierenden Krone wurden sie Mitbeteiligte der ungarischen Staatlichkeit. Diese Ehrung und die Beteiligungsabsicht am Leben der ungarischen Nation und Geschichte



beweist das Heldendenkmal neben der katholischen Kirche. Am Postament und an den Seiten des Denkmals sind die Namen der Opfer sowohl der Revolution und des Freiheitskampfes von 1848/49 bzw. von 1956 als auch der zwei Weltkriege zu lesen. Oben auf dem Denkmal sitzt seit den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts eine Steinkopie der ungarischen Königskrone. 1944, als sich die russischen Truppen Dunabogdány näherten, versteckten die Schwaben die Krone, die in diesen dunklen Zeiten verlorengegangen ist. Sie wurde erst in den fünfziger Jahren beim Abriss eines alten Hauses wieder gefunden und wieder an ihre originale Stelle gesetzt.

### 3. Was die Schwaben über ihre Geschichte in Ungarn denken

Im Rahmen einer speziellen Befragung habe ich die Dorfbewohner gebeten, verschiedene mit der Geschichte zusammenhängende Wörter wie Sieg, Held, König, Krone, Niederlage, mit dem Attribut schwäbisch oder ungarisch oder deutsch zu versehen. Aus den Antworten und den beigefügten Erklärungen geht hervor, wie sehr sich die Schwaben in Dunabogdány mit der ungarischen Geschichte identifizieren. 65 Prozent aller Attribute waren ungarisch, 12 Prozent deutsch und 23 Prozent schwäbisch-ungarisch. Die hohe Prozentzahl der ungarischen Erwähnungen und der Gebrauch dieses doppelten Attributes, das von den Befragten selbst gebildet wurde, sind Beweise dafür, dass die Schwaben in Ungarn wirklich keine abgesonderte eigene Geschichte hatten. Sie meinen, mit Ausnahme der Aussiedlung sei ihr Schicksal mit dem der Magyaren identisch.

Es gibt aber interessante Unterschiede unter den drei Generationen. Das Attribut „schwäbisch-ungarisch“ wurde am meisten von der ältesten Generation gebraucht (29%). Das Attribut „deutsch“ wurde am meisten von der mittleren Generation (14%) und das Attribut „ungarisch“ von der jüngeren Generation (79%) gebraucht. Diese dritte Generation erwähnte das Attribut „schwäbisch-ungarisch“ am wenigsten (11%). Die Krone und der König wurden am meisten als „ungarisch“ bezeichnet; die Befragten der dritten Generation gebrauchten bei diesen zwei Wörtern ausschließlich das Attribut „ungarisch“. Da das kollektive historische Gedächtnis den Namen der deutschen Könige und Herzöge vor der Kolonisation nicht bewahrte, konnten die Schwaben ein Königs- und Kronenerlebnis nur in Ungarn haben.

Es ist wahr: die Schwaben „nahmen an den Wanderungen und an der Suche der Magyaren nach einer Heimat nicht teil“ (Csepeli 1992: 62). So ist es nicht erstaunlich, dass die Frage der historischen Abstammung der Magyaren in ihrer Identitätskonstruktion keine Rolle spielt. Sie waren gemeinsam mit den Magyaren unterdrückt, nahmen am Freiheitskampf von 1848/49 teil, arbeiteten fleißig, um „das Goldene Zeitalter“ (ebd.) am Ende des 19. Jahrhunderts zu erreichen, litten wegen des Zerfalls der Donaumonarchie (Friedensvertrag von Trianon) und der Niederlage im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Diese Tatsachen trugen zu einem gemeinsamen Gedankengut mit den Magyaren und zur Herausbildung einer ungarischen Nationalidentität bei.

Alle drei Generationen lernten über die deutsche Geschichte vor und nach der Kolonisation und über die Geschichte der Magyaren in der ungarischen Schule. Und sie lernten mehr

über Ungarn als über Deutschland. Dementsprechend wissen die Schwaben bereits in der ersten, ältesten Generation viel mehr über die Ereignisse, Persönlichkeiten der ungarischen Geschichte als über die der deutschen Geschichte. Die Kenntnisse über Deutschland stammen aus der Schule und überschreiten das dort Gelernte nicht. Diejenigen, die mehrmals das Attribut „deutsch“ erwähnten, sind bestrebt, sich als Deutsche und nicht als Schwaben oder Magyaren zu determinieren. Diese Selbstbestimmung beruht aber auf einer affektiven Basis und hat keinen kognitiven Hintergrund.

Es ist erwähnenswert, dass die Helden sowohl ungarisch als auch schwäbisch sind. Das bedeutet, dass die Schwaben ebenso wie die Magyaren ihr Leben für das ungarische Vaterland opferten. Den Sieg teilen sich auch die Schwaben (56%), die Niederlage ist aber in erster Linie deutsch (43%) und ungarisch (41%). Aus den hinzugefügten mündlichen Bemerkungen stellte es sich heraus, dass der Meinung der Dunabogdányer Schwaben nach sowohl Deutschland als auch sein Verbündeter, Ungarn, im Zweiten Weltkrieg dieselbe negative Rolle spielten. „Wir haben nichts gemacht, was die Magyaren nicht auch getan haben“, sagte ein alter Mann aus der ersten Generation. „Die Magyaren sind auch verantwortlich dafür, was dann geschehen ist. Die Magyaren hätten auch ausgesiedelt werden sollen!“ Aufgrund der eigenen Erfahrungen stellte diese Generation die ungarische Verantwortlichkeit an die erste Stelle (45%). Ganz unerwartet gaben aber die mittlere Generation und die Jüngsten die Verantwortung in erster Linie den Deutschen (52%). Die Prozentzahlen des Sieges bzw. der Niederlage und die Erklärungen beweisen im Großen und Ganzen, dass die Niederlage die Schwaben ebenso tief berührte wie die Magyaren. Ihr Verhältnis zu den großen Tragödien der ungarischen Nation (Niederlage des Freiheitskampfes 1849, Friedensvertrag von Trianon usw.) differenziert sich von dem der Magyaren nicht; die nationale geschichtliche Typisierung ist ihnen nicht unbekannt.

„Die Akzeptierung der Traditionen erfolgt in einem kritisch-rationalen Prozeß“, sagt Csepeli (1987: 250). Die Schwaben kritisierten die Magyaren wegen ihrer ständigen Auseinandersetzungen, übernahmen und akzeptierten aber aufgrund einer rationalen Argumentation die ungarischen historischen Traditionen, die durch die Bekräftigung des historischen Bewusstseins die wichtigste Basis für die Herausbildung der ungarischen Nationalidentität bildeten. Neben des gemeinsam erlebten Schicksals spielten aber in diesem Prozess auch die sprachliche und nationale Sozialisation in der Schule und auch das Lernmaterial eine wichtige Rolle. Dementsprechend kennen die Befragten sehr viele deutsche Persönlichkeiten aus der Geschichte. Manchmal erwähnten sie sowohl Österreicher als auch Schweizer. Am meisten wurde die Frau unseres ersten Königs erwähnt. Franz Joseph, Maria Theresia, Hitler, Haynau, Friedrich von Preußen, Ludwig von Baiern, Karl der Große, Bismarck und Wilhelm Tell folgten ihr. Leider wussten wenige Befragte etwas über die germanische Abstammung der Deutschen, kannten ihr Herkunftsland oder konnten germanische Sagas und Heldenlieder erwähnen. Diejenigen, die für die deutsche Geschichte kein besonderes Interesse hegten oder nicht in einer deutschsprachigen Mittelschule lernten, wussten nicht mehr, manchmal sogar weniger als der Durchschnitt.

Demgegenüber kannte jeder Befragte ungarische Herkunftsmythen, wußte, woher die Magyaren stammen. Wie in der Schule gelernt, hatten sie ausführliche geschichtliche



Kenntnisse über die Landnahme, die ‚Sieben Stämme‘ oder die Staatsgründung. Die Ungarndeutschen kennen also die ungarische Urgeschichte besser und ausführlicher als die germanische Mythologie. Sogar die Mitglieder der ersten Generation wissen mehr über Sankt Stephan als über Kaiser Wilhelm, mehr über Kossuth als über Bismarck, mehr über die Revolution von 1848 als über das Zustandebringen des einheitlichen deutschen Staates.

#### 4. Das eigene historische Schicksal

In der kontinuierlichen gemeinsamen Geschichte von Schwaben und Magyaren bedeutete 1945 einen traurigen Wendepunkt, als die Ungarndeutschen aus dem Lande vertrieben, aus der Nation ausgeschlossen wurden. Im Sinne der im Februar 1945 erschienenen Regierungsverordnung sollten sämtliche sich in Ungarn aufhaltenden Deutschen interniert werden. Die provisorische Regierung erließ bereits 1945 eine Verordnung, die die Enteignung des Gutes der Ungarndeutschen ermöglichte. Die ungarische Staatsbürgerschaft wurde ihnen bis 1950 aberkannt. Alle in die SS eingetretenen „Freiwilligen“ verloren automatisch ihre ungarische Staatsangehörigkeit. Diese Repressionen, die Internierung und Vertreibung veränderten die bisherigen positiven nationalen Bewertungen der Schwaben. Sie konnten und können auch heute noch nicht verstehen, warum sie ihre Heimat verlassen mussten. Das negative Gefühl des Verstoßenseins veränderte die nationale Stabilität der Schwaben. Sie fühlten sich in ihrer Identität höchst instabil, und es wurde schwer, die Frage „Wer bin ich?“ zu beantworten. Damals schien es so, als ob es für sie keinen Rückweg nach Ungarn mehr gäbe. Die ethnische Dimension der Geschichte bekam erst in dieser nachteiligen Situation Relevanz. Die volksdeutsche Ideologie, die Volksgruppentheorie, der Pangermanismus, die Volksbundbewegung und deren Konsequenzen nach dem Zweiten Weltkrieg verdarben die interethnischen Beziehungen zwischen Magyaren und Deutschen für eine lange Zeit.

Die Organisierung des Volksbundes begann im Sinne der in Wien im Jahre 1940 abgeschlossenen Volksgruppen-Vereinigung über den Schutz der deutschen Minderheit.<sup>4</sup> Diese Vereinigung wollte eindeutig „den Ausgangspunkt für eine Dissimulationsbewegung schaffen“ (Tilkovszky 1989: 110). Ihre Wirkung dehnte sich aber nicht auf das ganze Ungarndeutschtum aus. Diejenigen aber, die von der Ideologie des Volksbundes angesteckt wurden, zählten sich nicht mehr zu den Magyaren. Diese Schwaben stellten ihren Patriotismus in den Dienst der deutschen nationalistischen Ideologie; im Zentrum ihrer Interessen stand nicht mehr die Wiederherstellung der Integrität Großungarns, sondern Deutschlands Erfolg bei der Eroberung von immer mehr Gebieten. Hitler versprach nämlich den Ungarndeutschen, dass sie nach der Eroberung der Ukraine dort ausgedehnte Böden bekämen.<sup>5</sup>

Die älteste Generation war bei dieser Frage tief betroffen und wollte darüber entweder nicht sprechen oder hob die Vorteile des Volksbundes hervor. Die Aussiedlung wurde fast tagtäglich erwähnt, an den Volksbund aber wollte man sich nicht gern erinnern. Mit der



<sup>4</sup> Über den Volksbund siehe Tilkovszky 1978.

<sup>5</sup> Über die deutsche Nationalbewegung, über die völkische Ideologie siehe: Bellér 1981; Tilkovszky 1989.



Absicht einer Kompensation wurde mir gesagt, dass die Deutschen von Anfang an an der Seite der Magyaren standen und immer treue Bürger des ungarischen Staates waren. Mehrere Dorfbewohner opferten ihr Leben für die Heimat. Sie sind sehr stolz darauf, dass sie als Soldaten der ungarischen Armee in den zwei Weltkriegen ihr Land verteidigten. Sie waren aber nicht geneigt, „die drückende Last der Verantwortung für den Krieg“ (Tilkovszky 1989: 165) allein zu übernehmen. „Wir wollten nicht in die SS. Wer konnte, desertierte. Die Jungen wussten nicht, was sie unterschreiben“, erzählte ein alter Mann.<sup>6</sup> Eine Frau aus der ersten Generation sagte: „Miklós Horthy einigte sich mit den Deutschen in der Frage der Musterung der Schwaben in die SS.“ Weiteren Meinungen nach hielt man es für eine Schande, dass die Magyaren die Deutschen vertrieben, da

die Magyaren neben Hitler standen. Sie waren Verbündete. Waren es nicht die Magyaren, die am Don kämpften? Waren es nicht die Magyaren, die die Juden abtransportierten? Wegen dieser Sünden hätte das ganze Ungarn nach Asien übersiedelt werden müssen. Mit einem Paket von 50 kg. Was hätten sie dazu gesagt?

Es waren mehrere, die die Frage der Zusammenarbeit Ungarns und Deutschlands im Zweiten Weltkrieg aufwarfen:

Horthy verkaufte die Schwaben an die Deutschen, obwohl wir immer treue Mitbürger in diesem Staat waren. Aus unserer Familie war niemand im Bund, doch wurden meine Eltern und meine Schwester vertrieben. Die Magyaren waren mit den Deutschen verbündet, so warum müssen wir für alles die Verantwortung übernehmen?

Eine andere Meinung:

Die Wahrheit ist, dass es viele in unserem Dorf waren, so ungefähr hundert Jungen, die sich freiwillig in die deutsche Armee einmestern ließen. Gutes Geld wurde ihnen versprochen. Glauben Sie mir, das war nur ums Geld. Es war egal, in welcher Armee sie kämpften. In diese oder jene Armee musste man sowieso gehen. Es war Dienstpflicht. Aber die Deutschen zahlten. Warum wären sie dann nicht gegangen?

Obwohl die Nazi-propaganda viele von den schwäbischen Dorfbewohnern anzog und viele aus dem Dorf Volksbundsmitglieder waren, wollte es außer einem Ehepaar niemand offen bekennen. Die Befragten sagten immer den Namen eines anderen. Die Ehefrau erzählte:

Zwei Drittel der Schwaben waren drin. Jetzt will es aber ein jeder vergessen. Warum? Wir Frauen sangen deutsche und schwäbische Lieder, tratschten ein wenig. Es war gut, wir fühlten uns dort wohl. Und der Bund hatte Vorteile. Man organisierte einen kulturellen Verein und gemeinsame Sommerferien für die Kinder. Deswegen hätten die Schwaben nicht bestraft werden dürfen.

Der Mann fügte hinzu: „Wir Leute gingen deshalb in den Bund, da es uns versprochen wurde, dass wir nach dem Krieg in der Ukraine soviel Boden bekämen, als wir nur wollten. Wir Schwaben leben nur für den Boden, für die Arbeit. Natürlich meldeten wir uns.“ Was war ihre Schuld? Bis heute können sie die Vertreibung und die langjährige Zwangsarbeit



<sup>6</sup> Über diese Frage siehe Tilkovszky 1997.

in der damaligen Sowjetunion nicht aufarbeiten. Der Meinung aller Befragten nach taten die Volksbundmitglieder niemandem etwas zuleide. Sie waren Sündenböcke, die statt der wahren Kriegsverbrecher leiden mussten. Sie sagen, wenn sie Verbrecher sind, dann sind auch die Magyaren schuldig. Aber büßen mussten nur die Schwaben, mit Internierung, mit „malenkij robot“, mit Beschlagnahme, mit Vertreibung, und mit Verlust der ungarischen Staatsbürgerschaft. Ein Mann erinnert sich:

Zuerst schrieb man die Schwaben zusammen. Wir mussten sagen, ob wir uns für Schwaben hielten oder nicht. Ich verstehe nicht, warum hätte ich nicht sagen dürfen, dass ich Schwabe bin? Die Magyaren hielten uns auch für Schwaben. Wir hielten uns für Schwaben. Warum dann? Und deswegen wurde meine ganze Familie vertrieben.

In Dunabogdány gibt es keine Familie, von der nicht jemand interniert oder ausgesiedelt worden wäre. Die Vergeltung begann bereits im Frühling 1945. Eine alte Frau erinnert sich so:

Kaum waren die Russen da, als eines Tages, wenn ich mich richtig erinnere, nach der Hochmesse am Sonntag, die ungarische Polizei das Dorf umringte. Die Leute strömten aus der Kirche und wollten nach Hause gehen. Die Polizisten erlaubten es aber niemandem. Aber sie konnten nicht mehr. Die ganze Gruppe, Mütter, Väter, Alte oder Junge, egal, die eben an diesem Tag an der katholischen Messe teilnahmen, wurden zu Fuß in dem einzigen Kleid, das sie eben an hatten, nach Szentendre wie Vieh weggetrieben. Es war eine Schande!

In Szentendre teilte man die Frauen und Männer in kleinere Gruppen, und sie wurden dann nach Nagykáta, Albertfalva, Gödöllő weitertransportiert. Die Internierten konnten ihre Familien nicht benachrichtigen. Lange Zeit wusste niemand im Dorf, wo ihre Verwandten sind, ob sie noch leben schon gestorben sind. Eine andere Frau aus der ersten Generation, die ebenfalls in dieser Gruppe war, erinnert sich an diese Ereignisse so:

Am Morgen nach der Messe konnten wir mit meinem Mann nicht mehr nach Hause gehen. Ich hatte einen 10jährigen Sohn und eine 7jährige Tochter zu Hause. Aber das interessierte niemanden. Stell dir vor, ich habe sie anderthalb Jahre lang, meinen Mann 3 Jahre lang nicht gesehen. Gott sei Dank war meine Mutter noch da und konnte sich mit den Kindern vor der Aussiedlung verstecken. Es war eine Frau im Dorf, die, als sie von der Zwangsarbeit nach Hause kam, niemanden mehr aus der Familie fand. Ja. Und an der Spitze der Gruppe mussten wir eine Tafel tragen. Wir sind die Zerstörer des Landes, wir werden es neu bauen, stand an der Tafel. Wir waren Kriegsverbrecher nur deshalb, weil wir Schwaben waren. Wir waren nicht im Bund, aber niemand fragte danach. Sie brauchten unsere Arbeit ohne Entgelt. Wir arbeiteten und arbeiteten, dieses Volk klagte nie, wollte nichts, bat um nichts, es arbeitete nur für dieses Land.

Diejenigen, die Glück hatten und zu Hause bleiben durften, wurden aus ihren Häusern vertrieben. Sie durften aber nichts mit sich nehmen. Mehrere Familien wurden in einem Haus untergebracht. Die Dokumente beweisen, dass der damalige Direktor der Schule im Juni 1945 an das Schulinspektoramt vom Komitat Pest den folgenden Brief schrieb:

Im Zusammenhang mit der Lehrer- und Schülerzahl halte ich es für nötig zu melden, dass meines Wissens die Vorarbeiten des Zusammenzuges der deutschsprachigen Familien, die im Volksbund tätig waren, hier im Dorf im Gange sind, um den hierher umsiedelnden ungarischen

Familien Wohnungsmöglichkeiten zu sichern. Am Anfang des neuen Schuljahres müssen wir meiner Kalkulation nach mit 120-140 Kindern mehr rechnen. Die Schülerzahl wird erst wieder nach dem Beginn der Aussiedlung abnehmen.<sup>7</sup>

Nach dem Krieg hängte man sehr schnell eine Liste mit den Namen der auszusiedelnden Dorfbewohner an der Pforte des Gemeindehauses aus. Auf dieser Liste standen nicht nur die Namen der Volksbundmitglieder, sondern auch wahllos jeder, der etwas Vermögen hatte. Man benötigte ihre Häuser und Felder

– sagt ein alter Mann. Aufgrund des Sprachbekenntnisses im Jahre 1938 modifizierte man 1945 das Schulregister, aber auf die Liste „der Feinde“ nahmen die Behörden auch die Kinder der ungarnsprachigen Schwaben auf.

Wir wurden gebrandmarkt und Vaterlandsverräter, Faschisten, verrottete Volksbundisten genannt. Wir mussten unsere Häuser verlassen, alles wurde uns weggenommen. Wir hatten nicht einmal was zum Essen. Eine Weile konnten wir im Stall übernachten, dann mussten wir auch von dort weg

– erzählte mir ein altes Ehepaar. Während die schwäbischen Familien zusammenziehen mussten, kamen im Rahmen des Umsiedlungsabkommens die Magyaren, „die Siedler“ aus der Slowakei, an.

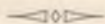
Nach dem Krieg herrschte ein großes Durcheinander im Dorf. Alles, was wir hatten, ging verloren. Unser Haus, Vermögen, Boden wurden uns weggenommen. Wir standen dort ohne etwas zu haben. Und ‚die Siedler‘ nahmen alles in Besitz. Wenn ein jeglicher aus der Slowakei sagte: ‚Ich will dieses Haus‘, musste der Schwabe heraus

– weint eine alte Frau und setzt fort:

Wir mussten sehen, wie diese fremden Leute in unsere Häuser einziehen, wir mussten durchleben, dass das Tor unseres eigenen Hauses vor uns zugeschlossen wird. Wir waren Tagelöhner auf unserem eigenen Boden. Die Kartoffeln, die wir im Frühling anbauten, mussten wir im Herbst für die slowakischen Magyaren einsammeln. Und wir durften nicht einmal ein Stück wegnehmen. Wer doch ein Paar für die Kinder von seinem Eigenen wegnahm, wurde bestraft. Es wäre besser gewesen zu sterben.

Das war aber nicht genug. Im April 1947 forderte der Gemeindevorstand von Dunabogdány die Direktion der Staatlichen Schule auf, für die Verfolgten aus der Slowakei eine Sammlung zu organisieren und abzuwickeln. „Sosehr es auch schwer ist, die Sammlung heute abzuwickeln, müssen wir doch die Wichtigkeit dieser sehr notwendigen Sammlung ausdrücklich betonen“, steht im Aufforderungsbrief. Unbedingt muss hier erwähnt werden, dass die Magyaren aus der Slowakei alles mitbringen durften und mit gut gepackten Wagen ankamen.

Die Vertreibung begann in Dunabogdány erst am 23. August 1947. Die Schwaben aus Dunabogdány wurden nach Hoyerswerda, Großenhain, Walda, Treuen, Großenschütz und



<sup>7</sup> Quelle: Knáb 1996.



Auerbach abtransportiert.<sup>8</sup> Genaue Zahlen stehen bis heute nicht zur Verfügung, aber die Dorfbewohner schätzen sie auf 800-900.

Ich war damals 16 Jahre alt. Ich sah, wie unmenschlich meine Familie behandelt wurde. Die Familien wurden zerrissen. Es interessierte niemanden, wie alt diese oder jene Frau war, wieviel Kinder sie hatte und ob alle da waren. Und draußen, in Deutschland, waren sie die ungarischen Zigeuner. Dieses Volk wurde total gedemütigt

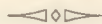
– erinnert sich eine Frau aus der mittleren Generation.

Natürlich wollten wir dableiben. Ein jeder versuchte, sich einen Befreiungsschein zu beschaffen: holte Bestätigungen ein, dass er nicht SS-Soldat war, dass er kein Volksbundmitglied war, dass er immer ungarisch fühlte und auch in der Zukunft Ungar bleiben wolle. Es waren manche, die versucht haben, die ungarische Staatsbürgerschaft einzulösen. Ohne Erfolg.

Die Heimatvertriebenen kamen in Deutschland arm, hungrig, schmutzig und hoffnungslos an. Die Deutschen empfingen ihre Geschwister aus Ungarn eigentlich nicht gern. „Sie wollten ihre Küche mit den barbarischen Ungarndeutschen nicht teilen. Wir konnten einander nicht verstehen, da wir so komisch sprachen. Wir wurden nicht anders als ‚die ungarischen Zigeuner‘ genannt“, erzählt ein Heimatvertriebener. Andere Mundart, andere Herkunft, andere Sitten und Gewohnheiten, andere Konfessionen, andere Kleidung machten für die Heimatvertriebenen manches zusätzlich schwierig. Zwangsläufig gab es Härten, es gab aber auch großartige Zeichen der Hilfsbereitschaft und des Verständnisses, erinnert sich der Bürgermeister der Geschwisterstadt Leutenbach (Bonifert 1979: 81).

In diesen Zeiten, „als die Schwaben nicht einmal schwäbisch atmen durften“, machten die ethnischen Vorurteile normale interethnische Beziehungen für lange Jahre unmöglich und diese Situation hatte ernsthafte gesellschaftliche Konsequenzen. Die Schwaben hassten die magyarischen „Siedler“, die in ihre Häuser einzogen. Es war verboten, mit den Siedlern irgendeinen Kontakt zu halten. Die Kinder durften mit den „Siedlerkindern“ kein einziges Wort sprechen.

Bei den Schwaben riefen diese Maßnahmen eine ausdrückliche Identitätskrise hervor. Sie konnten in diesen Jahren die Frage „Wer bin ich?“ oder „Was bin ich?“ nicht beantworten. In Ungarn durften sie weder Schwaben sein noch Magyaren werden. Sie wurden als Vaterlandsverräter, Faschisten, Söldner von Hitler, Fremde kategorisiert. Die Heimatvertriebenen durften weder Schwaben noch Deutsche sein, sie wurden als Zigeuner gebrandmarkt. Für die in Ungarn Gebliebenen gab es keinen Platz mehr, wo sie ihre ethnische Identität repräsentieren durften, und sie konnten auch ihre Staatsbürgerrechte nicht wahrnehmen. Die Doppelkonstruktion ihrer Identität, in der sowohl die schwäbische als auch die ungarische Identität Platz hatte, begann auseinander zu fallen. Die deutsche Nationalidentität konnte, trotz Volksbund, Eindeutschung, Volksgruppentheorie, bei keiner Gruppe diesen Identitätsverlust überwinden. Dieses schreckliche gemeinsame Schicksal,



<sup>8</sup> Über die Aussiedlung siehe: Fehér 1988; Tilkovszky 1989; Zielbauer 1990a und 1990b; Bonifert 1997.

der unversöhnliche Hass gegen den gemeinsamen Feind schmiedete die Schwaben noch mehr zusammen und verstärkte ihre ethnische Identität. Neben dem Hass diente der Glaube als Überlebensstrategie im Interesse der Selbsterhaltung, Solidarität und Kohäsion der Gruppe. Bis Mitte der fünfziger Jahre fielen die affektiven Elemente der ungarischen Nationalidentität aus ihrer Identitätskonstruktion völlig aus. Obwohl sich dieser Hass gegen die Mehrheit der Magyaren später konsolidierte, konnten die Mitglieder der ersten und die älteren Frauen und Männer der zweiten Generation den „Siedlern“ nicht verzeihen. Dieses Gefühl wurde ein entscheidender Faktor ihrer ethnischen Identität. Sie haben die durchlebten Demütigungen, ihr Leiden nicht unterdrückt. Im Gegenteil, statt der Strategie des Schweigens sprachen und sprechen sie darüber ganz offen zu ihren Kindern oder Enkelkindern. Ein jeder muss wissen, was geschehen ist. Der Hass muss am Leben gehalten und als ein Teil des ethnischen Wissens an die jungen Generationen weitergegeben werden. Diese Ungerechtigkeiten kann man nicht vergessen. Ihr Leben, hauptsächlich in der ältesten Generation, ist noch heute von diesem Gefühl stark durchdrungen.

Meine Sachen standen im Hof, und ich durfte sie nicht wegnehmen. Der Siedler sagte, dass wir nicht einmal auf unseren Acker gehen dürfen, er werde die Kartoffeln einsammeln. Ich stand mit zwei Kindern da und konnten ihnen nichts zu essen geben. Ich bat ihn, auf meinem eigenen Acker bei ihm zu arbeiten. Als Bezahlung bat ich ihn um Kartoffeln für den Winter. Er ließ mich arbeiten, und als ich fertig war, gab er mir nicht einmal eine Kartoffel. Ich flehte um etwas Essen, aber er sagte, wenn ich nicht sofort weggehe oder noch einmal seinen Hof betrete, wird er mich mit einer Stange verjagen. Er hat nie um Verzeihung gebeten. Wie könnte ich mit diesem Mann sprechen?

– fragte eine alte Frau.

Die Weitergabe dieser und ähnlicher schmerzlicher Erinnerungen wurde zur Norm in jeder schwäbischen Familie. Wo auch die Kinder Teilnehmer der Geschehnisse waren, wo sie dasselbe sahen und durchlebten, dort blieb die Weitergabe ungebrochen.

Für diese Demütigungen müsste uns die Regierung einen Schadenersatz zahlen. Uns wurde nie rückerstattet, was von uns weggenommen wurde. Mein Vater bekam keinen Schadenersatz für die Internierung. Die Schwaben bekamen nichts. Wir mussten für alles zweimal arbeiten, zweimal zahlen. Unsere Häuser wollte uns niemand zurückgeben, wir kauften sie zu hohem Preis zurück! Ist das Recht? Und als ich Kind war, konnte der Polizist uns auf der Straße jederzeit schlagen, bloß weil wir Schwaben waren!

– erinnert sich ein Mann aus der zweiten Generation. Neben den Erwachsenen wurden auch die Kinder diskriminiert. Am 20. März 1948 lenkte der Nationale Ausschuss des Dorfes die Aufmerksamkeit der Direktion der Volksschule darauf, dass die Kinder auf der Straße deutsch sprechen. Mit Bezug auf die Regierungsverordnung Nr. 14/1945 verbot der Ausschuss den Gebrauch der deutschen Sprache auf der Straße (Knáb 1996).

Nach dem Krieg war es verboten, eine Siedlerstochter oder einen Siedlerssohn zu heiraten.

Unsere Hochzeit hielten wir nicht im Dorf. Meine Frau stammt aus der Slowakei. Meine Mutter jammerte: 'Wehe dir, wenn du dieses Mädchen heiratest. Was wird das Dorf sagen? Eine Siedlerstochter!' Aber es interessierte mich nicht. Alle beide arbeiteten außerhalb des Dorfes,

waren tagsüber nicht zu Hause. Trotzdem leidete die Arme sehr viel. Sie hatte keine Freundin im Dorf. Nur solche schwäbischen Frauen machten mit ihr Freundschaft, die einen ungarischen Mann hatten. Aber das waren nicht viele.

– erinnert sich ein Mann aus der mittleren Generation.

Für die Enkelkinder sind die Legenden der Familie nicht sehr wichtig. Persönlich sind sie nicht berührt, die Geschehnisse sind für diese Generation nur eine historische Lehre, die sie in der Schule lernten. Wegen der Differenz zwischen erlebter und gelernter Geschichte werten sie die Aussiedlung anders. „Die Ausgesiedelten lebten bald viel viel besser als wir. Sie konnten alles haben, Auto, Geld, Freiheit. Alles, was wir nie oder sehr spät haben konnten“, sagte eine junge Frau aus der dritten Generation. Die Jungen können diese Probleme ihrer Eltern und Großeltern in ihr eigenes Leben nicht einbauen. Die in Deutschland lebenden Verwandten bedeuten für sie eine Basis für die eventuelle Aussiedlung. Natürlich weiß ein jeder, da die Gemeinschaft fordert, es in Evidenz zu halten, „wer sich in wessen Haus hineingesetzt hat“, aber die dritte Generation ist nicht mehr bereit, den Hass der Großeltern zu übernehmen und weist eindeutig zurück, ihn an ihre Kinder weiterzugeben. Im Gegensatz zu ihren Großeltern gehört der Hass nicht zur ihrer Identitätskonstruktion.

Immer nur der Konflikt zwischen Siedlern und Schwaben! Ich streite sehr viel mit meiner Mutter darüber. Sie versteht nicht, wie ich mit dem Enkelkind des Mannes sprechen kann, der in das Haus meines Großvaters einzog! Wir wohnen in benachbarten Häusern, unsere Kinder gehen in die Schule und spielen gemeinsam. Wie soll ich meinem Sohn sagen, dass er mit dem Peter nicht spielen darf? Und warum? Was kann er mit dem Schicksal seines Urgroßvaters anfangen? Und die Aussiedlung. Sie können über etwas anderes nicht reden!

– sagt eine junge Frau.

Ein Schwabe sagte:

Ich hoffe, dass es einmal ein Ende hat. Diese Aussiedlung und Einsiedlung, Einwohnertausch ... die Politik ist daran schuld. Die Deutschen leben in Ungarn seit mehr als 300 Jahren, und Ungarn ist ihre Heimat. Sie hätten nicht vertrieben werden dürfen! Der Volksbund war nur ein Vorwand. Die Magyaren wollten unser Vermögen haben, da sie nichts hatten. Da bereits ein jeder vergaß, dass wir nie und um nichts baten, nur diesem Land gaben.

Im Interesse der gegenseitigen geschichtlichen Versöhnung und der gegenseitigen Annahme sagte Joseph Schuszter, der Bürgermeister des Dorfes, anlässlich des 50. Jahrestages der Aussiedlung:

Wenn wir die Aussiedlung der Deutschen verurteilen, protestieren wir natürlich auch gegen die Gewalteinsiedlung. Die Ein- und Ausgesiedelten haben die Ereignisse wahrscheinlich unterschiedlich erlebt, aber in einer Frage waren sie auf jeden Fall von derselben Einwirkung betroffen: Sie mussten gegen ihren Willen ihr Zuhause und ihre Nächsten verlassen.

Die Deutschen bekamen ihre Staatsbürgerrechte im Sinne der Verordnung des Ministerrates Nr. 4.364/1949 M.T. zurück, und ein Jahr später bekam die verbliebene deutsche Bevölkerung die volle Staatsbürgerschaft zurück. So wurden sie wieder zu gleichberechtigten ungarischen Staatsbürgern. Als leidende Objekte der Organisierung



der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften wurden sie mit ihren ungarischen Mitbürgern wieder Beteiligte an dem gemeinsamen Schicksal. Die Kontinuität stellte sich wieder her. Die Wunden mussten noch heilen, aber die Mobilitätsmöglichkeiten, die Aussichten des Vorwärtskommens, wenn sie auch die Geschehnisse nicht vergessen ließen, drängten sie doch in den Hintergrund. Diese Epoche ist durch die Assimilation, durch die den Sprach- und Kulturwechsel unterstützenden Mischehen gekennzeichnet. Infolge des ausschließlichen ungarischen Schulunterrichts wurde auch die strukturelle Anpassung erreichbar.

1954 erschien wieder eine deutschsprachige Zeitung, das Presseorgan „Freies Leben“. Der Unterricht der deutschen Sprache nahm 1951 seinen Anfang, verbreitete sich aber erst nach 1955. In Dunabogdány wurden die Schwaben gefragt, ob ihre Kinder in der Schule deutsch als Fremdsprache lernen sollten. Wegen ihrer dauernden Angst wagten es nur wenige Familien, das zu befürworten. Aber die Auswirkungen der Aussiedlung konnte man auch noch 1959 bemerken. Viele wollten die neue Zeitung nicht bestellen, um nicht wegen deutschem Nationalismus angeklagt zu werden.

#### Literaturverzeichnis

- Bellér, Béla 1981: A magyarországi németek rövid története. Budapest.
- Bonifert, Mária (Hg.) 1997: Kitelepítettek és hazatérők. (A dunabogdányi svábok kálváriája). Dunabogdány.
- Borovszky, Sándor 1990: Magyarország vármegyéi és városai. Pest-Pilis-Solt-Kiskun vármegye Bd. 1. Budapest.
- Csepeli, György 1987: Csoporthatár- és nemzettudat. Budapest.
- Csepeli, György 1992: Nemzet által homályosan. Budapest.
- Dann, Otto 1991: Begriffe und Typen des Nationalen in der früheren Neuzeit. In: Giesen, B. (Hg.): Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit. Frankfurt am Main, 56-73.
- Dányi, Dezső 1993: Az 1850-1857. évi népszámlálás. Budapest.
- Dányi, Dezső; Dávid, Zoltán 1960: Az első magyarországi népszámlálás (1784-1787). Budapest.
- Fehér, István 1988: A magyarországi németek kitelepítése. 1945-1950. Budapest.
- Hutterer, Claus Jürgen 1961: Hochsprache und Mundart bei den Deutschen in Ungarn. In: Hutterer, C. J.; Grosse, R.: Hochsprache und Mundart in Gebieten mit fremdsprachigen Bevölkerungsteilen. Berlin, 33-71.
- Hutterer, Miklós 1973: A magyarországi német népcsoport. In: Ortutay, Gy. (Hg.): Népi kultúra – népi társadalom. Budapest, 93-117.

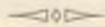
- Joó, Rudolf 1988: A magyarországi nemzeti kisebbségek (nemzetiségek) kutatása. In: Társadalomkutatás 2, 36-53.
- Knáb, Mihály 1996: A Dunabogdányi Általános Iskola története. Ms.
- L. Gaál, Éva 1988: Az Óbudai uradalom a Zichyek földesurasága alatt (1659-1766). Budapest.
- Manherz, Károly 1998: A magyarországi németek. Budapest.
- Seewann, Gerhard 1991: Das Ungarndeutschtum 1918-1988. In: Hösch, E.; Seewann, G. (Hg.): Aspekte ethnischer Identität. München, 299-323.
- Tilkovszky, Lóránt 1978: Ez volt a Volksbund. A német népcsoport-politika és Magyarország 1938-1945. Budapest.
- Tilkovszky, Lóránt 1989: Hét évtized a magyarországi németek történetéből: 1919-1989. Budapest.
- Tilkovszky, Lóránt 1997: Német nemzetiség magyar hazafiság. Tanulmányok a magyarországi németiség történetéből. Pécs.
- Voit, Pál 1958: Dunabogdány. In: Dercsényi, D. (Hg.): Magyarország műemléki topográfiája. Bd. 5: Pest megye műemlékei. Budapest, 338-343.
- Weinhold, Rudolf 1981: A magyarországi németek nemzetiségi kultúrájának etnográfiai vizsgálatában felmerülő problémák. In: Eperjessy, E.; Krupa A. (Hg.): II. Békéscsabai Nemzetközi Nemzetiségi Néprajzi Konferencia. Budapest, 724-732.
- Zielbauer, György 1990a: A magyarországi németiség nehéz évtizede 1945-1955. Szombathely-Vép.
- Zielbauer, György (Hg.) 1990b: Die Verschleppung ungarländischer Deutscher 1944/45. Erste Station kollektiver Bestrafung. Budapest.

Marietta Boross (Budapest)

## Die Pester deutsche Gärtnerzunft<sup>1</sup>

Die Karten über die von der Türkenherrschaft befreiten Städte Ofen und Pest schilderten ausführlicher die Ofner Burg und ihre Umgebung, jedoch bloß nebenbei, weniger betont, die Festung am linken Ufer der Donau: Pest. Kaum befestigte Mauern und einige Wehrtürme hatten die geringe Zahl von Einwohnern zu beschützen. Die Eintönigkeit der öden sandigen Ebene außerhalb der Pester Festungsmauern, die Unfruchtbarkeit dieser Felder versuchten die Kartenzeichner – nach Lust und Talent – mit verschiedenen Szenen, z.B. Genrebildern oder Reiterszenen, beweglicher zu gestalten. Auf der Pester Ebene sind keine Spuren menschlicher Arbeit zu entdecken. Auf den Zeichnungen aus dem 17. Jahrhundert fehlen immer noch die Zeichen für Ackerfelder, Obst- und Weingärten.<sup>2</sup>

Der Wiederaufbau der Stadt Pest begann sehr langsam. Nach der Vertreibung der Türken wählten die aus Österreich und Deutschland zugewanderten Handwerker und Kaufleute eher Ofen zum Wohnsitz, da diese reichere Stadt bessere Verdienstmöglichkeiten versprach. Die Stadt Pest beginnt sich erst unter dem ungarischen König und deutsch-römischen Kaiser Leopold I. zu entwickeln. Eine entscheidende Rolle spielte dabei, daß der Herrscher sie in ihrem Recht als königliche Freistadt bestätigte. Dieses städtische Privileg begünstigte die Lage der Ansiedler, so verdoppelte sich die Einwohnerzahl in wenigen Jahrzehnten. Nach der Vertreibung der Türken konnten vorerst die Einwohner ihren Gemüsebedarf mit den Produkten aus den eigenen, auf dem Grund befindlichen Gütern, also innerhalb der Stadtmauern, decken. Als sich aber die Stadt auszudehnen begann, vermochten die neu zugewanderten Handwerker, Gewerbliebhaber und Kaufleute, die innerhalb der Mauern bloß einen schmalen Grund mit Haus besaßen, ihren Bedarf nicht mehr zu befriedigen, so stieg allmählich die Zahl jener, die mit Gemüsewaren – zum täglichen Bedarf – versorgt werden mußten. Die Stadt versuchte dieser Lage am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts so abzuwehren, daß man die Felder außerhalb der Stadtmauern in der Reihe der städtischen Häuser verteilte und sie dadurch in den Gartenbau einbezog. Auch die Benennung der neu verteilten Felder weist auf Gartenbau hin. Ins Grundbuch wurden sie als 'Hausgarten' eingetragen, eine noch ausführlichere Erklärung bietet uns der Anmerkungsteil des



<sup>1</sup> Text des Vortrages „Die Pester deutsche Gärtnerzunft“. Gehalten 1985 in Backnang auf der 11. Studientagung des Ungarndeutschen Sozial- und Kulturwerks am 12. Oktober. Auszüge wurden in „Suevia Pannonica“ (Archiv der Deutschen aus Ungarn) veröffentlicht. (Jahrgang 4 (14), 1986. 19-27.

<sup>2</sup> Károlyi, Árpád; Imre, Wellmann: Buda és Pest visszavívása 1686-ban. [Die Rückeroberung von Ofen und Pest im Jahre 1686]. Budapest 1936, 136, 157, 371 und die Illustrationen auf den Seiten 144/145.



Grundbuches, laut dessen das Feld außerhalb der Mauern „[...] als ein appartinez zum Haus gehörig ware“.<sup>3</sup>

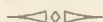
Die obigen Behauptungen spiegelt auch die Karte des Mönches Lénard Waczpauer von 1764 wider. (I. Abbildung: Waczpauer: Pest városának térképe a kertek feltüntetésével [= Die Karte der Stadt Pest mit Darstellung der Gärten] 1764. FTM. Ltsz 519.)



Ofen und Pest 1854. Die Stadt ist von Gärten umgeben.

Die Karte zeigt getreu die sechzig Jahre vorher begonnene Ausdehnung der Stadt außerhalb der Mauern, die durch Verteilung der Felder entstandenen städtischen Gärten. Es ist deutlich zu sehen, daß sich die Gärten am Graben des Rákos-Baches entlang und innerhalb dessen in einem Halbkreis befanden, und einerseits an der heutigen Bajcsy-Zsilinszky-Strasse, der ehemaligen Kaiser-Wilhelm-Straße, andererseits an der Donau, vom Borárosplatz bis zur Freiheitsbrücke. Die heutige Rákóczistraße teilte sie in die sog. 'unteren und oberen Gärten'. Die oberen Gärten teilten sich die wohlhabenden Bürger der Stadt auf, es gab in größerer Zahl Obst- und Weingärten, die sogar 20 Katasterjoch groß waren, in den unteren Gärten bauten sich die ärmeren Bürger, die Handwerker, das Gemüse zum täglichen Bedarf, für ihre eigene Küche, an. Ihre Größe betrug etwa 1200qm: 10 Katasterjoch. Aus den der Karte beigefügten Beschreibungen erfahren wir, daß die Gärten mit Hecken und Brettern umzäunt waren – gegen Wildschaden und Diebstahl. Auf den umzäunten Feldern pflegten sie die Weinstöcke, Obstbäume, es gab aber auch ausgesprochene Gemüsegärten, auch 'Krautgärten' genannt.<sup>4</sup>

Der extensive Anbau in diesen Vorstadtgärten konnte jedoch den Bedarf der Stadt nicht decken, denn die wenigen Produkte befriedigten bloß den eigenen Haushalt. Deshalb erschienen auf den Pester Märkten auch die Fronbauern der Nachbardörfer mit ihren Waren, meist aus extensivem Anbau stammenden Ackerfeldgemüsen wie Kartoffeln, Wurzelwerk, Bohnen.



<sup>3</sup> Bodor, Antal: Budapest mezőgazdasága [Die Landwirtschaft von Budapest]. In: Stat. Közl. 65, Nr. 2, Budapest 1932.

<sup>4</sup> Die Beschreibung in der Landkarte von Lenard Waczpauer. FTM. S. 19.

In der Stadt bestand also die Nachfrage an Gartengemüse, das in jeder Jahreszeit genießbar war, auf dem damaligen Stand der ungarischen Agrokultur war dies aber nicht zu erreichen. Deshalb nahmen Magistrat und Rat der Stadt Pest mit größter Freude die deutschen Gärtner aus Deutschland, Wien und Preßburg auf. Man kann sie getrost auch Gärtner-Gewerbler nennen, denn sie betrieben diesen speziellen, viele Fachkenntnisse erfordernden Zweig des Garten- bzw. Ackerbaus auf hohem Niveau.<sup>5</sup>

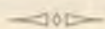
Laut Aufzeichnungen der Archive kamen von den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts an, angelockt von den guten Absatzmöglichkeiten, immer mehr Gärtnerfamilien deutscher Abstammung nach Pest, so lebten in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts bereits mehr als 20 Familien hier.

Die Mehrheit kam, wie schon erwähnt, aus Wien und Preßburg, wo diese Gartenkultur reiche Traditionen hatte. Ihren Zunftbrief genehmigte Leopold I. 1674 in Wien und im selben Jahr erhielten auch die Preßburger Gärtner ihre Privilegien.<sup>6</sup>

Der ungarische König Karl III. – als Karl VI. auch deutsch-römischer Kaiser – erlaubte den Pester Gärtnern, sich zum Schutze ihrer Interessen in Einigungen und Innungen zusammenzuschließen. Das ist das erste offizielle Verzeichnis über die Gärtner deutscher Abstammung, das neben Namen und Herkunftsort auch ihren Pester Standort beschreibt.<sup>7</sup> Dreißig Jahre später, 1766, bekräftigte Maria Theresia den Privilegienbrief der deutschstämmigen Gärtner unter dem Titel „Privilegien die alhiesigen bürgerlichen Zier- und Kuchel-Gärtner betreffend“. Die herkömmlichen deutschsprachigen Paragraphen sind mit der bekannten lateinischen Einführung und Schlußformel versehen. Wie die meisten Zunftordnungen der Gewerbetreibenden ist auch die der Gärtner in 12 Punkten zusammengefaßt, die vor allem die Fachkenntnisse sowie das Verhalten regelt, aber auch die Religionsausübung hat strenge Vorschriften. Einen grundlegenden Punkt in ihrer Tätigkeit und Lebensweise bildeten die Absatzmöglichkeiten ihrer Produkte. Dies wird im 8. Punkt des Patentbriefes mit folgenden Worten umschrieben und geregelt:

Gleichwie in die in diese Laad einverleibte Gartner-Meister einzig, und allein von diesen ihren Gewerh leben, als ist es auch billig, dass sie dabey geschützt werden, infolglichsoll ausser Wochenmarkt Zeiten und an diesen nur Morgens bis 12 Uhr, denen so nicht einverleibt seynd, weder Kuchel- noch Zierdt-Gartner-Waaren fil zu haben, und zu verkauffen erlaubet seynd doch dass die einverleibte Gartner dadurch keine Theerung einführen, und das Publicum auch keine Noth leyden solle, wird der Magistrat die Obsicht hierauf haben. Im allen Fall aber die Freyheit eines Edlmannes unbeschädigt, und aufrecht verbleiben solle, wie auch denen samentlichen Burgern, welche eigene Obst- oder Kuchel-Gärten besitzen, jeder Zeit gebilliget wird die eigene Waare zu verkaufen und auf den Markt zu bringen.

Der Privilegienbrief von Maria Theresia wurde nach fast 80 Jahren von Ferdinand V. bekräftigt und die Gründung zur Zunft genehmigt. 1843 entstand das in gezierten roten Samt gebundene Buch der Pester Gärtnerzunft, in dem auf weißen Pergamentblättern in 49



<sup>5</sup> Erdei, Ferenc: Futóhomok. Budapest 1957, S. 75.

<sup>6</sup> Eine zusammenfassende Studie schrieb Kardos, Árpád über die deutsche Gärtnerei in Pest: A Pesti Kertész Társulat 150 éves története 1764-1914, Budapest 1917.

<sup>7</sup> Der ursprüngliche Privilegienbrief wurde abgedruckt in „Magyar Gazdaságtörténeti Szemle“, 1894: „Privilegien die alhiesigen bürg. Zier- und Kúchel Gärtner betreffend“.



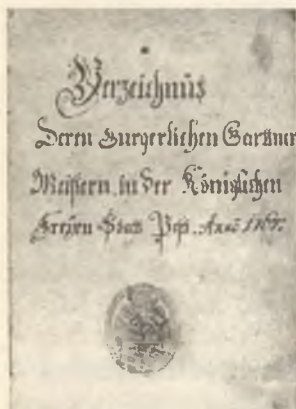
Sätzen ihre Privilegien und Verpflichtungen zu lesen sind. Das geschmückte Buch wird von einer nationalfarbenen – rot-weiß-grünen – Schnur zusammengehalten, an deren Ende in einer runden, aus Messing ziselierten Schachtel die Reichssiegel aus rotem Wachs zu sehen ist.<sup>8</sup>

Der Stadtrat genehmigte die Gärtnerzunft nur mit der Schlußklausel, dass in der Stadt Grüngemüse und andere Gartenprodukte sowie Obst auch Gärtner, die der Zunft nicht angehören, und Bauern verkaufen dürfen.

Erwähnenswert ist der Beschluß auf dem letzten Blatt des Zunftbriefes, laut dessen die versammelten Stände den Gartenbau für einen Zweig des Ackerbaus halten, daher können einzelne Personen kein Anschlussrecht ausüben, denn die Grundlage des Gartenbaus bildet das Feld, dessen freie Nutzung nicht eingeschränkt werden darf.

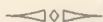
Bemerkenswert ist, daß der Zeitpunkt des Zunftbriefes bzw. des Beschlusses im Privilegienbuch das reformbeladene Jahr der Vorbereitung der bürgerlichen Revolution 1849 ist. Man wollte den Anbau von Gemüsesorten auch deshalb nicht einschränken, weil mehrere tausend Pester Bürger davon lebten und auch die Fronbauern der nahen und weiteren Umgebung eine ihrer wichtigsten Einnahmequellen entbehren müßten. Ihr wichtigstes Argument ist: „Den Einwohnern der Stadt Pest wären infolge der Einzelverkäufe einiger Gärtner die Teuerung dieser Lebensmittel, also ein unermäßig hoher Schaden zugefügt.“<sup>9</sup>

Älter als das Buch mit den Zunftregeln von Ferdinand I. ist das der Meister noch aus dem Jahre 1767. Bemerkenswert ist sein Äußeres mit Papiereinband, braunem Lederband und Blinddruck. Die vordere Einbandtafel zierte ein Walzmuster. Unter der leeren Stelle für den Titel ist eine geometrische Zierform, mit einem Rechteck umrahmt. Der Einband ist mit gebrochenem Rücken, die Gravierung ist marmoriert. Es ist eine künstlerisch hervorragende Arbeit.<sup>10</sup>



Die Innenseite des Buches der Gärtnermeister 1767

Auf dem ersten Blatt ist in sehr schöner kalligraphischer deutscher Kanzleischrift zu lesen: „Verzeichnuss deren bürgerlichen Gärtner Meistern in der Königl. Freyen Statt Pest“, darunter die Siegel von Österreich-Ungarn. Das zweite Blatt, das die Namen und Standorte der Meister angibt, führen die folgenden frommen Worte an: „In Namen der Aller Heiligsten und unzerteilten Dreyfaltigkeit Gott des Sohnes, und des Heiligen Geistes ist die Erste Gärtner Handwerks Session in Pest den 18-ten Juni 1767.“ Die ersten Meister waren die Familien Gött, Kurtz, Müllbacher, Rottenbiller usw., meist dieselben, die bereits im Jahre 1835 das städtische Bürgerrecht erlangten. Zu den ersten Eintragungen gehört: „Herr Mathias Öckel gebürtig aus Österreich von alten Lehnbach ist Meister Worden den 22-ten Jully 1771.“ Aus dem Buch ist festzustellen, daß die meisten Meister aus Wien,



<sup>8</sup> Zunftbrief. FTM. 59.293.1.

<sup>9</sup> PML. Protokolle der Generalversammlungen. 1844. IX. 4.

<sup>10</sup> Mesterek könyve [Buch der Meister] 1767. FTM. 59.293.2.



Preßburg, der Oberen Pfalz, Köstenhut, Möntz, Markau, „Lanzutt“, Hittighut, Ensburg, Wülfendorf, Niederösterreich kamen.

Es stellt sich die Frage, was für eine Probe ein Gärtner zu bestehen, was für ein Meisterstück er zu verfertigen hatte? Erstens mußte er in der Gärtnerezunft sein Können zeigen, dann die theoretischen und technischen Fragen der Produktion beantworten.

Das Buch der Gesellen ist kleiner, hat braune Lederecken und einen ledernen Rückenbund, einen roten Einband, auf der Titelseite eine weiße, herzförmige Vignette. Die Aufschrift heißt: „Gesellen Buch de Anno 1767.“<sup>11</sup> Ohne Unterbrechung wird es von 1767 bis 1872, der Auflösung der Zunft, geführt, währenddessen „wurden insgesamt 362 Gesellen freigelassen“. Auf den ersten Seiten des Buches werden in 12 Punkten die Verhaltensregeln der Gesellen zusammengefaßt. Im 11. Punkt steht, daß er sich nach 3 Jahren Lehrzeit, im Besitz der nötigen Kenntnisse – Zeichnen, Entwurf usw. –, zur Prüfung melden kann. In einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1799 steht, daß der Geselle auch die „Normal Schule“ absolvieren mußte, ansonsten „wird ihm sein Lehrbrief nicht ausgefolgt werden“.

Bei ihrer Freilassung erhielten sie ihr Wanderbuch oder ihren Freibrief. So einen Freibrief kennen wir aus dem Gebiet der Donaumonarchie von 1786 (II. Abbildung: Freibrief eines Gärtners. 1786. OL).<sup>12</sup> Der freigelassene Gärtnergeselle war Zierpflanzen- und Blumengärtner.

Im ersten Buchstaben des Freibriefes wird ein Gärtner geschildert in deutscher Tracht, mit weißen Strümpfen, Schnallenschuhen, in schwarzer Kniehose und grünem Gehrock mit weißem Jabot, einen dreieckigen Hut auf dem Kopf, so schneidet er mit einem krummen Messer einen Baum, mit der linken Hand stützt er sich auf einen Spaten. Auf der rechten Seite des Blattes sieht man Zierpflanzen in drei Töpfen übereinander, am Stamme der obersten fliegt ein Vogel, mit einer Schleife im Schnabel.

In der Mitte des Freibriefes ist ein Wappen eines Aristokraten, wovon das Stephansordenszeichen herabhängt. Zu all den Zierden des Freibriefes gesellt sich noch der Umschlag, der die Unterschriften deckt und schützt, in seiner Mitte ein durchbrochenes Rokoko-Muster.

Der Freibrief befindet sich im Ungarischen Staatsarchiv und ist ein wertvolles Zeugnis unserer Gärtnerkultur. Im Jahre der Gründung, 1760, ließ die Gärtnerezunft eine Fahne machen.



Teil eines Freibriefs eines Gärtnermeisters aus dem Jahre 1786: Gärtner in typisch deutscher Tracht.

<sup>11</sup> Segédek könyve [Buch der Gesellen] 1767. FTM. 59.293.3.

<sup>12</sup> OL. Freibrief eines Gärtners.



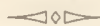
Die Fahne des Gärtnervereins.  
Auf einem seidenen Grund die Abbildung von  
Jesus und Maria Magdalena im Garten.  
Jesus stützt sich auf den Spaten.



Die Rückseite der Fahne:  
Adam und Eva im Paradies

Diese Fahne war Zeuge jedes wichtigen Ereignisses im Leben der Gärtnerzunft. Die vorgestellte Fahne wurde 1843 gefertigt. Auf grünem Boden aus Damastseide waren die beidseitigen Aufschriften unter den Ölbildern mit Golddruck angefertigt: „Pester Gärtner Innung“. Eines der ovalen Bilder zeigte den Garten Eden mit dem Sündenfall des ersten Menschenpaars. Das zweite Bild zeigt die Schutzpatronin in der Gärtnerinnung, Maria Magdalena knieend vor dem sich auf den Spaten stützenden Jesus. Die Fahne ist mit Goldfransen versehen. (BTM. Museum in Kiscell. 59.52.1).

Eine gleiche Größe und eine ähnliche Ausführung wie das der Gesellen hat auch das Buch der Lehrjungen, mit der Aufschrift auf der herzförmigen Vignette: „Lehr Jung Buch 1767“.<sup>13</sup> Es wurde die gleiche Zeit lang wie das Gesellenbuch geführt, auch die Rechte und Pflichten wurden in 12 Punkten festgelegt. Zur Aneignung der Fachkenntnisse waren die Verordnungen unter Maria Theresia richtungsweisend. Neben den zahlreichen Pflichten schreibt man, die Meister betreffend: „...es solle auch der Meister einen Lehrjungen nicht gar zu scharf halten oder selber mehr tun als zu Erlehrung der Gärtnerei anstellen“. Darüber, wie man sich als Gärtnerjunge bewerben konnte, gibt das Buch der Lehrjungen Auskunft:



<sup>13</sup> Buch der Lehrjungen. 1767. FTM. 59.293.4.



So ein Jung der Gärtnerei zu lehren verlangte, so solle derselbe, nach vorgezeigten autentischen Geburtsbrief bei einen einverleibten Meister auf bescheidenes Anmelden bei der Laade auf drei Jahr lang vor einen Jung um den Billigen Lohn, das Erste Jahr Acht Gulden, das andere Jahr Zehn Gulden, und das dritte Jahr zwölf Gulden aufgedungen werden, vor welches Aufdingen soll der Jung in die Laad Ein Gulden Dreissig Kreuzer, dann nach vollstrecten drei Jahren abermal Zwei Gulden für eine Freisagung mit einbegriff der von den Lehrbrief anpassen kommenden Taxt zu Laad erlegen.

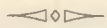
Die Kinder der Meister genossen bedeutende Vergünstigungen, ihre Lehr- und Wanderzeit war kürzer. Für den Gesellenbrief mußten sie auch nur die halbe Summe einzahlen: „Anno 1833 den 2 Juni. Franz Rottenbiller von Pest gebürtig Kath. Religion ein Meister Sohn ist bei seinem Vater Mich. Rottenbiller zu Lehre aufgenommen worden und erlagt die gebühr mit 2 f.“

Das Leben der Gärtnereizunft ist anhand des seit 1778 geführten „Auflag Buches“ zu rekonstruieren.<sup>14</sup> In diesem Buch wurden alljährlich die Meister aufgezählt. Laut der Darstellungen war ihre Zahl im Jahre 1783 am höchsten, insgesamt 47 Meister waren registriert.

Nr.	Namen	1778	1779	1780	1781	1782	1783	1784	1785	1786	1787	1788	1789	1790	1791	1792	1793	1794	1795	1796	1797	1798	1799	1800
1	Kaufmann Jozsef...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
2	Kaufmann Kellerer...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
3	Kaufmann Kellner...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
4	Kaufmann Kofler...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
5	Kaufmann Komarodovs...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
6	Kaufmann Kovacs...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
7	Kaufmann Kottenbiller...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
8	Kaufmann Kugel...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
9	Kaufmann Kuzner...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
10	Kaufmann Kuzsok...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
11	Kaufmann Kuzsok...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
12	Kaufmann Kuzsok...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
13	Kaufmann Kuzsok...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
14	Kaufmann Kuzsok...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
15	Kaufmann Kuzsok...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
16	Kaufmann Kuzsok...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
17	Kaufmann Kuzsok...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
18	Kaufmann Kuzsok...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
19	Kaufmann Kuzsok...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...
20	Kaufmann Kuzsok...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...	...

„Auflassung Buch“: Auflistung der Gärtner

Ihre Produkte gelangten in überwiegender Mehrheit auf die Pester Märkte. Der hervorragende Statistiker des Zeitalters, Elek Fényes, schreibt, daß die Hauptstadt Ungarns von den deutschen Gärtnern mit Gemüse versorgt wird.<sup>15</sup> Die Zusammengehörigkeit wurde durch



<sup>14</sup> Auflassung Buch. 1836-1844. FTM. 59.293.5.

<sup>15</sup> Fényes, Elek. Magyarországi Statisztikája [Die Statistik von Ungarn] Pest. 1841, S. 129.



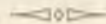
die in jedem Vierteljahr stattfindenden Sitzungen gefestigt, zu denen der Zunftmeister mit der bekannten Zunfteinberufungstafel die Mitglieder einlud. Dann wurden die Mitgliedsbeiträge eingezahlt, wozu neben den Meistern auch die Gesellen verpflichtet waren. Das Buch „Auflags Protokoll der hiesig' bürgerlichen privilegierten Gärtner Meister“<sup>16</sup> ist als Fortsetzung des obigen zu betrachten. Das Buch hat harte Einbände, ist mit Papier mit biedereren Mustern überzogen, hat Lederecken. Es wurde bis 1836 geführt, das nächste bereits bis 1876.<sup>17</sup>

Die Pester Gärtnerzunft wurde im Jahre der Auflösung der Zünfte – 1872 – in eine Gärtnergenossenschaft umwandelt. Ihr Kassenbuch, das als Fortsetzung der bisherigen Bücher betrachtet werden kann und im Jahre 1873 aufgelegt wurde, trägt auf seiner Vignette die Aufschrift „Pester Gärtner Genossenschaft“.<sup>18</sup> Der deutsche Titel, in deutscher Kanzleischrift geschrieben, wurde später durchgestrichen und darüber ungarisch hingeschrieben: „Pénztári könyv“. Das wurde bis 1943 geführt. Der Zweite Weltkrieg zerstörte dann dieses bewußte Zusammengehörigkeitsgefühl und ermöglichte nicht mehr die gemeinsame Verrichtung der Angelegenheiten. Die das Zunftleben betreffenden schriftlichen Denkmäler entdeckte ich Anfang der fünfziger Jahre beim Nachkommen eines Zunftmeisters, bei Paul Kramerstätter, und es gelang mir, dieses Material für das Budapestische Historische Museum (Fővárosi Történeti Múzeum) abzukaufen.

Ihre Lebensweise und Kultur betreffend, konnte ich mich auf die Interviews mit den noch erreichbaren ehemaligen Mitgliedern stützen. Von ihnen erfuhr ich, daß die deutschen Gärtner außerhalb der Stadtmauern kleinere Grundstücke besaßen, die sie mit größeren Pachtfeldern ergänzten. Ihre wichtigsten Standorte waren in der Theresienstadt – daran erinnert bis heute der Name Kertész utca (Gartenstraße) – und im Stadtteil Zugló. Von hier wurden sie durch die Verbreitung der Bulgarischen Gärtner verdrängt.

Die Nähe der Stadt war für sie aus zwei Gründen günstig: Einerseits konnten sie für ihre Produkte die besten Absatzmärkte sichern, andererseits erhielten sie aus den städtischen Kavalleriekasernen, Ställen der Fuhrleute und den Josefstädter Schweizereien genügend Mist. Eine Neuerung in ihrer Tätigkeit waren die Frühkulturen. In jeder Jahreszeit konnten sie mit Primeurwaren auf den Märkten erscheinen. Wenn aus den Gärten der Pester Bürger und den Ackerfeldern der umliegenden Bauerndörfer gewisse Gemüsewaren auf dem Markt erschienen, gediehen in den Gärten der Pester Gärtner bereits andere Pflanzen. Den Anbau von Frühkulturen ermöglichte die Errichtung von Warmbeeten und Glashäusern. Mit gutem Grund kann man feststellen, daß die Verbreitung der Warmbeete und Treibhäuser in Pest den deutschen Gärtnern zu verdanken ist.

Bis vor dem Ersten Weltkrieg wurde der Boden für die Gartenpflanzen äußerst gründlich bestellt, anschließend umgegraben, zu welcher Arbeit Leute aus den umliegenden Dörfern in organisierten Gruppen kamen. Der umgegrabene Boden wurde gerecht, dabei wurde darauf geachtet, daß der Garten eine geringe Neigung habe, dies erforderte ihre Bewässerungstechnik. In jedem Garten gab es – von seiner Größe abhängig – zwei-drei Ziehbrunnen, die auf einmal 60-80 Liter Wasser in die Bewässerungskanäle liefern konnten,



<sup>16</sup> Auflagenbuch Gärtner Meistern. 1833-1844. FTM. 59.293.5.

<sup>17</sup> Auflagenbuch 1844-1846. FTM. 59.293.8.

<sup>18</sup> Pester Gärtner Genossenschaft 1873. FTM. 59.293.9.

das sie dann mit Wurfschaukeln auf die Beete gossen. Mit dieser Bewässerungstechnik wurde die Abkühlung des Bodens verhindert.

Auf die Sortenreinheit der Samen achtete man besonders, sogar während des Ersten Weltkrieges wurde das Saatgut aus Erfurt von der Firma Ottmar Ziegler besorgt. Im 19. Jahrhundert baute man nur Wirsingkohl, Kohlrabi, Grünkohl, Rotkohl, schwarzen Rettich, Sellerie, rote Rüben, Mohr- und weiße Rüben, Spinat, Sauerampfer, Zwiebeln, Lauch, Rosenkohl, Dill und Petersilie an. Paprika- und Tomatenanbau verbreiteten sich erst nach den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts durch den Einfluß der Bulgarischen Gärtner. Ein wichtiges Produkt der größeren Gärtnereien waren Champignons. Die Champignons bauten sie nicht wie andere Gärtner unter der Erde, sondern in Bretterhäusern über der Erde an, die sie noch dicht mit Mist und Erde bedeckten.

Jede Woche war Markttag, den versäumten sie nicht einmal im Winter, denn sie hatten ja wöchentlich feste Ausgaben. Der Verkauf war Frauenarbeit, den Wagen trieb aber immer einer der Gärtnergesellen. Den Großverkauf erledigte immer der Gärtner selber.

Vor dem Ersten Weltkrieg verkaufte man auf den Märkten stück-, korb- und bündelweise. Sauerampfer wurde in kleinen Handkörben angeboten, die anderen Waren gebüschelt oder buttenweise verkauft.

Die Zusammengehörigkeit der Gärtner äußerte sich bis zum Zweiten Weltkrieg in der Pflege der Traditionen des Zunftlebens, der Bräuche und Feierlichkeiten. In Zugló, in der Rónastraße, war jene Gaststätte, in deren Sonderraum die Zunftlade, die Zunftfahnen, jene Laternen, die bei Prozessionen und Begräbnissen gebraucht wurden und noch andere Zeugnisse aus dem Zunftleben aufbewahrt wurden.

Im 18. Jahrhundert, in der Ansiedlungszeit der Gärtner, hatte Zugló keine Kirche, aus öffentlichen Spenden errichtete man eine Kapelle zu Ehren des ersten ungarischen Königs, des Heiligen Stephan. Die Gärtner, meist römisch-katholischen Glaubens, zogen jährlich viermal zur Prozession aus, nämlich zum Tag des Heiligen Antonius, zur Auferstehung, zu Fronleichnam und am Heiligen-Stephan-Tag zum Patronatsfest ihrer Kapelle. Die Älteren erinnern sich immer noch an jene schönen Prozessionen, an deren Spitze eine in Weiß gekleidete Gärtnermagd auf rotem Samtkissen die Auszeichnungen trug, welche die der Zunft angehörigen Gärtner erlangten. Ihr folgte ein junger Gärtnermeister mit der Zunftfahne, deren reich bestickte Bänder zwei in Weiß gekleidete Gärtnermägde hielten, nach ihnen kamen in schwarzem Gewand und Pantalones die Gärtnermeister. Sie trugen keine Stiefel, das hielt man für bäuerlich, sondern Schuhe wie die Handwerker.

Vor dem Baldachin schritten viele kleine Gärtnerstöchter, die aus gezierten Körbchen Blüten vor das Heilige Sakrament streuten. Der Baldachin wurde von vier verdienstvollen Gärtnermeistern getragen. Die Klänge der Blaskapelle begleiteten die Prozession.

Die Zunftfahne nahm man außer zu den Prozessionen auch bei Beerdigungen der Zunftmitglieder hervor, wie auch die Laternen, die im Zunftverzeichnis erwähnt wurden. Die Gärtnerstöchter konnten auf dem sog. 'Gärtnerball' Bekanntschaften schließen, den man immer in den Räumen des Katholischen Vereins zusammen mit den Blumengärtnern veranstaltete. Noch heute erinnert man sich an die Galanterie der Blumengärtner, die jedem Mädchen, das zum ersten Mal zum Ball kam, Blumen überreichten.

Die Gärtnerfamilien vermählten sich meist untereinander, in jeder Familie waren viele Kinder, denn die Gartenarbeit erforderte viele arbeitsame Hände. Viele hervorragende Persönlichkeiten kamen aus ihren Reihen. Hier soll nur eine der bedeutendsten, Leopold

Rottenbiller, erwähnt werden, der in den Jahren 1844-48 Zweiter, dann Erster Bürgermeister der Stadt Pest war. Für seine Stadtplanungskonzeption ehrte ihn die dankbare Nachwelt mit einer Straße auf seinen Namen. Es gibt viele Gärtner, deren Namen bereits in Vergessenheit geraten sind, z.B. Johann Nonn, der in verschiedenen Gegenden des Landes neue Samen zum Ausprobieren verteilte und dadurch den Gemüseanbau im Lande popularisierte. Für seine Tätigkeit wurde er vom König anlässlich der Millenniumsfeierlichkeiten 1896 mit dem Goldenen Verdienstkreuz ausgezeichnet. Nonn war von 1892 an Vorsitzender der Pester Gärtnergenossenschaft, er bezeugte seine Treue zur neuen Heimat auch dadurch, daß er die bisher in deutscher Sprache geführten Verhandlungen und Protokolle ins Ungarische übersetzte und Ungarisch als Amtssprache einführte. Wie der zeitgenössische Chronist darüber berichtet, trugen bei seiner Beerdigung vier ehemalige Zunftmitglieder hinter der Zunftfahne den riesigen Kranz der Gärtnergenossenschaft. Die Pester deutsche Gärtnerzunft war die am längsten währende Vereinigung eines Gewerbes, ihre Produktionstechnik ist als Spitzenleistung der damaligen Gartenkultur zu betrachten. Ihr Fleiß und ihre ehrliche Lebensführung kann auch dem heutigen Menschen zum Vorbild dienen.



Márta Fata (Tübingen)

„Das längere geschäftslose Herumgehen hab ich satt“:  
Typologie der deutsch-ungarischen Migrationsbeziehungen im  
19. Jahrhundert

### 1. Problemstellung

Die deutsch-ungarischen Wanderungen im „langen 19. Jahrhundert“, vom Ende der napoleonischen Kriege bis zum Ersten Weltkrieg, waren vor allem durch den Übergang der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft und durch den Industrialisierungsprozeß geprägt. Nach den napoleonischen Kriegen wurde in den deutschen Reformstaaten – wie Preußen, Baden, Württemberg oder Bayern – mit der politischen, zum Teil auch sozialen Teilentmachtung des Adels ein Grundpfeiler der ständischen Gesellschaftsordnung herausgebrochen. Die Finanz-, Steuer- und Agrarreformen führten zur Entstehung eines dichter vernetzten Wirtschaftsraums und zur Modernisierung der Produktionsstrukturen. In Ungarn leitete dagegen der Adel selbst die Modernisierung von Wirtschaft und Gesellschaft in langen Debatten auf dem Reichstag ein, doch zum Abbau der traditionellen Agrarverfassung kam es erst nach der bürgerlichen Revolution von 1848. Bildete die Revolution die notwendige Grundlage für die Gestaltung der bürgerlichen Gesellschaft, so war sie für die kapitalistische Umgestaltung keineswegs ausschlaggebend. Der Grund dafür war nicht nur in der ungarischen Variante der sogenannten Bauernbefreiung zu suchen, die das Überleben feudaler und halbfeudaler Elemente auch nach 1848 zur Folge hatte, sondern vor allem darin, daß sich die ungarische Wirtschaft in steter Abhängigkeit von dem schnelleren österreichischen Industriewachstum entwickelte. Österreich fungierte für die landwirtschaftlichen Produkte und Rohstoffe auch zur Zeit von Dekonjunkturen und Krisen als sicherer Absatzmarkt und führte das benötigte Kapital und die fehlenden qualifizierten Arbeitskräfte der ungarischen Wirtschaft zu.

In Deutschland erfolgte bereits um 1850 der dauerhafte Wandel von der Agrar- zur Industriegesellschaft. Dagegen blieb Ungarn auch nach der 1867 einsetzenden und ab den 1880er Jahren staatlich forcierten Industrialisierung ein industrialisiertes Agrarland. Nicht nur der Anteil der berufstätigen Bevölkerung an der Landwirtschaft war hier mit 64,5% im Jahr 1910 – gegenüber einem 28 prozentigen Anteil in Deutschland im Jahr 1907 – besonders hoch. Selbst die Industrialisierung richtete sich nach der Landwirtschaft, in deren Folge vorwiegend landwirtschaftlich orientierte Industriezweige, wie z.B. die Mühlenindustrie, dominierten.

Das unterschiedliche Modell der Industrialisierung brachte auch in der Migrationsbewegung beider Staaten unterschiedliche Tendenzen hervor. Vergleicht man die für das 19. Jahrhundert besonders charakteristische Massenauswanderung nach Übersee, so kann

festgestellt werden, daß die deutsche Auswanderung nach Amerika zwischen 1846 und 1857 und zwischen 1880 und 1893 jeweils einen Höhepunkt erreichte. Dagegen wurde der absolute Auswanderungshöhepunkt in Ungarn erst zwischen 1900 und 1910 registriert, zu einer Zeit, als aus dem Auswanderungsland Deutschland bereits ein „Arbeitseinfuhrland“ wurde. Die deutsch-ungarische Migration nahm neben diesen Massenwanderungen statistisch betrachtet einen bescheidenen Platz ein. Aus diesem Grund wurden bisher von der Forschung Fragen der deutsch-ungarischen Wanderungsbewegungen im 19. Jahrhundert fast vollkommen ausgeklammert.<sup>1</sup> Die Tatsache, daß bis 1880 keine aussagekräftigen und nach 1880 keine zuverlässigen Statistiken über die ungarischen Migranten in Deutschland bzw. über die deutschen Einwanderer in Ungarn vorliegen, erschwerte den Zugang zum Thema.<sup>2</sup> In diesem ersten Versuch, die deutsch-ungarischen Migrationsbeziehungen im gesamten 19. Jahrhundert zu erörtern, werden deshalb Fragen nach Ursachen, Formen und Bedeutung der Migrationsbeziehungen in den Mittelpunkt gestellt und dabei für die hier zu behandelnde Zeit vier typische Wanderungsformen dargestellt: 1. die Auswanderung im Wandel von der Agrar- zur Industriegesellschaft, 2. die handwerkliche Arbeitswanderung, 3. die Fachkräfte- und Unternehmerwanderung und 4. die industrielle Arbeitswanderung.

## 2. Die Auswanderung zur Zeit der Auflösung der Agrargesellschaft: Das Beispiel von württembergischen Auswanderern in Ungarn und Siebenbürgen

Seit dem Abklingen der im Zeichen der merkantilistischen Wirtschaftspolitik erfolgten Auswanderung aus dem Altreich im 18. Jahrhundert gab es bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts eine aus Süddeutschland, vor allem aus Württemberg, kontinuierlich fließende, in ihrem Volumen allerdings bescheidene Auswanderung nach Ungarn, die zwischen 1816 und 1818 und zwischen 1845 und 1848 leicht angestiegen war. Diese Auswanderungswellen waren strukturell nicht mit der „proletarischen Massenwanderung“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sondern mit der traditionellen Migration verwandt und gehörten zu den in Deutschland letzten Agrar- und Gewerbekrisen vom „type ancien“, wobei die Auswanderungswelle um die Mitte des 19. Jahrhunderts bereits Merkmale vorindustrieller Prägung trug. So bewirkte der agrarische Notstand von 1845-1854 – anders als die Krise von 1816/17 – keine auffallende Zunahme der Mortalität mehr.

Als auslösendes Moment für den Aufbruch in den Jahren 1816-18 wirkte eine Erntekrise, die in den süddeutschen Staaten in die Zeit des mühsamen Wiederaufbaus nach den napoleonischen Kriegen fiel. Vom Januar bis Juli 1817 sind allein aus Württemberg legal 17.216 Personen nach Rußland, Amerika und in kleinerer Zahl nach Österreich-Ungarn ausgewandert. Die spontane Ungarnwanderung von 1817/18 knüpfte sich an die



<sup>1</sup> Von ungarischer Seite wurde bisher eine einzige Überblicksdarstellung der Migrationsbewegung in der genannten Zeit vorgelegt: Kósa, Hans: Die ungarische Kolonisationsfrage um die Mitte des 19. Jahrhunderts. (Sonderdruck) Wien 1938.

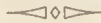
<sup>2</sup> Vgl. vor allem die Arbeiten von Thirring, Gusztáv [u.a.]: A magyarországi kivándorlás és a külföldi magyarság [Die Auswanderung aus Ungarn und das Ungartum im Ausland]. Budapest 1904. – Königlich-ungarisches Statistisches Zentralamt (Hg.): Auswanderung und Rückwanderung der Länder der Ungarischen Heiligen Krone in den Jahren 1899-1913. Budapest 1918.

organisierten Auswanderungen in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts an, als zahlreiche Württemberger in den binnenungarischen Komitaten, in der Batschka und in der Militärgrenze angesiedelt wurden.

Dagegen erfolgte die letzte organisierte deutsche Auswanderung in den habsburgischen Südosten, die württembergische Auswanderung nach Siebenbürgen<sup>3</sup> zwischen 1845 und 1848, infolge einer tiefgreifenden Strukturkrise. Über die Gründe der Auswanderung berichtete das Oberamt Balingen:

Die Veranlassung zu dieser in Vergleichung mit den früheren – sehr bedeutenden Auswanderung dürfte darin zu sehen seyn, daß wegen des beinahe allgemein herrschenden Geldmangels und der Schwierigkeit sich einen Verdienst zu verschaffen, die minderbemittelte Volksklasse weniger, als sonst zu verdienen vermag, weil auch der bemittelte seine Bedürfnisse möglichst zu beschränken sucht, und sehr übertriebene Schilderungen von der Wohlfeilheit der Güter, der Wohnungen, des Hofes und anderer Lebensbedürfnisse [in Siebenbürgen] im Umlauf gekommen sind.<sup>4</sup>

Zwischen Oktober 1845 und Ende 1848 wanderten mehr als 2.000 Personen nach Siebenbürgen aus, 518 Personen aus dem Oberamt Balingen, 383 aus dem Oberamt Tübingen und 326 aus dem Oberamt Rottenburg. Die meisten Familien ernährten sich hier durch landwirtschaftliche und gewerbliche Einkommensquellen und betrieben eine Mischform von Subsistenzwirtschaft und kleiner Warenproduktion für den lokalen Markt. Diese gemischte Form der Wirtschaft, die den Vorteil hatte, Krisen in der Agrarwirtschaft oder im Gewerbe stets durch die andere Einnahmequelle auszugleichen, geriet in den 1840er Jahren ins Wanken. Die mangelhafte Handelspolitik und das Eindringen von billigen englischen Leinwand- und Industrieprodukten führten das Handwerk und die Heimarbeit in eine Krise. Ein Ausgleich durch die Landwirtschaft war jedoch diesmal nicht zu erhoffen, denn die Jahre zwischen 1845 und 1854 waren ein Krisenjahrzehnt mit zahlreichen schlechten Ernten und mit einer nachfolgenden Teuerung. Die Agrar- und Handelskrise, verbunden mit einer starken Überbevölkerung der Region und einer Zersplitterung der Bauernbetriebe durch die in Altwürttemberg vorherrschende Realteilung, verstärkte die Auswanderung. Anfang März 1846 machte sich in Ofterdingen auch die neunköpfige Familie Haldenwang auf den Weg nach Siebenbürgen.<sup>5</sup> Ihrer Auswanderung ging ein Versuch voraus, in Oberschwaben eine neue Existenz zu gründen. Johann Georg Haldenwang war ein armer Weber, der, wie die meisten Handwerker im Steinlachtal, gleichzeitig auch Landwirtschaft betrieb. Es gelang ihm ab und zu, Leinen und Hanf in die Schweiz zu liefern, seit den



<sup>3</sup> Vgl. Fata, Márta: Zur Entstehung und Funktion der Ratgeber-Literatur zur Zeit der württembergischen Auswanderung nach Siebenbürgen um die Mitte des 19. Jahrhunderts. In: Förster, Horst; Fassel, Horst (Hgg.): Kulturdialog und akzeptierte Vielfalt? Rumänien und rumänische Sprachgebiete nach 1918 (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Bd. 8). Stuttgart 1999, S. 147-166. – Dies.: Aus dem Steinlachtal nach Siebenbürgen. Die letzte organisierte deutsche Auswanderung in den habsburgischen Südosten im Spannungsfeld von Anpassung und Beharrung. In: Jahrbuch für osteuropäische Volkskunde, Bd. 41, S.1-21.

<sup>4</sup> Hauptstaatsarchiv Stuttgart, E 146 Bü 1721,54: Oberamtlicher Bericht Balingen vom 16.2.1846.

<sup>5</sup> Zur Beschreibung der Auswanderung der Familie Haldenwang vgl.: Martini, Johann (Hg.): Aus den Lebenserinnerungen des Württemberger Einwanderers Johann Georg Haldenwang 1846. Hermannstadt 1906.



1830er Jahren ging es jedoch im Webergewerbe wegen der starken Konkurrenz immer härter zu. Als auch der Hechinger Händler, für den der Sohn zusammen mit etwa 400 Meistern aus der Umgebung webte, in Ermangelung von Nachfrage nach einheimischen Textilien die Abnahme bedeutend einschränken mußte, überlegte sich die Familie, eine Existenz außerhalb des Dorfes zu suchen. Doch der Versuch, in der Umgebung von Ravensburg Grund und Boden zu erwerben, scheiterte an der unterschiedlichen Mentalität der Bewohner in Alt- und Neuwürttemberg. So beschloß Vater Haldenwang, den nach Amerika ausgewanderten Freunden aus Ofterdingen zu folgen. Noch bevor die Reisevorbereitungen getroffen wurden, las die Familie den Aufruf des evangelischen Pfarrers Stephan Ludwig Roth, statt nach Amerika nach Siebenbürgen auszuwandern. Daß dort die Grundpreise bedeutend niedriger lagen als in Amerika und auch die Reise dahin wesentlich billiger und ungefährlicher war als nach Übersee, motivierte die Haldenwangs, sich für das unbekannte Siebenbürgen zu entscheiden.

Siebenbürgen lag weit entfernt von den politischen Entscheidungszentren und den wichtigsten Märkten des Habsburgerreiches und hatte zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit großen inneren Spannungen zu kämpfen. Auf dem autonomen Verwaltungsgebiet der Siebenbürger Sachsen zeichnete sich seit den 1830er Jahren eine allgemeine Krise ab. Im Gesuch der siebenbürgisch-sächsischen Territorialverwaltung von 1845 an die Siebenbürgische Hofkanzlei betonte man, das Übel „durch Berufung und Aufnahme fremder Einwanderer abwenden [zu wollen], die an mehr Betriebsamkeit gewöhnt, mit den besten Methoden und Werkzeugen der Bodenkultur bekannt und ohnehin zur Veränderung ihrer Wohnsitze geneigt oder genötigt sind“.<sup>6</sup> Gedacht hatte man an deutsche Einwanderer, um so zugleich die aus der demographischen Minderheitenlage der Siebenbürger Sachsen erwachsende Gefahr abzuwenden. Im Zuge des nationalen Erwachens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als ethnische Merkmale, insbesondere die Sprache, mit symbolischer Bedeutung aufgeladen wurden, versuchte die ungarische ständische Mehrheit in Siebenbürgen auf den Landtagen dem Ungarischen eine Vorrangstellung durch die Einschränkung der lateinischen Amtssprache zu sichern. Die Siebenbürger Sachsen reagierten gereizt, weil sie erkannten, daß der Sprachenkampf dem Ausbau des ungarischen Nationalstaates dienen sollte, der einerseits auf die Union Siebenbürgens mit Ungarn, andererseits auf die Abschaffung der ständischen Privilegien, darunter auch der Territorialautonomie der Siebenbürger Sachsen, zielte.

1844 schien der Zeitpunkt für eine deutsche Einwanderung gegeben zu sein, als das württembergische Ministerium des Innern die österreichische Regierung ersuchte, die Aufnahme von württembergischen Untertanen in Ungarn und in Siebenbürgen zu genehmigen. Während die Komitate im Königreich Ungarn und Siebenbürgen eine organisierte deutsche Einwanderung einstimmig ablehnten, sah die siebenbürgisch-sächsische Elite in der Anfrage der württembergischen Regierung eine günstige Gelegenheit, ihre ethnischen und wirtschaftlichen Ziele auf einen Schlag zu verwirklichen.

Um eine Ablehnung des siebenbürgischen Guberniums zu vermeiden, wurde Roth als Privatmann vom neu gegründeten Verein für die Hebung der siebenbürgisch-sächsischen



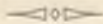
<sup>6</sup> Entstehung, Umgestaltung und Entwicklung des siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsvereins und dessen Wirksamkeit in den Jahren 1845-1895. Hermannstadt 1895, S. 4.

Landwirtschaft nach Württemberg geschickt, um dort Einwanderer anzuwerben. Die württembergische Einwanderung nach Siebenbürgen wurde damit ohne die offizielle Genehmigung der Behörden in Form einer Privatunternehmung eingeleitet. Dies war zugleich der Hauptgrund für die mangelhafte Planung und Durchführung der Siedlungsaktion. Die einmal in Gang gesetzte Auswanderung nach Siebenbürgen war infolge von Not und Elend in Württemberg nicht mehr aufzuhalten. Doch in Siebenbürgen gab es nicht genügend freie Hofstellen, und die Unterbringung der Einwanderer stockte, denn nur ein kleiner Teil von ihnen war vermögend und konnte eine überlebensfähige und rentable Bauernstelle mit etwa 20 Joch Acker für 1.000 Gulden oder mehr erwerben. Auch die Tatsache, daß die Einwanderer nicht die gewünschten Musterbauern waren, erschwerte ihre Integration in die siebenbürgisch-sächsische Gesellschaft. Die nach Deutsch-Pien ausgewanderten Haldenwangs, die gleich nach ihrer Ankunft von den verschuldeten Rumänen drei Ackerfelder und einen Weingarten abkauften, bestätigten, daß es unter den Einwanderern manche Taugenichtse gab. Doch sie berichteten zugleich: „Wir sahen hier alles einen vom Herkommen und der Sitte gezeichneten Weg gehen, von dem nicht leicht jemand abwich“.<sup>7</sup> So mußten sich die Haldenwangs etwa bei der Bestellung der Felder der in Württemberg längst überwundenen Dreifelderwirtschaft mit Flurzwang anpassen. Die Familie baute bis in die 1880er Jahre – wie die Sachsen und Rumänen – hauptsächlich Weizen und Mais in Dreifelderwirtschaft an, als endlich auch die Brache bebaut wurde. Ende Juni 1847 erließ die württembergische Regierung auf Veranlassung der österreichischen Regierung eine Beschränkung der Auswanderung. Es wurden keine Handwerker mehr zugelassen und von den Landwirten nur diejenigen, die ein gutes Prädikat von ihrer Gemeinde und den Besitz eines Vermögens von 800 Gulden vorweisen konnten. Außerdem durften Einzelpersonen, die sich im Land umsehen wollten, um dort später als Landwirte zu leben, einreisen. So kam die württembergische Auswanderung erst 1849 infolge des ungarischen Freiheitskampfes endgültig zum Stillstand.

### **3. Die handwerkliche Arbeitswanderung: Das Beispiel des württembergischen Handwerksgehlen Eberhard Otto Baur**

Gesellenwanderung bezweckte ebenso wie Auswanderung eine Statusverbesserung oder -sicherung mit dem Unterschied, mit den auf der Walz erworbenen Kenntnissen und Erfahrungen zum Ausgangsort bzw. in den ursprünglichen Staatsverband zurückzukehren. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts stieg jedoch die Zahl jener deutschen Gesellen rapide an, die vorwiegend ins Ausland wanderten und dort eine dauerhafte Niederlassung erwogen. So kann der Fall des württembergischen Goldschmiedegesellen Eberhard Otto Baur aus Reutlingen<sup>8</sup> als typisch bezeichnet werden.

Baur machte sich im Sommer 1844 auf den Weg, um eine Arbeit in der Pfalz zu suchen, wo er einen Verwandten hatte und mit dessen Unterstützung er nach dem Tod seines Vaters



<sup>7</sup> Martini (wie Anm. 5), S. 33.

<sup>8</sup> Fata, Márta: Überlegungen zur Geschichte der Gesellenwanderungen im 19. Jahrhundert anhand einer Fallstudie. In: Südostdeutsches Archiv 36/37 (1993/94), S. 64-83.



rechnete. Doch ähnlich wie in Württemberg bestand in der Pfalz seit den 1830er Jahren eine starke Überbesetzung im Handwerk, deshalb bemühte sich Baur ohne Erfolg um eine feste Anstellung. In knapp sechs Wochen wanderte er von Trier nach Prüm, Düren, Köln, Düsseldorf, Elberfeld, kehrte zurück nach Köln und fuhr weiter nach Bonn, Neuwied, Koblenz, Nassau, Schwalbach und Wiesbaden bis Mainz. Dort fand er schließlich eine gute Anstellung, die er aber wegen Krankheit verlor. Als er wieder arbeitsfähig wurde, fand er nur eine Stelle für Kost und Logis. Im Februar 1846 ertrug er die Mittellosigkeit und die schlechte Verpflegung nicht länger und ging über München und Wien nach Ungarn.

Informationen über Ungarn erhielt Baur wahrscheinlich von Gesellen, die in den 1830er Jahren in immer größerer Zahl in Ungarn eine Anstellung fanden. Wie aus der Forschung der Handwerker Geschichte bekannt, beeinflussten Äußerungen der handwerklichen Kreise die Migrationsrichtungen grundlegend. Dabei bildeten Sprachgrenzen größere Hemmnisse als Landesgrenzen. Der alemannische Raum, Österreich und die zum Großteil deutschsprachigen west- und südungarischen Gebiete gehörten zu bevorzugten Wanderungsgebieten der deutschen bzw. deutschsprachigen Handwerksgesellen. Baur hielt sich während seiner Wanderschaft in Ungarn von 1846 bis 1849 in den Städten Preßburg, Kremnitz und Pest, Zentren der ungarischen Goldverarbeitung, auf. Da in allen drei Städten eine bedeutende deutschsprachige Bevölkerung lebte, lagen die Städte an der traditionellen Route der deutschen Goldschmiedegesellen.

Vom August bis Oktober 1846 arbeitete Baur bei einem der Preßburger Goldschmiede, bis er wieder erkrankte. Nach seiner Genesung fand er keine neue Anstellung, weil in Preßburg die Konkurrenz wegen der Nähe zu Wien zu groß war. Deshalb zog er nach Kremnitz weiter, wo neben Goldgruben, Eisen- und Kupferverarbeitungsbetrieben mehrere traditionsreiche Goldschmiedewerkstätten tätig waren. Baur plante deshalb, in der Bergwerkstadt länger zu bleiben, doch er war vom Unglück verfolgt, denn er wurde wieder krank. Um sich ganz heilen zu können, wollte er nach Pest weiterwandern, wo er sich eine bessere ärztliche Versorgung erhoffte. In Pest fand Baur schnell eine Anstellung, doch wurde er bald vom Wechselfieber befallen und wieder arbeitslos. Auch seine nächste Stelle verlor er kurz nach seiner Einstellung; diesmal ging das Geschäft pleite. Erst nach mehreren Wochen konnte er eine neue Stelle finden. Im Mai wurde er dann entlassen, wahrscheinlich infolge der harten Konkurrenz unter den Handwerksgesellen, denn im Frühjahr 1848 erreichte die Einwanderung von ausländischen Handwerksgesellen ihren Höhepunkt.

Gábor Klauzál, Minister für Landwirtschaft-, Industrie- und Handelsangelegenheiten der ungarischen bürgerlichen Regierung, berichtete dem Innenminister:

Von seiten der Budapester Handwerkerjugend teile ich Ihnen klagend mit, daß zahlreiche Wandergesellen und andere Jugendliche, die zur Arbeiterschicht gehören, in Massen aus den benachbarten österreichischen Provinzen und aus dem ferneren Ausland nach Ungarn strömen, ohne irgendein Wanderbuch, einen Paß oder andere Dokumente mitzuführen. [...] Die in Strömen aus dem fernen Ausland nach Ungarn einströmenden Gesellen nehmen, um sich durchzubringen, wie behauptet, bloß für Quartier und Verpflegung jede Art von Arbeit an, wodurch sie die hiesigen Arbeitsverhältnisse durch einen unnatürlichen Wettbewerb stören.<sup>9</sup>



<sup>9</sup> Domonkos, Ottó: Reiserouten der wandernden Handwerksgesellen und die technisch-historische Bedeutung der Gesellenwanderung. In: Somkuti, Éva [u.a.] (Hg.): Internationales handwerkgeschichtliches Symposium. Veszprém 1979, S. 19.



Die Zahl der Arbeitslosen war so groß, berichtete Baur, daß „die Regierung den Entschluß faßte, sämtliche ausländische Arbeiter, welche sich nicht über gute Prädikate ihres Erwerbs usw. ausweisen können, die beiden Städte zu verlassen haben und auf Kosten des Staats bis nach Wien gebracht werden.“<sup>10</sup> In seinem nächsten Brief schrieb dann Baur, daß er wieder in Kondition bei seinem alten Meister sei, jetzt allerdings mit einem geringeren Gehalt als früher. Doch bald darauf wurde er wieder entlassen, als der bewaffnete Kampf gegen die unabhängige ungarische Regierung ausbrach und die Nachfrage nach Goldschmiedarbeiten sank. Mitte Februar 1849 verließ Baur Pest, denn wie er in seinem letzten aus Pest datierten Brief schrieb: „das längere geschäftslose Herumzugehen hab ich satt.“<sup>11</sup>

Baur war auch in Ungarn ständig auf Arbeitssuche. Oft plagten ihn Geldmangel und Schulden, weshalb er manchmal seine Sachen verpfänden oder seinen Pflegevater um Übersendung von Geld auf Lasten seines väterlichen Vermögens bitten mußte. Im Oktober 1847 war er so verzweifelt, daß er seine Wanderschaft abbrechen wollte. Trotzdem blieb er noch zwei weitere Jahre in Pest, denn er hielt die Arbeits- und Lebensverhältnisse in Ungarn noch immer für besser als in Württemberg. Seinem Pflegevater argumentierte er: „[...] ich habe nicht die geringste Passion für Reise in dieser Zeit, da von Wien und ganz Deutschland alles hierher strömt.“<sup>12</sup>

Baur sah die Folgen der sich anbahnenden Strukturkrise im süddeutschen Gewerbe, die durch eine Konjunkturkrise verschärft wurde. Zusätzlich wurden die Kleinbetriebe durch hohe Gewerbesteuer belastet und hatten angesichts der miserablen Wirtschaftslage besondere Schwierigkeiten, die Notsituation zu überbrücken. Die Folge davon waren: die Konkurse zahlreicher Gewerbebetriebe, das Überwecheln bisher selbständiger Existenzen in den Status unselbständiger Fabrikarbeiter oder die Auswanderung.

In Ungarn dagegen befand sich die Wirtschaft seit den 1830er Jahren in einer Konjunkturphase. Es entstand eine Vielzahl von Fabriken vor allem in der Lebensmittel- und Leichtindustrie, aber auch die Produktion der Eisenindustrie verdoppelte sich in wenigen Jahren und nahm die dritte Stelle in der Monarchie ein. In zwei Jahrzehnten wuchs die Zahl der in der Industrie Beschäftigten um 135%. Doch die benötigten freien Arbeitskräfte und vor allem die Facharbeiter mußte Ungarn zum Großteil aus dem Ausland beziehen, denn die Landwirtschaft beruhte größtenteils noch immer auf der unfreien Arbeit der untertänigen Bauern. Mehr Beschäftigung als zu Hause fanden die Einwanderer auch im traditionellen Handwerk, das in Ungarn sehr lange neben der Manufaktur- und Fabrikindustrie bestand, weil die niedrige Zahl der im Gewerbe Beschäftigten die wachsende Nachfrage nach Gewerbeprodukten nicht befriedigen konnte.

Baur trat im März 1849 die Heimreise mit dem Entschluß an, in die Stadt der Möglichkeiten, nach Pest, zurückzukehren. Seinem Pflegevater begründete er seinen Entschluß:

Ich bekenne Ihnen frey und offen, hier lieber zu sterben als nach Reutlingen oder überhaupt Deutschland zurückzukehren. [...] wenn ich die früheren Jahre mir zurückrufe, welche Noth und Armuth damals herrschte, so sage ich doch aus freyer Brust, hier mein Leben aufs Spiel zu setzen, als jetzt zurückzukehren [...].<sup>13</sup>

<sup>10</sup> Stadtarchiv Reutlingen, Gerichtsnotariat Nr. 308, Baus Brief vom 16.5.1848.

<sup>11</sup> Ebenda, Baus Brief vom 8.2.1849.

<sup>12</sup> Ebenda, Baus Brief vom 17.6.1847.

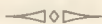
<sup>13</sup> Ebenda, Baus Brief vom 14.7.1848.

In seinem Antrag an den Stadtrat zu Reutlingen vom 28. März 1849 beantragte er, ihn vorzeitig für volljährig zu erklären und ihm sein Vermögen auszuhändigen, „um sodann auf sein diesseitiges Bürgerrecht verzichten und nach Ungarn auswandern und dort sein Geschäft auf eigene Verantwortung betreiben zu können.“<sup>14</sup> Der Stadtrat lehnte jedoch sein Gesuch auf Auswanderung mit den unruhigen politischen Zuständen in Ungarn ab. So konnte Baur nicht mehr nach Pest zurückkehren.

Infolge der steigenden Auswanderungszahlen seit den 1840er Jahren gewann die deutsche Ungarnwanderung sogar in den deutschen wirtschaftspolitischen Überlegungen an Bedeutung. Südwestdeutschland war bereits im 18. Jahrhundert eines der wichtigsten Quellgebiete der deutschen Auswanderung und blieb es auch bis in die 1850er Jahre. Allein aus Württemberg emigrierten von 1816 bis 1855 mindestens 280.000 Menschen, aus Baden schätzungsweise 180.000-190.000 Menschen. Die Auswanderung wie auch die Gesellenwanderung wurden als Spannungsabfluß bei Krisen des politisch-ökonomischen Systems und des Arbeitsmarktes aufgewertet. Man legte den Auswanderungswilligen kein Hindernis mehr in den Weg und befürwortete sogar eine staatlich gelenkte Migrationspolitik. Der Reutlinger Finanzfachmann, Johann von Werner, sah die Bedeutung der Auswanderung in der Intensivierung der deutschen Wirtschaftsbeziehungen und Handelsverbindungen, welche andere europäische Staaten durch ihre Kolonien geschaffen hatten.

Wo diese Kolonien zu gewinnen waren, darüber gingen die Meinungen auseinander. Während die meisten, vor allem norddeutsche Autoren, eine Auswanderung nach Amerika propagierten und von der Auswanderung nach Südosteuropa, insbesondere von der Ansiedlung auf den Gütern der ungarischen Adeligen wegen der dort herrschenden feudalen Rechtsverhältnisse, abrieten, befürworteten süddeutsche Autoren, die den deutschen Staaten fehlenden Rohstoff- und Absatzgebiete in den unteren Donauländern (Ungarn, Serbien, die Moldau, die Walachei und Bulgarien) durch die deutsche Einwanderung dorthin zu gewinnen.

Der Staatsrechtler Friedrich List sprach Ungarn eine politische und wirtschaftliche Schlüsselposition bei der Vertretung deutscher Interessen auf dem Balkan zu. Erfreuten sich Lists Schriften und Vorschläge über Ungarns Modernisierung einer allgemeinen Zustimmung der ungarischen Reformelite, so wehrte sie sich vehement dagegen, die deutsche Überbevölkerung aufzunehmen und die eigenen den deutschen Wirtschaftsinteressen unterzuordnen. In Ungarn befürwortete man, wie etwa Lajos Kossuth in einer Denkschrift über den Industrieverein an den ungarischen Reichstag von 1843/44, die Einwanderung von spezialisierten Fachkräften gegenüber der Masseneinwanderung aus dem deutschen Ausland.<sup>15</sup>



<sup>14</sup> Ebenda, Auszug aus dem Stadtprotokoll vom 28.3.1849.

<sup>15</sup> Gajdos, Gusztáv: Mechwart András – Kühne Ede. Budapest 1997, S. 3-35.



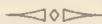
#### 4. Die Fachkräfte- und Unternehmerwanderung: Das Beispiel von Andreas Mechwart

Während der langen Geschichte der deutsch-ungarischen Migrationsbeziehungen spielten Technologietransfer und Wanderungen von Unternehmern und handwerklich-technischer Intelligenz stets eine Rolle. Innovationstransfer und hochspezialisierte Arbeitswanderung waren zwar nie eine Einbahnstraße, doch insbesondere in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam den aus den deutschen Staaten übersiedelten Fachkräften und Unternehmern eine große Bedeutung bei der Einführung technischer Neuerungen und neuer Produktionszweige in Ungarn zu. So war auch die erste zu Produktionszwecken eingesetzte Dampfmaschine in Ungarn ein direkter Transfer aus der Aachener Werkstatt von Tops und Nelsen durch Benedikt Buchler, den ebenfalls aus Aachen stammenden Direktor der Tuchfabrik in Gács.

Aus der Reihe deutscher Unternehmer und Konstrukteure, die zur Intensivierung des Ausbaus der ungarischen Industrie beigetragen haben, soll hier das Beispiel des 1834 in Schweinfurt geborenen Andreas Mechwart hervorgehoben werden.<sup>16</sup> Mechwart machte in seiner Geburtsstadt eine Schlosserlehre und studierte anschließend an der polytechnischen Schule in Augsburg mit einem Stipendium seiner Geburtsstadt. Nach dem erfolgreich abgeschlossenen Studium im Jahr 1855 arbeitete er vier Jahre in Nürnberg in einer Maschinenfabrik. Auf der Suche nach einem besseren Auskommen besuchte er 1859 seinen aus Nürnberg stammenden Freund Anton Eichleiter in Ofen, der bei Abraham Ganz angestellt war. Diesem Besuch ist es zu verdanken, daß Mechwart auf die Weiterreise verzichtete, nachdem er von Ganz ein günstiges Angebot erhielt. In der vom Schweizer Einwanderer Abraham Ganz gegründeten Eisengießerei mit 140 Arbeitern führte der zum Maschinenbauer ausgebildete Mechwart mehrere technische Verbesserungen durch und avancierte zur führenden Persönlichkeit der Firma.

Zuerst war Mechwart als Konstrukteur, nach dem Tode von Ganz 1867 als Betriebsleiter, dann als technischer Direktor und seit 1874 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1899 als Generaldirektor der zur Aktiengesellschaft umgewandelten Eisengießerei und Maschinenfabrik tätig. Unter seiner Direktion entwickelte sich die Gießerei zu einer Großfabrik mit 6.000 Arbeitern und mehreren Standorten im In- und Ausland: 1869 wurde eine Maschinenfabrik in Ratibor in Preußisch-Schlesien, 1880 die Erste Ungarische Waggonfabrik in Budapest, 1887 die Papiermaschinenfabrik im österreichischen Leobersdorf und 1891 der Hochofen im kroatischen Petrova Gora erworben. Damit wurde Ganz die einzige ungarische Fabrik, die nicht nur ein breites Profil aufweisen konnte, sondern auch Filialen im Ausland besaß. Durch die Erzeugnisse insbesondere im Bereich der Landwirtschaft und der Elektrizität, die zum Großteil eigene Konstruktionen der Ingenieure der Firma waren, erlangte das Unternehmen Weltruhm.

Die größte Leistung Mechwarts, mit der er die finanzielle Basis des Unternehmens sicherte, war der Ganz-Mechwartsche Walzenstuhl. Er war eine konstruktive Verbesserung des vom Schweizer Friedrich Wegmann entwickelten und 1873 der Ganz-Fabrik vorgestellten Walzenstuhles. Mechwart erkannte neben den Mängeln sofort das entwicklungsfähige Grundprinzip, bestand auf dem Kauf der Lizenz und schuf in kürzester Zeit einen



<sup>16</sup> Vgl. Fata (wie Anm. 3).



Walzenstuhl, der für alle Mahlvorgänge bis zum feinsten Mehl geeignet war. Die Erfindung reformierte die ungarische Mühlenindustrie, die in Europa eine führende Rolle einnahm. Infolge der starken Nachfrage wurde der Walzenstuhl in etwa 60 Varianten und bereits in Serien hergestellt. Zwischen 1875 und 1907 verkaufte Ganz 30.000 Stück, davon mehr als 80% im Ausland.

1878 richtete Mechwart eine elektrotechnische Abteilung in der Fabrik ein, nachdem er die Aktionäre von der Zukunftsperspektive der Elektrizität überzeugen konnte. Mechwart holte den experimentierfreudigen Ingenieur Károly Zipernowszky an die Spitze der Abteilung, der mit der Herstellung und Anwendung von Wechselstrom experimentierte. 1883 konstruierte er zusammen mit Miksa Déri den Induktionsgenerator mit Wechselstrom und 1885 zusammen mit Déri und Otto Bláthy den Transformator. Wechselströme konnten jetzt ohne große Verluste hoch- und abgespannt werden. Damit machte der Transformator den Wechselstrom zu einer realistischen Alternative für den Gleichstrom. Wenn sich die Städte für Wechselstrom entschieden, konnten sie die Kraftwerke außerhalb der Stadtzentren ansiedeln und somit die inneren Bezirke von Lärm- und Schadstoffen entlasten. Zwischen 1885 und 1899 baute das Unternehmen etwa 10.000 Transformatoren und 300 elektrische Kraftwerke in Europa, unter anderem 30 für Italien und ebensoviel für Spanien, 20 für Österreich, 10 für Deutschland, und weitere in der Schweiz, in Schweden und Rußland. In Ungarn wurden bis 1900 insgesamt 43 Elektrizitätswerke errichtet, damit hielt im Land die Stromerzeugung frühzeitig ihren Einzug.

Mechwart setzte sich energisch für die Einstellung junger ungarischer Ingenieure ein, die der starken Konkurrenz von deutschen Ingenieuren und Technikern unterlagen, weil die meisten ungarischen Betriebe die deutschen Fachkräfte bevorzugten. Die Firma Ganz wurde dagegen zur praktischen Schule der Absolventen der Technischen Universität in Budapest und durch die Förderung der jungen Generation der Maschinenbauingenieure zugleich zum wichtigen Zentrum der technischen Entwicklung in Ungarn.

## 5. Die industrielle Arbeitswanderung: Das Beispiel ungarischer Arbeitnehmer in Deutschland

Die sozialökonomische Struktur Ungarns war am Ende des 19. Jahrhunderts durch ein Übergewicht der Landwirtschaft und der Agrarbevölkerung gekennzeichnet. Die Widersprüche des ungarischen Entwicklungswegs waren jedoch nicht in der Tatsache zu suchen, daß Ungarn ein industrialisiertes Agrarland blieb, sondern vielmehr in der extrem ungleichmäßigen Verteilung des Bodeneigentums. Nach der Agrarstatistik von 1895 verteilte sich der Bodenbesitz von etwa 21,2 Millionen Hektar auf ca. 2,1 Millionen Besitzer. 99% der Besitzer teilten sich nur 52% der Bodenfläche. Darunter besaßen etwa 1,17 Millionen nicht existenzfähige Kleinbesitzer lediglich 1,24 Millionen Hektar Boden. Dagegen verfügte 1% der Besitzer, ca. 21.000 Personen, über etwa 10 Millionen Hektar, d.h. 48% der Bodenfläche.<sup>17</sup>



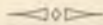
<sup>17</sup> Vgl. Paulinyi, Ákos: Industrieförderung und Techniktransfer aus dem Deutschen Reich nach Ungarn zwischen 1880 und 1914. In: Fischer, Holger; Szabadváry, Ferenc (Hgg.): Industriettransfer und Wissenschaftsaustausch zwischen Ungarn und Deutschland. Aspekte der historischen Beziehungen in Naturwissenschaft und Technik. München 1995, 167-210.

Fanden die aus der Bauernbefreiung ohne Bodenbesitz hervorgegangenen Landarbeiter zur Zeit der Beschleunigung der Industrialisierung zwischen 1867 und 1873 Beschäftigung in der Fabrikindustrie, so konnten die zur Zeit einer forcierten Industrialisierung ab den 1880er Jahren aus dem Agrarsektor massenweise ausgedrängten Kleinbauern nur zum Teil in der Industrie beschäftigt werden. Infolge der Übervölkerung, der die Weingärten landesweit zugrunderichtenden Reblaus, der schnellen Verbreitung der landwirtschaftlichen Maschinen, der hohen Zinsfüsse, der teuren Ernährungsverhältnisse und der zunehmenden Verschuldung stieg die Zahl der Landbevölkerung in einem schnelleren Tempo als die der Arbeitsplätze in der Industrie. Immer mehr arbeitslose oder in ihrer Existenz gefährdete Landarbeiter suchten deshalb im Ausland provisorisch oder für immer eine neue Existenz.<sup>18</sup>

Betrug die Zahl der Auswanderer aus dem Königreich Ungarn mit Kroatien zwischen 1871 und 1898 etwa 400.000 Menschen, so wanderten zwischen 1899 und 1913 rund 1.390.525 Personen, d.h. 5% der Bevölkerung aus, davon 86% nach Amerika, 7,4% nach Rumänien und lediglich 3%, d.h. 41.585 Personen, nach Deutschland. Wie hoch die ungarische Auswanderung in der Tat war, ist nicht einfach zu ermitteln, denn neben der Auswanderung mit dem Ziel, in der Fremde eine neue Existenz zu gründen, war auch die temporäre Auswanderung gleich bedeutend. Jeder dritte Auswanderer aus Ungarn kehrte ungefähr nach 2 bis 5 Jahren in seine Heimat zurück. Auch die Zahl jener Auswanderer, die mehrmals über den Atlantik bzw. die Landesgrenzen fuhren, war beträchtlich. Die vorherrschende Form der ungarischen Auswanderung war deshalb nicht die Familien-, sondern die Einzelwanderung. Die Mehrheit der Auswanderer gehörte zur Altersgruppe von 20 bis 40 Jahren, und bis zum Höhepunkt der Auswanderung im Jahr 1907 überwog die Auswanderung der Männer, ab 1913 die der Frauen. Auch wenn Ehepaare zusammen auswanderten, ließen sie häufig ihre Kinder bei den Großeltern in Obhut, denn ihr Ziel war, nach einigen Jahren mit einem kleinen Kapital zurückzukehren, um ihre ertragsarmen kleinbäuerlichen oder kleinhandwerklichen Subsistenzwirtschaften mit zusätzlichen Mitteln zu ergänzen.

Besonders charakteristisch waren die zeitweiligen Arbeitnehmer für die Deutschlandwanderung. 1880, als man zum ersten Mal in der deutschen Statistik die Ungarn getrennt ausgewiesen hat, zählte man insgesamt 5.705 ungarische Staatsbürger in Deutschland, zwischen 1890 und 1900 wuchs ihre Zahl von 9.252 auf 23.639. 1910 lebten 32.107 Ungarn in Deutschland, davon die meisten in Preußen, aber auch in Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden und Hessen sowie in Hamburg und Bremen gab es eine ungarische Kolonie.<sup>19</sup> Einen Höhepunkt erreichte die ungarische Deutschlandwanderung in den Jahren von 1905 bis 1907, als 18.601 Menschen auswanderten. 1913/14 erhielten bereits 23.235 Ungarn eine Legitimation auf eine Stelle in Deutschland.<sup>20</sup>

Nach der Sozialstruktur stellten die Industrie- und Bergarbeiter die größte Gruppe, doch gerade über sie gibt es keine aussagekräftigen Quellen weder in Deutschland noch in Ungarn. Die Beleglisten etwa der Dortmunder Zeche „Freie Vogel“ und „Unverhofft“ oder



<sup>18</sup> Kóvér, György: Iparosodás agrárországban. Magyarország gazdaságtörténete 1848-1914 [Industrialisierung in einem Agrarland. Wirtschaftsgeschichte Ungarns 1848-1914]. Budapest 1982.

<sup>19</sup> Vgl. Auswanderung und Rückwanderung wie Anm. 2.

<sup>20</sup> Vgl. u.a. Elsner, Lothar; Lehmann, Joachim: Ausländische Arbeiter unter dem deutschen Imperialismus 1900 bis 1985. Berlin 1988.

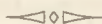


die Listen über die ausgehändigten Pässe für Industrie- und Landarbeiter im Komitatsarchiv Baranya erlauben keinen Einblick über Anwerbung, Motive und Lebensverhältnisse der ungarischen Arbeitnehmer im Rheinland, in Westfalen oder Berlin. Hier ist noch eine weitere intensive Quellenforschung erforderlich.<sup>21</sup>

Auch im Fall der ungarischen Landarbeiter können wir uns nur auf wenige Aktennotizen der deutschen und ungarischen Behörden stützen. Die ungarischen Landarbeiter traten in den Quellen erst 1889 auf, als man in Preußen an die Einführung von slowakischen und besonders von deutschen Landarbeitern aus Ungarn dachte. Die preußischen Ostprovinzen hatten seit den 1880er Jahren durch die massive Abwanderung von Landarbeitern und Armbauern in die Industrie mit besseren Löhnen, besseren sozialen Verhältnissen und ganzjährig gesicherten Verdienstmöglichkeiten hohe Bevölkerungsverluste zu verzeichnen. Den gebietsweise katastrophalen Arbeitskräftemangel in der Landwirtschaft ersetzte man durch polnische Arbeitskräfte. Die Zuwanderung von polnischen Familien aus Russisch-Polen und Galizien nahm von Jahr zu Jahr zu. Doch das ökonomische Interesse der preußischen Junker kollidierte mit der antipolnischen Sicherheitspolitik Preußens, in deren Folge die benötigten polnischen Arbeitskräfte nicht zur Einwanderung, sondern nur zur Saisonarbeit zugelassen wurden.

Zugleich versuchte man die Polen durch Arbeiter anderer Nationalität zu ersetzen. Empfahl die deutsche Botschaft in Wien die Slowaken wegen ihrer bescheidenen Lohnansprüche und als potentielle Streikbrecher, so lehnte sie die Beschäftigung von Deutschen aus Ungarn ab. Man wollte das durch die Magyarisierungsmaßnahmen der ungarischen Regierung als gefährdet betrachtete deutsche Element nicht weiter schwächen. Dagegen berichtete man aus Schlesien über sehr gute Erfahrungen mit den 1899 angesiedelten deutschen Bauern aus Ungarn und riet zur weiteren Ansiedlung von Ungarndeutschen. 1902 hatte sich in Berlin ein Kuratorium gebildet, das sich die Aufgabe stellte, deutsche Landarbeiter und Ansiedler nach Posen zu bringen. Unter dem Schein der Anwerbung von Saisonarbeitern gelang es der Posener Ansiedlungskommission und ihren Werbern, die österreichisch-ungarischen Behörden zu täuschen und deutsche Familien nach Posen umzusiedeln.<sup>22</sup> Eine größere Umsiedlungsaktion scheiterte jedoch am ungarischen Widerstand. Als die Grenzposten im Frühjahr 1905 dem Innenministerium meldeten, daß tagtäglich etwa 70 bis 100 deutsche Familien nach Posen auswanderten, unterband die ungarische Regierung die Umsiedlung mit dem Argument:

Seit längerer Zeit treiben in den deutschen Ortschaften der Komitate Baranya, Tolna, Sopron und Vas lichtscheue Individuen mit der Verlockung zur Auswanderung nach Posen ihr Unwesen und haben besonders auf die Kleinbauern abgesehen. Über 1.000 Familien, die bereits über zwei Jahrhunderte in unserem Land zufrieden lebten, wurden zwischen die polnische, dem Deutschen feindlich gesinnte Landbevölkerung als Ansiedler hineingekeilt, um das Polenelement



<sup>21</sup> Vgl. Fata, Márta: Von der Ansiedlung zur Auswanderung. Ein Beitrag zur sozialhistorischen Erforschung der Migration der Deutschen in Südosttransdanubien im 18. und 19. Jahrhundert. In: Dies. (Hg.): Die Schwäbische Türkei. Lebensformen der Ethnien in Südwestungarn. Sigmaringen 1997 (= Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde 5), 31 ff.

<sup>22</sup> Nichtweiss, Johannes: Die ausländischen Saisonarbeiter in der Landwirtschaft der östlichen und mittleren Gebiete des Deutschen Reiches. Berlin 1959, 58 ff.

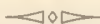


aus seiner Urheimat zu verdrängen. Die deutsche – recte preußische Regierung gibt den Auswanderern Reisegeld, Ackerland und Material zum Hausbau. Merkwürdigerweise haben unsere Behörden von dieser Bewegung, welche schon längst ein öffentliches Geheimnis ist, erst jetzt Kenntnis genommen.<sup>23</sup>

Die ungarische Regierung wollte gerade auf die Nachkommenschaft der deutschen Einwanderer nicht verzichten, die der ungarischen landwirtschaftlichen Entwicklung einen wichtigen Beitrag geleistet hat. Einer temporären Auswanderung legte die Regierung jedoch kein Hindernis in den Weg, da die Saisonarbeit in vielen Regionen eine wichtige Ergänzung bzw. Verbesserung der Existenz von Landarbeitern bedeutete. So wanderten etwa aus der Batschka-deutschen Gemeinde Sekitsch seit 1898 alljährlich zwischen 50 und 60 Arbeiter in die oberschlesische Landwirtschaft. Von den Ersparnissen der Arbeiter wurden in wenigen Jahren am Rande der Gemeinde neue Häuser in der sogenannten „Deutschländergasse“ gebaut.

## 6. Schlußbetrachtung

In einer ersten Bilanz der deutsch-ungarischen Migrationsbeziehungen im 19. Jahrhundert kann über ein durchaus erfolgreiches Kapitel der Beziehungen berichtet werden. Alle hier skizzierten Migrationstypen stellen eine äußerst effektive Lösung der Spannungen dar, die aus den innergesellschaftlichen und strukturellen Entwicklungen im 19. Jahrhundert sowohl im Ausgangs- als auch im Zielraum entstanden waren. Die Beispiele haben zugleich gezeigt, daß die Weiterführung der Vergleichsanalysen der materiellen und immateriellen Faktoren der Wanderungsbewegungen zwischen Mittel- und Ostmitteleuropa eine neue Perspektive der Kontaktgeschichte eröffnen können. Deshalb wird hier für einen neuen Forschungsansatz plädiert, der über die traditionsreiche Aufarbeitung der deutschen Einwanderung nach Ungarn im 18. Jahrhundert hinausgeht und die neuzeitliche Migration als einen einheitlichen Prozeß behandelt.



<sup>23</sup> Fünfkirchner Zeitung vom 13.4.1905.



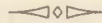
Tibor Frank (Budapest)

## Die Amerikanisierung Berlins nach dem Ersten Weltkrieg

Während eines Besuchs in Berlin 1858–1859 fand der junge Henry Adams, es gäbe dort wenig Interessantes. Er bemerkte: „Die deutsche Universität und das deutsche Recht waren Fehlschläge; die deutsche Gesellschaft existierte, im amerikanischen Sinne, überhaupt nicht, oder wenn sie doch existierte, so offenbarte sie sich einem Amerikaner nicht“. Ausserdem sprach er von einem „völligen Fehlschlag der deutschen Erziehung“.<sup>1</sup> Deutsche Kulturkritiker wie Julius Langbehn, Paul de Lagarde und Moeller van den Bruck aber meinten nur wenige Jahrzehnte später, Berlin habe eine amerikanische Atmosphäre, die für sie das Böse zu verkörpern schien. „Man muß demnach politisch wie geistig die Provinzen gegen die Hauptstadt aufbieten, ausspielen, marschieren lassen“, schrie Julius Langbehn in seinem Hass gegen Berlin auf.<sup>2</sup> Er war derjenige, der die Ansicht vertrat, dass der alte Geist der preussischen Garnisonsstadt durch das Gift von Kommerz und Materialismus zersetzt werde, die für ihn gleichbedeutend waren mit der Amerikanisierung Deutschlands. Langbehn hegte bitteren Groll gegen „den rohen Geldkultus“, denn dieser sei, so behauptete er,

auch ein nordamerikanischer Zug, welcher in dem jetzigen Berlin mehr und mehr überhand nimmt; eine deutsche und ehrenfeste Gesinnung sollte ihm gegenüber ganz entschieden Stellung nehmen. Geldstücke sind meistens schmutzig. Für den heutigen Deutschen dürfen sie nur Mittel und nicht Zweck sein.<sup>3</sup>

Langbehns Kritik war ein typischer Aufschrei gegen die neuen großen Städte auf dem europäischen Kontinent und in den Vereinigten Staaten. Sein Traktat erschien etwa zur selben Zeit wie eine Abhandlung von Josiah Strong, in der dieser die amerikanische Stadt als eine der großen Gefahren seiner Zeit beschrieb.<sup>4</sup> Mit der Zeit setzte Langbehn „den rohen



<sup>1</sup> *The Education of Henry Adams. An Autobiography.* Boston and New York, 1918, S. 80. Vgl. Kurt Albert Mayer: „Some German Chapters of Henry Adams's Education: 'Berlin (1858-1859),' Heine, and Goethe". AAA — Arbeiten aus Anglistik und Amerikanistik. Tübingen, 1994, Bd. 19, Nr. 1, S. 3-25. Kurt Albert Mayer: „Henry Adams: 'And I've Retouched My Austria'“, 1996.

<sup>2</sup> [Julius Langbehn]: *Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen.* 49. Auflage, Leipzig, 1909, S. 138. Quoted by Fritz Stern: *The Politics of Cultural Dispair. A Study in the Rise of the Germanic Ideology.* Berkeley–Los Angeles, 1974, S. 131.

<sup>3</sup> [Julius Langbehn]: *Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen.* 12. Auflage, Leipzig, 1890, S. 292-293.

<sup>4</sup> Josiah Strong: *Our Country. Its Possible Future and Its Present Crisis.* Jurgen Herbst, Hg. Cambridge, Mass., 1963, S. 171-186.



Geldkultus“ jedoch nicht nur mit Nordamerika gleich, sondern stellte in späteren Ausgaben seines unerhört populären Buches fest, er sei „zugleich“ ein „jüdischer Zug“.<sup>5</sup>

Im ausgehenden 19. Jahrhundert erlebte Berlin einen bemerkenswerten Wandel. Für den jungen Henry Adams sah es 1858-1859 noch so aus:

[...] die deutschen Studenten waren merkwürdige Kreaturen, aber ihre Professoren spotteten jeder Beschreibung. Die geistige Einstellung an der Universität war weit entfernt von der einer amerikanischen. [...] Weder die Methodik noch die Thematik oder die Art und Weise wäre einer amerikanischen Erziehung nützlich gewesen.<sup>6</sup>

Für Ross war Berlin die Großstadt, ein glitzerndes Resümee all jener Möglichkeiten, die die Zukunft bringen konnte.

Die langen Ketten strahlender elektrischer Lampen, die Reihen strahlender Schaufenster, die Omnibusse, die Kutschen, die Fußgängerströme – all das ließ mich jubeln. ‚Hurra!‘ rief ich aus. ‚Das ist es also, was du anstrebst. Du wirst einer sein unter gleichartigen Strömen der Humanität in den Städten der Großen Republik. [...] Du wirst mit dabei sein. Arbeite und warte und sieh zu.‘<sup>7</sup>

Die Konservativen im kaiserlichen Deutschland waren besonders besorgt über die „Amerikanisierung“ ihres Landes, die Verbreitung einer Massenkultur mit ihrem Materialismus, ihrer Mechanisierung und der Vergötterung des Reichtums. Den Begriff benutzte als erster Emil Du Bois-Reymond in einer Rede im Jahre 1877, in der er „das reißend wachsende Übergewicht der Technik als *Amerikanisierung*“, als Gefahr aufzeigte und vor dieser warnte.<sup>8</sup> Du Bois-Reymond wies häufig auf die Bedrohung Europas durch die Amerikanisierung hin, sowohl für sein geistiges Leben als auch für seine Wirtschaft. Bis zur Jahrhundertwende wurde der Begriff in Deutschland so geläufig, galt sein Inhalt als eine so schlimme Bedrohung, dass Paul Dehn in einer 1904 veröffentlichten Abhandlung von den möglichen Gefahren einer „Amerikanisierung der Erde“ sprach:

Was ist Amerikanisierung? Amerikanisierung im wirtschaftlichen Sinne bedeutet die Modernisierung der Methoden in Industrie, Handel und Landwirtschaft, wie auf allen Gebieten des praktischen Lebens. Amerikanisierung im weiteren Sinne, auch gesellschaftlich und politisch, bedeutet das unablässige, ausschließliche und rücksichtslose Trachten nach Erwerb, Reichtum und Einfluß.<sup>9</sup>



<sup>5</sup> [Julius Langbehn]: Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen. 12. Auflage, Leipzig, 1890, S. 292-293.; 49. Auflage, Leipzig, 1909, S. 320. 12. Aufl.: „[...] der rohe Geldkultus ist auch ein nordamerikanischer Zug, welcher in dem jetzigen Berlin mehr und mehr überhand nimmt; [...]“ 49. Aufl.: „[...] der rohe Geldkultus ist ein nordamerikanischer und zugleich – jüdischer Zug, welcher in dem jetzigen Berlin mehr und mehr überhand nimmt; ...“

<sup>6</sup> The Education of Henry Adams. An Autobiography. Boston and New York, 1918, S. 75-76.

<sup>7</sup> E. A. Ross: German Diary, January 26, 1889. Ross Papers, State Historical Society of Wisconsin, Madison. Zitiert von R. Jackson Wilson: In Quest of Community: Social Philosophy in the United States, 1860-1920. London-Oxford-New York, 1970, S. 95.

<sup>8</sup> Emil Du Bois-Reymond: „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft“, in Reden, Bd. I, S. 280. Siehe auch S. 281, S. 283. Zitiert von Otto Basler: „Amerikanismus. Geschichte des Schlagwortes“. Deutsche Rundschau, Bd. CCXXIV (Juli – August – September 1930), S. 144.

<sup>9</sup> Paul Dehn: „Die Amerikanisierung der Erde“, in Weltwirtschaftliche Neubildungen, 1904, S. 238. Zitiert von Otto Basler, op. cit., S. 144.

Der Begriff *Amerikanismus* wurde in den Nachkriegsjahren allgemein gebräuchlich und mit einer negativen Bedeutung belegt. Die „Deutsche Rundschau“, eine der angesehensten Zeitschriften in Deutschland, brachte 1930 nacheinander zwei Artikel über seine Geschichte und seine Bedeutung.<sup>10</sup>

Die Bedeutung von „Amerikanismus“ wurde in den 1890er Jahren noch komplexer. Kardinal James Gibbons aus Baltimore gründete eine Bewegung in der amerikanischen katholischen Kirche und versuchte, sie der Komplexität einer neuen Industriegesellschaft wie der der Vereinigten Staaten anzupassen. Diese Bewegung wurde als modernistische Opposition innerhalb der Kirche gewertet, und Kulturkritiker wie Langbehn dürften sich auch dieser zweifachen, säkularen wie religiösen, Bedeutung des „Amerikanismus“ bewusst gewesen sein. Der Disput über dieses Modernisierungsprogramm erlangte in Deutschland und in Frankreich eine solche Bedeutung, dass Papst Leo XIII. im Jahre 1899 eine Enzyklika, „*Testem benevolentiae*“, an Kardinal Gibbons sandte, in der er den Amerikanismus verurteilte, und zwar besonders die Ansicht, dass „die Kirche sich unserer fortgeschrittenen Zivilisation etwas anpassen und, indem sie ihre alte Strenge etwas lockerte, etwas Nachsicht gegenüber den modernen populären Theorien und Methoden beweisen solle.“<sup>11</sup>

Aus der Sicht der Zeitgenossen, die beide Kulturen kannten, war besonders das Berlin der Nachkriegszeit stark amerikanisiert worden. Das „Tagebuch“ von Lord D'Abernon, dem britischen Botschafter in Berlin in den frühen 20er Jahren, ist voll von Hinweisen auf die amerikanischen Züge Berlins und Deutschlands sowie auf die Empfänglichkeit der Deutschen für amerikanischen Stil und amerikanische Methoden. „Die Ähnlichkeit Berlins mit einer amerikanischen Stadt hat viele Reisende beeindruckt“, notierte der Botschafter in der „Einleitenden Übersicht“ seines „Tagebuchs“.<sup>12</sup> „Die Methoden des amerikanischen Handels und Finanzwesens leiten sich weniger aus England als vielmehr aus Deutschland ab, da sie im wesentlichen auf den Traditionen von Frankfurt und Hamburg basieren.“<sup>13</sup> „Die deutliche Sympathie und das instinktive Verständnis zwischen Amerikanern und Deutschen ist schwer zu analysieren und zu erklären. Die Deutschen akzeptieren die Argumente von Amerikanern viel bereitwilliger als die von Europäern. [...]. Die der Amerikaner finden sie sogleich praktisch und überzeugend.“<sup>14</sup> Berlin war überhaupt nicht deutsch, sondern eine nach Deutschland verpflanzte amerikanische Stadt, die das Land vorübergehend dominierte. Berlin wurde grundlegend undeutsch und fremd. „Berlin mit seinen regelmäßigen breiten Straßen und Plätzen in bestimmten Abständen, dem völligen

<sup>10</sup> Theodor Lüddecke: „Amerikanismus als Schlagwort und als Tatsache“, *Deutsche Rundschau*, Bd. CCXXII (Januar – Februar – März 1930), S. 214-221. Otto Basler: op. cit., S. 142-146.

<sup>11</sup> Epistola „*Testem benevolentiae ad archiep.* Baltimore. 22 Ian. 1899“. In Henricus Denzinger, Hg.: *Enchiridion symbolorum definitiorum et declarationum de rebus fidei et morum*. XXXIII. Ausg., Freiburg im Breisgau, 1965, S. 656-658. John Tracy Ellis, Hg.: *Documents of American Catholic History*. Milwaukee, 1956, S. 553-562. Sister M. Claudia, Hg.: *Dictionary of Papal Pronouncements. Leo XIII to Pius XII [1878-1957]*. New York, 1958, S. 157. Josef Höfer und Karl Rahner, Hg., *Lexikon für Theologie und Kirche*. Freiburg, 1957, S. 434-435. Vgl. Albert Houtin: *L'Américanisme*. Paris, Émile Nourry, 1904. T. T. Cavy: „Americanism: Fact and Fiction“, *The Catholic Historical Review*, Bd. 31 (1945), S. 133-193; F. Klein: „Une hérésie fantôme, l'Américanisme“, in *Souvenirs*, Bd. IV, Paris, 1949.

<sup>12</sup> *An Ambassador of Peace. Lord D'Abernon's Diary*. London, 1929, Bd. I, S. 18.

<sup>13</sup> Lord D'Abernon: op. cit., Bd. I, S. 18.

<sup>14</sup> Lord D'Abernon: op. cit., Bd. I, S. 19.



Fehlen sowohl des Pittoresken als auch des Abstoßenden ist einer amerikanischen Stadt viel ähnlicher als einer europäischen."<sup>15</sup> Gegen Ende seiner Amtszeit in Berlin zog der britische Diplomat 1926 folgende Schlussfolgerung:

Gelegentlich wird in dieser Hinsicht eine Parallele zwischen Amerika und Deutschland gezogen. Beide scheinen von ähnlichen Ambitionen erfüllt zu sein und Erfolg fast ausschließlich am Reichtum zu messen. [...] Die Deutschen gewöhnen sich viel leichter an amerikanische industrielle Methoden als die Engländer. Im Geschäftsleben besteht eine auf der Mentalität beruhende Affinität zwischen ihnen.<sup>16</sup>

Der amerikanische Industrielle Henry Ford war in Deutschland sehr beliebt, und sein 1922 erschienenes Buch „Mein Leben und Werk“ wurde fast sofort in deutscher Übersetzung veröffentlicht, die in 200 000 Exemplaren verkauft wurde. F. W. Taylors Buch über die wissenschaftliche Betriebsführung (*Scientific Management*) war ebenso populär, sowohl als Slogan als auch als eine praktische Methode des Umgangs mit der Wirtschaft. Und dann waren da auch all die Hochhäuser amerikanischer Art, die Jazzbands, die schwarzamerikanischen Musiker und die ganze amerikanische Unterhaltungsindustrie, um den deutschen Geist zu blenden, den deutschen Lebensstil nach amerikanischen Mustern zu formen. Josephine Baker, Fred Astaire, Greta Garbo, Jeanette MacDonald und Nelson Eddy waren beim deutschen Publikum ebenso populär wie zu Hause.<sup>17</sup>

Berlins Empfänglichkeit für die zeitgenössische Musik war, bis zu einem gewissen Grad, ebenfalls ein amerikanisches Merkmal: Mitte der 20er Jahre spielten die verschiedenen Opernensembles Alban Bergs „Wozzeck“, Igor Strawinskys „Oedipus rex“, Paul Hindemiths „Cardillac“, Kurt Weills „Die Dreigroschenoper“, Arnold Schönbergs „Die glückliche Hand“ und verschiedene neue Opern von Richard Strauss unter der Leitung einiger der namhaftesten Dirigenten der Operngeschichte wie Wilhelm Furtwängler, Erich Kleiber, Otto Klemperer und Bruno Walter. In der „Gesellschaft der Musikfreunde zu Berlin“ wurde in der Saison 1930/31 das „Amerika“ des schweizerisch-amerikanischen Komponisten Ernest Bloch erstmals aufgeführt – fast genau zur selben Zeit, als Charlotte Weidler in der „Lessing-Hochschule“ in einer Reihe über moderne Kunst eine Vorlesung über die „Amerikanische Kunst“ hielt.<sup>18</sup> Berlins Vorliebe für alles, was neu und, oft, amerikanisch war, die den Geist erahnen ließ, der Innovation und Experimentalismus willkommen heißen würde, wurde eine der grundlegenden Erfahrungen eben dieser Generation von Europäern, als sie einige Jahre später dem aufkommenden Nazismus entflohen, indem sie Hitlerdeutschland verließen und nach Amerika gingen. Thomas Mann äusserte sich 1929 pikiert über die Amerikanisierung Europas und meinte, sie ginge wohl Hand in Hand mit der „Europäisierung Amerikas in kulturellen und künstlerischen Dingen“.<sup>19</sup>



<sup>15</sup> Lord D'Abernon: op. cit., Bd. II, S. 102.

<sup>16</sup> Lord D'Abernon: op. cit., Bd. III (1930), S. 245.

<sup>17</sup> Lajos Kerekes: A weimari köztársaság [Die Weimarer Republik]. Budapest, 1985, S. 206.

<sup>18</sup> Gesellschaft der Musikfreunde zu Berlin e. V. Programme Saison 1930-31, Michael Polanyi Papers, Box 45, Folder 2. Lessing-Hochschule, Vorlesungen Frühjahr 1931. Michael Polanyi Papers, Box 45, Folder 8. Beide im Department of Special Collections, University of Chicago Library, Chicago, Ill.

<sup>19</sup> László Ormos: „Thomas Mann plaudert“, Pester Lloyd, 18. Dezember 1929, veröffentlicht von Antal Mádl und Judit Györi, Hg.: Thomas Mann und Ungarn. Essays, Dokumente, Bibliographie. Budapest, 1977, S. 342.



Es hatte eine gewisse Logik, dass die intellektuellen Flüchtlinge aus Ungarn – viele von ihnen zukünftige Amerikaner – nach 1918-1919 zunächst nach Berlin gingen, in eine Stadt, die viele von ihnen später stark an die Vereinigten Staaten erinnerte.

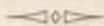
### „Das Babel der Welt“

Dass amerikanisch „modern“ bedeutete und Berlin in diesem Sinne „amerikanisch“ war, waren im Deutschland der Weimarer Republik überaus deutlich. Während die meisten deutschen Städte konservativ wurden, wurde Berlin progressiv und zur wirklichen kulturellen Hauptstadt Deutschlands.<sup>20</sup> „Berlin beherbergte all die, die anderswo ausgelacht oder verfolgt gewesen wären.....“ schrieb der Historiker István Deák und fügte hinzu:

Comintern-Agenten, dadaistische Dichter, expressionistische Maler, anarchistische Philosophen, Sexualwissenschaftler, Vegetarier und Esperanto-Propheten einer neuen Menschlichkeit, Schnorrer, Kurtisanen, Homosexuelle, Drogenabhängige, Nackttänzer und Apostel der nudistischen Selbstbefreiung, Schwarzmarktlter, Veruntreuer und Berufsverbrecher machten sich in der Stadt breit, die hungrig auf Neues, auf Sensationen und Extremes war. Zudem wurde Berlin das kulturelle Zentrum Mittel- und Osteuropas. Diejenigen, die nun den Geschmack und die Moral der Allgemeinheit bestimmten, die erleuchteten, unterhielten oder ihre Kunden korrumpierten, waren nicht nur Deutsche, sondern [auch] russische Flüchtlinge des roten und ungarische Flüchtlinge des weißen Terrors, freiwillige Exilanten aus dem nunmehr welkenden und von Armut geschlagenen Wien, Revolutionäre vom Balkan und jüdische Opfer der Pogrome in der Ukraine.<sup>21</sup>

Der ungarische marxistische Philosoph György Lukács, der österreichische Theaterdirektor Max Reinhardt, der Prager Journalist Egon Erwin Kisch, die phänomenale Budapester Opersängerin Gitta Alpár und die polnischen Veruntreuer Leo und Willy Sklarek waren einige dieser berühmten ‚Berliner‘, schloss Deák.<sup>22</sup>

Noch lange nach 1871 schien Berlin vor allem eine provinzielle Garnisonsstadt zu sein. Henry Adams erinnerte sich an das Berlin von 1858 als „eine arme, scharfsinnige Provinzstadt, einfach, schmutzig, unzivilisiert und überwiegend widerwärtig. Das Leben war weitaus



<sup>20</sup> Es gibt eine beträchtliche und wachsende Literatur über Deutschland zur Zeit der Weimarer Republik, die ich hier nicht anzuführen beabsichtige. Einige der wichtigsten Titel sind: The Weimar Republic: A Historical Bibliography. Santa Barbara, CA, ABC-CLIO Information Services, 1984; Peter Gay: Die Republik der Aussenseiter: Geist und Kultur der Weimarer Zeit in 1918-1933. Frankfurt a.M. 1987; Gerhard Schulz, Hg.: Ploetz Weimarer Republik. Eine Nation im Umbruch. Freiburg-Würzburg, 1987; Walter Mönch: Weimar. Gesellschaft – Politik – Kultur in der Ersten Deutschen Republik. Frankfurt a. M.–Bern–New York–Paris, 1988; J. W. Hiden: The Weimar Republic. London, 1974; Frank Grube – Gerhard Richter, Hg.: Die Weimarer Republik. Hamburg, 1983; John Willett: The Weimar Years. A Culture Cut Short. London, o. J.; Michael Stark, Hg.: Deutsche Intellektuelle 1910-1933. Aufrufe, Pamphlete, Betrachtungen. Heidelberg, 1984; Henry Pachter: Weimar Etudes. New York, 1982; Stephan Waetzoldt –Verena Haas, Hg.: Tendenzen der zwanziger Jahre. Berlin, 1977.

<sup>21</sup> István Deák: Weimar Germany's Left-Wing Intellectuals. A Political History of the Weltbühne and Its Circle. Berkeley und Los Angeles, 1968, pp. 13-15.

<sup>22</sup> István Deák: op. cit., S. 13-15.

primitiver, als sich ein amerikanischer Junge hätte vorstellen können. Von militärischen Methoden und bürokratischer Kleinlichkeit beherrscht, begann Preußen gerade erst, sich von den internen Fesseln zu befreien. Außer Disziplin gab es kaum Aktivität."<sup>23</sup>

Der Wandel stellte sich schnell ein, als die Nation nach der Einigung Deutschlands eine große nationale politische Hauptstadt brauchte, um das neue Reich zu regieren. Ebenso wie Budapest nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich oder St. Petersburg unter Peter dem Großen wurde das neue, kosmopolitische und kulturell bedeutsame Berlin hauptsächlich aufgrund politischer Notwendigkeiten geschaffen. Die großen Zeitungskonzerne und die vielen neuen Theater halfen der Stadt herauszuragen, indem sie ihr kulturelles Leben anregten und sie zum Anfang des neuen Jahrhunderts zu „einem wichtigen Sammelplatz für Künstler“ machten, „die sich zwanglos den kulturellen Standards des Reichs und der Bourgeoisie widersetzen und alles kultivierten, was künstlerisch modern war.“<sup>24</sup> Obwohl es nicht charmant und gemütlich war wie Wien, war es zugleich weniger traditionell und eingebildet und hieß experimentelle Kunst und Künstler, experimentelle Wissenschaft und Wissenschaftler willkommen. Richard Strauss erlangte hier seinen Ruhm, und sogar Ferruccio Busoni kam aus Italien nach Berlin.<sup>25</sup> Die Stadt hatte den zweifelhaften Ruf eines verrückten Ortes, und die Berliner machten sich in einem kleinen Vers in ihrem Dialekt über sich selbst lustig:

Du bist verrückt, mein Kind,  
Du mußt nach Berlin,  
Wo die Verrückten sind,  
Da jehörst de hin.<sup>26</sup>

In den 1920er Jahren, die sich als kurzer, aber glanzvoller Moment erwiesen, entfaltete sich in der Stadt ein prächtiges kulturelles Leben. Sie wurde zum europäischen Zentrum des Films und des Theaters, der Fotografie und der Literatur, der Oper und der darstellenden Künste, der Architektur und der Gesellschaftswissenschaften. Der deutsche Dirigent Bruno Walter erinnerte sich an diese kreative Pracht „als ob alle hohen künstlerischen Kräfte noch einmal aufstrahlten und dem letzten festlichen Symposion der Geister seinen vielfarbigen hohen Glanz gaben, bevor die Nacht der Barbarei hereinbrach.“<sup>27</sup> „Berlin nahm jeden gefangen, 'begeisterte die meisten, erschreckte einige, ließ aber niemanden gleichgültig'...“, so der Biograf des Klaviervirtuosen Wladimir Horowitz.<sup>28</sup> „Berlin war unbestritten das kulturelle Zentrum, ein Magnet für strebende Komponisten, Schriftsteller, Schauspieler und Musiker.“<sup>29</sup> „Diese Stadt



<sup>23</sup> The Education of Henry Adams. An Autobiography. Boston und New York, 1918, S. 77–78.

<sup>24</sup> István Deák: op. cit., S. 14.

<sup>25</sup> Bálint Vázsonyi: Dohnányi Ernő [Ernst von Dohnányi]. Budapest, 1971. S. 69. William Manchester: The Last Lion: Winston Spencer Churchill. Vol. II: Alone 1932-1940. Boston-Toronto-London: Little, 1988, S. 57.

<sup>26</sup> Annemarie Lange: Berlin in der Weimarer Republik. Berlin, 1987.

<sup>27</sup> Bruno Walter: Thema und Variationen. Erinnerungen und Gedanken. Stockholm, 1947, S. 397.

<sup>28</sup> Glenn Plaskin: Horowitz – Eine Biographie. Mainz 1990, S. 68. Zitat von Peter Gay: Weimar Culture, New York 1987, S. 129.

<sup>29</sup> Glenn Plaskin: Horowitz, op. cit., S. 67.

fraß Talent und menschliche Energien mit beispiellosem Heißhunger," schrieb Carl Zuckmayer. Er fügte hinzu: „Man sprach von Berlin [...] wie von einer sehr begehrenswerten Frau, deren Kälte und Koketterie allgemein bekannt ist... Wir nannten sie arrogant, versnobt, parvenuhaft, kulturlos, ordinär. Insgeheim aber sah sie jeder als das Ziel seiner Wünsche...“<sup>30</sup> Das kosmopolitische Berlin unterhielt beinahe 120 Zeitungen, während 40 Theater, etwa 200 Kammerensembles und mehr als 600 Chöre in 20 Konzerthallen und unzähligen Kirchen ihre Vorstellungen gaben. „Zehn oder fünfzehn Jahre zuvor war Paris unzweifelhaft das Zentrum von Europa gewesen [...]. Aber nach dem Ersten Weltkrieg begann das hektisch betriebsame Berlin mit seinem untrüglichen Sinn für Qualität mit der Seine-Stadt zu rivalisieren...“<sup>31</sup> Das Leben in Berlin war so attraktiv, dass Wohnungen sehr gefragt und schwer zu bekommen waren. Michael Polanyi und der Mathematiker Gábor Szegő mussten jeweils mehrere Jahre auf eine annehmbare Wohnung warten.<sup>32</sup>

Diese ganze Modernität, der kulturelle Import und die Innovationsbesessenheit verursachten eine Menge Ärger. „Materielle Probleme, die Wohnungsnot, eine Einführung in das traurige Kapitel des Lebens, das 'wie man Professor wird' heißt, können, selbst in Deinem jungen Alter, die Erklärung für vorübergehende Depressionen liefern“, sagte Professor Lipót Fejér, als er versuchte, seinen Studenten Gábor Szegő zu trösten, der im Begriff war, Professor der Mathematik in Berlin zu werden.<sup>33</sup> Michael Polanyi beklagte sich 1920 über die Unerfreulichkeit der Stadt, die ihm sein Karlsruher Freund Alfred Reis als „ernsten Dschungel“ beschrieb.<sup>34</sup> Berlin veränderte sich auch hinsichtlich des sozialen Verhaltens, der Sexualethik und der Moral. Der österreichisch-deutsche Schriftsteller Stefan Zweig, eine der charakteristischsten und populärsten Figuren der modernen deutschen Literatur, erinnerte sich schockiert an das Berlin der 1920er Jahre, das für ihn ein irrsinniger, hoch erotisierter Wirbelwind war, „das Babel der Welt“.

Alle Werte waren verändert und nicht nur im Materiellen; die Verordnungen des Staates wurden verlacht, keine Sitte, keine Moral respektiert, Berlin verwandelte sich in das Babel der Welt. Bars, Rummelplätze und Schnapsbuden schossen auf wie die Pilze. ... Den Kurfürstendamm entlang promenierte geschminkte Jungen mit künstlichen Taillen und nicht nur Professionelle; jeder Gymnasiast wollte sich etwas verdienen, und in den verdunkelten Bars sah man Staatssekretäre und hohe Finanzleute ohne Scham betrunkene Matrosen zärtlich hofieren ... Hunderte von Männern in Frauenkleidern und Frauen in Männerkleidung unter den wohlwollenden Blicken der Polizei tanzten ... Eine Art Irrsinn ergriff im Sturz aller Werte gerade die bürgerlichen, in ihrer Ordnung bisher unerschütterlichen Kreise. Die jungen Mädchen



<sup>30</sup> Carl Zuckmayer: Als wär's ein Stück von mir. Frankfurt 1966, S. 325 f. Zitiert von Glenn Plaskin: op. cit., S. 67.

<sup>31</sup> Glenn Plaskin: Horowitz, op. cit., S. 67.

<sup>32</sup> Michael Polanyi an das Wohnungsamt in Berlin, Berlin, 18. Juni 1923. (Deutsch) Michael Polanyi Papers, Box 1, Folder 20, Department of Special Collections, University of Chicago Library, Chicago, Ill.

<sup>33</sup> Lipót Fejér an Gábor Szegő, Budapest April 27, 1922. (Ungarisch und teilweise Deutsch) Gábor Szegő Papers, SC 323, Boxes 85-036, Department of Special Collections and University Archives, Stanford University Libraries, Stanford, CA.

<sup>34</sup> Alfred Reis and Michael Polanyi, Karlsruhe, October 14, 1920. (Deutsch) Michael Polanyi Papers, Box 1, Folder 11, Department of Special Collections, University of Chicago Library, Chicago, Ill.



rühmten sich stolz, pervers zu sein; mit sechzehn Jahren noch der Jungfräulichkeit verdächtig zu sein, hätte damals in jeder Berliner Schule als Schmach gegolten ... Im Grunde war die deutsche Orgiastik, die mit der Inflation ausbrach, nur fiebriges Nachäffertum; man sah diesen jungen Mädchen aus den guten bürgerlichen Familien an, ... daß die ganze kriegsmüde Nation sich eigentlich nur nach Ordnung, Ruhe, nach ein bißchen Sicherheit und Bürgerlichkeit sehnte. Und im geheimen haßte sie die Republik, nicht deshalb, weil sie diese wilde Freiheit etwa unterdrückt hätte, sondern im Gegenteil, weil sie die Zügel zu locker in Händen hielt. Wer diese apokalyptischen Monate, diese Jahre miterlebt [hat], selbst abgestoßen und erbittert, der fühlte: hier musste ein Rückschlag kommen, eine grauenhafte Reaktion.<sup>35</sup>

<sup>35</sup> Stefan Zweig: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. (1. Ausg. 1944.) Frankfurt am Main, 1994, S. 361-363.

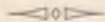
Ferenc Glatz (Budapest)

## Die Europäische Union und die Sprachen\*: Weltsprachen, regionale Lingua franca, Muttersprachen und die deutsche Sprache

Meine Diskussionsfragen zum Thema Sprachenpolitik habe ich in Form von 7 Thesen formuliert: über die Europäische Union, über die europäische Kultur, über die europäischen Sprachen, über die Kultur und die deutsche Sprache.

### **These I: Warum hat die Europäische Union keine humane Strategie?**

Die EU ist – wie bekannt – aus der Europäischen Gemeinschaft für Eisen und Stahl (der Montanunion) hervorgegangen. Nach einer Vorgeschichte von 40 Jahren verfügt die EU heute schon über eine politische Organisation und über einen Verwaltungsapparat (die Kommission, die Administration, das Parlament, das Wahlsystem usw.), ihre Grundlagen sind niedergelegt (denken wir nur an Maastricht 1992), sie hat ihre Organisationen für Verteidigung und strategische Aufgaben (denken wir an die Erweiterung der NATO), auch die wirtschaftspolitische Struktur ist fertig (Normen für die industrielle und landwirtschaftliche Produktion, die Europäische Zentralbank, die Einführung des Euro 1999). Die EU hat bereits klare Vorstellungen über Umweltpolitik und auch ihre Wissenschaftspolitik ist im Entstehen begriffen, die sich jedoch in erster Linie auf die Forschungsdisziplinen richtet, die vor allem der Produktion zugute kommen. Bis heute fehlt jedoch in der EU eine humanpolitische Konzeption, eine humanpolitische Vision. Wir vergessen häufig, dass in der EU auch Menschen leben werden, die nicht nur Verteidigungs-, Produktions-, Verwaltungs- und Ordnungsprobleme haben werden, dass diese Menschen nicht nur Individuen sind, die Industrieprodukte und Nahrungsgüter produzieren, nicht nur Militärdienst leisten oder bei den Wahlen ihre Stimmen abgeben. Sie sind auch Individuen, die fühlen, denken und das Leben auch intellektuell genießen wollen, die auch eine kulturelle und emotionale Welt haben. Es sind Menschen, die sich auf dem Kontinent bewegen, die sich an neue Gemeinschaften anpassen und sich in sie einleben müssen: Türken, Polen und Ungarn in Westeuropa, Deutsche, Engländer und Franzosen in Osteuropa. All das löst Konflikte zwischen den Ankömmlingen und den traditionell etablierten Systemen von Gewohnheiten und Bräuchen aus.



\* Der Wortlaut des vorliegenden Beitrages stimmt mit dem des Plenarvortrages überein, den Ferenc Glatz, Vorsitzender der Akademie der Wissenschaften an der Internationalen Tagung des Ungarischen Deutschlehrerverbandes am 30-31. März 2001 in Budapest gehalten hat. [Die Herausgeber]

Gleichzeitig und parallel damit erfolgen die Globalisierung der Produktion und Kultur, eine Revolution in der Informationstechnologie, die materiellen Träger der kulturellen Kommunikation (Computer, Fernsehen, fernmeldetechnische Mittel) entwickeln sich in einem rasanten Tempo und dadurch entstehen neue Formen der Umgangskultur. Deshalb muss sich die EU auch damit befassen, welche Sprachen diese Menschen sprechen werden, wie die Harmonisierung der Aus- und Fortbildungssysteme auf dem Kontinent verwirklicht wird. Und auch auf die Frage muss sie eine Antwort geben, ob es möglich ist, Bildungs- und Kulturpolitik im Grunde genommen nur auf der Ebene der Nationalstaaten zu betreiben. Weshalb verfügt die EU über keine Kulturpolitik? Selbst ein Einblick in den Haushalt der EU zeigt, dass in ihrem Budget die Humanpolitik nicht vorgesehen ist: verblüffend geringe (nur einige Prozente) Aufwendungen sind für das Unterrichtswesen, für Sprachprogramme eingeplant, ganz zu schweigen davon, dass eine Kulturpolitik im modernen Sinne auch im System der EU aufgespalten ist, nämlich in einen kleinen Bereich Unterrichtswesen, in Jugendpolitik bzw. Medienpolitik. Die EU entfernt sich vollkommen von der überlieferten europäischen politischen Struktur, in der die Kulturpolitik im 19. und 20. Jahrhundert eine sehr wichtige Position eingenommen hatte. Wir könnten auch sagen, dass ein Geheimnis für den Aufstieg Europas im 19. und 20. Jahrhundert gerade in dem Ausbau einer Bildungs- und Kulturpolitik auf hohem Niveau war. Vom Geld der Steuerzahler muss man nicht nur für die materiellen sondern auch für die geistigen und emotionalen Komponenten der Lebensqualität sorgen. (In Klammern möchte ich hinzufügen: Ich bin mir nicht sicher, ob wir auf diesem Gebiet unbedingt die amerikanische Politik nachahmen müssen, die die Kultur im Grunde genommen für eine Angelegenheit des Individuums hält.) Eben deshalb ist es zu begrüßen, dass die Sprachen von der EU auf die Tagesordnung gesetzt werden, dass sie Konferenzen initiiert, als deren Ergebnis sich eine Sprachstrategie der EU herausbilden kann.

## **These 2: Was ist eigentlich das Ziel der EU?**

Das Ziel der Europäischen Union als Verwaltungseinheit kann unserer Meinung nach nichts anderes sein, als dass sie mit den Mitteln der Verwaltung und der Fachverwaltung die Wettbewerbsfähigkeit der Bürger auf ihrem Gebiet fördert.

Das 21. Jahrhundert wird unvermeidlich das Jahrhundert der Globalisierung sein. Das bedeutet, dass jedes Dorf, jedes Klassenzimmer und sogar jedes Arbeitszimmer Bestandteil des Wettbewerbs im Weltmaßstab sein wird. Der Umbruch der Informationstechnologie scheint einstweilen nur eine industriell-technische Revolution zu sein, doch wird es sich bald abzeichnen, dass hier von einer weltweiten kulturellen Revolution die Rede sein wird. Einerseits geht es um die Modernisierung des Bildungstoffes, andererseits um die Umgestaltung der gesamten Umgangskultur. Wer sich die Errungenschaften der modernen Informationstechnologie nicht aneignet, der wird der grundlegenden Elemente der neuen Umgangskultur auch nicht mächtig und wird in diesem Wettbewerb von Weltformat untergehen.



### These 3: Sprachkenntnisse sind heute keine soziale Frage mehr

Was hat Wettbewerbsfähigkeit mit Sprachen zu tun? Damit wir Zugang zum globalen Wissensstoff haben, ist es unumgänglich, eine Weltsprache oder mehrere Sprachen zu beherrschen. Gegenwärtig scheint das Englische die einzige Weltsprache zu sein, obwohl auch Esperanto immer mehr verwendet wird. Ein Argument für das Letztere ist: Das Esperanto ist leichter zu erlernen, man kann sich darin präzise ausdrücken und es ist weniger arbeitsaufwendig, im Esperanto ein hohes Niveau zu erreichen als im Englischen. Hinter dem Englischen steht jedoch gerade die dynamischste wirtschaftliche und militärische Großmacht der Welt und das materielle Interesse entscheidet die theoretischen Diskussionen, es sichert den Engländern und vor allem den Amerikanern, deren Muttersprache es ist, einen uneinholbaren Vorsprung. Handel, Diplomatie, Wissenschaft und Informatik sind heutzutage ohne das Englische unvorstellbar. Das sind Fakten und keine Gefühlsfragen. Neben der Beherrschung der Weltsprache ist jedoch zugleich auch die Kenntnis der regionalen Lingua franca – des Französischen, Spanischen, Russischen, Arabischen, Chinesischen und Deutschen – erforderlich. (Darauf komme ich noch zu sprechen.)

Von dieser Tatsache spricht heute schon jeder, dies ist in der Politik – sogar in den Medien selbst – zu einer Art Gemeinplatz, common place geworden. Leider wird aber auf EU-Ebene sehr wenig dafür getan, den Gebrauch der Lingua franca im Unterricht zu festigen. Die Frage ist, ob wir die Einsicht, dass Fremdsprachen gelernt werden müssen, den einzelnen Individuen überlassen dürfen. Müsste im Schulsystem der Mitgliedstaaten der Gemeinschaft der Unterricht der obligatorischen Fremdsprachen nicht genauso festgelegt werden wie z.B. die Einhaltung der Form und Größe von Tomaten?

Die Notwendigkeit von fremdsprachlichen Kenntnissen ist ein Gemeinplatz. Leider wird über die Wichtigkeit der Muttersprache weniger gesprochen.

Eine Lingua franca ist eine Vermittlungssprache, ein Mittel der Kommunikation in der Verwaltung, im Handel und Tourismus, in der Wissenschaft und in der Arbeitswelt. Eine Zeit lang dachten viele, dass die Muttersprachen von der Weltsprache verdrängt werden. Wir glaubten seinerzeit, dass im Jahre 2000 auf der Großen Ungarischen Tiefebene jedes Kind das Abitur schon in englischer Sprache ablegen wird. Das ist jedoch nicht der Fall und das trifft sowohl für Deutschland als auch für China zu. Es hat sich nämlich gezeigt, dass der Mensch die moderne Technik und die komplizierten gesellschaftlichen und weltanschaulichen Konflikte der neuen Welt nur in seiner Muttersprache richtig verstehen kann. Seine Gefühlswelt wird er auch in Zukunft nur in seiner Muttersprache ausdrücken können. Deshalb müssen auch die kleinen Sprachen modernisiert werden. Wenn es im Ungarischen, Slowakischen oder im Rumänischen usw. keinen modernen Physik-, Chemie- und Biologieunterricht gibt oder wenn keine Belletristik oder Dichtung existiert, dann werden die kleinen Kinder von der Ungarischen Tiefebene oder aus dem rumänischen Regat oder aus der Karpatenukraine im Wettbewerb der Welt von Morgen bereits im Alter von 6 Jahren benachteiligt sein, im Vergleich zu den Kindern aus dem mittleren Westen oder aus anderen großen Kulturen. Heute droht nicht mehr die Gefahr des Untergangs der kleinen Sprachen, sondern die Gefahr ihrer Konservierung. Eine weitere Gefahr besteht in der Diskriminierung auf sprachlicher Basis. Es entsteht eine obere Mittelklassenschicht, die eine oder mehrere Weltsprachen mit moderner Terminologie spricht und schreibt bzw. darin denkt und es wird eine ungebildete Masse geben, die nur ihre unmoderne, in die

Subkultur abgesunkene Muttersprache spricht. Um diesem Prozeß entgegenzuwirken ist einerseits die Modernisierung dieser kleinen Muttersprachen, andererseits die Förderung des Unterrichts der Weltsprache bzw. der lokalen Lingua franca aus Staatshaushaltsmitteln notwendig.

Und damit sind wir wieder bei den Zielen der EU, bei der Frage der Wettbewerbsfähigkeit der Gesellschaften auf unserem Kontinent angelangt. Ein Geheimnis des Aufstiegs Europas im 16-20. Jahrhundert war immer, dass sich die Elitekultur und die Massenkultur voneinander nie getrennt hatten. (Im Gegensatz zu der chinesischen, arabischen, der heutigen amerikanischen Kultur und zu anderen Kulturen.) Und dabei half uns die Befolgung der jüdisch-christlichen Lebensprinzipien sowie die griechisch-lateinisch demokratisierende Schreib- und Lesekultur. Das 21. Jahrhundert wird gerade infolge der neuen Kommunikationsformen zum Jahrhundert der Menschenqualität werden. Heute hat man in den USA und China erkannt, dass die Anforderungen der Chip-Epoche eine Niveau-Erhöhung der Massenbildung verlangt. Ihr eigenes Unterrichtssystem kritisieren sie eben deshalb, weil die Elite- und die Massenkultur voneinander getrennt sind. Europa wird erst jetzt durch die Amerikanisierung bedroht: Nicht die Verbreitung der englischen Sprache ist die Gefahr und weniger das Eindringen der amerikanischen Elitekultur (dies halten wir sogar für zu wenig!), die Gefahr besteht in dem Vormarsch der amerikanischen primitiven, kommerziellen Kultur, unter deren Einfluss die europäischen Gesellschaften – nach amerikanischem Vorbild – soziokulturell auseinandergerissen werden.

Es gilt, die Tradition der ausgewogenen europäischen Massenkultur wieder zu festigen. Eine Voraussetzung dafür ist die Festlegung des Niveaus der sprachlichen Umgangsformen. Der obligatorische Unterricht einer Weltsprache, einer Lingua franca, die Schaffung entsprechender Bedingungen sind zum Teil Aufgabe der EU, zum Teil die der Nationalstaaten. Das Aufzeigen der Wichtigkeit der Kultur der kleinen Sprachen ist jedoch Aufgabe der EU. Dies erfolgt einstweilen auch insofern, dass die EU die Gleichberechtigung der Sprachen der Mitgliedstaaten deklariert.

#### **These 4: Kulturelle Diversität**

In den Naturwissenschaften wird oft von biologischer Diversität gesprochen, d.h., dass es dem Interesse der Menschheit dient, die Vielfalt des Globus, unserer natürlichen Umwelt, also die Biodiversität zu erhalten. Ich halte die kulturelle Diversität für zumindest genauso wichtig, womit ich auch meine, dass die Vielfalt, die sich in der Geschichte der Menschheit im Laufe von mehreren hunderttausend Jahren entwickelte, ebenfalls erhalten werden muss. Europa hat im Laufe seiner Geschichte eine einzigartige kulturelle Diversität hervorgebracht. Auf seinem relativ kleinen Gebiet leben mehr als 20 gleichrangig herausgebildete, entwickelte Kulturen, deren Angehörige sich Kenntnisse in ihrer Muttersprache auf Weltniveau erwerben können.

Diese kulturelle Diversität ist nicht nur vom ethischen, sondern auch vom materiellen Gesichtspunkt aus wichtig. Die kulturelle Diversität ist sogar nützlich. Das Nebeneinanderleben unterschiedlicher Kulturen und ihre Begegnung haben zwar auch zu Konflikten geführt (wie z.B. zu den ständigen Kriegen in Europa), gleichzeitig jedoch auch zu einem gesunden Wettbewerb. Die Konfrontation von durch Brauchtum und



Traditionen bedingten Besonderheiten stellte oft Herausforderungen dar, diese Herausforderungen schufen gleichzeitig aber auch Wettbewerbssituationen. (Den heutigen USA ähnlich, wo Kulturen mit afrikanischen, spanischen, asiatischen, europäischen Wurzeln mit der Yankee-Kultur zusammenleben, worüber nur selten gesprochen wird, sondern das Ganze wird unter dem Begriff der sog. amerikanischen Kultur zusammengefasst. Hinzufügen möchte ich noch, dass wir diese Aufnahmebereitschaft ehrlich bewundern.) Das 21. Jahrhundert wird unseren Vorstellungen nach das Jahrhundert der kulturellen Diversität sein. Diese europäische Tradition kann also sehr modern sein. Wie kann diese kulturelle Diversität aber bewahrt, ja sogar weiterentwickelt werden?

Diese menschliche Vielfalt wird in den Bräuchen, in der Lebensform und in den Sprachen manifest. Unter diesen Erscheinungsformen ist heute schon zweifelsohne das stärkste Mittel die Sprache. Durch die Bewahrung der Muttersprache wird auch die kulturelle Diversität bewahrt, wobei – nach meiner Sicht – nicht die Konservierung der Muttersprachen das anzustrebende Ziel ist, sondern ihre Modernisierung. Und ich halte es für selbstverständlich, dass die verschiedenen Muttersprachen gerade durch eine Lingua franca miteinander in ständigem Kontakt sind. Zwischen den einzelnen Muttersprachen und den lokalen Vermittlungssprachen sowie der Weltsprache besteht eine kontinuierliche Interferenz. Zumindest diese Dreistufigkeit halte ich für die folgenden Jahrzehnte für ideal.

Die Weltsprache (oder die Weltsprachen), die lokalen Lingua franca und die modernisierten Muttersprachen können als Grundlage für die europäische Wettbewerbsfähigkeit im 21. Jahrhundert dienen. Ich wiederhole: Der Ausbau und die Förderung dieses dreistufigen Sprachgebrauchs ist nicht nur eine humanethologische Grundfrage, sondern es ist äußerst wichtig für unsere Zukunft.

### **These 5: Die Emanzipation Europas**

Die Schaffung der Grundlagen der Europäischen Union und der größte Teil ihrer Entstehungsgeschichte fiel auf die Zeit des Kalten Krieges. In dieser zweigeteilten Welt stand Westeuropa auf der Seite seines „natürlichen“ Verbündeten, der Vereinigten Staaten, Osteuropa lebte aber unter der Besatzung des Gegners, der Sowjetunion. Jetzt, da die Sowjetmacht zusammengebrochen ist, und Russland sich in seine historischen Grenzen zurückgezogen hat, sind die spezifischen kontinentalen Interessen Europas deutlich zu sehen. Nach wie vor lebt es im natürlichen Bündnis mit der gesamten atlantischen Welt, doch sind heute die Wettbewerbsfaktoren innerhalb dieses Bündnisses sehr stark. Heute sind die Produktionsschwerpunkte auf dem europäischen Kontinent überhaupt nicht mehr nach ideologisch-politischen Linien gegliedert, sondern nach geschäftlichen bzw. lokalen Interessen. Und die europäische Produktions- und Kulturgemeinschaft ist nicht selten der stärkste Konkurrent von den Vereinigten Staaten oder Japan, d.h. den Staaten der früheren sog. freien Welt. Europa muss also auch seine eigenen kontinentalen wirtschaftlichen und kulturellen Zielsetzungen formulieren können. In ihrer neueren Entwicklungsphase setzt sich die Europäische Union für die Förderung der Emanzipation von Europa ein.

Die erste Bedingung für die Emanzipation Europas ist eine Überprüfung der historischen Rolle der europäischen Kultur. Meine amerikanischen, aber auch meine chinesischen Freunde fragen mich häufig, warum es keine stolzen Europäer gibt, während die Amerikaner,



sogar die Südamerikaner, die Afrikaner und die Chinesen außerordentlich stolz auf ihre Vergangenheit und Gegenwart sind. Meine Antwort auf diese Frage lautet immer: Es gibt keinen kritischer eingestellten Menschentyp als den Europäer. Darauf folgt dann die nächste Frage: Weshalb ist es so, dass die Weltauffassung anderer Kontinente im Grunde genommen zukunftsorientiert ist, während die europäische Weltauffassung vor allem vergangenheitsorientiert ist und neben berechtigten Selbstkritiken die Europäer nicht imstande sind eine Zukunft aufzubauen, die die Vergangenheit zwar integriert, jedoch eher zukunftsorientiert ist.

Die Fragen und Antworten führen hiernach zur Kultur der einzelnen europäischen Nationen, unter ihnen in erster Linie zu der der deutschen bzw. zur Bewertung dieser Kulturen sowie zu der Tatsache, dass die Geschichte Europas im 19-20. Jahrhundert in Lehrbüchern und sogar auch in Filmen in erster Reihe negativ eingestellt erscheint.

Europa tritt im 19. Jahrhundert in den Büchern der Weltgeschichte als Kolonialmacht auf, die damals die Völker in Afrika, Asien oder eben Südamerika ausbeutete. Doch wird wenig über die unaufhörliche Neugier des jüdisch-christlichen, d.h. europäischen Kulturkreises geschrieben, darüber, dass die Mittel der modernen Technik, die Ehre der Menschenrechte und die politische Kultur von Europa auf diese Erdteile geliefert wurden. In der Geschichte der Menschheit im 19-20. Jahrhundert war also die Rolle Europas sehr positiv. Selbst dann, wenn die europäische Anwesenheit in den verschiedenen Teilen der Welt mit der Festigung der Vorherrschaftspositionen der Europäer einherging. (Genauso wie sich auch die japanische, chinesische und die arabische kulturell-militärische Okkupation später in der Folgezeit den rückständigen Gebieten gegenüber verhalten hatte.) Das bedeutet: Wir Europäer, Engländer, Franzosen, Deutsche, Niederländer, Portugiesen, Belgier und Ungarn sollen auch weiterhin selbstkritisch über die kolonialisierenden Momente des Zeitalters der Industrierevolutionen schreiben, doch sollten wir stolz auf jene Technik und auf jene literarische, sprachliche gemeinschaftsstiftende Kultur sein, die wir auf dem Kontinent entwickelt haben und die wir – wenn auch nicht mit den besten Mitteln – in den verschiedenen Gebieten der Welt verbreitet haben. Und seien wir auch heute ehrlich, neugierig und aufnahmebereit gegenüber den asiatischen, afrikanischen, südamerikanischen und arabischen Kulturen.

Der größte Vorwurf uns Europäern gegenüber ist jedoch, dass der Kontinent zwei Weltkriege vom Zaune gebrochen hatte. Und dies trifft völlig zu. Einige sind geneigt, die Verantwortung für diese kriegerischen Konflikte einer oder zwei Nationen (im allgemeinen der deutschen Nation) oder dem europäischen Kapital (auch hier in erster Linie dem deutschen und nur zum geringeren Teil den englischen und französischen Kapitalbeteiligungen) aufzubürden, andere jedoch ideologischen Strömungen, dem Auftreten des Kommunismus und des Faschismus. Wer nun auch Recht haben sollte, diese Weltbrände bewegen die heutigen Repräsentanten der europäischen Kultur mit Recht zur Selbstkritik, so auch uns. Die Praxis der staatlichen Kriege, die Diktaturen, die die Menschenrechte verachten und die massenhafte Vernichtung von unschuldigen Menschen kann nie eine „Erlassungssünde“ sein. Deshalb ist also das europäische selbstkritische Verhalten berechtigt. Und doch bin ich der Meinung, dass der II. Weltkrieg endlich abgeschlossen werden muss. Man kann nicht hundert Millionen für die Verbrechen von politischen Regimes oder Regierungen oder politischen Parteien verantwortlich machen. Und vor allem kann man die Enkel nicht verantwortlich machen für die Sünden oder Irrtümer ihrer Großväter. Und es kann nicht

weiter zugehen, dass im wirtschaftlichen Weltwettbewerb die Konkurrenten der europäischen Firmen die Taten der europäischen Staaten im Weltkrieg vor sechzig Jahren Tag für Tag hervorheben und dadurch versuchen, ihren europäischen Wettbewerbern moralisch, mit Hilfe der Medien, das Wasser abzugraben. (In diesem Zusammenhang fällt mir eine Erinnerung aus meiner Jugend ein, als die Propaganda der proletarischen Diktatur das Ansehen, das Image der amerikanischen Autos und das der technischen Produkte verringern wollte mit der Aussage: Ja, aber die Amerikaner haben die Indianer ausgerottet, um diese Errungenschaften erreichen zu können.)

Und diese Europafeindlichkeit im wirtschaftlichen Bereich zeigt sich auch im geistigen Leben. Der Leidtragende ist vor allem die deutsche Kultur.

### **These 6: Die Emanzipation der deutschen Kultur und der deutschen Sprache**

Die Tragödie des zweiten Weltkriegs und des Faschismus sowie des Holocaust wurde und wird von der Menschheit nur schwer aufgearbeitet. Dies ist verständlich. Und verständlich ist auch, dass die damaligen faschistischen Bewegungen – den Tatsachen häufig völlig widersprechend – in erster Linie vom deutschen Faschismus und von der deutschen Geschichte abgeleitet wurden. Damit wollte sich die französische, englische, skandinavische, italienische, die osteuropäische – so auch die ungarische – nationale Geschichte von ihrem eigenen nationalen Faschismus befreien. Wenn das auch weder richtig noch wahr ist, verständlich ist es doch. Und es ist noch zu verstehen, dass in der Filmkultur und in der Belletristik nach 1945 das Verhalten der negativen Helden überall auf der Welt sozusagen deutsche Züge aufwies, was ebenfalls eine Fälschung ist. Das Thema einer Seminararbeit war z.B., durch welche Eigenschaften sich die Deutschen in Filmen über den Weltkrieg auszeichneten: durch Unmenschlichkeit, Zynismus, hohen technischen Bildungsgrad, Arroganz, Verachtung anderer Menschen, ja sogar Grobheit und Ungebildetheit. Diese sog. kollektiven Eigenschaften gingen dann auch auf die Filme über zivile Themen über, wenn dann in diesen Filmen irgendwo ein Deutscher auftrat, war er meistens mit einer dieser Eigenschaften versehen. Analysen zeugen jedoch auch davon, dass mit diesen Eigenschaften des „Fritz“ in der Filmkunst sich immer die negativen Helden auszeichneten.

Aus den Gegenstücken Faschismus – Humanismus, Lebensgefühl in der Diktatur – Lebensgefühl in der Demokratie bildete sich ein weiteres Gegenstück Kultur kontra Deutsche heraus. (Vor einigen Jahren begann man mit einer Untersuchung zur Frage, wie in den negativen Figuren der modernen Kinderfilme – sogar in den berühmten Harrison Ford-Filmen bei der Darstellung des „Krieges der Sterne“ – die Grundeigenschaften der Faschisten bzw. der Deutschen aus früheren Jahrzehnten in der Beschreibung des Reiches der Bösen noch erscheinen.) Ganz zu schweigen davon, dass all die Elemente der deutschen Geschichte, die vom hitlerschen politischen Regime ideologisch benutzt wurden – von den germanischen Überlieferungen über die lutherische Tradition bis hin zur Musik Wagners – in der deutschen Kulturgeschichte in den Hintergrund gedrängt wurden. Die Geschichte trat in erster Linie als die Vorgeschichte des deutschen Faschismus auf.

Was hiernach überhaupt nicht mehr verständlich ist, das ist das diskriminative Verhalten nach 1945 der deutschen Sprache gegenüber. Es ist allgemein bekannt, dass der



Deutschunterricht in sehr vielen staatlichen Unterrichtssystemen mit Gewalt zurückgedrängt wurde. Die deutsche Sprache konnte nicht einmal in die Reihe der von der UNESCO bestimmten Weltsprachen aufgenommen werden und sie wurde auch von den Sprachen ausgeschlossen, die bei wissenschaftlichen Konferenzen auf UNESCO-Initiative verwendet wurden. Dies bewirkte eine Deformität in der Praxis mehrerer Wissenschaftsdisziplinen und Berufen, in denen die deutschsprachige Tradition und Fachliteratur bis dahin als grundlegend galten.

Die berechtigte Entfaltung des späteren Antifaschismus verursachte in einem Teil der deutschen Intelligenz eine Deformität. Deutsche Intellektuellen betrachten und untersuchen die Geschichte ihrer Nation mit einer außerordentlich strengen Selbstkritik, was ich für vorbildhaft halte und somit auch meine, dass die Deutschen am kritischsten gegen ihre negativen Überlieferungen aufgetreten sind. Ich wiederhole, dass dies ein zu befolgendes Beispiel sowohl für Europäer als auch für Amerikaner oder Japaner, Chinesen und für die Araber ist. Dennoch kann ich nicht verschweigen, dass die Verbindung dieses selbstkritischen Verhaltens mit einer Kompensierung mich auf Schritt und Tritt stört. Es war zwar verständlich, manchmal doch eigenartig, wenn man deutsche Kollegen darauf aufmerksam machen musste, dass zumindest sie nicht dagegen protestieren sollen, wenn wir die Unberechtetheit der deutschen Vertreibungen kritisieren oder die Frage nach der kollektiven Verantwortung nach dem zweiten Weltkrieg erwähnen.

Von anderen ebenfalls eigenartigen Ereignissen der vergangenen 15 Jahre möchte ich vielleicht noch eines erwähnen. 1999 veranstalteten wir in Budapest den I. Weltkongress der Wissenschaften. Als Vorsitzender des Organisationskomitees ersuchte ich die UNESCO, neben den sechs Weltsprachen auch das Deutsche zur offiziellen Sprache zu erklären. Und dazu mussten zuerst die Kollegen des deutschen diplomatischen Korps überzeugt werden, dass die Diskriminierung der deutschen Sprache doch nicht in Ordnung ist. Ich glaube, dass eine Grundbedingung für die Emanzipation Europas die Emanzipation der deutschen Kultur ist. Die germanische Eisenschmiedekunst und die vorwärtsweisende Rolle der germanischen Dorfgemeinschaften gehören genauso zum allgemeinen europäischen Kulturschatz wie die Territorialverwaltungsorganisation des mittelalterlichen Deutschland, wie die Religionserneuerung, die Traditionen des Dramas, der Musik, der Natur- und Sozialwissenschaften und die deutsche Sprache.

### **These 7: Die Rolle der deutschen Sprache und Literatur in Ostmitteleuropa und Ungarn**

Die Deutschen besiedelten die östlichen Grenzen des Okzidents und dadurch hatten sie an den östlichen Grenzen seit 1500 Jahren ständig Kontakte zu den Awaren, Slawen, später zu den Ungarn, oder zu den Türken, die diese Region besiegten und sich lange Zeit hier aufhielten. Zwischen dem 10. und 19. Jahrhundert waren deutsche Siedler im Dreieck zwischen der Nordsee, der Adria und dem Schwarzen Meer immer wieder vorzufinden, da es in diesen Gebieten Arbeitsmöglichkeiten gab, die ausgebildete Arbeitskräfte, Bauern und Handwerker oder eben Soldaten verlangten. Es ist bekannt, wie die verschiedenen Siedlergruppen vom Baltikum bis in die südliche Ecke des Karpatenbeckens, ins heutige Rumänien und Jugoslawien entstanden. Ebenfalls bekannt ist, dass die städtische Kultur dieses Raumes beinahe bis zum 20. Jahrhundert stark von der deutschen Kultur geprägt



war. Die Siedler brachten nicht nur ihre Werkzeuge, ihre Gerätschaften mit sich, sondern auch die Formen ihrer Gemeinschaftsorganisation und ihre Sprache. (Sogar in der Hauptstadt Ungarns, in dem heutigen Budapest sprachen 70% der Bevölkerung bis in die 70er Jahre Deutsch und ein großer Teil bekannte sich zum Deutschtum.) Die deutsche Sprache war in diesem Raum fast bis 1945 die Weltsprache Nummer eins, in einzelnen Berufen war sie als Weltsprache vorherrschend. Es erübrigt sich vielleicht zu betonen, dass es den Weinbauern, Drehern oder Bierbauern, die in diesen Raum eingewandert waren, nicht einmal im Traume eingefallen wäre, der deutschen Nationalidee zum Sieg zu verhelfen, wie das von der deutschen nationalistischen und faschistischen Ideologie, der Ideologie des Dranges nach Osten zwischen 1930 und 1945 mit dem Bestreben verkündet wurde, eine historische Begründung für die Ausbreitung des Dritten Reiches nach Osten aufzubringen. Aber auch die Behauptungen der antifaschistischen Ideologie nach dem Krieg stimmen nicht, nach denen diese Menschen die Vorkämpfer des deutschen Imperialismus und der Germanisierung gewesen wären. Auch das war von 1945 bis zur Gegenwart eine Ideologie, deren eine Quelle die Leiden waren, die von der Zerstörung durch den deutschen Faschismus in Osteuropa verursacht waren, die Leiden, die durch den Überfall auf die kleinen Völker in Osteuropa und durch den Genozid hier ausgelöst worden waren. Diese Ideologie hatte jedoch auch eine andere legitimierende Quelle, sie stand auch im Dienste der Interessen der russischen Großmacht, die in diesem Raum vorstieß.

Erwartungsgemäß begann nach 1990 in der Geschichte der Beziehungen zwischen den Völkern in diesem Raum und dem Deutschtum ein neues Kapitel. Nach dem Untergang der sowjetischen Macht, nach dem Ende der Besatzung wurde eine engere Beziehung zum Okzident, die sogenannte Angliederung an Europa, wieder auf die Tagesordnung gesetzt. Westeuropa und die Vereinigten Staaten versprachen viel und unternahmen auf politischer Ebene sowie auf der der Verteidigungspolitik (der NATO) auch vieles. (Vor allem die Vereinigten Staaten waren auf diesem Gebiet aktiv.) Was die Alltagswelt anbelangt, so waren hier allein die deutsche Intelligenz und die deutsche Mittelklasse, welche die inneren gesellschaftlichen Probleme des osteuropäischen Raumes beharrlich mit Aufmerksamkeit verfolgten.

Während der Bewegungsradius der multinationalen Firmen global ist – unter ihnen befinden sich zahlreiche Informatikfirmen aus den USA und Japan –, sind an mehr als 80% der Gemeinschaftsunternehmen in diesem Raum Miteigentümer aus den benachbarten westlichen Gebieten, aus Deutschland und Österreich beteiligt, was auch zeigt, dass die Jahrhunderte alten Mechanismen wieder aktiv geworden sind. Hier ist nicht vom deutschen Imperialismus, vom Drang nach Osten, sondern ganz einfach von menschlichen, wirtschaftlichen Interessen und von der damit engstens und stets zusammenhängenden kulturellen Interferenz die Rede. (Ich könnte noch hinzufügen, dass dies auch selbstverständlich ist, da der geographische Radius dieser kleinen Unternehmen beschränkt ist.)

Für die Völker Osteuropas ist also die deutsche Sprache die lokale Lingua franca des 21. Jahrhunderts und die deutsche Kultur eine natürliche und verwandte Vermittlungskultur. Die (nicht ausgesiedelten und vertriebenen) Deutschen, die in unserem Raum leben und auch die Gemeinschaft der Germanisten mit ihrem Interesse für die deutsche Kultur, können ein Pfeiler für eine sich erneuernde, mitteleuropäische deutsche Kultur sein. Dies setzt jedoch voraus, dass die Intelligenz und die politische Mittelschicht dieses Raumes ihre

antideutschen Vorurteile ablegen und die Kultur, die Goethe und Schiller repräsentieren, von den Nachfolgern von Mein Kampf unterscheiden können. Die traditionelle deutsche Kultur beruht – dies wurde im Wesentlichen von der Reformation formuliert – auf einem wunderbaren, stets diskussionsoffenen Verhalten.

Erzsébet Györgyi (Budapest)

Tirol – Baden – Pest:

Egy polgárcsalád kapcsolata az óhazával

*Heinrich Giergl (1827-1871), gelernter Glasermeister, später anerkannter Kustgewerbler, war eines der Mitglieder der Bürgerfamilie Giergl, aus der zahlreiche Künstler, Architekten und Handwerker mit höchstem gewerblichem Geschick und Können, hervorgingen. Die Familie stammte aus Tirol und wurde in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Ungarn seßhaft. Alle Kontakte mit der tirolischen Verwandtschaft wurden bald abgebrochen, sogar der Stammort der Familie ist nicht mehr bekannt.*

*Heinrich Giergls Großvater mütterlicherseits war Vertreter der ersten Generation in Ungarn. Auch er pflegte die Familienbeziehungen außerhalb der Landesgrenzen von Ungarn nicht, aber sein letzter Wunsch war, daß seine Tochter und Enkelkinder diese Verbindung wieder herstellen sollten. Dies ist auch erfolgt: Kontakte zu Mitgliedern der Familie Lockheimer in Baden, in den Ortschaften Neckarbischofsheim, Zuzenhausen, Mannheim und Heidelberg sind demnach wieder geknüpft worden, die Verwandten aus den beiden Ländern besuchten sich gegenseitig.*

*Der junge Heinrich Giergl hat die schönsten Tage seiner dreijährigen Wanderung als Geselle im Kreise seiner badischen Verwandten verbracht. Die Beziehung zwischen den beiden Familienzweigen war so intensiv, daß die badischen Verwandten sogar bemüht waren, Heinrich nicht nur eine Arbeitsstelle, sondern auch eine heimische Braut zu vermitteln. Die Ehe kam zwar nicht zustande, die Familienverbindung wurde aber von beiden Seiten als eine echte Bereicherung angesehen: Sie ermöglichte einen regelmäßigen Austausch und wirkte dadurch vor allem auf der kulturellen und sozialen Ebene als eine Brücke zwischen beiden Ländern.*

*Die Reisebeschreibung, Lebensbiographie und Tagebücher des Heinrich Giergl – geschrieben zwischen 1845 und 1864 –, die die Lebensgeschichte des anerkannten Glasermeisters darstellen, sind vor kurzem in ungarischer Übersetzung erschienen.*

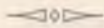
*Die EDV-Aufnahme des Originaltextes erfolgte durch Ilona Simon-Meszleny mit der finanziellen Hilfe der Stiftung Pro Renovanda Cultura Hungariae: An dieser Stelle sei Frau Simon-Meszleny für ihre mühevollen Arbeit und Herrn Prof. Dr. Karl Manherz für seine Unterstützung herzlich gedankt.*

Giergl Henrik pesti üveges mester (1827-1871) annak az iparos generációnak tagja volt, amelynek legjobbjai az iparművészet rangjára emelték a mesterséget, és sajátos, hazai stílus kifejlesztéséhez járultak hozzá. Műhelye munkásságát – egyéb fennmaradt darabok mellett – megőrökíti az a harmincnégy darabból álló kollekció, amelyet művének folyta-



tói – fia, Giergl Ernő és özvegye, Ilka – az Iparművészeti Múzeumnak adományoztak 1898-ban, és amelynek kisebb-nagyobb része sűrűn jelenik meg a Múzeum kiállításain.<sup>1</sup> Nevét megbecsüléssel említi az iparművészet szakirodalma Divald Kornéltól Varga Veráig.<sup>2</sup> Giergl Henrik azonban nem csak üvegművészetével hagyott emléket maga után. Iparoslegényi vándorlása élményeit naplóban örökítette meg,<sup>3</sup> majd ehhez mintegy bevezetésként megírta önéletrajzát.<sup>4</sup> Néhány apró karcolat füzetbe írása<sup>5</sup> mellett a naplóírást csaknem korai haláláig folytatta.<sup>6</sup> Naplóiban szellemileg igényes, a szakmája gyakorlásához szükséges műveltség szintet messze meghaladó, széles érdeklődésű emberrel ismerkedhetünk meg, akit az irodalom, a történelem, az építészet és a városkép, a műemlékek (kastélyok, paloták és templomok), a színház és az opera, a helyi társadalmak élete és szokásai, a természeti jelenségek törvényszerűségei és szépségei egyaránt foglalkoztattak, és aki a sokra értékelt és gondosan ápoltsági kötelekeken túl magánéletében és szakmai téren nívós kapcsolatokat alakított ki és tartott fenn. Irodalmi igényeit jelzik a naplóíráson kívül költeményei,<sup>7</sup> amelyeknek egy kötete maradt fenn a naplókba beírtak mellett, valamint néhány rövid elbeszélése<sup>8</sup> és egy színdarabja.<sup>9</sup> Tudományos érdeklődésének szintén emléket állít egy füzet, amelyben az üvegművészettel kapcsolatos jegyzetei is találhatóak.<sup>10</sup> Írásainak értékét növeli, hogy többhelyütt – különösen az útinaplóban – finom rajzaival illusztrálta azokat.

Mindezen saját alkotású emlékek mellett Giergl Henrik jól dokumentált személyiség is. Fennmaradt vándorkönyve, amelynek segítségével nem csak megtett útjait, hanem útiterveit is nyomon követhetjük, emellett a vándorkönyv hitelesíti az útinaplót.<sup>11</sup> Unokabátyja, Giergl Alajos, az ismert portréfestő két ízben is megörökítette arcvonásait. Első ízben a vándorútra induló ifjút, s ez a művész első nyilvántartott festménye. A második kép –



<sup>1</sup> Giergl Henrik ajándékozási jegyzéke, 1898. Iparművészeti Múzeum Adattára KLT 482/1. – Historizmus és eklektika. Kiállítás az Iparművészeti Múzeum gyűjteményéből. Katalógus 1: Szövegkötet. Budapest 1992. 308., 310., 311., 312., 313., 314., 330., 331., 332., 333., 334., 335., 336. sz. kiállított tárgyak, 120-121., 126-128. old. Katalógus 2: Képkötet. Budapest 1992. 154-155., 160., 162. old. – Varga Vera: Régi magyar üveg. Budapest 1989. 42-44. old. – Varga Vera: A szecesszió művészi üvegei. Budapest 1996. 60-62., 180., 234-235., 242-243. old.

<sup>2</sup> Divald Kornél: Az üveg. In: Az Iparművészet Könyve. Szerk: Ráth György. Budapest 1912. 3. köt., 378. old.: „A zománccfestésű üvegedények előállítására terén Giergl Henrik 1820-ban alapított budapesti műhelye volt a legkiválóbb, mely pár év előtt megszűnt”.

<sup>3</sup> Meine Reisebeschreibung und Tagebuch während der 3 Jahre 1845, 46, und 47/48. 308 old. és képes táblák.

<sup>4</sup> Meine Lebens-Biographie, als Einleitung zu meinem Tagebuch. 1851. 90 old.

<sup>5</sup> Notizen aus meinem Leben. Zweiter Theil. 1850. 119 old. Feltehetőleg első része is volt a feljegyzéseknek, amely azonban nem maradt fenn.

<sup>6</sup> Tagebuch von Heinrich Giergl. Erstes Buch. 1850-1851. 275 old. A második naplókötet nem maradt fenn. Tagebuch des Heinrich Giergl. Drittes Buch. 1854. 67 old.; 4ter Buch [sic!]. 1863-1865. 128 old.

<sup>7</sup> Gedichte von Heinrich Giergl. Dritter Theil. 1841-1854. A költemények első két füzetéről nincs tudomásunk.

<sup>8</sup> Notizen aus meinem Leben. Zweiter Theil. 1850. 54 old. Az első rész nem maradt fenn.

<sup>9</sup> Die Naturforscher. Lustspiel in 2 Acten. Notizen aus meinem Leben c. füzet 57-107. oldalain.

<sup>10</sup> Wissenschaftliches. Erster Theil. 1850. Részei: Notizen aus dem Buch der Natur. Von Dr. Friedrich Schädler. Aus der Physik. 1-11. old. Aus der Astronomie. 11-20. old. Aus der Chemie. 21-28. old. Das Glas. 29-42. old. 43-57. old.: egy árjegyzék és ábrák.

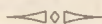
<sup>11</sup> Magyar Nemzeti Múzeum Udgy. 1983. 12. 40+4 old.

amelynek párja is készült – a megállapodott férfit ábrázolja, és feleségét, Dück Helént, vagy, amint a családban nevezték, Ilkát. Festmény őrzi Giergl Henrik édesanyjának arcvonásait, amely Tikos Albert műve. A kiterjedt Giergl család kiváló iparos, iparművész tagjainak tevékenységét e szakterületek kutatói dolgozták, dolgozzák fel, úgyszintén a festőművész Giergl Alajosét, aki művésznévként 1859-ben a Györgyi nevet is felvette. Ugyancsak fennmaradt az életműve a következő generáció kiváló építész, iparművészeti szakember tagjainak. Levéltári, anyakönyvi kutatások még további adatokat ígérnek, ezek elvégzése a jövő feladata.

E tanulmány keretében az életút, az életmű sokoldalú bemutatására nem nyílik mód, annak teljességre törő elemzését már megkezdjük és további dolgozatokban folytatjuk. A család eredetét, annak számontartását, a rokoni kapcsolatok ismeretét, ápolását, fenntartását, tudati és gyakorlati hatását tesszük jelen vizsgálatunk tárgyává, mivel családjának eredete, közeli és távoli rokoni kapcsolatai írásainak tanúsága szerint fontosak voltak Giergl Henrik számára.

Az apai ős, Martin Giergl jó száz évvel Henrik születése előtt érkezett Magyarországra – a családi hagyomány szerint Tirolból – így nem csoda, ha a bevándorlás időpontját több változatban is megtaláljuk az írásokban. Az 1850-ben írott „Erinnerungs-Kalender”-ben, amelyben élete főbb eseményeit írja le, az 1. pont szerint „1 August 1729. Kam Martin Giergl als erster Auswanderer aus Tyrol nach Ungarn.”<sup>12</sup> Ezzel szemben egy évvel később írt önéletrajzában kissé eltérő adatot olvashatunk: „Die Familie Giergl stammt ursprünglich aus Tyrol, und der erste einwanderer Martin Giergl kam im Jahre 1725. nach Ungarn.”<sup>13</sup> A különbség csupán néhány év, egy harmadik helyen azonban 1724-re teszi a naplóró bevándorolt szabómester ükapja Magyarországra érkezésének idejét. Sem a család eredeti lakóhelyére nem derült fény, de még a Giergl család nevét sem sikerült megtalálni a tiroli családnevek testes gyűjteményében, amelybe az innsbrucki egyetemen volt alkalma betekinteni e sorok írójának. Négy generáció életideje elegendő volt ahhoz, hogy minden kapcsolat, és még annak emléke is elmúljon. Nem szűnt azonban meg a szeretet, sőt rajongás, a nagy mértékű megbecsülés Tirol, lakói és történelme iránt, erről az írások számos helye tanúskodik. Dicséri a tiroliak emberi tulajdonságait, ragaszkodásukat hegyeik iránt, amelyek a naplórót is nagyon vonzzák, és Andreas Hoferről, a tiroliak nagy szabadsághőséről elismerő szavakkal emlékezik meg. Mindeközben azonban egyetlen egyszer sem tesz utalást arra, hogy távoli rokonait tisztelheti bennük. A kései olvasó számára mégsem kétséges, hogy miből is táplálkozik ez a nagy rokonszenv, amelyhez hasonló a fél Európát bejárt vándorló nem fejez ki más felkeresett területek lakói iránt.

Ha a Tirollal való kapcsolat csak lelki téren, mondhatnók, „tudat alatt” nyilvánult meg, annál lényegesebb szerepet játszott naplórónk életében anyai rokonsága. Önéletírása bevezetőjében megemlékezik erről is, az anyai család származásának ismertetését előbbre sorolva az apaiénál.



<sup>12</sup> Notizen aus meinem Leben. 1850. 28. old.

<sup>13</sup> Meine Lebens-Biographie als Einleitung zu meinem Tagebuch. 1851. 2. old.



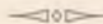
Mein Vater Ignatz **Giergl** ist bürgl. Glasermeister, und heirathete meine Mutter die einzige Tochter des Schneidermeisters **Heinrich Lokheimer** im Jahre 1825, den 19ten **September**.<sup>14</sup> Meine Mutter hatte wohl noch mehrere Geschwister, die jedoch aus der ersten Ehe meiner Großmutter, und daher Stiefgeschwister waren. Mein Großvater (**Lokheimer**) wanderte in seiner Jugend nach Ungarn ein, und war von Zuzenhausen unweit Heidelberg gebürtig; hier heirathete er eine Schneidermeisterswittwe Namens Fischer, die aus Bamberg gebürtig war, und so sind wir von mütterlicher Seite von deutscher Abkunft. Ebenso auch väterlicher Seits.<sup>15</sup>

Az anyai rokonsággal való megismerkedés akár romantikus történetnek is nevezhető lenne, ami váratlan ajándékként érte a családot a szeretett nagyapa – akitől életében egyetlen szót sem hallhattak elhagyott hazájáról, rokonságáról – halálát követően, az ő akarata szerint.

So oft ihn die Mutter um etwas über seine Heimath fragte, so bat er sie, nicht in ihn zu dringen, und ihn mit solchen Fragen zu verschonen. Er kränkte sich jedermal so oft er hinaus dachte, und schlug sich die Gedanken aus dem Kopfe. War es die Sehnsucht nach seinem Vaterlande, – oder stellte er sich die Reise hinaus als eine Unmöglichkeit vor, – denn er war natürlich zu jener Zeit, wo selbst vielleicht nicht überall Eilwagen **coursirten**, geschweige denn Eisenbahnen und Dampfschiffe, den ganzen Weg zu Fuß gegangen, – er unterdrückte seinen Schmerz, gab alle Hoffnung je seine Verwandten da zu sehen auf, und sprach nie ein Wort davon. – So erfuhren wir nichts von Lotter und Leibfried. –

Er erreichte sein 65tes Jahr, es war auch sein letztes. – Am Krankenlager erst rief er die Mutter zu sich, und sagte ihr, er hätte in seinem Schreibepulte noch einen Brief, den er noch nicht beantwortet hatte; obwohl es schon geraume Zeit wäre, von seinem Verwandten Lotter in Zuzenhausen; – sie möge ihn hervorsuchen, und – wenn er sterben sollte, selbst beantworten. –

Nach seinem Tode hatte die Mutter nach seinem Wunsche gethan, und schrieb dem Lotter den ersten Brief. Folgendes war ungefähr sein Inhalt: „Sie werden staunen aus Ungarn einen Brief zu erhalten, von einer Frau deren Name Ihnen vielleicht nicht bekannt sein dürfte. Mich traf vor Kurzem ein harter Schlag; – Gott hat es gefallen meinen innigstgeliebten theuren Vater, und Bruder Ihrer Mutter, **Heinrich Lokheimer** zu sich zu nehmen, und hinterließ mir, seine einzige rechtmäßige Tochter. Noch auf dem Sterbebett trug er mir auf, Ihren von ihm schon lange Zeit unbeantworteten Brief hervorzusuchen und zu beantworten. Es ist mir daher die heiligste Pflicht seinen Wunsch zu erfüllen, und will, da meine näheren Verhältnisse Ihnen vielleicht gänzlich unbekannt sein könnten, dieselben im vorliegenden Briefe zugleich mit wenig Worten schildern. Ich bin hier in **Pesth** verheirathet an einen Glashandler **Ignaz Giergl**, und habe 5 Kinder: den 10 jährigen **Heinrich**, der 9 jährige **Franz**, 7 jährige **Hedwig**, 5 1/2 jährige **Emmy**, und 3 jährige **Stefanie**. Meine Vermögensverhältnisse sind zwar nicht bedeutend, aber dennoch gut, und mein Mann besitzt in der Vorstadt ein großes Haus, außer dem, welches wir bewohnen, und das ich jetzt von meinem Vater ererbt.“ – Dann kam schließlich noch: „Ich bitte mir mit umgehender



<sup>14</sup> Die folgende Textmitteilung erfolgt in der Transkription von Frau Ilona Meszleny bzw. der Verfasserin des vorliegenden Beitrags; sie versucht die orthographischen und optischen Eigentümlichkeiten der Handschrift möglichst getreu widerzugeben. Die Handschrift wurde in deutscher Kurrent abgefasst, fremdwörter und Eigennamen stehen in Antiqua; letztere werden in unserem Textabdruck durch Fettdruck gekennzeichnet.

<sup>15</sup> Meine Lebens-Biographie. 2. old.



Post zu berichten, ob Sie diesen Brief erhalten haben; – ferner wäre es mir angenehm auch Ihre näheren Verhältnisse zu erfahren, ob Sie verheirathet oder Hagestolz wären, und ob Sie mehrere Verwandte da besitzen. Ich bin gesonnen in kurzer Zeit – ungefähr 6 Wochen – selbst hinaus zu reisen, und Sie zu besuchen.”

Marie Giergl geb. Lokheimer.

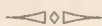
Lotter war über den Brief höchlich erstaunt, und insofern schmerzlich überrascht, da er den Tod seines Onkels erfuhr. Ich weiß nicht, war es der Schmerz den er darüber empfand, oder das unerwartete Schreiben Ursache, – er beantwortete es sogleich, jedoch schien es, in einem gereizten Tone: „Daß er aus dem Brief ersahe, daß meine Mutter eine geübte Briefschreiberin wäre; und es ihn daher umsomehr wundere, daß sie erst jetzt, nach dem Tode ihres Vaters, sich die Zeit nimmt, sich um ihre so nahen Verwandten zu erkundigen; – er wüßte nicht was er hierüber von ihr denken sollte, und diese so lange gehabte Gleichgiltigkeit zwingt ihn beinahe zu einem harten Vorwurfe, – da er in ihrer Lage, als die einzige Tochter seines Oheims und folglich nahe mit ihm verwandt, es nicht würde so lange anstehen gelassen haben.” –

Mit einem Worte, Lotter machte der Mutter unverdiente und kränkende Vorwürfe, und war über sie bitterböse. Die Mutter jedoch, anstatt hinüber zu antworten, reiste augenblicklich nach Nekarbischofsheim, und so wurde aller Verdruß und Missverständniß gehoben, und in die größte Herzlichkeit und Liebe verwandelt. – In einigen Jahren darauf, kam Lotter mit Leibfried nach Pesth, zu uns auf Besuch. – <sup>16</sup>

Az okos, és mindenkor gyakorlatiasan gondolkodó anya nagy jót tett az üveges mesterséget tanuló fiának a rokoni szálak újra felvételével.

In Nekarbischofsheim, einem kleinen Städtchen bei Heidelberg, war ich bei meinem Onkel Lotter, Amts und Wundarzt daselbst, überaus herzlich aufgenommen. Lotters Mutter und mein Großvater waren Geschwister. – Auch in Mannheim hatte ich Verwandte, und fand überall die beste Aufnahme; man zeigte sich mir zuvorkommend, liebeich, und sah mich stets und überall gerne. Schon seit Jahren wartete man auf mich, und meine Mutter, die nach meines Großvaters Tode auch heraus reiste, versprach Allen: „in einigen Jahren seht ihr meinen Heinrich, wenn er in die Fremde geht, –“ und so hieß es bei allen, die mich oder meine Eltern kannten, und von mir gehört hatten: unser Mutter aus Ungarn ist da, – was da mehr Aufsehen macht, als wenn jemand von Amerika käme.<sup>17</sup>

Az 1840-es években sem volt könnyű fiatal iparosoknak munkát kapni. Giergl Henrik vándorútjának első, hosszan tartó állomása Bécs volt, ahol több, mint egy évet eltöltött, és – két jelentéktelen mesteren kívül – a híres, máig létező Lobmeyr cégnél dolgozott és tanulta a szakmát. Ezt követően – családi, baráti szervezésben – Itáliába utazott, ahol azonban, céhrendszer nem lévén, nem szegődött el mesterekhez. Annál többet jelentett itt művészi fejlődése szempontjából Itália műértékeinek megismerése, a gyönyörű városok, épületek, múzeumok szemlélése. 1847 tavaszán gyalog indult útra egy itt szerzett sorstárs barátával a Brenner-hágón átkelve Ausztria, majd Németország felé. Innsbruck, Salzburg, München, Augsburg és közben számos kisebb városka iparosainál nem kapott munkát, csak kínos tapasztalatokat szerzett a céhszállások, 'herberge' kultúrátlanságáról, a céh-



<sup>16</sup> Tagebuch. Erstes Buch. 178-181. old.

<sup>17</sup> Meine Lebens-Biographie. 43. old.

beli kötelező szokások elavultságáról és anakronisztikus voltáról. A 'népek tavaszát' megelőző időszakban a gazdasági pangás miatt nem volt kereslet a luxusnak számító üvegtermékek iránt. Kisebb falvakon is áthaladva, azokban megszállva valódi nyomorúsággal is találkozott a naplóíró. Így valóságos megváltás volt számára, amikor fárasztó gyaloglások és embert próbáló úti kalandok után egyszer csak szerető rokon körben találta magát. A rokonok vártak rá, kézzel kézre adták, munkához segítettek, alkalmat adtak kellemes időtöltésre kirándulásokon, sétákon, játékokban való részvételre, bevezették a helyi társas életbe, sőt, majdnem házasság lett az általuk szerzett ismeretségből. A várva várt találkozást így írta le naplójában Giergl Henrik:

„Endlich,” so sprach ich zu mir, „ist der Tag erschienen. wo unser Aller Wunsch in Erfüllung geht: – bald bin ich am Ziele, und mein Versprechen, das ich vor 10 Jahren meinem Onkel bei seiner Anwesenheit in Pesth gab, ist gelöst. – Wie werden sich die lieben Verwandten freuen, wenn ich sie heute unverhofft überrasche! Sie haben gewiß keinen Gedanken auf mich, denn Sie erwarten mich erst im Juni oder Juli, weil ich ihnen so schrieb aus **Verona**. Wer ist heute glücklicher als ich!” Der Gedanke in einigen Stunden meine Onkel, die Tante, den Oskar und den kleinen **Wilhelm** zu sehen, und sie zu umarmen, machte mich so freudetrunken und entzückt, dass ich die Stunde nicht erwarten konnte, und der Weg mir unendlich lang schien. In jedem Dorfe erkundigte ich mich um den nächsten Weg, schlug oft Seitenpfade ein, ganz quer über die Kartoffelfelder, und in Gedanken versunken fing ich oft gar zu laufen an, um recht bald dort zu sein. Würde mich jemand so gesehen haben, er hätte geglaubt, ich sei ein Narr. Ein heftiger Sturmwind, der heute den ganzen Tag blies, mochte vielleicht Ursache gewesen sein, daß ich um eine Stunde später ankam, als ich wollte. In dem letzten Dorfe vor Nekarbischofsheim rastete ich mich ein wenig aus, und aß im Wirthshause etwas zur Jause. Ich fragte den Mann der auch sein glas Bier vor sich hatte, und sich außer mir allein im Zimmer befand, wie weit ich noch hatte? „Eine Stunde. Wenn Sie dort übernachten wollen, so finden Sie dort ein sehr gutes Gasthaus. – Morgen können Sie, wenn Sie gut zu Fuß sind, Heidelberg erreichen.” Ich werde gewiß einige Tage in Bischofsheim bleiben, antwortete ich ihm, denn ich habe dort Verwandte, die ich besuchen will. „So? nun da werden Sie sich freuen!

Ihrer Aussprache nach, aber schienen Sie kein hiesiger zu sein; um Vergebung, was sind Sie für ein Landsmann?” Ich bin ein Ungar aus Pesth. „Ein Ungar?!” rief er voll Verwunderung, „ni sehen Sie, da haben Sie eine weite Reise gemacht. Aber wie kommt denn das, daß Sie hier Verwandte haben, Sie verzeihen daß ich frage, wer sind Ihre Verwandten?” – Der Herr **Lotter**, Wundarzt. – „Der **Lotter**?! Guk. Nun der wird sich freuen! Der ist gar ein guter Mann, der **Lotter**.” Kennen Sie ihn denn? fragte ich. „Ei, freilich, erwiderte er, und recht gut; ich arbeite ja öfter drüben in Bischofsheim, ich bin nemlich ein Maurer, und da kommt der **Lotter** oft zu mir, sieht nur zu, wie ich arbeite, und erzählt mir, daß es sein Vater, der auch Maurer war, eben so gemacht hatte. – Der **Lotter** war ja auch einmal in Ungarn?”

Ja, vor 10 Jahren, er besuchte uns. – „Auch erinnere ich mich, war vor vielen Jahren eine Frau hier aus Ungarn, seine Verwandte, die ihn besuchte, er erzählte mir oft davon.” Ja, ja, antwortete ich; diese Frau war meine Mutter. „Das war ihre Mutter? Guk. Ei, wie wird sich der Lotter freuen, wenn er Sie sieht.“ – Auch ich freue mich unendlich, und ich will mich eilen, daß ich bald ankomme. „In einer kleinen Stunde sind Sie dort. Jetzt ists 4 Uhr.” Also leben Sie wohl. „Viel Glück.”

Eiligst marschierte ich wieder weiter, und erblickte bald den Thurm des Städtchens

Nekarbischofsheim.

Mit beklommenen Herzen ging ich an den ersten Häusern die etwas gestreut lagen vorüber, und gedachte im nächsten Wirthshäuser mein Felleisen abzulegen, und mich dort um die Wohnung meines Onkels zu erkundigen. – Gleich am Anfange des Städtchens sah ich zwei nett gekleidete Knaben mit einem Hündchen spielen, die mich verwundert ansahen; und unwillkürlich drangte sich der Gedanke in mir auf: vielleicht ist das der Oskar und Wilhelm. – Aber der Onkel dachte ich wird gewiß in der Stadt wohnen, und nicht am Ende derselben.

– Ich hatte mich geirrt. – Als ich im Wirthshause um den Wundarzt Lotter fragte, hieß er wohnt: das zweite Haus von hier, auf dieser Seite. – Ich ließ das Felleisen dort, und ging 2 Häuser zurück. Dasselbe Haus vor welchem die Knaben spielten, und die sich jetzt schon entfernt hatten, war das, das ich suchte. – Ich sah hinauf auf die Fenster, und bemerkte da eine Frau am Arbeitstisch sitzend, und nähend; das ist die Tante, sagte ich. – Sie hatte mich erblickt, und ich konnte mich vor Freude des Lächelns nicht enthalten.

Schnell sprang ich die Treppe hinauf, blieb jedoch vor der Thür ein wenig stehen; ich mußte mich fassen; das Herz klopfte, daß ich es hörte. – Ich fragte noch einmal das Dienstmädchen in die Küche ob ich recht gehe, und trat dann ins Zimmer ein. –

Die Tante war allein da, die mir entgegen kam. Ich küßte ihre Hand, und stammelte die paar Worte: „Liebe Frau Tante, ich erfülle mein längst gegebenes Versprechen, Sie auf meiner Reise zu besuchen, – endlich bin ich im Stande mein Wort zu halten, welches mich überglücklich macht. Ich bin der Heinrich.“ – „Der Heinrich?! rief sie, o schön!“ und schloß mich in ihre Arme. „Schade, daß der Onkel nicht daheim ist, aber die Kinder will ich holen lassen.“ – Sie trat hinaus, und kam bald darauf mit Oskar und Wilhelm, die mich bemerkt hatten ins Haus eintreten, und mir neugierig folgten, zurück. – „Seht ihr Kinder hier Euren Vetter von Pesth,“ sprach die Tante. Beide sahen mich freudig und etwas verblüfft an. – „Grüß dich Gott **Oskar**, – grüß dich Gott **Wilhelm**,“ rief ich, und küßte beide herzlich. – „Wo ist denn liebe Tante, der Onkel?“ – „Der ist nach Waibstadt auf Besuch, und kömmt erst Abends heim. Aber wenn Du willst Heinrich, und wenn Du nicht zu müde bist, so wollen wir ihm mit den Kindern entgegen gehen; – das wird ihn sehr freuen.“ – „O herzlich gern, ich gehe so weit Sie wollen, und bin nicht im geringsten müde; und der Gedanke meinen guten Onkel auf diese Weise überraschen zu können, und ihn desto eher zu sehen, verschafft mir die höchste Freude.“ –

Die Straße nach **Waibstadt**, ungefähr 3/4 Stunden, ist der schönste Spaziergang, und wir erreichten das Städtchen im angenehmsten Gespräche begriffen unglaublich schnell. Wie viel hatte ich zu erzählen, von meiner Heimath, meinen Eltern, und Geschwister! –

Dicht vor dem Städtchen setzten wir uns ins Gras, den **Oskar** aber schickte die Tante hinein seinen Vater zu holen. „Sage dem Vater aber ja nichts vom Heinrich, hörst Du?“ sondern wenn er Dich fragt warum ich ihn rufen lasse, antworte nur Du weißt es nicht. Gut, liebe Mutter, sagte **Oskar**, und lief schnell fort.

Bald kamen beide zurück. – Oskar, der voraus lief, rief leise: der Vater kömmt schon, und schnell verbarg ich mich hinter einer Gartenmauer, die hier ein Ek bildet. – Jetzt hörte ich seine Stimme: Was willst Du denn **Mina**? Warum hast Du mich denn rufen lassen, he? Warum lachte denn der **Oskar**, der Schlingel, so geheimnissvoll? Sprich!

Nun hielt ich mich nicht länger, und ohne die Antwort der Tante abzuwarten, stürzte ich hervor, und breitete ihm meine Arme entgegen. Mehr konnte ich nicht hervorbringen als: „Lieber Onkel! ich bin der Heinrich!“ — Mein guter Onkel kannte mich nicht, er schien sich zu besinnen, und sah mich groß an. „Kennst Du ihn nicht mehr,“ fragte die Tante.



„Heinrich!!“ rief er aus, schlug mich vor Freuden weinend seiner Gewohnheit gemäß derb auf die Schulter, und drückte mich an seine Brust. – Das Gefühl das ich in diesem Augenblicke empfand, bin ich nicht fähig zu beschreiben, – fast Alle weinten vor Rührung. –

„Nun gehe ich nicht mehr zurück, sprach Lotter, ich habe es zwar versprochen, aber daran dachte ich nicht, daß mich Heinrich so überraschen wird. Kommt, gehen wir nach Hause. Heinrich, das freut mich sehr daß Du jetzt da bist! – Ich hatte Dich wahrlich nicht erkannt, so groß bist Du schon geworden; auch glaubte ich Du wärest der Bruder meiner Frau, den ich auch schon lange nicht gesehen habe, und der auch versprochen hat uns zu besuchen; Dich aber erwartete ich erst gegen Ende Juni. – Wo warst Du denn gestern?“

„Heute früh verließ ich Heilbronn.“

„Ei, da bist Du gut gelaufen!“

„Die Sehnsucht nach Ihnen theurer Onkel, beflügelte meine Schritte.“

„Hast Du schon lange keinen Brief von zu Hause erhalten?“

„Seit ich Innspruk verließ, es dünkt mich eine halbe Ewigkeit. Aber morgen will ich gleich meinen Eltern meine Ankunft in **Nekarbischofsheim** berichten.“

„Thue das, und dann muß Du so lange bei mir bleiben, bis Du vom Hause Antwort erhältst, und bis **Leibfried** Dir eine **Condition** wird gefunden haben. Da wir gar nicht ahnten, daß Du schon so bald ankömmst, so hatten wir uns desshalb gar nicht erkundigt; aber morgen will auch ich dem Leibfried melden, daß Du bei mir bist, – vielleicht findet er eine Stelle für Dich.“ –

„Ich habe wahrlich schon eine große Sehnsucht demach, lieber Onkel! und werde sehr dankbar sein. Ich bin schon des ewigen herumreisens müde, und möchte gerne wieder ein geregelteres Leben führen.“

„Aber Du schreibst mir ja aus **Verona**“ sprach Lotter, daß Du nicht allein kömmst, wo ist denn Dein Freund, wie heißt er doch?

„**Carl Lederhass**; – den ließ ich in **Salzburg**, wir mußten uns trennen, da er dort Arbeit erhielt.“

In ähnlichen Gesprächen begriffen merkten wir gar nicht, daß es dunkel wurde. – Lotter blieb öfter stehen, sah mich lächelnd an, und als trauete er seinen Augen nicht, schlug er mir eins auf die Schulter, und sprach: Daß Du endlich da bist! – Sieh, das freut mich! – Bald langten wir zu Hause an, aßen das Nachtmal, und blieben beisammen sitzen, bis spät in die Nacht. —

In Ganzen blieb ich bei meinem Onkel 10 Tage. – Während dieser Zeit machten wir öftere Spaziergänge in die nächstliegenden Ortschaften und die Zeit, die ich hier im Kreise meiner lieben Anverwandten zubrachte, verging rasch, und angenehm. –

Mein Onkel führte mich als seinen Neffen aus Ungarn bei mehreren Herren Honoratioren auf, welche von ihm größtentheils auch schon erfahren hatten, daß meine Mutter, dieselbe Frau, die vor 10 Jahren ihn besucht hatte; auch dieß Jahr gesonnen sei nach Nekarbischofsheim zu kommen, – welche Nachricht alle sichtlich erfreute; und überall hörte ich das Andenken ihres einstigen Hierseins mit Liebe erwähnen. –

**Nekarbischofsheim** ist ein kleines Städtchen von ungefähr 2000 Einwohner, in 200 Häuser. Es liegt aber keineswegs am Nekar wie ich bisher wähnte, sondern 3 Stunden davon entfernt. Den Namen hat es nur daher, um es nicht mit Rheinbischofsheim, und Tauberbischofsheim zu verwechseln, welche auch im **Baden**'schen liegen. –

Die Gegend ringsherum gefiel mir recht gut, – das Städtchen liegt angenehm im Thale, und ist von sanft ansteigenden Hügeln und kleinen Bergen umgeben, die theils sorgfältig umgebaut, theils mit hübschen schattenreichen Birken- und Eichenwäldern bedeckt sind. – Da wir jetzt wunderschöne

Zeit hatten, so wurden wir nicht im geringsten an unsere täglichen Spaziergängen gehindert, und wir hatten fast für jeden Tag einen Ausflug in eine andere Gegend bestimmt. – Einmal erstiegen wir diesen Hügel, das nächstemal den andern, und hatten von jeder solchen Anhöhe eine andere schöne Aussicht. Ganz nutzlos aber kletterten wir nie auf die Berge – und kamen selten leer zurück; und für unsere Mühe auch eine kleine Entschädigung zu haben, pflückten wir Maiblumen, Glockenblumen, und andere zarte Feldpflanzen die es in den Wäldern in Menge gibt, mitunter auch Erdbeeren, und brachten einige schöne **Bouquets** mit nach Hause, womit wir die Tante überraschten. –

Eines Tages ging ich mit dem Onkel und mit Oskar nach Zuzenhausen, dem Geburtsort meines sel. Großvaters, um dessen noch lebende Schwester, die Mutter meines Onkels, und den Vetter Heinrich zu besuchen. – Es ist ein kleiner Ort, von Bischofsheim 3 Stunden entfernt. – Als wir dort ankamen, gingen wir zuerst ins Wirthshaus, um ein wenig auszuruhen. –

Die Mutter des Onkels und auch Heinrich wohnen noch in demselben Haus, in dem mein Großvater geboren wurde; – es ist ein grün angestrichenes einstöckiges Ekhaus von Holz wie alle Anderen erbaut, dessen erster Stock aber dem Erdgeschoß etwas hervorragt. –

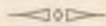
Ich betrat es mit etwas befangenen Gemüth, und als ich die Großtante hernach erblickte ward mein Inneres nur noch mehr ergriffen. – Sie war eine schwache kränkliche Frau von 78 Jahren, und da der Onkel ihr leicht erregbares Gefühl kannte, und er in vorhinein wußte, daß die Nachricht die er ihr brachte, ihre Nerven sehr ergreifen würde, so wagte er fast nicht ihr zu sagen wer ich sei; – aber es mußte sein, denn darum waren wir gekommen.

Als wir schon einige Minuten im Zimmer verweilt hatten, warf sie einen forschenden Blick auf **Lotter**, und fragte ihn halbleise: Wer ist denn der – ? – Mein Onkel ließ etwas auf die Antwort warten, und sprach endlich mit Thränen im Auge: Er ist der Sohn meiner **Cousine**, der Enkel Ihres Bruders, aus Ungarn! –

Wie wir es voraussahen, so war es auch; die Großtante fiel mir mit lautem Schluchzen um den Hals, und weinte noch lange, Alle waren tief bewegt. –

Bald darauf trat Heinrich ins Zimmer, der sich sehr freute und mir derb die Hand schüttelte. Derselbe war ein Bauer, und hatte zwei Töchter. – Das Zimmer war ganz einfach eingerichtet, wie wir es bei wohlhabenderen Bauern üblich finden. An der Wand hingen nebst einigen Heiligenbildern noch zwei andere, wovon das Eine einen ungarischen Bauern mit rundem schwarzem Hut, rother Weste und weiter **Gatya**-Hose, – das andere aber einen ungarischen Edelmann im Prachtornat mit Säbel und **Kalpak** vorstellte, dasselbe war die einstige Adresse der Tuchhandlung der **Barabás** „zum Ungar“ in der Waitznergasse, in Pesth. – Die Leute hier stellen sich von Ungarn ein prächtiges Bild vor, als wäre es das **Paradies** auf Erden; und glauben alle Ungarn sind so malerisch gekleidet, wie man die ung. **National** Trachten zuweilen auf **Bilden** sieht. – Ungarn wird hier wegen der großen Fruchtbarkeit des Bodens als eine gefüllte Kornkammer betrachtet, – und dennoch wandern jährlich so viele Leute nach Amerika aus, und kein einziger geht nach Ungarn. – Vielleicht mag sie die dortige **Aristokratie** zurückschrecken; und ziehen es vor, wenn sie schon ihre Heimath verlassen müssen, wenigstens den Boden eines freien Landes zu betreten. –

Alle Lokheimer\* die hier lebten, sind nach **Amerika** ausgewandert, und bloss ein einziger blieb hier, der bei dem hiesigen Wirth in Diensten steht.



\* Der Name meines Großvaters, von mütterlicher Seite.

Lotter ließ uns durch Heinrichs Gattin ein Mittagmal bereiten, und traten Nachmittag um 2 Uhr den Rückweg an. Beim Abschied weinte die Großtante, und sagte: sie sieht mich das letztemal, denn sie werde nicht lange mehr leben. – Die gute Frau hatte Recht; – als ich später in Berlin war, erfuhr ich die Nachricht von ihrem Tode. –

Bei Zuzenhausen ist auf einem Berge das zerfallene Gemauer eines ehemaligen Ritterschloßes.

**Pfingsmontag den 23 Mai.** ging ich mit dem Onkel und seinen beiden Söhnen hinüber nach Waibstadt in die Kirche, weil Bischofsheim ganz evangelisch, **Waibstadt** aber ganz katholisch ist. Wir hörten dort das Hochamt, und kehrten nach der Messe nach Hause. Wie unendlich gross war der Unterschied zwischen diesem Hochamt und dem letzten das ich in Italien gehört habe! –

Nachmittag, verschaffte der Onkel uns Allen ein Vergnügen, und wir fuhren (der Onkel, die Tante, Oskar, Wilhelm, eine fremde Frau und ihre Tochter und ich) in einem offenen Zeiselwagen nach **Sinsheim**, 2 Stunden von Bischofsheim, wo Kirchtag war. –

**Sinsheim** mag vielleicht nochmal so groß sein, und 4000 Ein zählen. Da es auf der Hauptstraße von **Heilbronn** nach **Heidelberg** liegt, so sind dessen Inwohner viel mehr aufgeweckter und lebhafter als in Bischofsheim. Besonders heute des Kirchtags wegen hörte man an allen Orten Musik. –

Wir stiegen ab in einem Wirthshause, ein großes Gebäude und ehemaliges Kloster, außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe gelegen, wo so viele Menschen versammelt waren, und es so toll und lustig herging wie in Ofen am Schwabenberg am Pfingsmontag. – Dieses Klostergebäude wurde ganz umgewandelt, die **Localitäten** zu ebner Erde wurden jetzt alle vom Wirthe benützt, der ehemalige Speisesaal ist jetzt Tanzsaal, und die Wohnungen im ersten Stocke werden vermietet. Es ist ein hübsches Gebäude und hat auch einen schönen Garten, in welchem sich die **Sinsheimer Turnschule** befindet.

Trotz der großen Hitze wurde im Saal getanzt, – und vor Dampf konnte man es da fast nicht aushalten.

Lotter hatte hier Bekannte, welche uns auf eine Tasse **Caffee** einluden, die wir durchaus nicht ausschlagen durften. Sie wohnten im ersten Stock, und hießen **Reiter**. Die Frau beobachtete allen Anstand und Würde, und schien sich besonders glücklich zu fühlen, wenn sie in einer Gesellschaft für die vornehmste und gebildetste Frau gilt. – Von ihren beiden Töchtern war eine schon verheirathet, die Andere jüngere war noch ledig und besonders gut bei Leibe. Endlich der alte Herr war ziemlich dik, hatte aber die Gicht; und war durch die Artigkeit meiner Mutter, die ihn vor 10 Jahren immer mit **Herr von** anredete, welches hier doch nur bei adeligen Leuten gebräuchlich ist, gar besonders geschmeichelt, das er jener artigen Frau nie vergessen kann. – Unweit **Sinsheim** ist ein **Berg**, auf dessen Gipfel eine alte Ringmauer eines römischen Schloßes steht, – in der Mitte ein 6 eckiger Thurm, den man noch ersteigen kann, und von wo man eine schöne Aussicht genießt.

Nach 7 Uhr fuhren wir nach Hause.<sup>18</sup>

Az itteni lét sem volt csupa gyönyörűség, egy félreértés folytán a mester, aki munkát ígért, mást vett fel, s ki kellett várni az idejét, amíg a másikat el lehetett küldeni. A mester házában kapott szállás színvonala alacsony volt – mint általában. De esténként a rokonoknál kellemesen telt az idő, és különösen a hétvégeken.



<sup>18</sup> Meine Reisebeschreibung. 178-187. old.



Mein hiesiger Aufenthalt hatte mir recht gut gefallen, ich war fast täglich in Gesellschaft meiner Verwandten, indem ich des Abends da speiste. Auch war ich Sonntags meistens eingeladen. Onkel Leibfried ist in Mannheim einer der angesehensten Bürger und sehr wohlhabend, und ich genieß dadurch daß ich mich grötentheils in seinem Kreise bewegte, bei meinem Nebenskollegen einiges Ansehen, welches mich etwas eitel machte.<sup>19</sup>

A kölcsönös rokoni szeretetnek számos helyen ad kifejezést a naplóíró.

Es ist wirklich merkwürdig, mit welcher Liebe man von uns spricht, und mit welchem Vergnügen sich Alles noch auf die Mutter erinnert. Das haben wir theilweise dem guten Lotter zu verdanken. O wie schön wäre es, wenn wir täglich beisammen sein könnten, und unß das Schicksal nicht so weit auseinander geführt hätte! aber zwischen uns und ihnen liegt ein bedeutender Erdstrich, – so daß sogar trotz den Dampfschiffen und der Pesther Eisenbahn die Briefe 6 Tage brauchen! – So empfinden wir ein immerwährendes Sehnen nach den lieben Angehörigen, und unser Verlangen und Wunsch sie zu sehen, ist nimmer befriedigt. Mein 8 tägiger Aufenthalt ist viel zu wenig für das, wenn man bedenkt, – daß ich ein halbes Jahr und noch länger mich darauf freute, und selbst zur Erlangung meines Passes 4 Wochen brauchte! – Wir sprachen täglich hinvon, – und Lotter's einziger Trost ist ein Haupttreffer in der großen Lotterie. –<sup>20</sup>

– írja Giergl Henrik 1851-ben tett, későbbi látogatása alkalmával húgának, Stefanie-nak levelében, amely azonban naplójának is részét képezi. Az elválás mindkét fél számára fájdalmas: könnyekkel szemükben búcsúznak egymástól minden alkalommal a távra szakadt rokonok.

A látogatások valóban egymást követték. Még Henrik 1847. évi ittléte alkalmával meglátogatta őt és a rokonokat édesanyja, aki leányainak fényképét is magával hozta megmutatni. Anyjának arra is volt gondja, hogy ez alkalommal felkeresse Berlinben egy volt legényüket, kérve tőle Heinrich számára segítséget közelgő berlini tartózkodása idejére, ami azután teljesült is.

Az 1851-es év újabb lendületet hozott a kapcsolatoknak. Giergl Henrik lassan házasodásra gondolt, és üzleti útjába kis kitérével belefoglalta a rokonok meglátogatását. Ekkor azonban nem az ő látásuk volt az egyetlen cél. Bizonyos Tina nevű leány jó emléket hagyott Henrikben, és szerette volna tisztázni magával, milyen komoly is ez az érzelem, és esetleg a leánnyal is. Az egész rokonság kész volt arra, hogy a kapcsolatot egyengesse, amit otthon a Giergl család is elképzelhetőnek tartott volna. Semmi sem lett a dologból, amiben közrejátszottak holmi kisvárosi illemszabályok, amelyek a látogatás feltételeit meghatározták, másrészt azonban a lánynézőben járó fiatalember érzelmei sem voltak igazán erősek.

Sor került azután 1852-ben az anyának és leányainak együttes látogatására a badeni rokonságnál, s őket is kivételes szeretettel fogadták, részesítették kellemes élmények sorában. Az út egyik igen fontos eredménye azonban egy szép és kiváló tulajdonságokkal rendelkező leány – Marie Grohe, egy heidelbergi tiszteletes leánya – megismerése volt, akit az anya a leghatározottabban ajánlott fia figyelmébe, nem eredménytelenül. Giergl Henrik rövidesen útra kelt újabb lánynézési céllal, és mint Marie Grohe boldog vőlegénye utazhatott haza rövid látogatásáról. A rokonok a régi szeretettel fogadják, feladatuknak



<sup>19</sup> Meine Lebens-Biographie. 43-44. old.

<sup>20</sup> Tagebuch. Erstes Buch. 177. old.

most a lehetséges kapcsolat egyengetését érzik, meg is teszik a tőlük telhető. Örök titok marad, mi okozta az eljegyzés felbontását, minthogy a naplók második könyve elkallódott. A harmadik könyv már az Ilkával kötött házasság történetét írja le, s ez a házasság nagyon jól sikerült. A költemények között található egy, amelyik a távoli menyasszony hűtlenségén szomorkodik. Valóban elképélhető, hogy a távolról jött vőlegény helyett előnyben részesítettek egy időközben feltűntet, aki miatt nem kellett ekkora távolságra költözni a szülői háztól.

A 18. században német nyelvterületről Magyarországra érkezett családok nemigen tudták fenntartani a kapcsolatot otthon hagyott szeretteikkel. Így történt ez a Giergl családdal is, amelynek 19. században élt tagjai már csak az áttelepült ős nevét tudták, az elhagyott óhazát csak mint tartományt tudták megnevezni. A 18. és 19. század fordulója táján vándorolhatott be Heinrich Lockheimer, Giergl Henrik anyai nagyapja, aki szintén arra számított, és úgy is viselkedett, hogy minden vágya ellenére, a kapcsolatok nem tarthatók fenn. Szerencsére az elhagyott rokonok írtak neki ennek ellenére. Hogy halálos ágyán miért bízta meg mégis lányát a kapcsolat újra felvételével, csak találgatható. Talpraesett, számos más egyéb kapcsolatot is eredményesen ápoló és fenntartó, férje üzleti útjait is sokszor magára vállaló leánya, Marie gyors odautazásával, kellemes emberi magatartásával hamarosan szeretetteljes viszonyra szőtte a majdnem szétszakadt szálakat. Hozzásegítette ezzel gyermekeit ahhoz, hogy világot lássanak, s egészen különösen Henrik fiát szerető rokoni környezethez az amúgy nem sok otthonossággal kecsegtető vándorút során.

Giergl Henrik és családjának kapcsolata az óhazában maradt rokonokkal kölcsönösen gazdagította mindkét fél életét. Hogy a Giergl család legalább felének személyes élményt nyújtottak, látóköriüket tágították, nyilvánvaló. De az is kiderül a feljegyzésekből, hogy a Magyarországról érkezett vendégeket legalább olyan érdekesnek találták, mintha Amerikából jöttek volna, s újonnan szerzett hazájukat sokra értékelték. A rokoni szereteten a földrajzi távolság nem változtatott. Ők is ellátogattak Magyarországra, – hogy másodszor is eljutottak-e, mint szó volt róla, nem tudjuk –, s a hasonló polgári értékrend, a munka mindenképp felett való tisztelete, az igényes, kultúrált életmód, a generációról generációra táguló látóköri kívánatos társasággá tette őket egymás számára. S hogy valóban találkozhattak, abban a 18. századinál hasonlíthatatlanul kedvezőbb közlekedési viszonyok segítették őket. Találkozásaik, kapcsolattartásuk visszaadta mindkét fél számára a rokoni kapcsolatot, amelyről oly sok szétszakadt családnak le kellett a továbbiakban mondania. Másrészt az áttelepült Heinrich Lockheimer haza-hazajáró, levelező utódai akaratlanul is összekötő szerepet töltek be két távoli terület lakói, társadalma, kultúrája között. Miközben Magyarországon az oly megkésve kialakuló polgári életforma és mentalitás képviselői voltak, hozzájárultak az óhazában új hazájuk ismertebbé tételéhez, értékeléséhez. Rokonszenves magatartásukkal hazájuk iránt is rokonszenvet keltettek, csökkentették annak szellemi távolságát Európa gyorsabb és egyenletesebb fejlődésű részétől.<sup>21</sup>



<sup>21</sup> Giergl Henrik frásainak magyar fordítása: Egy pesti polgár Európában. Giergl Henrik üvegműves önéletrajza, útjegyzetei és naplói 1845-1865. Szerk.: Forrai Ibolya. Budapest 2000 (= Fontes Musei Ethnographiae 6). – Györgyi Erzsébet: Egy pesti polgár karácsonyai a XIX. században. In: Belváros 1993/18, 17-18. old. – Györgyi Erzsébet: Európa forradalmi egy pesti iparos szemével Giergl Henrik naplója nyomán. In: Történelem és emlékezet. Művelődéstörténeti tanulmányok a szabadságharc 150. évfordulója alkalmából. Szerk.: Kriza Ildikó. Budapest 1998. 305-322. old. – Györgyi Erzsébet: Giergl Henrik visszaemlékezései az 1838. évi nagy pesti árvízre. In: Pest-budai árvíz 1838. Tanulmányok Budapest múltjából. Szerk.: Faragó Tamás. Budapest 1988. 6. köt., 833-890. old.



H. Balázs Éva (Budapest)

## A Baranya-háromszög (A visszacsatolás munkaanyaga 1941-ből)

*Amikor köszöntöm az ünnepeltet és a német nyelvésztől nem teljesen idegen témáról írt – bizony hatvan éves – kis tanulmányomat ajánlom fel a "Festschrift" számára, némi magyarázattal is tartozom. A felvilágosodás kutatójaként ugyan mi közöm volt a baranyai svábsághoz? A kissé sután végződő írás miért keletkezett, milyen forrásokra épül? Anno 1941, ezt a címet is adhatnók ennek az írásnak. Teleki Pál halála után, a „hideg napok” előtt került sor újabb tárgyalásokra és döntésekre, hogy a felvidéki, erdélyi visszacsatolások után a déli tájakon is érvényesítse Magyarország igényeit. Ez az, amit Teleki, Trianon eltökélt ellensége így, ilyen formában nem akart, ami azonban időszerűvé vált. Egykori munkatársa, Szentiványi Domokos, a Miniszterelnökség IV. ügyosztályának vezetője készítette el annak idején a tárgyalások érvényesítését. A Felvidék magyar vonatkozásairól Fügedi Erik adott anyagot, Erdély vonatkozásában Tóth András és Maksay Ferenc dolgozott emlékezetem szerint. 1941-ben a Bácskára Iványi Emma, Baranyára én kaptam megbízást-felkérést, fogalmazhatunk így is, úgy is. Ez indokolt volt, az anyagismeret birtokában voltunk. Előzőleg két éven át az Államtudományi Intézetben dolgoztunk, én Tolna és Baranya megye telepeseiről szóló szakirodalmat, akkor aktuális, sokszor ellenszenvvel terhelt, nyugtalanító német szakirodalmat dolgoztam fel, s ezzel párhuzamosan tanulmányoztam az Országos Levéltárban az elsőrendű forrásokat: összeírásokat, családi gyűjtemények anyagait. 1696-tól kezdődően az 1828-as nagy konskripcióig e két megye magyar-német-szerb településeit térképre is vetítve nyomon követtem. (Az anyag 1956-ban, amikor a Levéltár egyik szárnya leégett, elpusztult.) A téma szakértője voltam, innen a Szentiványi-megbízás, mely kimondatlanul is igényelte a diktáló németek érdekeltségét. A kis írás célja tehát: megszerezni a Baranya-háromszöget Magyarország számára, mintegy az ott lakó németiség – egyébként valódi – érdekeit is felvonultatva. Az egykori szakértői véleményből mára történeti forrás lett.*

*Budapest, 2001 nyarán*

A felszabadító háborúkat követő nagy telepítések Dél-Magyarország három tájára hozták a németek nagy tömegeit. Tolna és Baranya megye volt az első, majd a Bácska és a Bánát következett. Természetesen az ezekkel szomszédos vidékekre is rajzottak ki kisebb csoportok, így keletkeztek Somogyban és Horvát-Szlavóniában úgynevezett leányfalvak, túlnépes, vagy földben szűkölködő baranyai és bácskai helységekre ide vezették le emberfölségüket.



Bár a német birodalom legkülönbözőbb tartományaiból verődött össze nemcsak egy nagyobb vidék, de egyes falvak németsege is, a nevük közös, mindenütt, köznyelvben, hazai és külföldi irodalomban sváboknak hívják őket. A „sváb” adta Tolna, Baranya, Somogy megyéknek a Schwäbische Türkei elnevezést. Ez a német szakmunkákban teljesen elfogadott meghatározás mindössze 15 éves, Elle Triebnig-Pirkhert író nő elevenítette fel, egy rég elfelejtett 19. századi német nyelvű Baranya-monográfia nyomán. A németek szerint a Schwäbische Türkei, miszerintünk Baranya megyének déli szöglete az a terület, amelyet elsőnek kell tárgyalnunk.

Baranya megye északi és középső részén az a magyar lakosság, amely átvészelte a török kort, a Mecsek rengetegében bujdosolva túlélte a felszabadító háborúk nehéz éveit is. Sok helyütt a családnevek tanúsága szerint a középkori magyar jobbágy utódai folytatják munkájukat mindmáig. A déli szöglet azonban erősebb szláv nyomásnak volt kitéve, és 1690-ben az Eszék melletti csata a pusztításon túl még pánikot is keltett. Így itt, a Dráva és Duna közti háromszögben a magyarságnak csak kis töredéke maradt meg, elég nagyszámú, de igen fluktuáló, jobbágyszámba alig vehető rác tömegek között. A jobbágyság pusztulását már jóval előbb megelőzte az egykori földbirtokos nemesség eltűnése. S ha akadt család, mely jogot formált a felszabaduló földre, okmányok híján igényét nem tudta igazolni.

Így kapta a déli szögletet két császári hadvezér, Savoyai Eugén és Veterani adományba. Savoyai Eugén uradalmanak középpontja Bélyye, ehhez tartozott Baranyavár, (Pél)Monostor, Hercegszöllős, Bodolya, Kisfalud, Bán, Vörösmart, Dályog, Izsép. Veteranié a dárdai uradalom, Dárda mellett Petárda, Karancs, Bolmány, Laskafalu, Kácsfalu helységekkel. Az előbbi uradalom később a főhercegi család kezére jutott, az utóbbit az Eszterházyak szerezték meg.

Dárda helység, vagy mint az egykori jobbágyösszeírások említik, Tarda, a Dráva völgyében fekszik. A múlt században délről és nyugatról még nagy mocsarak és nádas vette körül. A 17. században még mezőváros, de visszafejlődik, s 1696-ban csak 35 rác család lakja. Hogy a Rákóczi felkelés harcai, az 1711-ben dúló pestis, vagy egyszerűen az ezzel a népelemmel szemben oly gyakran felpanaszolt nyughatatlanság hajtja-e el őket lakhelyükről – nem tudjuk. Tény, hogy 1715-ben az összeírás csak 5 rác családot említ. De mellettük megjelennek e déli szöglet első német telepesei, 13 család. Legelőként az akkor pusztá Laskófalva területét használják. 1720-ra a dárdai németek újabb rajokkal szaporodnak, de az ezévi összeírás számszerű adatokat nem közöl az új jövevényekről. A földművelés munkájához még nem láthattak hozzá, nem fizetnek adót, így az államhatalom sem fordít figyelmet rájuk. Sőt a legalább öt éve ottlakó, összesen 47 hold földet művelő svábokat is feloldják az adózás kötelezettsége alól. A megyei hatóságok eleget tesznek a kamara intézkedésének. „Pro stabili fando vix asservari poterunt, quoniam essent variabiles mutationibusque dediti ...” írják, állandó lakosoknak tehát nem tekinthetők a svábok. Hiányos adatok azt mutatják, hogy a telepítés első korszakában, melyet az 1722-ik évvel szokás lezárni, a német telepések a Rajna mellékéről érkeztek. Rossz anyagi és társadalmi viszonyok elől jöttek ide, hol csak a természet okozta nehézségekkel kellett megküzdeniük. Egyébként biztosítva volt szabad költözködési joguk, s több-kevesebb évi adó és

szolgálat mentesség. Helyzetüket az jellemzi, hogy az összeírások hol vagabundi Svevi, hol miserabiles Svevi-ként említik őket, mint kóborló nyomorultakat. Pénzt, állatot és más ingóságot eszerint keveset, vagy éppen semmit sem hozhattak magukkal. A földesúr, Veterani azonban gondoskodott róluk. Már 1720-ban kapnak a gyermekek német tanítómestert, bizonyos Wager Mátyást, s az egymást követő plébánosok neve is német. Az uradalomban a német telepítés ezzel jóidőre meg is akadt. 1767-ben az első úrbéri fölvétel évében még Kácsfalun, Bolmányon, Bengén, Petárdán csak rácokat írnak össze. Száz év múlva azonban Kácsfalun a lakosság fele német, s az 1921-es népszámlálás szerint is 48,2%. Bolmányon 1880-ban 20%, 1921-ben 11,7%. Bengén 1880-ban és 1921-ben is 8%. Petárdán is gyenge kisebbség marad. Csak Laskafalu lett tiszta német, az egykor Dárdához tartozó pusztá. Ide már az Eszterházyak telepítettek 1786-ban.

Savoyai Eugén uradalmi központja Bélyye 1696-ban tiszta magyar. Ilyen maradt sokáig, de 1789-ben már a 68 magyar család mellett 76 német háztartást írtak össze. A telepítés valamikor a 80-as években történhetett, 1767-ben még nyoma sincs sváboknak. Ekkor az eddig magyar plébánosok után német következnek, s németek maradnak 1821-ig. 1880-ban és 1921-ben a némettség a lakosságnak mintegy 30%-a. Dályog, Baranyavár, Kisfalud, Bodolya, Kőszeg, Izsép helységeket a 18. század második feléig rácok lakják. Kiskőszegen 1789-re már 30% a sváb lakosság, ugyanennyi 1880-ban, de 1921-re leszáll 10%-ra. Kisfaludon 1789-ben szintén 30%, 1880-ra és 1921-re emelkedik 47%-ra. Dályogra oly gyenge a beszivárgás, hogy 1921-re csak 5,6%. Baranyaváron 7,7%, Bodolyán 8,8%. Izsépen egészen elenyésző. A színmagyar Vörösmartra a 19. században kezdenek beköltözni, de 1921-re is 7,1%-ot érnek el. Ezekben a falvakban nem tehető fel a tervszerű telepítés. Egyes családok magánvállalkozásáról van szó, mely a nemzetiségi képből döntő eltérést nem okozott.

Tiszta német új telepítés volt Keskend 1786-ban, ez máig 100%-ban német. Baranya-Szentistván 1768-ban, ma 99%. Kisdárda a 18. század végén, ma 89%. Jenőfalva, Újbezdán a 19. század elején települt és német is maradt. A szász-tescheni herceg telepíti 1800-ban Albertfalvát, mely ma 79%-ban német. E késői német telepítések mellett egyetlen korai kivétel Pélmonostor, hol 1720-ban már említenek új német lakosokat.

A dél-baranyai németiségre tehát a következő törvényszerűségek állapíthatók meg. Az úgynevezett első periódusban, 1722-ig bezárólag mindössze két helyen, Dárdán és Pélmonostoron mutathatók ki svábok. A következő évtizedekben, mely korszak Tolnában és Észak-Baranyában a második telepítési periódus, itt teljes a pangás. Csak a század második felében szivárognak be kisebb német csoportok magyar, de főleg rác helységekre. Ha a beköltöző családok száma alacsony, feltehető, hogy Tolnából és a megye északi részeitől jöttek olyan elemek, akik a földszükét már ekkor érezték. Az új telepítések, Baranya-Szentistván, Kisdárda, Laskafalu, Jenőfalva, Albertfalva, Újbezdán, Keskend már a birodalomból kapták lakóikat. Nyelvük, népviseleti szokásaik, sajtáságaik igen különbözők. Baden, Württemberg, Elsass-Lotharingia, Hessen, Tirol volt származási helyük. Az egymásközi hasonulás, kiegyenlítődség mindmáig nem következett be. Nem csak hogy minden falu önálló egyéniség, de tudatosan tartózkodnak is a keveredéstől. Szomszédos falvak lakói között az összeházasodás pl. a legnagyobb ritkaság.



Gazdasági helyzetük kezdettől fogva kedvező volt és sok szempontból különbözött az ugyanitt lakó magyar és rác népességtől. A németek egyöntetűen 5 forint arendát fizetnek egy egész telekért (ház, belsőség, kb. 22 hold szántó és rét). A magyar falvaknál a bér magasabb. A magyar és rác teleknagyság végtelenül változatos, 3 holdtól 24-ig minden nagyság szerepel szinte minden faluban. A svábok rendszerint egész vagy fél telket kapnak, s a vagyoni helyzet így kiegyenlítettebb. Az évi robotok számát a sváboknak megálapították, míg a magyarok és rácok, mint őslakók, a régi szokás alapján annyit robotoltak, amennyi szolgálatra éppen szüksége volt a földesúrnak.

Jogi szempontból is jobb helyzetben vannak a svábok. A magyarok örökös jobbágyok, kik falujukat más lakhellyel nem cserélhetik fel. A rácok is azok lennének, de „instabiles” lények, ha menni akarnak, nem lehet őket visszatartani. A svábok viszont, mint jövevények, mind szabadon költöznek. Ezzel kapcsolatban nem is hiányoznak a panaszok. Az új jobbágyok ugyanis a földesúr erdejéből ingyen kapnak építőfát, hogy házakat emelhesse- nek. A svábok azonban, ha valamivel elégedetlenek és tovább akarnak menni – így írják a dárдай uradalom németjeiről 1767-ben – szétszedik a faházakat, a deszkákat eladják, s a kapott pénzt maguknál tartva költöznek el. Az uraság ettől fogva igényt tart a fa árára. A kivándorlás Szlavónia felé folyt. 1751-ben ugyanis nagy rác tömegek hagyták el lakhe- lyüket, hogy Oroszországba költözzenek. Ezek üres helyére húzódtak le a svábok. Kelet felé, a Bácskába csak nyáron, aratás idején mennek át a szegényebbek. A jobbágyok műve- lik a saját földjüket, de a házasságok, a házas zsellérek, kiknek házon és belsőségeken kívül másuk nincsen, ha saját falujukban nem találnak munkát, napszámra szegődnek, s ősszel megint hazatérnek. Ugyanezt teszi a legalacsonyabb réteg, a házatlan zsellér. Ezek „albérlésben” laknak, évi egy-két forintot fizetnek a szobáért, s a rendszerint közös konyháért. Ezek is napszámából élnek, és idegen szőlőkbe szerződnek el kapásmunkára.

A német irodalom tragikusnak mondja a trianoni szerződést a baranyai svábok szempont- jából. Összetartozó sváb tömeg egy részét vágták el, s megnehezítették népisége fenntartá- sát. „Jedenfalls steht fest, dass bei einer etwaigen kriegerischen Verwicklung Ungarns mit seinem südlichen Nachbarstaat das Deutschtum der Baranya in allererster Linie in Mitleidenschaft gezogen würde und dass eine besondere Tragik darin läge, wenn Deutsche derselben Sprachinseln als staatliche Feinde gegenüberstehen müssten.” Így vélekedik a német szakirodalom. A németiség képviselőit azonban nem csak politikai aggodalmak töltik el a baranyai svábokkal kapcsolatban. Gazdasági helyzetük is lehetetlen. A Dráva választóvonal, a földrajzi helyzet a Dunántúlhoz, s nem Jugoszláviához kapcsolja őket.



P. Martin Anton Jelli (Neresheim)

## Schambeker Erbe im Schwarzwald: Aus der Ansiedlungszeit der Schwaben im Ofner Bergland

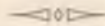
Die folgende „Außführliche und Wahrhaftige Beschreibung“<sup>1</sup> eines Ereignisses, das sich zwischen einem Schambeker und seiner Urheimat im Schwarzwald zutrug, hatte keinerlei Einfluß auf die große Politik. Das Ereignis ist deshalb auch in keinem der geschwätigen Bände über Geschichte, die große Säle in Barockbüchereien zieren, beschrieben. Dennoch blieben einige Spuren der aus Deutschland kommenden Ansiedler auch in alten Rechnungsbüchern und Protokollen ihrer einstigen Grundherrschaft erhalten. Sie sind z.B. im Badischen Generallandesarchiv in Karlsruhe noch zu entdecken. Von einem solchen „wichtigen Fall“ für Ungarndeutsche soll im Folgenden die Rede sein.

Der Bericht unserer, also nicht weltbewegenden, Geschichte setzt kurz vor den Weihnachtstagen 1787 ein, als ein Mann aus dem fernen Schambek/Zsámbék bei Ofen in Ungarn in Münchingen, einer kleinen Teilgemeinde von Ewatingen, der einstigen Grafschaft Bonndorf unweit Donaueschingen (jetzt der berühmten Fürstabtei St. Blasien angehörend), erschien. Er war gekommen, um sein schon mehrfach angefordertes, ihm zustehendes, jedoch immer noch ausstehendes Erbe nach seinem verstorbenen Stiefvater abzuholen. Er hatte sich als erbberechtigter Stiefsohn dafür sattsam legitimiert.<sup>2</sup> Mit seiner Ankunft kam, fast wie beim klassischen Bühnendrama, ein Stein ins Rollen.

Der Mann aus dem fernen Schambek hieß Peter Dörflinger (Terflinger usw.). Laut Taufmatrikel der katholischen Pfarrei wurde er am 24. Januar 1750 schon in der neuen Heimat Schambek in Ungarn geboren.<sup>3</sup> Er hatte dort am 17. August 1772 die 24 jährige Margarete Jordan geheiratet. Das Ehepaar hatte sieben Kinder.

Kurz vor seiner Abreise nach Münchingen wurde am 1. September im besagten Jahr 1787 noch ein letztes Kind namens Johannes geboren.<sup>4</sup>

Peter war das einzige Kind eines betagten Vaters, des Schneidermeisters Konrad Dörflinger. Dieser war vor 1700 in Unteralpfen im Hochschwarzwald geboren, wohnte jedoch vor



<sup>1</sup> So im Titel einer beliebten, bebilderten Reihe von Bänden historischer Sammlungen, herausgegeben als „Theatrum Mundi“ (‘Welttheater’).

<sup>2</sup> Badisches Generallandesarchiv in Karlsruhe (GLA) 61/10685: 1079.

<sup>3</sup> Die Geburts-, Heirats- und Todesdaten stammen, wenn nicht anders vermerkt, aus den Matrikelbüchern der kath. Pfarrei Zsámbék. Da die Eintragungen dort nach Daten erfolgten, wird hier auf weitere Angaben der Fundstellen verzichtet.

<sup>4</sup> Zum Taufpaten dieses Kindes hatten sich die Dörflingers den Miteinwanderer ihrer Eltern, Peter Geng, geboren am 19. Mai 1724 in Birndorf Buech im Südschwarzwald, erkoren.

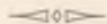
seiner Auswanderung nach Ungarn in Kiesenbach.<sup>5</sup> Nachdem 1736 seine erste Frau gestorben war, hatte er nämlich am 16. Februar 1737 dort die noch ledige Anna Arznerin<sup>6</sup> in der zuständigen Pfarrkirche zu Hochsal geheiratet. Die noch kinderlose Familie Dörflinger war samt der Schwiegereltern Arczner mit Manumission, d.h. legal mit einem Entlassungsschein, aus der sanktblasischen Herrschaft mit einer Gruppe anderer Schwarzwälder 1744 nach Schambek gekommen. Die junge deutsch-madjarische Gemeinde hier im Ofner Bergland hatte kurz zuvor 1739 durch eine verheerende Pestepidemie ca. vier Fünftel ihrer Bevölkerung verloren.<sup>7</sup> Graf Nikolaus Zichy, damals Grundherr der Altofner Grundherrschaft, suchte deshalb dringend neue Ansiedler. Er siedelte die neu Angeworbenen in der Neug'stift genannten Gasse, die mehrheitlich für Schwarzwälder Bauern und Handwerker angelegt wurde, an. Hier fand auch Peters Vater, Konrad Dörflinger, eine neue Bleibe. Schon am 4. März 1761 ist er allerdings gestorben.

In der größeren Einwanderergruppe von 1744, die sich in Schambek niederließ, zogen auch einige jüngere Leute mit, die ohne Entlaßschein aus dem Schwarzwald abgereist waren. Unter diesen Ledigen befand sich der Jungmann Josef Frei. Er war am 9. Oktober 1715 in Münchingen, einer kleinen kirchlichen Filiale von Ewatingen bei Bonndorf, als ältester Sohn von Georg Frei und dessen Ehefrau Maria, geb. Rogg, geboren worden. Trotz der offensichtlich sorglosen Abreise war er nicht ganz arm, hatte jedoch sein Vermögen den Geschwistern im Schwarzwald zur Betreuung anvertraut. Auf dem Weg nach Ungarn hatte er, wie viele andere, geheiratet, seine Frau Katharina und zwei seiner Kinder waren jedoch schon um 1760 in Schambek verstorben.

Nach der Gepflogenheit in jener notvollen Ansiedlungszeit heiratete nun die Witwe Anna Dörflinger geb. Arzner schon einen Monat nach dem Tod ihres Mannes, nämlich am 7. April 1761, den inzwischen ebenfalls verwitweten Josef Frei. So bekam Peter Dörflinger einen Stiefvater, dessen Erbeil er in Münchingen abholen wollte. Josef Frei war nämlich nach kurzem „Eheglück“ mit Anna Arzner<sup>8</sup> am 2. Dezember 1763 ebenfalls gestorben.

Als Peter Dörflinger 1787 um das ihm zustehende Erbe erschien, lebten in Münchingen noch Antoni, Andreas und Blasius, die jüngeren Brüder von Josef Frei, und dessen Schwester Elisabeth. Sie alle trugen nicht unerheblich zu weiteren Verwicklungen in der Erbangelegenheit bei. Antoni Frei z.B. hatte nach Eingang eines Totenscheines aus Schambek<sup>9</sup> sogar schon einen Anteil vom Erbe seines Bruders Josefs abgehoben. Der nicht weiter angetastete Rest wurde noch vom Amt einer Waisenkasse der Herrschaft St. Blasien verwaltet.

Wie im klassischen Drama standen nun Peter Dörflinger wichtige Gegenspieler gegenüber. Das waren gelehrte Mönche aus der „Regierung“ der berühmten Fürstabtei der Benediktiner in St. Blasien im Schwarzwald. Denn gleichsam ein „Staatsgeschäft“ betreffend, wurde das



<sup>5</sup> Heute Teilgemeinde von Albrück, wo das Fließchen Alb in den Rhein fließt, damals kirchliche Filiale von Dogern.

<sup>6</sup> Geboren 1707 in Dogern, gestorben am 25. Januar 1768 in Schambek.

<sup>7</sup> 1739 starben in Schambek an der Pest 838 Personen der eben aufblühenden Gemeinde. Vgl. die Angaben in den Totenmatrikeln der Pfarrei Zsámbék. Im gleichen Jahr wütete auch im Nachbardorf Jenő/Jeina die Pest, worauf sich einige deutsche Familien in Schambek Höfe erwarben.

<sup>8</sup> Nach Schwarzwälder Brauch pflegte man im Schambek der Ansiedlungszeit die Frauen häufig mit ihrem Mädchennamen zu nennen.

<sup>9</sup> Bislang wurde der Totenschein aus Schambek im GLA nicht entdeckt.

Ansuchen Peter Dörfingers alsbald ihnen als zuständiger Grundherrschaft weitergeleitet. In St. Blasien hatten nach einem verheerenden Brand von 1768 die Mönche gerade den Wiederaufbau ihrer Klosteranlage vollendet und den Neubau einer kostspieligen Kirche begonnen. Bei der aktuellen Kirchenpolitik Kaiser Josefs II. bezüglich der Aufhebung der Klöster (St. Blasien gehörte zu Vorderösterreich) hatten sie zudem um das Weiterbestehen ihrer Abtei zu bangen. Verständlich also, daß der berühmte und gelehrte Fürstabt Martin Gerbert II. (1764-1793) in der 'Conferentia Sabbatj', der regelmäßigen Sitzung des klösterlichen „Ministerrates“ an Samstagen, eine straffe Finanzpolitik durchzusetzen versuchte. Um den Vorgang weiter zu gewichten, halte man sich auch noch die Besetzung der „Regierungsteilnehmer“ mit bekannten und hochgelehrten „blasmischen“ Mönchen an jenem Samstag, bei der Dörfingers Erbangelegenheit am 29. Dezember 1787 verhandelt wurde, vor Augen.

Neben einigen anderen waren da z.B. anwesend der Dechant (Prior) P. Trudpert Neugart, ferner der einflußreiche Stiftsarchivar und Nachfolger des Fürstabtes Martin Gerbert, P. Mauritius Ribbele, und wiederum dessen nächster Nachfolger als Fürstabt, P. Berthold Rottler, annoch Professor in Freiburg.

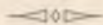
Das Sitzungsprotokoll vom 29. Dezember 1787 hebt an:

Müching/Oberamt Bondorfer Bericht vom 22. elab[orato]. P[unc]to. ['des schon am 22. [nämlich Dezember] behandelten Punktes'] der von Peter Dörfinger zu Zsambeck in Hungarn im Namen seines geweßten StiefVatters Joseph Frei seel annoch in Münchingen nachsuchenden Erbschaft. Sub Hesterno ['unter gestrigem Datum'] ware hierüber rescribirt worden: Allem Anschein nach habe sich der zu Zsambeck in Hungarn verstorbene Joseph Frei von Münchingen noch im lödigen Stand nacher Hungarn verzogen, allda mit Einer Ungenosamer ['ungehorsamen, aufsässigen'] WeibsPersohn verheuratet, und Haußhäßlichen niedergelassen, mitfolg. ['demzufolge'] könte nach Ausweis des Extractive ['als Auszug vorliegender'] anligender Öffnung de Anno 1711 sein ganzes verlassendes ['zurückgelassenes'] vermögen eingezogen werden.<sup>10</sup>

Eine Akte vom 10. Januar 1788 bestätigt dann weiter:

Gleichwie auf erstatteten, unterthüstr. Bericht de dato 22. tn. Xbris, 1787 ['untertänigsten Bericht mit Datum vom 22. Dezember 1787'] in Betref des dem Joseph Freyen seel.n gewesten unterthanen zu Münchingen zugehörig gewesener, und biszu ['bis dahin'] in Administration gestandenen, vor dessen Stiefsohn Peter Dörfinger zu Zsambeck in Ungarn ohnweit Ofen hingegen titulo unionis prolium ['unter dem Titel „Zusammengehörigkeit der Kinder“'] und vi Bactorum Dotalium ['Kraft Erbnachlass-Rechts'] mehrmalen abverlangten, bishin aber wegen der von dem Stiefvater Joseph Freyen begangenen Ungenoßambe, und auch wegen nicht allerdings richtig erfundenen ['nicht als richtig befundenen, also nicht genehmigten Heirat'] Ehegatten nicht ausgefolgten vermögens.<sup>11</sup>

Über dem Haupt Peter Dörfingers drohte sich Unheil zusammenzubrauen. Hierbei auch der Beleg, daß er anscheinend auch nicht zum ersten Mal das ihm zustehende Erbe



<sup>10</sup> GLA, 61/10685: 1079.

<sup>11</sup> GLA 61/5202: 490.



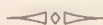
eingefordert hatte! – Einst verehrten die Schwarzwälder in Schambek unter den Vierzehn Nothelfern auch den Hl. Blasius, auch Patron der Fürstabtei St. Blasien. Ob er auch bei seinen ehemaligen, jetzt fernen, Untertanen helfend „beispringen“ wollte?

Peter Dörflinger Eltern waren keine aufsässigen Salpeterer<sup>12</sup>, sondern mit Manumission legal entlassene Schwarzwälder. Josef Frei aber wurde nach seinem Tod in Schambek immer noch als Leibeigener St. Blasiens angesehen. Gründe, die bei den geistlichen Herren positiv ins Gewicht fallen mußten. Gnade ohne Auflagen bzw. ohne Strafe, das hätte jedoch nicht einmal einem barmherzigsten Verständnis jener Zeit entsprochen; es wäre als Anmaßung göttlicher Allmacht angesehen worden. Strafe mußte also verhängt werden! Also wurde entschieden:

Nachdem aber die Beobachtung dieses Gesäzes [‘des Gesetzes über Konfiskation’] bishero außer Acht gebliben, so wolle man solches auch dermalen nicht beharren, weilen aber ged.er [‘gedachter, erwähnter’] Frei als LeibEigner verstorben, und überhin Sich einer Ungenoßame schuldig gemacht, so sein von deßen Vermögen vor [‘für’] den Leibfall 20-st [‘20 %’], wegen der Ungenoßamme 10 abzuziehen, sein übriges Vermögen aber dessen Stiefsohn Peter Dörflinger [...] nach Abschlag des gewohn. [‘gewöhnlichen’] Abzuges abzufolgen.

Nach der Regelung mit den Geschwistern wurden letztlich 26 Gulden und 40 Kreuzer als Straf in Oberamt wegen der Ungenossambe für den Hauptfall [‘Erbfall’]: die Grundherrschaft bekam nämlich immer einen Teil vom Erbe] ins löbl. Rentamt 20 % des Erbes – das Vermögen dürfte also gut über 260 Gulden betragen haben –, 6 fl 40 xr als Gerichtskosten, Schreibgebühren und Missiven nacher Ungarn, samt Post-geldt und sonstige Gebühr und endlich 1 fl 30 xr für den lbl. [‘löblichen’] Amtsschreiber abgezogen: insgesamt 73 Gulden und 39 Kreuzer. Wann die verbliebene Summe von noch 198 Gulden, 34 Kreuzer und 4 3/10 Heller in Schambek ankam, ist uns nicht bekannt.

Hundertfach ließen sich noch solche Geschichten aus den Akten in Deutschland ausgraben. Unsere Vorfahren verloren erst allmählich ihre Verbindungen zur ursprünglichen Heimat. Aber die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und der Vertreibung knüpfte die unterbrochenen Bande wieder fester.



<sup>12</sup> Die Salpeterer waren Untertanen St. Blasiens, die im 18. Jahrhundert dem Fürstabt aus religiösen Gründen die Huldigung, also die Anerkennung der Leibeigenschaft, versagen wollten.

Hans-Jürgen Krumm (Wien)

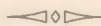
## Deutschunterricht in einer mehrsprachigen Welt – Konsequenzen für die Deutschlehrausbildung<sup>1</sup>

### 1. Die europäische Mehrsprachigkeit – eine Illusion?

„Deutschunterricht in einer mehrsprachigen Welt“ – das Thema legt es nahe, zunächst einmal grundsätzlich nach den Perspektiven der deutschen Sprache und des Deutschunterrichts in einer Welt zu fragen, die ja keineswegs unumstritten mehrsprachig ist. Die skandinavische Linguistin Skutnabb-Kangas weist darauf hin, dass jedes Jahr mehr Sprachen aussterben als Pflanzen und Tierarten (Skutnabb-Kangas 2000). Ein Blick auf die Sprachenlandschaft Europas macht deutlich, dass auch hier – aller Mehrsprachigkeitsrhetorik zum Trotz – Sprachen wie Dänisch oder Ungarisch kaum noch eine Chance haben, sich international Gehör zu verschaffen. Auch Deutschlehrer klagen in vielen Ländern über eine zurückgehende Nachfrage nach ihren Sprachen. Deutschlehrer klagen zusätzlich, dass die Deutschsprachigen selbst oft nur noch Denglisch, eine Mischung aus wenig Deutsch und viel Englisch, sprechen, so dass immer wieder nach französischem Vorbild Sprachgesetze zum Schutz der eigenen Sprache diskutiert werden. Eine Übersicht darüber, wie viele Fremdsprachen ein Schüler durchschnittlich lernt, zeigt nur für Luxemburg einen Durchschnitt von 2,9, für Finnland 2,4, für Dänemark und den flämischen Teil Belgiens 1,9. Im europäischen Vergleich liegt Frankreich mit 1,7 Sprachen pro Schüler noch im guten Mittelfeld vor Griechenland mit 1,5, Österreich mit 1,36, Deutschland mit 1,2. Das Schlusslicht ist England mit 1,1.<sup>2</sup>

Mehrsprachigkeit fehlt selbst dort, wo Nachbarsprachen betroffen sind, d.h. wo wir eigentlich vermuten sollten, dass sprachliche Nachbarschaft auch zu der Bereitschaft führt, die jeweilige Sprache zu lernen.

Aber auch Nachbarschaft bedeutet nicht immer und automatisch Freundschaft, Austausch und Verständigung, Nähe wird vielmehr oft als bedrohlich empfunden und fördert sprachliche Abgrenzung. So ergab eine Umfrage unter Schülern der frankophonen Schweiz, welche Sprache sie, wenn sie frei wählen dürften, lernen wollen, eine deutliche Abkehr von den anderen Schweizer Landessprachen: Dass alle diese Schülerinnen und Schüler Englisch



<sup>1</sup> Überarbeitete Fassung eines Vortrags, den ich am 15.6.2001 im Rahmen der Tagung „The Future of German Teaching“ am King’s College der University of London gehalten habe.

<sup>2</sup> Vgl. Süddeutsche Zeitung vom 13.02.2001 (Nr. 36), 15-16; hier wird Irland mit 1,0 als Schlusslicht aufgeführt, doch scheint dabei die zumindest teilweise vorhandene Zweisprachigkeit Irlands nicht berücksichtigt.

lernen wollen (bislang in der frankophonen Schweiz keine Pflichtfremdsprache), überrascht nicht. Auffällig ist dagegen, dass Deutsch, eine Landes- und Nachbarschaftssprache, die sogar unmittelbare Berufsrelevanz im Lande hat, von weniger Lernenden gewählt würde (noch ist Deutsch Pflichtsprache) als die Nichtlandes- und Nichtnachbarschaftssprache Russisch. Und auch der Abstand zwischen Englisch und Italienisch (gleichfalls Landes- und Nachbarschaftssprache) ist erstaunlich groß.

Gerade was die deutsche Sprache betrifft, so gilt nicht nur für die frankophone Schweiz, dass unterschiedliche geschichtliche und persönliche Erfahrungen die Einstellungen und das Handeln der Menschen gegenüber dieser Sprache bestimmen.

Dennoch wäre es ein Irrtum zu glauben, wir würden uns auf ein einsprachiges Europa zubewegen. Mobilität und Globalisierung führen nicht, wie manche noch vor einigen Jahren fürchteten, zur Nivellierung sprachlicher und kultureller Unterschiede – ganz im Gegenteil: Der Musiksender MTV z.B., der ursprünglich davon ausging, seine Popmusik auf einem englischsprachigen Kanal weltweit erfolgreich vertreiben zu können, hat inzwischen 28 regionale Studios eingerichtet, in Europa u.a. in Paris, Barcelona, Warschau, Rom und München: „Ein regionales Programm mit Kultur und Informationen aus ihrer eigenen Lebenswirklichkeit“, so die deutsche Programmchefin, „spendet da ein bisschen Nestwärme. [...] Die deutsche Sprache ist in dieser komplizierten Welt für manchen eine Art emotionaler Ankerplatz.“<sup>3</sup> Die Werbung hat das schon längst erkannt und kommt keineswegs nur englischsprachig daher. Ähnlich sehen das inzwischen auch Wirtschaft und Industrie: Als die Daimler/Chrysler AG am 27. März 2000 die Firma Mitsubishi Motors in Japan aufkaufte, hat sie die sprachlichen und kulturellen Probleme der Fusion gewaltig unterschätzt. So schreibt DER SPIEGEL über den deutschen Manager, der nun für Daimler die Firmen zusammenführen soll: „Das größte Problem war die Sprache. Er dachte, es ginge mit Englisch, merkte aber bald, dass sich jeder darin unwohl fühlte, dass die Gespräche nicht richtig gelangen. Jetzt sprechen die Japaner wieder Japanisch, der Deutsche läßt sich übersetzen.“<sup>4</sup>

Es gibt, so zeigen auch die verschiedensten Umfragen (vgl. die Daten bei Ammon 2001) durchaus einen Bedarf an Fremdsprachen neben Englisch. Das spiegelt sich auch im Internet: Der Anteil von Leitseiten in anderen Sprachen als Englisch ist derart angestiegen, dass der Anteil englischsprachiger Homepages 1999 nur noch 62% gegenüber 84% im Jahr 1995 betrug. Der Anteil der Leitseiten auf Deutsch hat sich von 4,5% auf 13% (= 24.251.665) nahezu verdreifacht. Der japanischsprachige Anteil hat sich von 3,1% auf 5% der französischsprachige von 1,8% auf 4% 1999 verdoppelt. Selbst auf Niederländisch gibt es inzwischen knapp 3 Mio. Leitseiten.<sup>5</sup>

In mittel- und osteuropäischen Ländern, die im Hinblick auf die EU-Erweiterung ja einen gewichtigen Beitrag zur Erweiterung der europäischen Sprachenpalette liefern werden, sieht die Situation ähnlich differenziert aus, allerdings spielt die französische Sprache hier eine sehr viel geringere Rolle als in der EU: In Ungarn etwa lernen 49% der



<sup>3</sup> Weltweite Nestwärme; Beitrag zum Musiksender MTV. DER SPIEGEL vom 30.10.2000 (Nr.44), 234-238.

<sup>4</sup> Die Drei-Welten-AG. In: DER SPIEGEL vom 24.2.2001 (Nr. 9), 96-109, hier 103.

<sup>5</sup> Vgl. Ammon, U.: Das Internet und die internationale Stellung der deutschen Sprache. In: Hoffmann (Hg.) 2000, 241-260, zur Stelle S. 251.



Sekundarschülerinnen und -schüler Deutsch, in Polen 52% und in der Tschechischen Republik 53% (vgl. für Ungarn Manherz 1999).

Diese Zahlen sollen nicht suggerieren, wir brauchen uns um die Nachfrage nach Deutsch und den Deutschunterricht keine Sorgen zu machen. Deutlich werden soll vielmehr, dass sich die Nachfrage nach Deutsch unter den spezifischen Bedingungen europäischer Mehrsprachigkeit entwickelt, was auch für die Art und Weise, wie Deutsch angeboten und unterrichtet wird, Konsequenzen hat.

## 2. Fremdsprachenlehrerausbildung – Reform oder Konkurs?

Was die Fremdsprachenlehrerausbildung betrifft, so ist sie in Westeuropa von den Veränderungen des Bildungswesens bislang nahezu unberührt geblieben: „Fremdsprachenlehrerausbildung – Reform oder Konkurs“, so lautet der Titel eines 1998 in der Bundesrepublik erschienen Buches (Zydati 1998). Er signalisiert Folgendes: Zum einen eine steigende Unzufriedenheit mit dem Fremdsprachenunterricht, dessen mangelnde Qualität auch auf die unzureichende Ausbildung der Lehrer zurückgeführt wird.

Schlagworte sind in diesem Kontext: Praxisferne, einseitige philologische Ausrichtung, mangelnde pädagogische, methodische und interkulturelle Kompetenz. Den Luxus einer solchen Lehrerausbildung konnten sich die westlichen Länder ein Stück weit leisten, einerseits, weil der Bedarf an Fremdsprachenlehrern wegen zurückgehender Schülerzahlen und vieler älterer Lehrkräfte relativ gering war, andererseits weil die Nachfrage nach effektivem Fremdsprachenunterricht außerhalb der Schule, in Volkshochschulen und privaten Instituten abgedeckt werden kann. In den Ländern Mittel- und Osteuropas besteht dagegen ein groer Bedarf an effektiver Sprachvermittlung und ein quantitativer und qualitativer Nachholbedarf an Fremdsprachenlehrern. Hier hat mit der Grenzöffnung seit 1990 eine intensive Reform der Fremdsprachenlehrerausbildung eingesetzt, so dass wir heute ein Ost-West-Reformgeflle vorfinden. In Osteuropa wurden radikal neue Wege der Deutschlehrerausbildung eingeschlagen, die dem Sprachunterricht, der methodischen und landeskundlichen Ausbildung einen neuen Stellenwert einräumen (vgl. Kast/Krumm 1994). Damit ist zugleich der zweite Grund angesprochen, der dazu geführt hat, dass jetzt auch in Westeuropa eine Reform der Fremdsprachenlehrerausbildung eingefordert und, wo die Hochschulen unvernünftiger Weise nicht mitspielen, diese Reform auch gegen den Willen der Hochschulen oder an anderen Institutionen durchgeführt wird, was zu einer unmittelbaren Bedrohung der traditionellen Germanistik in den skandinavischen Ländern ebenso wie in Frankreich und Spanien geworden ist. Auch unsere Gesellschaft braucht nämlich wieder Fremdsprachenlehrer, und zwar solche, die innovativ, effizient und motivierend Deutsch unterrichten. Europa ändert sich in diesen Jahren, gerade was das Feld des Fremdsprachenunterrichts angeht, rasant – das von Europarat und Europäischer Union ausgerufene „Europäische Jahr der Sprachen 2001“ ist sichtbarer Ausdruck für die neue Aufmerksamkeit, die dem Fremdsprachenunterricht gilt.

Eine Reform der Ausbildung von Deutschsprachenlehrern muss, will sie ihre Ziele erreichen, diese Impulse und Veränderungen zur Kenntnis nehmen und sich mit ihnen auseinandersetzen. Ich will daher in einer knappen Skizze in 5 Punkten zeigen, welche

Entwicklungen in der europäischen Sprachenpolitik und in der Sprachdidaktik meines Erachtens Orientierungen für eine Reform der Deutschlehrerausbildung liefern.

### 3. Perspektiven für den Deutschunterricht in Europa

#### 3.1. Diversifikation

Deutsch muss sich neben anderen Sprachen durchaus konkurrierend behaupten. Das bedeutet, dass neue Maßstäbe für die Qualität des Unterrichts gelten. Der französische Erziehungsminister Jack Lang hat die Diversifikation im Fremdsprachenbereich zu seinem Programm erhoben, d.h. an die Stelle der Dominanz von Englisch sollen vermehrt Wahlmöglichkeiten für die französischen Schülerinnen und Schüler treten. Viele französische Deutschlehrer sind damit nicht zufrieden, weil sie befürchten, dass bei einer vergrößerten Wahlfreiheit die Schüler eher Spanisch als Deutsch lernen wollen. Diversifikation setzt den Unterricht in einer Sprache zwar der Konkurrenz mit anderen Sprachen aus, gibt ihm aber auch die Chance, sich gegenüber dem Unterricht anderer Fremdsprachen zu profilieren. In einer Welt, in der Eltern und Schüler nach mehr Mitbestimmung im Bildungswesen, die Schulen nach mehr Autonomie verlangen, ist Diversifikation mit attraktiven Angeboten der einzige erfolgversprechende Weg, für viele Sprachen ein Unterrichtsangebot zu sichern. Diversifikation setzt aber zweierlei voraus: erstens, dass die Schulbehörden für verschiedene Sprachen auch kleinere Unterrichtsgruppen akzeptieren, also Lerngruppen mit 5-15 Lernenden, und zweitens, dass die Lehrerinnen und Lehrer diese Situation als Chance und Herausforderung begreifen, ein attraktives Angebot zu entwickeln und als Bestandteil europäischer Mehrsprachigkeit umzusetzen. In der Erwachsenenbildung wird, was den Fremdsprachenunterricht betrifft, schon lange die Qualitätsfrage gestellt. EAQUALS, die European Association of Quality Language Services, z.B. hat einen „Code of Practice“ entwickelt, dem Sprachanbieter entsprechen müssen, wenn sie mit einem europäischen Gütesiegel für ihre Sprachkurse werben wollen. Die Forderung nach Qualität wird vor den Schulen und Hochschulen nicht Halt machen, dafür sorgen sinkende Schülerzahlen, knappe Haushaltsmittel u.ä.

Die Qualität der Lehrenden spielt in solchen Qualitätskonzepten eine zentrale Rolle. Dabei wird Qualität teils an der Ausbildung und regelmäßigen Fortbildung der Lehrkräfte, teils aber auch durch regelmäßige Schülerbefragungen und direkte Unterrichtsbeobachtungen überprüft. ‚Kompetente Lehrkräfte‘ zeichnen sich dadurch aus, dass sie in Kenntnis der jeweils aktuellen lernpsychologischen und sprachdidaktischen Forschung einen teilnehmerorientierten Unterricht erteilen, d.h. auf die Vorkenntnisse sowie die individuellen Lernerfahrungen und Lerndispositionen Rücksicht nehmen – heißt es „im Code of Practice“ bei EAQUALS. Damit wäre eine erste Frage an die Lehrerausbildung gestellt: Wo erwerben angehende LehrerInnen das erforderliche Wissen im Bereich von Lernpsychologie und Sprachdidaktik, und wo erwerben sie die Fähigkeit, eigenen Unterricht zu reflektieren, Lehrmaterial und methodische Konzepte an die individuellen Bedingungen der Lernenden anzupassen?

Qualität, das kann aber auch bedeuten, anspruchsvollere Inhalte, einen höheren Standard der Sprachbeherrschung und sprachlichen Korrektheit, d.h. insgesamt höherrangige Ziele zu setzen.



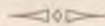
### 3.2. Die Zukunft heißt Europa – auch im Deutschunterricht

Europa ist zumindest für die Deutschlernenden in Mitteleuropa ein wichtiger Angelpunkt (vgl. Grucza 1999). Deutsch als europäische Sprache lernen heißt, dass man dabei Europa neu kennenlernen sollte: Mit der deutschen Sprache kommen Vergangenheit und Gegenwart der Beziehungen Ungarns zu Deutschland und Österreich ins Spiel, aber auch die Veränderungen, die z.B. die deutsche Sprache durch die deutsche Vereinigung, durch die Öffnung des Eisernen Vorhangs etc. erfahren hat. Was bedeutet die europäische (Sprach-) Nachbarschaft politisch, kulturell, wirtschaftlich? Entschieden zu wenig ist ‚Europa‘ Thema des Deutschunterrichts,<sup>6</sup> wahrscheinlich, weil auch die Lehrerausbildung noch lange keine europäische Dimension aufweist.

### 3.3. Nicht der ‚Native Speaker‘, sondern der ‚Interkulturelle Sprecher‘ ist das Ziel des Deutschunterrichts in einer mehrsprachigen Welt

Wahrnehmen und Verstehen sind kulturgeprägten, in der sprachlich-kulturellen Sozialisation erworbenen Schemata unterworfenen Vorgänge, weshalb sich das Erlernen einer neuen Sprache nicht trennen lässt von der Notwendigkeit, Distanz zur eigenen Sprache und Kultur zu gewinnen, die mit unserem sprachlichen Ausdruck verknüpften Wertesysteme zu reflektieren. Die englische Sprache wird inzwischen vielfach als ‚lingua franca‘, gelöst von einem konkreten kulturellen Kontext, gelehrt und gelernt. Für die anderen europäischen Sprachen gilt dagegen, dass sie *n i c h t* zu lösen sind von der jeweiligen politischen und kulturellen Geschichte und Gegenwart ihrer Sprecher. Deutsch ist keine weltweite ‚lingua franca‘ – eher, und darin sehe ich eine große Chance für den Deutschunterricht, das, was Albert Raasch kürzlich eine ‚lingua culturalis‘ genannt hat. Für die deutsche Sprache ist bis heute prägend, dass sie – je nach Fokus und Interesse – auch die Sprache der nationalsozialistischen Unterdrückung, die Sprache des „Kommunistischen Manifestes“, die Sprache Freuds und Einsteins, die Sprache der D-Mark, Österreichs und eines Teils der Schweiz usf. war und ist, so wie die französische, die ungarische und die russische Sprache kulturelle und politische Geschichte und Gegenwart transportieren.

Im europäischen Referenzrahmen für das Lernen und Lehren von Sprachen wird als Zielsetzung für den Fremdsprachenunterricht daher nicht der ‚Native Speaker‘, sondern der ‚interkulturelle Sprecher‘ herausgestellt. Es geht also nicht nur um die Fähigkeit zu grammatisch korrektem Sprachgebrauch, sondern auch um die Fähigkeit, die mit Sprache verbundenen Wertesysteme einzuschätzen, mit Missverständnissen umgehen zu können. Damit verschieben sich Akzente im Sprachunterricht. Sprachenlernen für eine mehrsprachige Welt heißt: Sprachenlernen für eine interkulturelle Kommunikation. Je stärker Menschen in ihre eigene Sprache und die mit dieser Sprache und Kultur verbundenen Wertesysteme, Denk- und Handlungsmuster hineinwachsen, um so schwerer fällt es ihnen, eine andere Kultur neben der eigenen zu akzeptieren, Verschiedenheit als normal zu betrachten. Sprachunterricht hat hier gerade für junge Menschen die wichtige Funktion, Denkkoffenheit



<sup>6</sup> Der deutsche Spielverlag Ravensburger bietet ein Europareise-Spiel an, das die europäische Dimension des Reisens und Sprachenlernens zum Thema macht. Da hilft Wissen über Europa, das Spiel zu gewinnen: Wer die Frage beantworten kann, ob es in dem Land, in dem die eigene Spielfigur gerade steht, etwas Besonderes zu essen gibt oder wer gar einen Satz oder ein Wort in der Landessprache kann, darf 5 oder mehr Punkte weiterziehen. Vgl. Europareise. Ravensburger Spielverlag 1990.



zu erhalten, sie vor starrem Ethnozentrismus zu bewahren. Der Deutschunterricht gewinnt mit einer solchen Zielsetzung eine wichtige pädagogische Funktion zurück, indem er seinen Beitrag dazu leistet, mit Vielsprachigkeit, mit Verschiedenheit umzugehen. Für das Zusammenleben in unseren multikulturellen und multilingualen Gesellschaften und für die Entwicklung von Widerstandskräften gegen Rassismus ist diese Funktion von zentraler Bedeutung.

#### 3.4. Die europäische Zukunft ist mehrsprachig, unsere Schüler sind es schon jetzt – wie reagiert der Deutschunterricht auf diese Mehrsprachigkeit?

Unser Bildungswesen geht immer noch von der Fiktion aus, dass in unseren Schulen monolinguale Schülerinnen und Schüler sitzen; in Wahrheit sind aber unsere Schüler vielfach mehrsprachig. Ingrid Gogolin hat in einer Vielzahl von Studien an deutschen Schulen diesen ‚monolingualen Habitus‘ einer in Wahrheit längst multilingualen Schule nachgewiesen.

Ich habe in den letzten Jahren immer wieder Lehrkräfte gebeten, ihre Schüler Sprachenporträts und Sprachbiographien malen und schreiben zu lassen (Krumm 2001):

Mein Herz ist ungarisch. Die wichtigsten Teile meines Körpers sind ungarisch. Mein Bauch ist Italienisch, weil ich gern Italienisch esse. Meine Beine sind Deutsch, weil ich in deutschen Sprachgebiet lebe. Meine Ärmel sind englisch, weil ich zum arbeiten im späteren Leben englisch brauchen werde

– beschreibt ein in Wien zur Schule gehender ungarischer Schüler sein farbiges Sprachenporträt (Krumm 2001, 89).

Und eine 11jährige tschechische Schülerin charakterisiert ihre Sprachen wie folgt:

Ungarisch kann ich darum, dass ich wohne auf Internat mit ungarische Kinder (auch mit slowakische, und mit Kinder aus Wien und Kroatien gehe ich in die Schule). Tschechisch ist meine Muttersprache – darum ist das ein Herz. Englisch ist Sprache der Zukunft. Deutsch ist sehr wichtige Sprache, weil Tschechien haben Grenze mit Österreich. Kroatisch ist fast gleich mit Tschechisch. Slowakisch ist auch fast gleich mit Tschechisch und wir haben Grenze auch mit slowakische Republik. (Ebd., 92.)

Hier wird eine lebensweltliche Mehrsprachigkeit deutlich, die zu einem hohen Sprachbewusstsein führt. Zugleich zeigen diese Sprachenporträts, dass auch, wenn wir viele Sprachen im Deutschunterricht laut werden lassen, viel Deutsch gesprochen und geschrieben werden kann. Deutschunterricht, das möchte ich mit diesen Porträts zeigen, kann auf anderen Sprachen und einem entwickelten Sprachbewusstsein aufbauen und die vorhandene Neugier auf Sprachen ausnutzen.

Die Mehrsprachigkeit des Bildungswesens hat aber auch für die Curriculumentwicklung Konsequenzen: Ist Deutsch die erste Fremdsprache, so sollte der Deutschunterricht das Lernen weiterer Sprachen mit vorbereiten, zum Beispiel, indem Lernstrategien für das Lernen von Wörtern, das Verstehen von Texten entwickelt werden und generell die Wahrnehmung von Sprachen trainiert wird. Der Sprachunterricht in der ersten Sprache, so drücken wir das metaphorisch aus, öffnet Fenster auf weitere Sprachen, schafft Sprachaufmerksamkeit, ‚language awareness‘. Der Unterricht in den weiteren Fremdsprachen muss dann allerdings systematisch aufgreifen, was schon gelernt wurde. Deutsch als zweite

Fremdsprache zum Beispiel nach Englisch, sollte nicht so tun, als säßen blutige Anfänger in der Klasse. Die Schülerinnen und Schüler, die Deutsch als zweite Fremdsprache lernen, wissen schon viel über das Sprachenlernen, z.B. wie man sich Vokabeln einprägt, wie man einen Text versteht, auch wenn einzelne Wörter unbekannt sind. Sie wissen bereits, dass sich Sprachen in Laut und Schrift, in Wortstellung u.ä. von der Muttersprache unterscheiden. Sie wissen meist, was ein Verb ist und was ein Adjektiv. Von all dem kann Deutschunterricht Gebrauch machen. Niemand muss mit jeder Fremdsprache neu lernen, zur Post zu gehen oder zu frühstücken.

Die sog. ‚Tertiärsprachenforschung‘ beschäftigt sich damit, herauszufinden, wie man bei der zweiten oder dritten zu lernenden Sprache die vorhergehenden Lernerfahrungen nutzen kann. Ich verweise dazu auf die „Thesen und Empfehlungen zu den Besonderheiten des Lehrens und Lernens von Deutsch als zweiter Fremdsprache“.

Schule und Gesellschaft – so möchte ich das zusammenfassen – müssen endlich Gebrauch von den mitgebrachten Sprachen und Spracherfahrungen ihrer Schüler machen.

Bislang ist unser Fremdsprachenunterricht auch da, wo er mehrere Sprachen anbietet, additiv und unkoordiniert. So wenig wie um die mitgebrachten Sprachen wissen viele Lehrkräfte, die eine Sprache unterrichten, welche Sprachen ihre Schüler daneben oder danach lernen. Ordnung in die Sprachenvielfalt zu bringen bleibt den Lernenden allein überlassen. Was wir brauchen, nenne ich eine ‚curriculare Mehrsprachigkeit‘: eine Vielfalt, die aufeinander abgestimmt ist, wo Kurse sich ergänzen und aufeinander aufbauen.

### 3.5. Ob man Deutsch kann, entscheidet sich dann, wenn Deutsch gebraucht wird

Der Gedanke, dass das Tun auch beim Lernen wichtiger ist als das Wissen, ist nicht neu: Die Reformpädagogik, z.B. der französische Reformpädagoge Celestin Freinet, hat schon in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Art Produktions-/Output-Hypothese formuliert, indem er das Klassenzimmer in eine Werkstatt verwandelte: Nicht Lehrbücher sollten im Zentrum des Unterrichts stehen, sondern Herausforderungen aus dem realen Leben, die im Unterricht gemeinsam bearbeitet und beantwortet werden: bei Freinet durch Klassenkorrespondenz und Schuldruckerei auch materiell konkretisiert.

Der Grundgedanke ist: wenn Lernende ihr **K ö n n e n** einsetzen müssen, um ein **Z i e l** zu erreichen, wenn sie dabei selbst Mittel und Wege suchen müssen und immer wieder Gelegenheit haben, auch selbst ihr Vorgehen zu beurteilen, dann findet Lernen statt. Der Gebrauch von Sprache zwingt die Lernenden dazu, auf beides zu achten, auf die inhaltlichen Aspekte und zugleich Sprache auch formal (morphologisch-syntaktisch) zu verarbeiten. Damit wird die Vernachlässigung der Sprachform, der Grammatik, wie sie in den Anfängen des kommunikativen Unterrichts eingetreten ist, korrigiert – nicht im Sinne eines sturen Grammatikpaukens, sondern in dem Interesse, das auch die Lernenden haben, nämlich dann,

wenn es an die Veröffentlichung geht, d.h., auch ein korrektes Produkt vorweisen zu können. Damit das funktioniert, muss sichergestellt sein, dass die Schüler und Schülerinnen sich nicht ausschließlich für den Lehrer (und seinen Papierkorb) anstrengen. Eine der wichtigsten Entwicklungen im Bildungswesen ist die Öffnung der Klassenräume und Schulen. Dass der Deutschunterricht nicht der beste Ort ist, um Deutsch zu lernen, wissen wir seit langem: Zu wenige, nur punktuelle Sprachkontakte, zu viele Schüler, so dass niemand genügend Zeit hat, wirklich sprachlich zu handeln, zu wenig Kontakt mit der Realität der Zielsprache.



Zum Glück und Vorteil für das Deutschlernen hat sich das geändert: Deutsch wird nicht mehr nur in den wenigen Deutschstunden gelernt. Letzten Endes laufen viele methodische Ansätze auf einen zentralen Punkt hinaus: die Schüler in Situationen bringen, in denen sie der lebendigen Sprache begegnen, in denen sie sie selbst gebrauchen müssen und über den Gebrauch auch sprachliche Normen als funktional begreifen und beachten lernen.

Damit verändert sich auch die Lehrerrolle: Lernberatung, Motivierung von Lernschwachen, Projektvorbereitung und -begleitung u.ä. treten in den Vordergrund. Die Hauptrolle von Lehrern war schon immer, muss aber immer mehr sein, die Lernenden zum Gebrauch der Fremdsprache zu befähigen.

Mit der Betonung auf begleitende und beratende Tätigkeiten gewinnt die Arbeit von Deutschlehrern wieder ihre pädagogische Dimension zurück. Zugleich entfernen wir uns von der Apotheker-Rolle, wo wir vorgefertigte Rezepte – Lehrpläne und Lehrbücher – lediglich ausführen; nicht nur die Lernenden, auch die Lehrenden gewinnen wieder mehr Selbständigkeit.

#### **4. Die Ausbildung von Deutschlehrerinnen und Deutschlehrern – nicht nur eine Existenzfrage für die Germanistik**

Damit kehre ich zu dem Ausgangspunkt zurück: Die derzeitige Ausbildung von Deutschlehrerinnen und Deutschlehrern wird den Anforderungen an einen Deutschunterricht im Kontext europäischer Mehrsprachigkeit nicht gerecht. Die Veränderungen des Fremdsprachenunterrichts erzwingen eine Veränderung der Ausbildung. Die Kernelemente einer zukunftsorientierten Deutschlehrausbildung habe ich in den folgenden sechs Dimensionen zusammengefasst, die jeweils eine affektive, eine kognitive und eine Könnens-Ausprägung haben:

- sprachliche Dimension: die Domäne von Sprachpraxis und Sprachwissenschaft: Sprachkönnen, Sprachwissen, Einstellung zur deutschen Sprache (einschl. Plurizentrik)
- Dimension des Lernens: die Domäne der Lerntheorie und Lernpsychologie
- Dimension des Lehrens: Methodik und Unterrichtspraxis
- die Inhaltsdimension, die Literatur und Landeskunde mit umfasst,
- die interkulturelle Dimension
- sowie die sprachenpolitische Dimension.

Für mich ergeben sich daraus 10 Thesen, an denen sich überprüfen lässt, ob eine Deutschlehrausbildung den heutigen Anforderungen genügt:

1) Neben der Förderung berufsrelevanter Fähigkeiten besteht die vorrangige Aufgabe des Deutschunterrichts darin, die Menschen für Mehrsprachigkeit und das Leben in multikulturellen Gesellschaften zu sensibilisieren und zu interkultureller Kommunikation zu befähigen. Entsprechend müssen auch die Deutschlehrerinnen und -lehrer zu interkultureller Sensibilität und kultureller Mittlertätigkeit befähigt werden. 'Interkulturelle Kommunikation und interkulturelle Erziehung' sind Themen der Ausbildung, die eine Brücke bilden zwischen sprachlichen und pädagogischen Fragestellungen, die daher im Studium interdisziplinär verankert sein sollten.

2) Mehrsprachigkeitskonzepte fordern auch von den Lehrenden die Bereitschaft, Deutsch im Kontext anderer Fremdsprachen zu sehen und zu unterrichten; kontrastive Aspekte



gehören daher ebenso zum festen Bestandteil der Deutschlehrerausbildung wie die Berücksichtigung der über die Einzelsprache hinausgehenden Aspekte eines Gesamtkonzepts sprachlicher Bildung. Das bedeutet, dass auch Fragen der Curriculumentwicklung und Mehrsprachigkeitsdidaktik zum Kernbestand einer Deutschlehrerausbildung gehören.

3) In einer mehrsprachigen Welt ist die Ausbildung von Fremdsprachenlehrern eine Ausbildung von Experten in Sachen Sprachvermittlung und Mehrsprachigkeit für unterschiedliche Altersgruppen innerhalb und außerhalb der Schule.

3.1: Für bilinguale Unterrichtsmodelle werden Lehrer und Lehrerinnen gebraucht, die eine Fremdsprache und ein schulisches Sachfach gut beherrschen, um dieses im Medium der Fremdsprache unterrichten zu können.

3.2: Insgesamt ist damit die Notwendigkeit artikuliert, Lehrerinnen und Lehrer nicht nur für ein Unterrichtsfach, eine Fremdsprache oder eine Altersstufe zu qualifizieren, sondern in der Lehrerausbildung sinnvolle Kombinationen anzubieten.

4) Die Deutschlehrerausbildung bereitet auf einen Beruf vor, der der Entwicklung der dynamischen Mehrsprachigkeit von Individuen in einer wechsellvollen mehrsprachigen und multikulturellen Welt dient. Eine solche Ausbildung ist nur dann tragfähig, wenn sie als wissenschaftliche Ausbildung konzipiert wird, d.h. auch für die Studierenden eine Forschungskomponente enthält, die es ihnen erlaubt, auch wechselnde Ansprüche und Lernbedingungen zu erkennen und aufzunehmen.

5) Die Wissenschaftlichkeit der Deutschlehrerausbildung beweist sich nicht durch eine einseitig philologische oder sprachwissenschaftliche Orientierung, sondern in der Verknüpfung germanistischer mit sprachdidaktischen und pädagogisch-psychologischen Studienelementen. Akademische Abschlussarbeiten und Prüfungen sollten gleichrangig die Möglichkeit einer Schwerpunktbildung in einem dieser Studienelemente anbieten.

6) Kennzeichen einer berufsorientierten Deutschlehrerausbildung ist ihr durchgängiger Praxisbezug. Diese Praxis sollte in gestufter Form (von Veranstaltungen zur Methodik des Deutschen als Fremdsprache über die Beobachtung von Unterricht bis zur eigenen Unterrichtsplanung und zum Probeunterricht) in die Ausbildung integriert sein und auch die traditionellen Fachgebiete wie z.B. die Literaturwissenschaft einbeziehen (Welche Kriterien für Textauswahl und Textbehandlung werden vermittelt?).

Praxis meint im Zusammenhang mit der Lehrerausbildung nicht blinde, von den sprachwissenschaftlichen und lernpsychologischen Grundlagen losgelöste Praxis – hier ist vielmehr eine enge Verzahnung anzustreben, so dass aus den theorieorientierten Lehrveranstaltungen Fragen und Beobachtungsaufgaben für die Praxisphasen der Ausbildung gestellt werden können und umgekehrt die Studierenden aus der Konfrontation mit der Unterrichtspraxis Rückfragen in die fachwissenschaftliche Ausbildung tragen.

7) Nichtmuttersprachliche Deutschlehrerinnen und Deutschlehrern werden im Rahmen der europäischen Freizügigkeit zunehmend Konkurrenz durch muttersprachliche 'Deutschals-Fremdsprache-Lehrkräfte' zu bestehen haben. Ein hohes funktionales Sprachkönnen sowie gute landeskundliche Kenntnisse sind daher zentrale Komponenten einer qualifizierten Berufsfähigkeit. Der sprachlichen und landeskundlichen Ausbildung ist daher besondere Sorgfalt zu widmen und ein hoher Stellenwert einzuräumen. Ein Auslandsstudium sollte systematischer Bestandteil der Ausbildung sein, um gerade in den Bereichen Sprachkönnen und Landeskunde eine Vertiefung zu bringen.

8) Die Arbeits- und Lernformen des Studiums müssen denen, die von den Deutschlehrern in ihrer zukünftigen Berufspraxis erwartet werden, korrespondieren, d.h., ein handlungsorientierter Unterricht in der Schule ist nur dann zu erwarten, wenn auch die Ausbildungssituation in der Sprachpraxis wie in den Fachgebieten entsprechenden methodischen Konzepten folgt.

9) Eine professionelle Deutschlehrerausbildung setzt auch entsprechend qualifizierte Ausbilder voraus, über die die Hochschulen aber nicht verfügen. Qualifizierungsprogramme für in der Lehrerausbildung tätige HochschullehrerInnen müssen daher hohe Priorität genießen, da ansonsten jede Reform der Lehrerausbildung eine Reform auf dem Papier bleiben muß.

10) In den mittel- und osteuropäischen Ländern sind seit ca. 10 Jahren Konzepte und Curricula für eine wissenschaftlich fundierte und zugleich praxisorientierte Deutschlehrerausbildung entwickelt und erprobt worden. Die Deutschlehrerausbildung in den westeuropäischen Ländern sollte diese Erfahrungen aufnehmen und für eine Reform fruchtbar machen.

Es ist das Verdienst mitteleuropäischer Länder wie z.B. Ungarns und Polens und das Verdienst von Wissenschaftlern wie Karl Manherz (vgl. Manherz 1994), Modelle der Ausbildung von Deutschlehrern in die Praxis umgesetzt zu haben, in denen Möglichkeiten einer Lehrerausbildung für die europäische Mehrsprachigkeit bereits praxiswirksam geworden sind. Die westeuropäischen Länder können sich bei ihren Reformprojekten an den hier entwickelten Modellen und Standards orientieren.

#### Literaturverzeichnis

- Ammon, U. 2000: Das Internet und die internationale Stellung der deutschen Sprache. In: Hoffmann, H. (Hg.), 241-260.
- Ammon, U. 2001: Die Verbreitung des Deutschen in der Welt. In: Helbig, G. [u.a.] (Hg.), Bd. 2, 1368-1380.
- Byram, M. [u.a.] 1994: Teaching-and-Learning Language-and-Culture. Clevedon.
- Europarat: Rat für kulturelle Zusammenarbeit 2001: Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen. Berlin.
- Gogolin, I. 1994: Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule. Münster.
- Gruzca, F. (Hg.) 1998: Deutsch und Auslandsgermanistik in Mitteleuropa: Geschichte – Stand – Ausblicke. Warszawa.
- Helbig, G. [u.a.] (Hg) 2001: Deutsch als Fremdsprache: Ein internationales Handbuch. 2 Bde. Berlin/ New York.
- Hoffmann, H. (Hg.) 2000: Deutsch global. Neue Medien – Herausforderungen für die Deutsche Sprache. Köln.
- Hufeisen, B. (Hg.) 1999: Deutsch als zweite Fremdsprache (= Fremdsprache Deutsch 20).

- Kast, B.; Krumm, H.-J. (Hg.) 1994: Neue Wege in der Deutschlehrerausbildung (= Fremdsprache Deutsch, Sondernummer).
- Krumm, H.-J. (Hg.) 1999a: Sprachen – Brücken über Grenzen. Deutsch als Fremdsprache in Mittel- und Osteuropa. Wien.
- Krumm, H.-J. (Hg.) 1999b: Die Sprachen unserer Nachbarn – unsere Sprachen: Chancen zur Diversifizierung des Sprachenangebots im Zuge der EU-Erweiterung / The Languages of our Neighbours – our Languages: Linguistic Diversity and the Enlargement of the EU. Wien.
- Krumm, H.-J. 2001: Kinder und ihre Sprachen – lebendige Mehrsprachigkeit. Wien.
- Manherz, K. 1994: Situation der Lehrerausbildung in Ungarn. In: Goethe-Institut Budapest (Hg.): Curriculumrevision für eine praxisorientierte Lehrerausbildung. Budapest.
- Manherz, K. [u.a.] 1999: Expertise Ungarn. In: Krumm 1999a, 153-171.
- Meißner, F.-J.; Reinfried, M. (Hg.) 1998: Mehrsprachigkeitsdidaktik. Tübingen.
- Paul, R. 2001: Deutschunterricht und Germanistikstudium in Ungarn. In: Helbig, G. [u.a.] (Hg) 2001, 1544-1551.
- Posch, P.; Altrichter, H. 1997: Möglichkeiten und Grenzen der Qualitätsevaluation und Qualitätsentwicklung im Schulwesen. Innsbruck/Wien.
- Raasch, A. (Hg.) 1999: Fremdsprachendidaktik für Grenzregionen: Konzepte, Erfahrungen, Anregungen. Saarbrücken.
- Skutnabb-Kangas, T. 2000: Linguistic Genocide in Education or Worldwide Diversity and Human Rights? Mahwah, N.J.
- Thesen und Empfehlungen zu den Besonderheiten des Lehrens u. Lernens von Deutsch als zweiter Fremdsprache. In: Bausch, K.-R.; Heid, M. (Hg.) 1990: Das Lehren und Lernen von Deutsch als zweiter oder weiterer Fremdsprache. Bochum, 11-18.
- Zydati, W. (Hg.) 1998: Fremdsprachenlehrerausbildung – Reform oder Konkurs. Berlin/München.





Vilmos Voigt (Budapest)

## Fragen der Identität und der Ethnizität in der Volksüberlieferung

Es wird manchmal die Frage gestellt, ob der Begriff der Identität in der volkskundlichen Fachliteratur sozialpsychologischer Herkunft sei. Auf diese Frage können wir sogar zweimal „nein“ sagen. Z.B. kennt das „Magyar Néprajzi Lexikon“ ('Ungarisches Volkskunde-Lexikon') diesen Begriff als selbständiges Stichwort überhaupt nicht. Dies ist aber keine ortsgebundene Ausnahme, sondern allgemein bekannt in der traditionellen Volkskunde-Forschung. Diesbezüglich zitieren wir nur das weltberühmte Werk von Åke Hultkrantz („General Ethnological Concepts“, Copenhagen 1960), bis heute das beste ethnologisch-theoretisch-terminologische Wörterbuch der Ethnologie, in dem der Begriff 'Identität' auch nicht vorkommt. Es kann also festgestellt werden, dass dieser Begriff in der allgemeinen Volkskunde nicht regelmässig verbreitet ist. In den letzten Jahrzehnten wurde aber die „Identität“ als ein Modewort, also als eine der grundlegenden Kategorien in den verschiedenen Gesellschaftswissenschaften öfter und öfter benutzt, was zweifelsohne zu beachten ist.

Diesbezüglich möchte ich nun ein kleines Forschungsgebiet als Beispiel erwähnen, das aber grossen und breiten Einfluss auf die gemeineuropäische Folklore-Forschung ausübte. Das einzige nordeuropäische Dachinstitut für Folklore-Forschung (Nordic Institute of Folklore) in Turku/Åbo in Südwestfinnland feierte seinen zwanzigsten Geburtstag im Jahre 1979. In einem Büchlein, das die Tagungsvorträge beinhaltet (Lauri Honko, Hg.: „Folklore och nationsbyggande i Norden“, Åbo 1980) beschäftigten sich norwegische, schwedische, finnische, dänische und isländische Forscher aufgrund ihrer Erfahrungen in der Folkloristik mit der Kennzeichnung des „nationalen“ Charakters der bezeichneten Völker. Und sie benutzten oft – sogar in den Aufsatztiteln – die Benennung 'Identität'. Nach ihren Vorstellungen könnte die gesamte folkloristische (miteinbegriffen auch die ganze ethnographische) Forschung im 19. Jahrhundert mit dem Kennwort „Suche nach Identität“ bezeichnet werden.

Zwei Jahre später (also 1981) versammelten sich in der südwestfinnländischen Kleinstadt Naantali/Nådendal die Folkloristen derselben Länder wiederum. Die Vorträge dieser Versammlung wurden unter dem Titel „Folktradition och regional identitet i Norden“ (hg. von Aili Nenola Kallio, Åbo 1982) veröffentlicht. Diesmal versuchten die nordeuropäischen Forscher auch theoretisch zu verstehen, was man als Identität betrachtet.

Lauri Honko beruft sich auf die bahnbrechenden Studien des deutschen Sozialpsychologen Erik Erikson, aber er erwähnt als unmittelbares Muster für die kommenden volkskundlichen

und folkloristischen Forschungen andere Quellen (wie z.B. W. J. M. Mackenzie: „Political Identity”, Aylesbury 1978; Erving Goffman: „Notes on the Management of Spoiled Identity”, Englewood Cliffs 1963; Lucien W. Pye: „Aspects of Political Development”, New York 1966; Marshall R. Singer: „Weak States in a World of Powers”, New York 1972 usw.). Diese Werke waren in den 60er und 70er Jahren up to date Publikationen, aber blieben ausserhalb der Volkskunde.

Schon einige Jahre früher, 1977, haben die Anthropologen und Ethnologen der gleichen nordeuropäischen Länder eine ähnliche Konferenz veranstaltet und die Tagungsmaterialien unter dem Titel „Cultural Imperialism and Cultural Identity” (hg. von Carola Sandbacka, Helsinki 1977) veröffentlicht. Es wurden hier aber die Probleme der 'Dritten Welt' (und nicht der europäischen Volkskulturen) behandelt. Nach den Meinungen der Teilnehmer wurde die Bewahrung der kulturellen Identität dem weltweiten Verbreiten der Massenkultur – was übrigens auch als „kultureller Imperialismus” bezeichnet wurde – gegenübergestellt. Es scheint so, wenigstens für die Teilnehmer solcher Konferenzen, als ob auch die Nation, das Volk, die regionale Tradition oder auch die Tradition im Allgemeinen als einwandfreie Synonyme der Identität verwendbar wären. Wenn die ethnologischen Fachwissenschaften (z.B. die Folkloristik, die Volkskunde) und gleicherweise die anderen Sozialwissenschaften (Soziologie, Psychologie, Politik, Kommunikationstheorie usw.) der Meinung sind, dass die Aufdeckung und Aufbewahrung der Identität wichtig sei, so können fast alle „ethnologischen” Forschungen im Rahmen der Identitätsforschung eingegliedert werden. Sogar die alten, positivistischen, deskriptiven Forschungen gehören auch hierzu. Jedoch ist die Erforschung der altertümlichen Gesänge, der Tracht oder der Wirtschaft nicht mit der Absicht betrieben worden, dass die Ereignisse auch in die Praxis übertragen werden sollten. Im Prinzip dient gerade die Darstellung der Vergangenheit der Bewahrung der Tradition, also, mit einem Wort: Sie dient dem Schaffen von Identität. Noch direkter gehören hierzu die neuen, gesellschaftlichen, sogar sozialistischen Untersuchungen. Z.B. werden in Ungarn die Ergebnisse der fachkundigen Sammelarbeit der Volkstänze zum eigentlichen Vegnügungsprogramm der sog. „Tanzhäuser” ('táncház'), die Volkslieder werden im staatlichen Fernsehen vorgetragen, die Volksmärchen werden von Folkloristen und von Schriftstellern erneut bearbeitet und ihre volkstümlichen Ausgaben dienen „veredelt” der Kultur des Volkes. Diesen Bezug nennt man heute immer „Identität”.

Was alles und wie Bunt es heute unter diesem Begriff in Ungarn verstehen, können wir weiter mit vielen guten Beispielen veranschaulichen.

Der Studienband des ungarischen Soziologen Tibor Huszár wurde unter dem Titel „Nemzetlét – nemzettudat – értelmiség” ('Existenz der Nation – Bewusstsein der Nation – Intelligenz', Budapest 1984) veröffentlicht. Die drei Titelwörter sind in erster Linie scheinbar inhaltsreferierend. Aber dieser Band beginnt mit einer mehr als hundert Druckseiten starken Einleitung, deren Titel heisst: „Gedanken zu der Erforschung der nationalen Werte”. In diesem einleitungstext wird also einfach die ganze ungarische Geschichte (!) als „Identität” behandelt.

Im Jahre 1982 erforschte das Forschungsinstitut für Massenkommunikation in Budapest die politischen Kenntnisse der Kinder und Jugendlichen (Szabó, Ildikó; Csepeli, György: „Nemzet és politika a 10-14 éves gyerekek gondolkozásában” ['Nation und Politik im



Denken von 10-14-jährigen Kindern’]. In: „Tanulmányok – beszámolók – jelentések”, Jg. 16 [1984], H. 4). Unter anderen Beispielen zeigen die Verfasser die Daten über die Bekanntheit der Staatszeichen. Es wurde z.B. festgestellt, dass praktisch 100 Prozent der befragten Kinder das Staatswappen von Ungarn erkannten. Es waren aber nur 47 Prozent von ihnen, die es als „das schönste” bezeichneten.

Die von den Forschern erfragte ethnische (gesellschaftliche, soziale, politische usw.) Identität bezieht sich nicht nur auf die Ungarn. Dasselbe Budapester Institut für Massenkommunikationsforschung hat sich auch damit beschäftigt, welche Betrachtungen sich in zwei ungarischen Städten – Sopron/Ödenburg in Westungarn und Eger/Erlau in Nordostungarn – bezüglich der Österreicher herausbildeten (Lendvay, Judit: „Az osztrákok képe. Sopron – Eger 1983” [‘Österreicher-Bilder in Ödenburg und in Erlau 1983’]. In: „Tanulmányok – beszámolók – jelentések”, Jg. 18 [1986], H. 2). Aus dieser Studie geht Folgendes hervor: In Ödenburg wussten 59 Prozent, in Erlau jedoch nur 27 Prozent der Befragten, dass die Farben der österreichischen Fahne rot-weiss-rot sind; in Ödenburg vermuteten 15 Prozent, in Erlau dagegen 28 Prozent der Befragten, dass die entsprechenden Farben auch heute noch schwarz-gelb sind; in Ödenburg konnten 20 Prozent, in Erlau 30 Prozent der Befragten auf diese Frage überhaupt keine Antwort geben – was für die Identitätsforschung im Falle eines Landes wie Ungarn (mit einer jahrhundertlangen Verbundenheit mit Österreich!) auch nach 60 Jahren getrennten Staatswesens Interesse erweckend sein kann.

Es ist weiterhin zu vermuten, dass die Identität nicht einmal mit der von Gordon W. Allport wohl beschriebenen Kategorie des Vorurteils (der ethnischen Stereotypen) exakt zu erfassen ist. Diese Betrachtungsweise ist wohl kein ungarisches Spezifikum, da – wie dies die seit langer Zeit auch in Ungarn zugängliche internationale Fachliteratur belegt –, die „ethnischen Stereotypen” nicht ohne Berücksichtigung der Identität adäquat behandelt werden können. Auch die Frage „Welche Begriffe haben Kinder in Bezug auf ihr Verhältnis zu ihrer Heimat und zu anderen Ländern?” gehört zum Problemkreis der Identität (vgl. Csepeli, György, Hg.: „Előítéletek és csoportközi viszonyok” [‘Vorurteile und Gruppenbeziehungen’]. Budapest 1980, bes. S. 70-91 und 159-188). Derselbe Gedanke zeigt sich auch in den mit viel Mühe entwickelten Methoden, mit denen die ‘ethnischen Charakterzüge’ greifbar gemacht werden können.

Diese Methoden könnten und sollten auch von den Folklore-Forschern angewendet werden. Als Beispiel sei hier das klassische Werk von Paul Griéger („La caractérologie ethnique”, Paris 1961) erwähnt, das sowohl in seiner Thematik als auch in seiner Betrachtungsweise beinahe ein folkloristisches Werk ist. Die hier erwähnte Problemstellung ist so weit verbreitet, dass es einfach unmöglich und sinnlos wäre, in einem Beitrag darüber Sinnvolles und Neues zu sagen. Die eigentlichen volkskundlichen Untersuchungen betreffend ist es selbstverständlich, dass in ihnen die eigene Volkskultur dargestellt wird. Genauer gesagt, sie wird zur Schau gestellt, um zur Schau gestellt zu werden! Wir können obskure Rechtfertigungen darüber lesen, warum die volkskundlichen Untersuchungen, z.B. über die Notnahrung, die Trauung in weissem Kleid oder über den Glauben an Bergwerksdämonen so unentbehrlich für die Selbstbestimmung der Volkskultur seien.

Lassen wir aber die persönlichen Interessen der Volkskundler ausser Acht, so können wir die folgenden drei Antworten auf die Frage: „Warum studiert man eben die ethnische Identität?“ geben.

1. Die einfachste Antwort lautet: „Warum nicht?“
2. Die zweite Antwort ist: „Das gehört zur autotelischen Funktion der Kultur, also, es ist ein Selbstzweck.“
3. Die dritte Antwort lautet etwa so: „Die Identitätsforschung ist die Wissenschaft von *idem per idem*.“

Nehmen wir nun die dritte Antwort an, dann ist sie sowohl für die einfachsten Identitätsuntersuchungen als auch für die höchst komplizierten Kulturforschungen wohl brauchbar. Eigentlich will sie nicht mehr leisten als „sich selbst“ (also: *idem per idem*). Aber keine Sorge! Wollten wir etwas in der Identitätsforschung mit Gewalt durchsetzen – bei solchen Problemen ev., bei denen unsere (volkskundliche) Forschungsmethode nicht anwendbar ist –, dann könnten wir ebenso übel angekommen sein, wie das achtjährige schweizerische Mädchen, das von dem Entwicklungspsychologen Jean Piaget gefragt wurde. Den Fall behandelt auch Csepeli (a.a.O., S. 179):

Ein achtjähriges Mädchen wird vom Sozialpsychologen befragt:

- Was ist deine Nationalität?
- Ich bin eine Genferin.
- Bist du Ausländerin?
- Nein.
- Kennst du Ausländer?
- Ja, diejenigen, die in Lausanne wohnen.
- Wenn du nach Lausanne fährst, wirst du Ausländer oder nicht?
- Nein, ich bin eine Genferin.
- Derjenige der in Lausanne lebt, ist ein Ausländer?
- Jawohl, er lebt in Lausanne.
- Und wenn er nach Genf kommt, bleibt er Ausländer oder nicht?
- Er ist in Lausanne gebürtig, so bleibt er Ausländer [‘étranger’].

Alle Fragen sind hier an die Wand der Identität geschlagen. Alle sind diejenigen die sie sind. *Idem per idem*.

Das beobachtete Phänomen gehört freilich auch in den Bereich der Volkskunde oder der Allgemeinen Ethnologie. Wollen wir die Identitätsuntersuchungen in den Sozialwissenschaften weiterführen, so werden wir zu denselben Ergebnissen kommen. Daher seien hier nur einige Beispiele angeführt:

Es wurde 1974/1975 in Paris ein Seminar unter der Leitung von Claude Lévi-Strauss veranstaltet. Die Ergebnisse der Diskussionen wurden in einem Band veröffentlicht, das seitdem als ein klassisches Werk für die Identitätsforschung gilt („L’Identité. Séminaire interdisciplinaire [...]“. Paris 1977). Unter den Verfassern des Buches sind auch Volkskundler und Spezialisten für Mittel- und Ost-Europa. Die Diskussionssammlung kann aber nur das nicht beweisen, was genau die ethnische Identität ist und noch weniger, welches die volksmässig-nationalen oder die nationalen minderheitsbezogenen Charakterzüge der Identität sind.

Blättert man einige der neueren Publikationen durch, die der Identitätsforschung gewidmet



(und auch mit Aspekten der Volkskunde verbunden) sind, kommt man zu überraschenden Beobachtungen: Z.B. kommt in dem Hauptwerk der heutigen Volksdichtungsforschung „Enzyklopädie des Märchens“ das Stichwort „Identität“ überhaupt nicht vor.

Und wenn man in der letzten Zeit (wie z.B. beim 4. SIEF-Kongress in Bergen 1990) von der 'Suche nach Identität' (*search for identity*) sprach, hat man damit Bekenntnisse über die Identität des Faches (i.e. europäische Ethnologie), und nicht über die Identität der Volkskultur (also des Sachbegriffs) geäußert.

In einem interessanten Buch („Identità e cultura. Per un'antropologia della reciprocità“ Roma 1993, <sup>2</sup>1996) beschreibt Gioia di Cristofaro Longo (eine Römerin und eine der sozialaktivsten Anthropologen der italienischen Frauenbewegung) die Vielseitigkeit der kulturellen Identität; sie spricht u.a. von „identità e tradizioni popolari“ (a.a.O., S. 201-245). Nach ihrer Meinung wird die Volksüberlieferung zum Schaffen jener Identität in einer Wechselbeziehung zwischen Kultur und Volkskultur benutzt.

Der Ethnologe Ugo Fabietti liefert in seinem Buch „L'identità etnica. Storia e critica di un concetto equivoco“ (Roma 1995) Beispiele für das Identitätsschaffen aus der Völkerkunde (also von Stämmen und Völkern der Welt, von Pakistan bis Marokko, von Québec bis zum Hutu-Massaker). Er vertritt die Meinung, dass die „ethnische Identität“ sehr häufig nur als ein Prätext für aktuelle politische Entscheidungen fungiert.

In der deutschsprachigen Fachliteratur ist die ethnologische Dissertation von Marco Heinz („Ethnizität und ethnische Identität. Eine Begriffsgeschichte“, Bonn 1993) die ausführlichste Bestimmung des Identitätsbegriffs. Er analysiert mehr als zwanzig Publikationen aus methodologischer Sicht, die eigentliche Folklore-Forschung wurde hier leider jedoch etwas ausgeklammert.

Viele aktuelle Probleme der Ethnizitätsforschung sind also unbeantwortet geblieben. Es kann aber festgestellt werden, dass die Unbeweglichkeit der Identitätsforschung nur im weiteren Rahmen verstanden werden kann. Auch hier erscheint sie nicht anders als „Indifferenz von Natur und Geist, von Objekt und Subjekt“ (Wilhelm Schelling).

Zum Schluss wollte ich noch eine Frage stellen, d.i. die Frage der 'doppelten Identität'. Wir wissen nämlich aus unseren täglichen Forschungserfahrungen, dass sich dieses Problem zunächst als ein nationales Programm oder als eine nationale Sehnsucht bemerkbar macht. Handelt es sich aber um das Bewusstsein (nicht nur der ethnischen) Minderheiten, also um eine 'doppelte Identität', dann sind nicht nur die politische Situation, sondern auch die volkskundlichen Forschungsmöglichkeiten noch positiv. Die Minderheiten und Nationalitäten konzipieren ihre Identität noch schwieriger und noch schärfer. Eigentlich kann man nicht exakt feststellen, was das Wesen der Identität der Minderheiten ist. Es steht allerdings ausser Zweifel, dass diese Identität dann dargestellt wird, wenn die Tradition bewahrt, gepflegt und ausgeprägt werden kann. Die Manifestation von Identität kann nur als Pflege verwirklicht werden (*idem per idem*), wenn auch die Traditionen die gleichen bleiben als Tatsachen, wie sie vorher waren (*idem per idem*). Demgegenüber sind alle anderen Zielsetzungen und Bestrebungen nur nachträglich und von zweitem Rang. Nur so können die so oft erscheinenden Gefahren der Manipulation und der unerfüllbaren Wünsche des Identitätsausdrucks umgangen werden. Unsere folkloristisch-volkskundlichen Forschungen der ethnischen (nationalen) Minderheiten in Ungarn von heute sind diesbezüglich aber vorbildlich. Es soll nur wieder und



wieder betont werden, dass die Tradition und die Identität miteinander in einer Beziehung stehen, in der sie einander gegenseitig bestätigen, legitimieren und definieren.<sup>1</sup>

Gewöhnlich betonen die Autoren in allen Festschriften, wie eng die Tätigkeit des Jubilars mit dem Thema des Beitrags verbunden ist. Jetzt wird es aber praktisch überflüssig aufzuzählen, wie sehr Professor Dr. Karl Manherz sich mit den Problemen der 'echten' und der 'doppelten Identität' identifizierte. Er ist bekannt (nicht nur in Ungarn) als bestimmender Germanist und Volkskundler u.a. Aber als das Hauptanliegen seines Lebenswerkes ist die Auseinandersetzung mit der Identitätsproblematik zu nennen. Wie beständig diese Thematik in seinen Werken präsent ist, läßt sich gut beweisen: In einer der ersten diesbezüglichen Publikationen von Manherz – „Die Ungarndeutschen und ihre Wissenschaft“ (Budapest, 1983.) –, steht folgender Satz über die Aufgaben der Forschung: „Aufgrund der Zusammenarbeit mit der Forschungsgruppe für Volkskunde der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, des Folklore-Lehrstuhls sowie des Germanistischen Instituts der Budapester Universität [...]“ (S. 48). – Ein desideratum, das bis heute seine Bedeutung nicht verloren hat. Wir hoffen auf die folgenden „identischen“ Forschungen!



<sup>1</sup> Aus Umfangsgründen gehe ich hier nicht auf die Probleme der 'Sprachinselvolkskunde' ein, zu denen ich mich unlängst in folgender Publikation geäußert habe: „Zum Begriff und zum Schutz der Sprachinsel und der Inselkultur“. In: Gráfik, Imre (Hg.): „The Minorities at the Turn of Millennium (Chances, Possibilities, Challenges): Introductory Papers and Proposals – Kulturen der Nationalitäten an der Jahrtausendwende (Chancen, Möglichkeiten, Herausforderungen): Zu Diskussion anregende Vorträge und Thesen – Nemzetiségi kultúrák az ezredfordulón (esélyek, lehetőségek, kihívások): Vitaindító előadások és tézisek“. Budapest 2001, S. 111-127.

## Verzeichnis der Schriften von Karl Manherz

### Monographien und Aufsätze

1966

Ferdinand Wrede: Kleine Schriften. (Rez.) In: Acta Linguistica 16, 426-431.

1967

Hermann Bluhme: Beitrag zur deutschen und zur polnischen Mundart im oberschlesischen Industriegebiet, unter besonderer Berücksichtigung phonometrischer Methoden. (Rez.) In: Acta Linguistica 17, 458-460.

1968

Alfred Obernberger: Die Mundart der Siebenbürgischen Landler. (Rez.) In: Acta Linguistica 18, 256-258.

A Pilis-hegység német nyelvjárásai [Die deutschen Mundarten im Pilisch-Gebirge]. Univ.-Diss. (Ms.), Budapest.

1969

Hans Joachim Schädlich: Phonologie des Ostvogtländischen. (Rez.) In: Acta Linguistica 19, 446-449.

Beiträge zur Fischerei am Neusiedlersee und auf dem Heideboden. In: Acta Linguistica 19, 133-155.

1970

E. Zwirner; Kenosuke Ezawa (Hgg.): Phonometrie. Bd. 2: Allgemeine Theorie. (Rez.) In: Acta Linguistica 20, 211-214.

Kerzengießen auf dem Heideboden. Ebd., 173-181.

1972

Beiträge zur volkskundlichen Beschreibung des Weberhandwerks in Pula (Plattenseeoberland). In: Acta Ethnographica 21, 379-390.

A nyugat-magyarországi német nyelvjárások társadalmi rétegződése [Soziale Stratifikation der deutschen Dialekte in Westungarn]. In: *Általános Nyelvészeti Tanulmányok* 8, 149-159.

Soziale Schichten in den deutschen Mundarten in Nordwestungarn. In: *Annales Universitatis Scientiarum Budapestinensis; Sectio Linguistica* 3, 85-94.

Zur Frage der Transkription ungarndeutscher Mundarten. In: *Acta Linguistica* 22, 181-197.

E. Zwirner; Kenosuke Ezawa (Hgg): *Phonometrie. Bd. 3: Spezielle Anwendungen.* (Rez.) In: *Acta Linguistica* 22, 424-426.

1973

Eva-Maria Krech: Sprachwissenschaftlich-phonetische Untersuchungen zum Gebrauch des Glottisschlageinsatzes in der allgemeinen deutschen Hochlautung. (Rez.) In: *Acta Linguistica*. 23, 246-248.

Die Terminologie der Flachsverarbeitung in den deutschen Mundarten in Westungarn. In: *Annales Universitatis Scientiarum Budapestinensis; Sectio Linguistica* 4, 93-99.

1975

Themen und Motive in den Bergmannsliedern aus St. Iwan bei Ofen. (Mitautorin: Katharina Osztheimer.) In: *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen* 1, 221-242.

„Patsch Handel z'samm ...“: Kinderlieder, Reime und Kinderspiele. (Hg.) Budapest, 57 S.

Hozzászólás Benkő Loránd előadásához a Nyelvtudományi Intézet 25. éves évfordulóján tartott tudományos ülészakon [Diskussionsbeitrag zum Vortrag von Loránd Benkő in der Sitzung des Sprachwissenschaftlichen Instituts am 25. Jahrestag seiner Gründung]. In: *Nyelvtudományi Közlemények* 77, Nr. 2, 353-357.

1976

A nyelvi váltás folyamata a nyugat-magyarországi németeknél [Der Prozeß des Sprachwechsels bei den Deutschen in Westungarn]. In: *Nemzetközi Néprajzi Nemzetiségkutató Konferencia, Békéscsaba. Budapest/Békéscsaba*, 212-225.

Christoph Cobet: Der Wortschatz des Antisemitismus in der Bismarckzeit. (Rez.) In: *Acta Linguistica* 26, 259-261.

1977

Sprachgeographie und Sprachsoziologie der deutschen Mundarten in Westungarn. Budapest, 282 S.

1978

Hutterer Miklós: Bevezetés a germanisztikába. Skript. (Rez.) In: *Általános Nyelvészeti Tanulmányok* 12, 301.



Wolfgang Viereck: Sprachliches Handeln – Soziales Verhalten. Ein Reader zur Pragmalinguistik und Soziolinguistik. (Rez.) In: *Acta Linguistica* 28, 158-162.

Vittore Pisani: Die Etymologie: Geschichte – Fragen – Methoden. (Rez.) In: *Acta Linguistica* 28, 162-164.

Balogh Lajos; Király Lajos: Az állathangutánzó igék, hívogatók és terelők somogyi nyelvatlasza [Sprachatlas der tierisch-onomatopoetischen Verben, Lock- und Treibrufe für Tiere in der Schomodei]. (Rez.) In: *Acta Linguistica* 28, 174-178.

1979

Der Heideboden – Die Heidebauern. In: *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen* 2, 43-72.

Beiträge zur Töpferei in Nadasch/Mecseknádasd und Altglashütten/Óbánya in der Baranya. (Mitautorin: Maria Imre.) Tl. 1. In: *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen* 2, 159-184.

1981

Beiträge zur Töpferei in Nadasch/Mecseknádasd und Altglashütten/Óbánya in der Baranya. (Mitautorin: Maria Imre.) Tl. 2. In: *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen* 3, 131-154.

Bericht über die Forschungsarbeit der Volkskundler und Mundartforscher in Altglashütten/Óbánya. Ebd., 199-232.

A magyarországi németek néprajzkutatásainak vázlatos áttekintése [Skizzenhafter Überblick der volkskundlichen Erforschung der Ungarndeutschen]. In: Ernő Eperjessy; András Krupa (Hgg.): A II. Békéscsabai Nemzetközi Néprajzi Nemzetiségkutató Konferencia előadásai (1980. szeptember 30. – október 2). 3 Bde. Budapest/Békéscsaba, Bd. 3, 635-649.

1982

A magyarországi német nemzetiség néprajzáról [Über die Volkskunde der Ungarndeutschen]. Budapest (= Néprajzi Füzetek), 141 S.

Die Ungarndeutschen und ihre Wissenschaft. Budapest, 76 S.

Dorf Museen der Ungarndeutschen im Komitat Baranya. In: *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen* 4, 252-264.

1983

Die ungarndeutsche Volkskundeforschung. In: Ulrich Tolksdorf (Hg.): *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde* 26, 86-110.

Eine Ungarndeutsche Tracht. In: *Volkskunst* 6, 45-50.

Die Deutschen in Ungarn. In: „Ebbes“: Zeitschrift für Bayer. Schwaben. Mai, 24/25.

Lebendige Volkskunst der Deutschen in Ungarn. In: „Ebbes“: Zeitschrift für Bayer. Schwaben. Juni, 38/39.

Dances of the Germans in Hungary. In: Hungarian Dance News, Nr. 3/4, 7.

Zur wissenschaftlichen Erforschung des Deutschtums in Ungarn. In: Rainer Pelka (Hg.): Deutsche Volksgruppen in Europa. Sankelmark, 79-104.

1984

„Vadalma, vadalma, magva de keserű!“: A magyarországi németek népköltése [„Holzapfels Bäumelein, wie bitter ist dein Kern!“: Aus der Folklore der Ungarndeutschen]. (Hg. mit Nachw. Übers.: Márton Kalász.) Budapest, 259 S. (2. Aufl.: 1995).

1985

Zur Geschichte der Ungarndeutschen Volkskundeforschung. In: Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 5, 7-26. (Ung. Fassung: A magyarországi németek és népi kultúrájuk. In: Mária Kiss ((Hg.)): Válogatás a magyarországi nemzetiségek néprajzi köteteiből. Budapest, 9-22.).

Die Ungarndeutschen Mundarten und ihre Erforschung in Ungarn. Ebd., 27-38.

Zur Geschichte der deutschen Sprache. In: Edina Rieder; Karl Manherz (Hgg.): Sprachpflege. Budapest, Bd. 4, 56-100.

Die Bauernkodex-Tradition der Ungarndeutschen. In: Suevia Pannonica: Archiv der Deutschen aus Ungarn 3, 90-97.

1986

Deutsche Mundarten im Pilisch-Gebirge. In: Ungarndeutsche Studien 3, 5-138.

Zur Sprache und Volkskultur der Ungarndeutschen. (Mitautorin: Katharina Wild. Skript.) Budapest, 127 S.

Wendelin Hambuch: Der Weinbau von Pusztavám. Der Wortschatz des Weinbaus in der deutschen Mundart von Pusztavám. (Rez.) In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 53, H. 1, 96-98.

Zum Stand der ungarndeutschen Dialektlexikographie. In: Lexikographie der Dialekte. Beiträge zu Geschichte, Theorie und Praxis. Tübingen, 15-20.

Das Christgeburtspiel und Paradeisspiel aus Zanegg/Mosonszolnok auf dem Heideboden. In: Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 6, 7-82.

1988

Gedruckte Massenmedien und ihre Volkskundliche Relevanz für eine Volksgruppe am Beispiel der Ungarndeutschen. In: Klaus Beitzl (Hg.): Methoden der Dokumentation zur Gegenwartsvolkskunde. Die Zeitung als Quelle. Wien, 131-148.

1989

Ungarndeutscher Sprachatlas (UDSA). In: Werner H. Veith; Wolfgang Putschke (Hgg.): Sprachatlanten des Deutschen: Laufende Projekte. Tübingen, 367-382.

Ungarndeutsches Wörterbuch (WUM). Ebda., 383-385.

1990

Zur Geschichte der ungarndeutschen Volkskundeforschung. In: Peter Hans Nelde (Hg.): Deutsche Sprache in Europa und Übersee. Bd. 13: Deutsch als Muttersprache in Ungarn. Stuttgart, 321-331.

1991

Der Sankt-Johanner Kodex – A Mosonszentjánosi Kódex. (Hg. unter Mitw. von Marietta Boross und Maria Stang.) Budapest, 160 S.

Ungarndeutsche Volkskultur als Vehikel der Identität der Deutschen in Ungarn. In: Suevia Pannonica: Archiv der Deutschen aus Ungarn 8, 69-72.

1995

Sprache und Gesellschaft bei den Minderheiten in Ungarn um 1800. In: Sprachkunst: Beiträge zur Literaturwissenschaft 26, 180/181.

1996

Die donauschwäbischen Mundarten und ihre Erforschung in Ungarn. In: Anton Schwob; Horst Fassel (Hgg.): Deutsche Sprache und Literatur in Südosteuropa: Archivierung und Dokumentation. Beiträge der Tübinger Fachtagung vom 25.-27. Juni 1992. München, 25-33.

1997

Manherz Károly Mollay Károlyról [Karl Manherz über Karl Mollay]. In: A hetvenes évek magyar nyelvészei: Mollay Károly (1913-1997). Budapest, 28-30.

1998

Das ungarndeutsche Lied in Tradition und Pflege. In: Alte Nachbarn – neue Nachbarschaften. Vorträge des Symposions anlässlich 70 Jahre Burgenländisches Volksliedwerk. Eisenstadt, 16-27.

1999

Die Ungarndeutschen. Hg. von Karl Manherz. Budapest (= Welt im Umbruch 1), 128 S. (Ung. Fass. 1998.)



2000

Volkstrachten der Ungarndeutschen. (Unter Mitw. von Marietta Boross.) Budapest, 155 S.

Claus Jürgen Hutterer (2.11.1930–17.12.1997): Nachruf. In: Acta Linguistica 47, 357-360.

A magyarországi németek és népi kultúrájuk. Kutatástörténeti vázlat [Die Deutschen in Ungarn und ihre Volkskultur. Eine forschungsgeschichtliche Skizze]. In: Jenő Gergely [u.a.] (Hgg.): A hosszú tizenkilencedik és a rövid huszadik század. Tanulmányok Pölöskei Ferenc köszöntésére. Budapest, 313-334.

2001

Identität und Sprachgebrauch bei den Ungarndeutschen. In: Márta Nagy; László Jónácsik (Hgg. in Zusammenarb. mit Edit Madas und Gábor Sarbak): „swer sinen vriunt behaltet, daz ist lobelich“: Festschrift für András Vizkelety zum 70. Geburtstag. Piliscsaba/Budapest (= Abrogans 1; Budapester Beiträge zur Germanistik 37), 539-548.

Identität und Sprachgebrauch bei den Minderheiten. In: The Minorities at the Turn of Millennium (Chances, Possibilities, Challenges): Introductory Papers and Proposals – Kulturen der Nationalitäten an der Jahrtausendwende (Chancen, Möglichkeiten, Herausforderungen): Zur Diskussion anregende Vorträge und Thesen – A nemzetiségi kultúrák az ezredfordulón (Esélyek, lehetőségek, kihívások): Vitaindító előadások és tézisek. Budapest, 63-82.

Stand und Aufgaben der ungarndeutschen Dialektlexikographie. In: Peter Canisius; Zsuzsa Gerner; Manfred Michael Glauninger (Hgg.): Sprache – Kultur – Identität: Festschrift für Katharina Wild zum 60. Geburtstag. Pécs, 195-203.

### Herausgebertätigkeit

Asteriskos: Eötvös Loránd Tudományegyetem Bölcsészdoktori értekezések (Bde. 1-3)

Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen (Bde. 1-18)

Budapester Beiträge zur Germanistik (Bde. 1-40)

Ungarndeutsches Archiv (Bde. 1-2)

Ungarndeutsches Handwerk (Bde. 1-2)

Ungarndeutsche Studien (Bde. 1-6)

Studies in Modern Philology (Bde. 1-15)











6825





